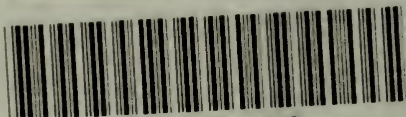
# Das Buch vom Pferde



von

# Graf Wrangel.


22101851162



# Das Buch vom Pferde.

Ein Handbuch

für

jeden Besitzer und Liebhaber von Pferden

von

Graf C. G. Wrangel.

---

Zweiter Band.

---

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 248 Abbildungen in Holzschnitt und 9 Kunstbeilagen.

Stuttgart.
Verlag von Schickhardt & Ebner.
(Konrad Wittwer.)
1890.

Druck von Carl Hammer in Stuttgart.

# Inhalts-Verzeichnis.


Seite

Elftes Kapitel: **Das Exterieur des Pferdes** . . . . . . . . . . 1

Wie der Gesundheitszustand und die Diensttauglichkeit eines Pferdes nach den äußeren Körperformen zu beurteilen ist 49

Tabellarische Übersicht über die Hauptmängel der Pferde in verschiedenen Staaten . . . . . . . . . . . . 97

Zwölftes Kapitel: **Der Hufbeschlag** . . . . . . . . . . . . . . 98

Die Hufpflege . . . . . . . . . . . . . . . . 116

Die Zubereitung des Hufes zum Beschlag . . . . . . 132

Das Richten und Auflegen der Eisen . . . . . . . . 139

Das Aufnageln der Eisen . . . . . . . . . . . . 147

Der Winterbeschlag . . . . . . . . . . . . . . . 159

Der Beschlag unregelmäßiger und kranker Hufe . . . . 176

Dreizehntes Kapitel: **Die gewöhnlichsten inneren und äußeren Krankheiten des Pferdes** . . . . . . . . . . . 221

Vierzehntes Kapitel: **Die Pferderassen** . . . . . . . . . . . . . 268

Das Vollblut . . . . . . . . . . . . . . . . . 272

Die halbblütigen Schläge . . . . . . . . . . . . 340

Die kaltblütigen Schläge . . . . . . . . . . . . 464

Fünfzehntes Kapitel: **Die Zucht** . . . . . . . . . . . . . . . . 520

Der Hengst . . . . . . . . . . . . . . . . . . 525

Die Stute . . . . . . . . . . . . . . . . . . 533

Die Paarung . . . . . . . . . . . . . . . . . 536

Die Trächtigkeit der Stuten . . . . . . . . . . . 551

Die Geburt . . . . . . . . . . . . . . . . . . 556

Pflege der Stute und des Fohlens nach der Geburt . . . 563

Die Aufzucht des Fohlens . . . . . . . . . . . . 567

## Elftes Kapitel.

# Das Exterieur des Pferdes.

Folianten sind bereits über die äußere Form des Pferdes — das sog. Exterieur des Pferdes — geschrieben worden. Wie unvollständig und unpraktisch ein hippologisches Handbuch auch sein möge — die Lehre vom Exterieur ist sicher in demselben mit größter Ausführlichkeit behandelt worden. Das Exterieur ist auch das Leibsteckenpferd aller Kathederhippologen und zahlreich sind diejenigen, die da glauben, mit Beihilfe des Meßbandes aus den äußeren Formen zuverläßige Schlußsätze bezüglich des Gebrauchs- und Zuchtwertes eines Pferdes ziehen zu können. Ich bitte mich nicht der Übertreibung zu zeihen, der gelehrte französische Tierarzt Bourgelat, dessen „Traité de la conformation extérieure du cheval" noch heute andächtige Bewunderer findet, Vial de Saintbel und viele andere, sowohl ältere als neuere Verfasser, haben im vollen Ernst versucht, ein Rechenexempel aus dem lebenden Organismus zu machen.

Ist aber das Exterieur von den Theoretikern bedeutend überschätzt worden, so hat auch mancher sog. Praktikus demselben eine viel zu geringe Bedeutung beigelegt. Dies gilt ganz besonders von den Engländern. „Handsome is who handsome does" (Schönheit liegt in den Leistungen); „Horses go in all shapes" (die Form ist nichts, der Gang alles) und „An ounce of blood is worth a pound of bone" (eine Unze Blut ist ebenso viel wert als ein Pfund Knochen) sind z. B. in England häufig angewendete Redensarten, die, obwohl ihr tiefer Sinn die größte Beachtung verdient, mehr als einen Anfänger auf sehr bedenkliche Irrwege geführt haben. Daß fehlerhaft gebaute Pferde oft eine viel größere Leistungsfähigkeit als den Idealen der Theoretiker entsprechende Tiere an den Tag gelegt haben, ist allerdings auch außer Englands Grenzen kein Geheimnis für den Fachmann, nur lehrt die Praxis, daß solche Widersprüche mehr scheinbar als wirklich sind. Die Überlegenheit des fehlerhaft gebauten Pferdes hat nämlich in den meisten Fällen ihre natürliche Erklärung darin, daß dieses von der Natur mit ganz außerordentlichen inneren und äußeren Eigenschaften ausgerüstet worden ist, welche die Mängel

in seinem Körperbau mehr wie aufwiegen. Und was das mustergiltig gebaute, aber schlaffe Tier betrifft, fehlte demselben aller Wahrscheinlichkeit nach das nötige Quantum „Dampf“, ohne welchen der ausgezeichnete Mechanismus nicht auf eine höheren Anforderungen entsprechende Art im Gang erhalten werden kann.

Dies sind wichtige Faktoren, welche bei der Beurteilung von Pferden auch von in anderen Richtungen recht klugen und kenntnisreichen Leuten übersehen werden. So äußerte einmal ein großer Mechaniker zu einem, Pferde züchtenden, Freunde, daß er, wenn er sich nur die Mühe geben wollte, den Mechanismus des Pferdekörpers zu studieren, im Stande sein würde, auf jeder Bahn im Voraus die Sieger in allen Rennen zu nennen. Sein Freund antwortete ihm: „Wenn das der Fall ist, so eile nach England und kehre zurück als Millionär.“ — Der Mechaniker war ein gelehrter Mann. Der tote Mechanismus hatte keine Geheimnisse vor ihm; Eines hatte der Gute aber dennoch vergessen — und das war der Dampf!

Das Erste was ich in diesem Kapitel dem Leser ans Herz legen möchte, wäre deshalb, das Exterieur nur als eine Voraussetzung zu betrachten, deren Bestätigung durch die Leistung erbracht werden muß.

Da möglicherweise der eine oder der andere meiner Leser aus dieser Einleitung den Schluß ziehen könnte, daß mir das Exterieur des Pferdes so ziemlich egal sei, will ich, bevor ich weiter gehe, ausdrücklich betonen, daß das kennzeichnende meiner Stellung zu den hier angeregten Streitfragen nicht Gleichgiltigkeit für die äußere Form, sondern die feste Überzeugung ist, daß der Wert des Pferdes — die Körperkonstitution nicht einberechnet — von drei Faktoren abhängig ist, nämlich: gute Herkunft, gute Leistungen und gutes Exterieur.

In vorliegendem Kapitel wird hauptsächlich von den Körperformen die Rede sein. Es ist mir also reichliche Gelegenheit geboten, meinen Standpunkt zu der von vielen hippologischen Professoren als allein seligmachend gepriesene Lehre vom Exterieur klarzustellen.

Ich gestehe, daß ich diese Aufgabe zu den angenehmsten zähle, welche mir als Verfasser des „Buches vom Pferde“, zuteil geworden. Angenehm ist aber nicht immer gleichbedeutend mit leicht. Worin das Vergnügen liegt, braucht kaum erwähnt zu werden, denn wer wüßte nicht, daß es für jeden in praktischer Thätigkeit gereiften Pferdefreund ein Genuß sein muß, den Wert des guten Pferdes in Wort und Bild schildern zu dürfen. Die Schwierigkeit aber liegt darin, diese Schilderung so zu gestalten, daß sie nicht nur genußreich für den Verfasser, sondern auch nutzbringend für den Leser werde. Möge es mir nun nicht als Anmaßung oder Tadelsucht ausgelegt werden, wenn ich erkläre, daß ich, obgleich ich ungefähr alles gelesen habe, was während der letzten Jahrzehnte im skandinavischen Norden

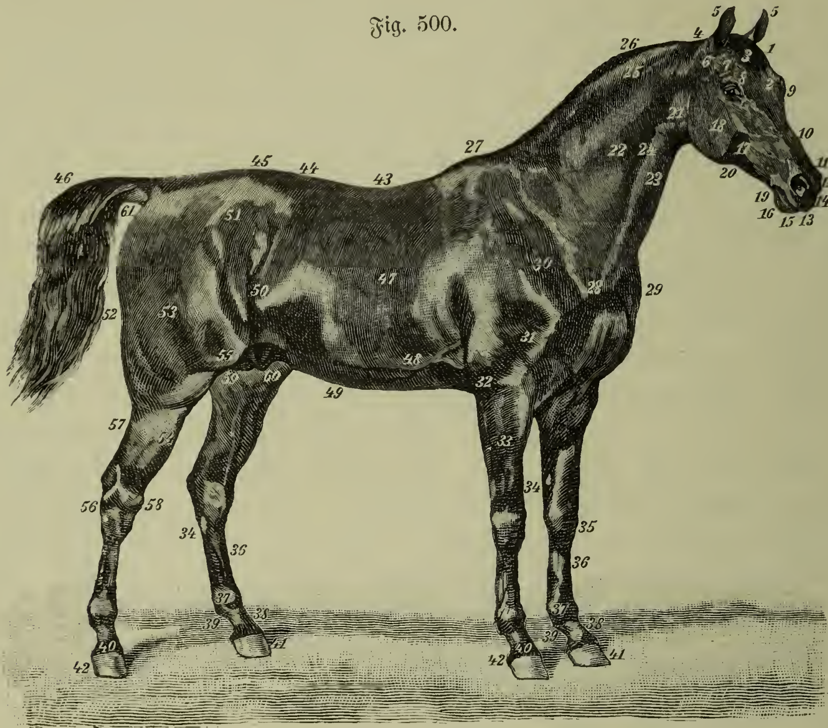
in Deutschland, Österreich, Frankreich, England und Amerika den wertvolleren Erzeugnissen der hippologischen Literatur zugezählt worden ist, bisher noch keine, in jeder Hinsicht befriedigende Anleitung zur Beurteilung von Pferden zu Gesicht bekommen. Es wird das Niemanden überraschen, der hippologische Studien betrieben hat. Zur Erwerbung einer vollständigen Pferdekenntnis gehört leider außer angeborenen Anlagen noch Verschiedenes, was die Bücher nicht bieten können, und dies ist's eben, was unsern fruchtbarsten hippologischen Schriftstellern, den Tierärzten, abzugehen pflegt. Ein Vorwurf ist genannten Herren daraus nicht zu machen, denn einerseits stellt die Tierarzneikunde gar hohe Ansprüche an ihre Jünger und anderseits reicht kaum ein Menschenleben dazu hin, um auch als Züchter, praktischer Pferdekenner, Reiter und Fahrer das ganze Gebiet der Hippologie zu erforschen. Die Vollblutzucht allein ist z. B. ein Fach, das Stoff zu anstrengenden Studien während eines ganzen Daseins bietet. Ich habe auch während meiner Streifzüge nur einen einzigen Tierarzt kennen gelernt, welcher nicht nur als Veterinär, sondern auch als „Pferdsmann" Hervorragendes geleistet. Dieser Eine war Mr. Field jun., Oxford Street, London, und der brach vor einigen Jahren das Genick auf einer Parforcejagd. An Kathederhippologen hat die Welt dagegen nie Mangel gelitten. Was schließlich die sog. praktischen Pferdsleute betrifft, sind dieselben nur ausnahmsweise im Besitz jener theoretischen Fachkenntnisse und allgemeinen Bildung, welche nicht nur das geschriebene Wort genießbar machen, sondern — was noch wichtiger ist — der praktischen Erfahrung Harmonie und Anschaulichkeit verleihen. Mein Ideal eines hippologischen Verfassers wäre deshalb eine Persönlichkeit, die sich als Tierarzt, Schriftsteller und praktischer Kenner des Pferdes mit den Besten ihrer Zeit messen könnte. Graf Lehndorff kommt diesem Ideale sehr nahe; aber leider hat der so reich begabte preußische Oberlandstallmeister bisher kein Buch über das Exterieur des Pferdes geschrieben.

Ich bin mir also der Schwierigkeit meiner Aufgabe sehr wohl bewußt. Wenn ich es trotzdem unternehme, dieselbe nach besten Kräften zu lösen, so hat dies keineswegs seinen Grund darin, daß ich mir besondere Fähigkeiten zutraue. Was ich mir aber nicht nehmen lasse, ist, daß ich während einer langjährigen Thätigkeit als hippologischer Lehrer in die Lage gekommen bin zu beurteilen, was dem Anfänger vor Allem not thut. Dies ist ja immerhin etwas. Und nun zur Sache.

Der größte Fehler, den sich unsere hippologischen Professoren zu Schulden kommen lassen, ist meiner Ansicht nach, daß sie sich ein Normalpferd zusammenkonstruiren, dessen Formen sie dann mit einer ans Komische grenzenden Genauigkeit beschreiben. Man braucht aber keine große Erfahrung im Sattel oder am Bock erworben zu haben, um zu wissen, daß dieses Normalpferd ein Phantasiebild ist.

Und dies kann als ein wahres Glück betrachtet werden, denn verschiedene Gebrauchszwecke fordern und erzeugen verschiedenartige Körperformen. Weßhalb der nach Pferdekenntnis durstende Anfänger sich nicht von einer Schilderung befriedigt fühlen

Fig. 500.



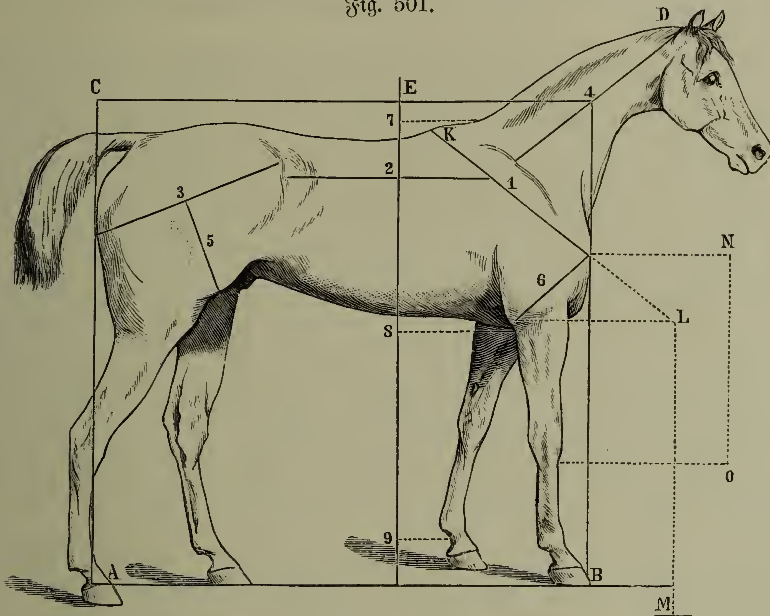

## Die äußeren Teile des Pferdes.

1. Der Vorkopf.
2. Die Stirne.
3. Der Haarschopf.
4. Das Genick.
5. 5. Die Ohren.
6. Die Schläfe.
7. Die Augengruben.
8. Die Augenbogen.
9. Die Augen.
10. Der Nasenrücken.
11. Die Nase.
12. Die Nasenlöcher.
13. Das Maul.
14. Die Ober= und
15. Die Unterlippe.
16. Das Kinn.
17. Die Backen.
18. Die Wangen.
19. Die Kinnkettengrube.
20. Der Kehlgang.
21. Stelle der Ohrspeicheldrüse.
22. Der Hals.
23. Die Kehle.
24. Rinne, in welcher die Halsader liegt, an der man gewöhnlich zu Ader läßt.
25. Der Kamm.
26. Die Mähne.
27. Der Widerrist.
28. Die Brust.
29. Die Bugspitze.
30. Die Schulter.
31. Der Oberarm oder Bug.
32. Der Ellbogen.
33. Der Unterarm.
34. Die Kastanie.
35. Das Knie.
36. 36. Das Schienbein.
37. 37. Die Köthe.
38. 38. Die Fessel.
39. 39. Die Haarzotte.
40. 40. Die Krone.
41. 41. Der Huf.
42. 42. Der Ballen.
43. Der Rücken.
44. Die Lenden.
45. Das Kreuz.
46. Der Schweif.
47. Die Rippen.
48. Die Lage der Sporader.
49. Der Bauch.
50. Die Weichen oder Flanken.
51. Die Hüften.
52. Die Hinterbacke.
53. Der Oberschenkel.
54. Der Unterschenkel.
55. Die Kniescheibe.
56. Das Sprunggelenk.
57. Die Achillessehne.
58. Der Winkel des Sprunggelenkes.
59. Der Hodensack } beim Hengste.
60. Der Schlauch } beim Hengste.
61. Der After.

kann, die darauf ausgeht, alle Pferdetypen in eine und dieselbe Form zu gießen, ist demnach leicht zu erklären. Bourgelats „Musterpferd“ war z. B. ein wahres Untier, welches kein noch so geriebener Roßkamm an den Mann gebracht hätte. Wollen wir zu einer richtigen Auffassung der für das Pferd wünschenswerten Körperformen gelangen, müssen wir also andere Wege betreten.

Aus diesem Grunde finde ich mich veranlaßt, meine Beschreibung der drei Haupttypen — das Reit-, Wagen- und Arbeitspferd — damit einzuleiten, daß ich

Fig. 501.




Das in einem Quadrat eingepaßte Pferd mißt weit mehr in der Länge als in der Höhe. Die Linien 1, 2, 3, 4 sind gleich lang — die Totallänge C D zeigt ein harmonisches Verhältnis zwischen der Vorderhand E D und der Hinterhand C E — das Längenmaß der Schulterlinie N O reicht bis weit unter das Knie — die Längenmaße der Schulter und des Unterarms K L übersteigen zusammengerechnet die Länge der Extremitäten (L M) — der Oberarm 6 und das große Oberschenkelbein 5 haben die rechte Neigung — das Pferd ist jedoch etwas hochbeinig — die wünschenswerte Höhe ist durch die Linie 8—9 bezeichnet.

den Leser auf einige Linien aufmerksam mache, die mehr oder weniger rein und vollkommen bei allen Pferden hervorragender Klasse, gleichviel welchem Typus dieselben angehören, vorgefunden werden. Ich meine diejenigen, welchen das Knochengerüst des Pferdes die rechte Länge, Höhe und Breite zu verdanken hat, oder mit anderen Worten die Proportionen, welche die mechanische Grundlage der Schnelligkeit, Kraft und Ausdauer des Pferdes bilden. Inwiefern ein solches Pferd mit großen Linien (der Franzose sagt „cheval à grandes lignes“) auch wirklich schnell, stark oder ausdauernd sein wird, hängt natürlich ebenso wie die Intensivität dieser

Eigenschaften von der ererbten, oder als persönliche Gabe angeborenen „Dampfkraft“ ab; aber gerade weil diese Dampfkraft nicht mit den Augen gemessen werden kann, ist es doppelt wichtig für uns, die mechanische Grundlage richtig beurteilen zu lernen.

Was nun zuerst die Länge des Knochengerüstes betrifft, so soll nach der Theorie das Maß von der Bugspitze bis zum äußersten Punkt der Hinterhand größer sein, als das Maß vom höchsten Punkte des Widerristes bis zum Boden (vergleiche Fig. 501, welche den berühmten Vollbluthengst Kisbèr in Training-Kondition darstellt).

Ohne diese Länge, welche unter normalen Verhältnissen durch die Tiefe des Brustkorbes und die Länge der Kruppe gebildet wird, werden die Gänge wenig raumgreifend; mit derselben steht das Pferd über viel Boden, was, vorausgesetzt, daß der Körper im Übrigen richtige Proportionen hat, sowohl für Rennpferde als für Arbeitspferde eine schätzenswerte Eigenschaft sein muß, denn das Pferd, welches über viel Boden steht, geht auch mit jedem Schritt über viel Boden.

Ein ausgezeichneter Maßstab für die Beurteilung der Länge des Pferdekörpers bietet uns die Schulter. Bildet dieselbe mit dem Oberarme einen Winkel von ungefähr 90°, so ist sie genügend lang, und stimmt das Längenmaß derselben mit dem von der Schulterlinie bis zur Hüftspitze, und von der Hüftspitze bis zum äußersten Punkte der Hinterhand genommenen Maße überein, so hat der Pferdekörper die richtige Länge (Fig. 501). Auch der Hals ist im Besitz der richtigen Proportionen, falls er dieselbe Länge wie die Schulter aufweist.

Hieraus ergibt sich, daß es von größter Wichtigkeit sein muß, Klarheit bezüglich des Begriffes „kurze“ und „lange“ Schulter zu gewinnen.

Der Professor an der französischen Gestütsschule zu Le Pin, Herbin, welchem das Verdienst gebührt, zuerst die Schulter als Maßstab bei der Beurteilung der Proportionen des Pferdekörpers aufgestellt zu haben, teilt in seinem ausgezeichneten Werke „Études hippiques“ mit, daß er bei allen Pferden „à grandes lignes“, die er gemessen, gefunden, daß das in richtiger Winkelung stehende Schulterblatt dasselbe Maß hat wie:

1) Die Länge des Mittelstückes, von der Mitte der Schulterlinie bis zur Hüftspitze (Fig. 501, Linie 2),
2) Die Länge von der Hüftspitze bis zum äußersten Punkte der Hinterhand (Fig. 501, Linie 3),
3) Die Länge des Halses (Fig. 501, Linie 4).

Professor Herbin hat außerdem durch zahlreiche Messungen konstatirt, daß genanntes Längenmaß in vertikaler Richtung auf eine von der Bugspitze ausgehenden

Linie übertragen, bei einem Pferde mit guten Schultern bedeutend tiefer als das Knie (Fig. 501), bei Pferden mit kurzen Schultern aber nur bis zum Knie reicht.

Auf Grund verschiedener Messungen, welche ich an anerkannt guten Pferden vorgenommen, bin ich in der Lage, die Richtigkeit der Methode des Professors Herbin zu bestätigen. Soll aber die Schulter als vergleichender Maßstab bei der Beurteilung der Proportionen des Pferdekörpers benützt werden, so muß dieselbe natürlich nicht nur die entsprechende Länge, sondern auch die rechte Neigung zeigen. Das Maß der Schulter ist somit stets an der Stelle zu nehmen, die sie nach der Theorie einnehmen sollte. Wird dies übersehen, so kann es leicht geschehen, daß man mit dem Maße einer langen aber steilen Schulter den Körper zu lang findet, obgleich derselbe die richtige Länge hat, oder auch, daß man nichts an dem Längenmaße des Rumpfes auszusetzen findet, obgleich dasselbe faktisch zu kurz ist. Die kurze Schulter taugt ebenfalls nicht zum Maßstab. Hat man es mit einer solchen zu thun, so muß man behufs Erlangung eines richtigen Maßstabes die ganze Länge von der höchsten Spitze des Widerristes bis zur Bugspitze und von der Bugspitze bis unterhalb des Knies messen; die Hälfte des so erhaltenen Maßes gibt die richtige Länge für das Schulterblatt an.

Fig. 502 zeigt ein Pferd mit einer zu kurzen Schulter AB. Die Linie BC, die sich knapp bis zum Knie streckt, liefert den Beweis, daß die Schulter wirklich zu kurz ist. Mit Beihilfe des Maßes AD sind wir jedoch im Stand, zu bestimmen, welche Lage die Bugspitze E bei richtiger Länge der Schulter einnehmen würde. Damit haben wir uns auch einen korrekten Ausgangspunkt für unsere vergleichenden Messungen gesichert.

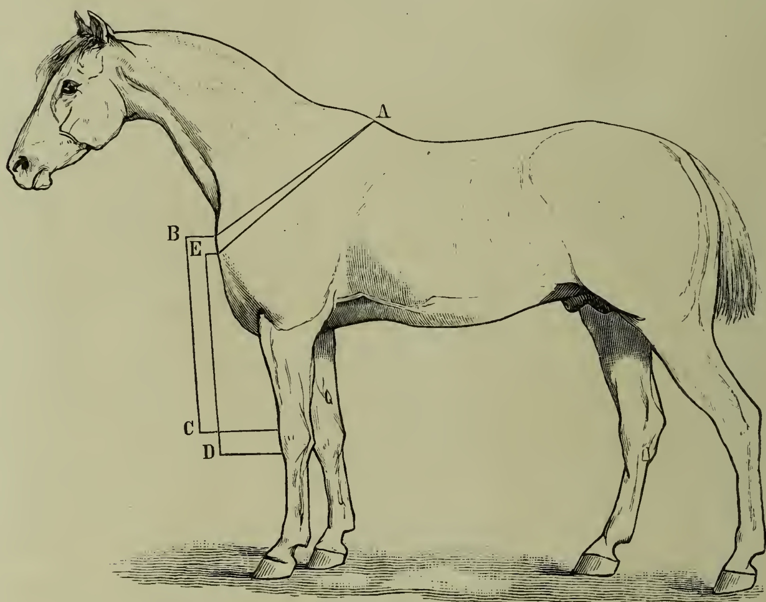
Was das Höhenmaß betrifft, habe ich bereits hervorgehoben, daß das Maß von dem höchsten Punkte des Widerristes bis zum Boden kleiner als das Maß von der Bugspitze bis zum äußersten Punkte der Hinterhand sein soll. Es ist aber auch von Wichtigkeit, sich ein zutreffendes Urteil über die Tiefe des Brustkorbes bilden zu können, und will ich deshalb mit Hinblick auf dieses wichtige Maß erwähnen, daß die Länge von dem höchsten Punkte am Widerrist bis zum Niveau des Brustbeines nahezu dem Maße von letztgenanntem Punkte bis zum Boden gleichkommen muß, wenn das Pferd tief und kurzbeinig genannt zu werden verdient.

Weshalb man wünscht, daß das Pferd, gleichviel welchem Typus es angehört, tief und kurzbeinig sei, liegt auf der Hand. In dem tiefen Brustkorb ist Raum für kräftige Atmungsorgane; die kurzen Beine aber haben auch kurze Schienen und starke Sehnen und vermehren außerdem die schiebende Kraft der Hinterhand. Es ist also nicht das Schönheitsgefühl allein, welches vorstehendem Wunsche zu Grunde liegt.

Wir kommen nun zu der Breite. Dieses Maß muß selbstverständlich mit

den verschiedenen Pferdetypen wechseln. Das Vollblutpferd z. B. wird, besonders was das Vorderteil betrifft, mehr tief als breit sein, und es ist eine unbestrittene Thatsache, daß die besten „Steher" (Pferde für große Distanzen) auf Englands Bahnen, ich erwähne nur Crucifix, Surplice, Alice Hawthorn, Achievement u. a., sehr schmal zwischen den Vorderbeinen waren, alle aber hatten eine staunenswerte Tiefe und auch eine gute Breite in der Kruppe. Als eine speziell beim Ankauf

Fig. 502.




Zu kurze Schulter.

von Rennpferden beachtenswerte Regel würde ich deshalb empfehlen: „breit hinten, tief, wenn auch schmal, vorn."

Das Reitpferd kann kaum eine zu breite Kruppe haben. Und daß diese Breite, vorausgesetzt, daß dieselbe mit der Länge des Rumpfes und der Stellung, sowie der Stärke der Extremitäten übereinstimmt, keineswegs ideale Schönheit ausschließt, wird jeder bezeugen können, der in der Lage gewesen, eine größere Anzahl englischer Jagdpferde zu mustern. Große Breite in der Vorderhand ist auch beim Reitpferde nie wünschenswert, obgleich Pferde dieser Kategorie natürlich vorne breiter sein dürfen, als Rennpferde.

Das Wagenpferd soll dagegen eine breite Brust haben und außerdem eine seiner Größe entsprechende Schwere besitzen. Dasselbe gilt in noch höherem Maße



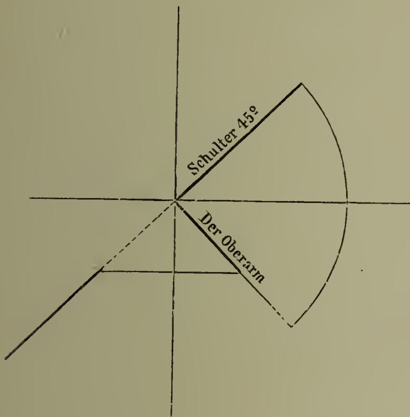
**Stuart.**

Sieger im französischen Derby und im Grand Prix von Paris 1888.

vom Arbeitspferde; aber je mehr letzteres einer schwereren — bedeutend schwereren — Auflage des Reitpferdes gleicht, desto mehr nähert es sich auch dem Ideale seines Typus.

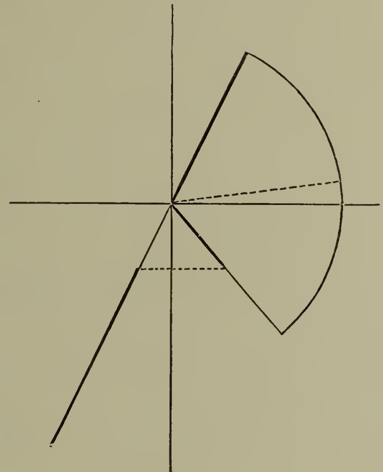
Eine entscheidende Bedeutung für die richtige Zusammenstellung des Mechanismus und infolge dessen auch für die Brauchbarkeit des Pferdes, insofern dieselbe von den Körperformen abhängt, haben schließlich auch die Länge und Winkelung des Schulter- und Hüftengelenkes.

Fig. 503.




Gute

Fig. 504.



Ungenügende

Winkelstellung der Schulter zum Oberarm.

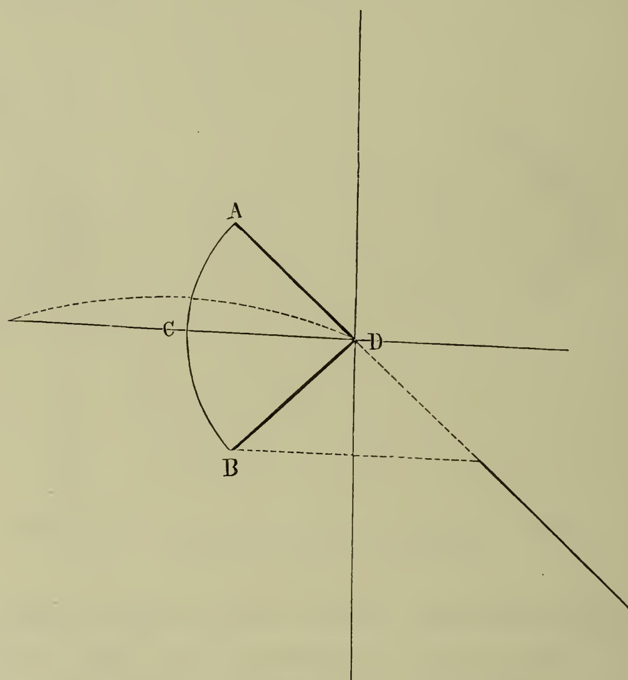
Der französische Schriftsteller General Morris stellte die Regel auf, daß genannte Körperteile lang sein und eine Neigung von 45 ° gegen die Vertikale haben sollen. Gegen diese Theorie ist wenig einzuwenden, denn es kann nicht bezweifelt werden, daß eine solche Winkelbildung der Schnelligkeit förderlich ist. Dies hat seinen Grund darin, daß die durch die schräge Stellung der Gelenke gebildeten Winkel sich leichter öffnen können, wodurch wieder die Extremitäten besseren Raum für ihre Bewegungen gewinnen. Daß diese Bewegungen desto kräftiger sein werden, je mehr sie durch gut entwickelte Muskelbündel unterstützt werden, ist selbstverständlich.

Wie wünschenswert es aber auch sein möge, daß die hier erwähnten Gelenkteile im Vorder- und Hinterteil dieselbe Winkelstellung haben und parallel zu einander stehen, lassen sich doch nicht selten auch bei ausgezeichneten Pferden große Verschiedenheiten hierin wahrnehmen. Die Winkelung kann z. B. sehr ungleich im

Vorder- und Hinterteil sein, ohne daß die Bewegung der Extremitäten dadurch behindert wird. In diesem Falle müssen aber die Winkel trotz ihrer Ungleichheit unbedingt günstig für die Bewegung sein und das Pferd in anderer Richtung Eigenschaften besitzen, welche den hier angedeuteten Mangel in der Harmonie der Körperformen ausgleichen.

Die einfachen Abbildungen in den Fig. 507 und 509 werden dem Leser

Fig. 505.




Gute Winkelstellung des Hüftbeines zum Oberschenkelbein.

die Bedeutung einer guten Winkelstellung der Schulter- und Hüftgelenkteile vor Augen führen.

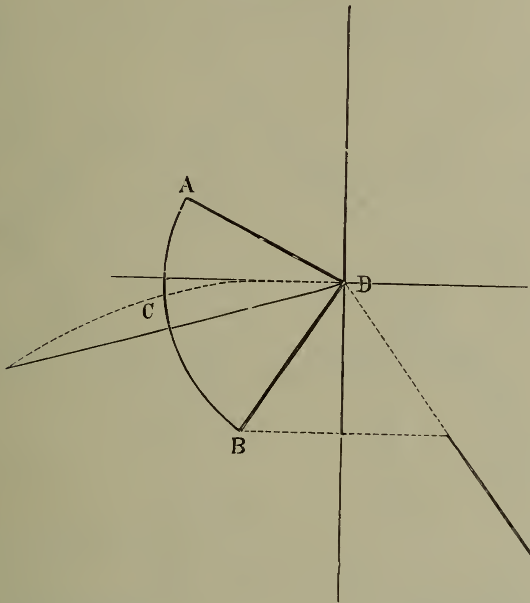
Wenn z. B. das Schultergelenk wie in der Fig. 503 einen Winkel von 90° mit dem Oberarme bildet, wird die Biegung des Gelenkes nach vorne und rückwärts in so hohem Grade erleichtert, daß sowohl der Arm wie das ganze Bein, der Richtung der Schulter folgend, sich möglichst weit vorwärts strecken können.

Hat dagegen die Schulter wie in Fig. 504 eine steile Stellung, so wird die Biegung sehr erschwert und kann dann eine größere Schnelligkeit nur durch eine sehr beschleunigte und anstrengende Thätigkeit der Muskeln ermöglicht werden.

Ebenso verhält es sich mit dem Hüftgelenke.

Haben das Hüftbein und das Oberschenkelbein (siehe die Linien AD und DB in Fig. 505) eine Neigung von 45 ⁰ gegen die Vertikale, so befindet sich der Mittelpunkt des Halbkreises, der sie beide mit einander vereinigt, auf der horizontalen, und da nun die vortreibende Kraft notwendig auf eben genannten Punkt des Halbkreises einwirken muß, so ist es offenbar, daß diese Kraft im vorliegenden Falle in horizontaler Richtung wirkt, was wiederum zur Folge hat, daß die Kraftäußerung

Fig. 506.




Ungenügende Winkelstellung des Hüftbeines zum Oberschenkelbein.

unter den günstigsten Bedingungen und ohne irgend welchen Verlust nach vorwärts konzentrirt werden kann.

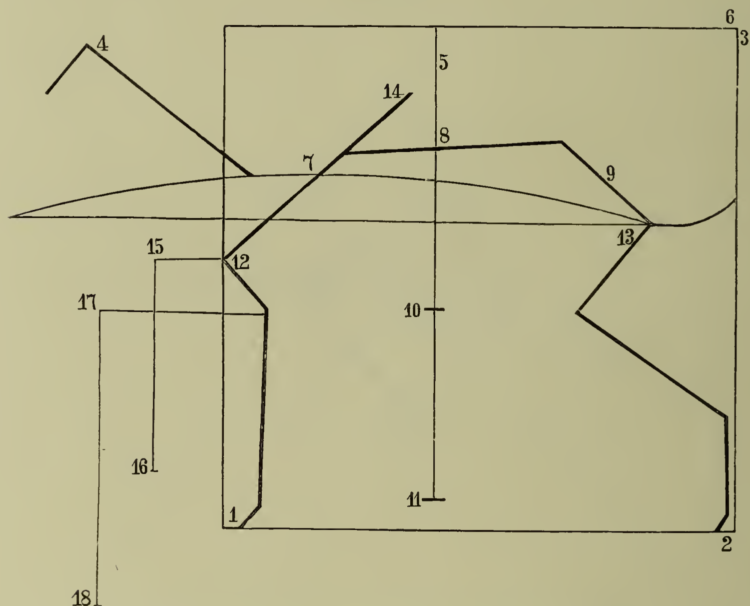
Wenn dagegen die in Rede stehenden Knochen nicht eine Neigung von 45 ⁰ gegen die Vertikale haben (Fig. 506), sondern das Hüftbein sich der Horizontalen nähert, so kommt der Mittelpunkt des Halbkreises (C) auf eine abschüssige Linie zu liegen; die Kraftäußerung erhält dann natürlicherweise dieselbe Richtung und wird desto mehr behindert, je abschüssiger letztere ist. Die notwendige Folge hiervon aber ist, daß die Vorderbeine den Hinterbeinen Unterstützung schleuniger gewähren müssen und daß auch mit einer noch so vorteilhaften Gestaltung der Vorderhand nur mäßige Bewegungsresultate erzielt werden können.

In Fig. 507 sind die Grundlinien eines großartig angelegten Pferdes nach Prof. Herbins Theorie dargestellt.

Mit Beihilfe dieser wenigen, einfachen Linien dürfte es dem Leser nicht schwer fallen, seinem Gedächtnisse die Grundformen einzuprägen, welche in allen Rassen und Schlägen das ideale Pferd kennzeichnen.

Leider sind ideale Pferde ebenso selten wie ideale Menschen. Wollten wir aber jedes Pferd verwerfen, das in irgend einer Hinsicht nicht dem Bilde ent-

Fig. 507.

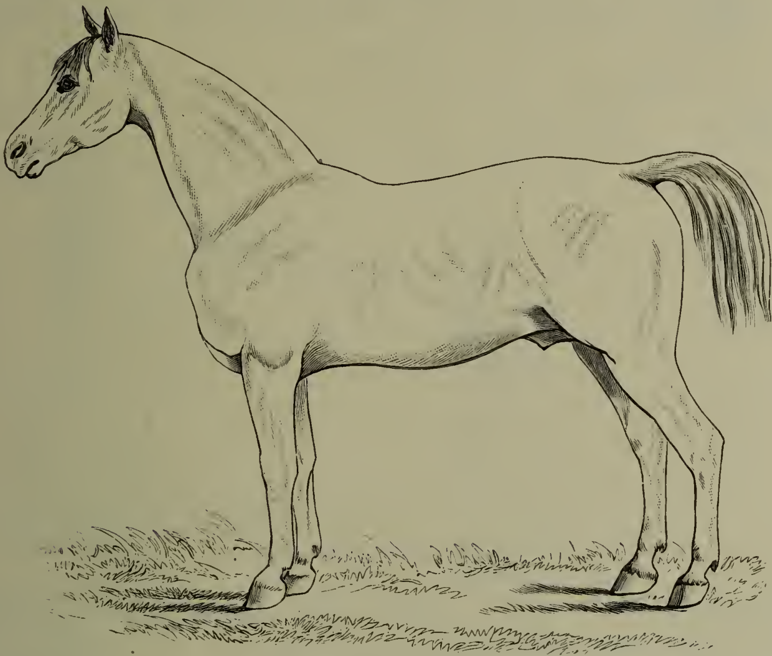


Grundlinien eines gut gebauten Pferdes.

spricht, welches wir für den betreffenden Typus aufgestellt, so würden wir wohl auf Schusters Rappen angewiesen bleiben. Etwas müssen wir also immer auch den Prachtexemplaren des Pferdegeschlechts nachsehen. Es gilt nur stets genau zu wissen, ob und in welchem Maße dieses „Etwas" die Brauchbarkeit des Pferdes für unsere Zwecke vermindert, und weiter ob nicht etwa jener unzweifelhafte Mangel oder Fehler durch ebenso entschiedene Vorzüge ausgeglichen wird. In dieser klaren Auffassung, in diesem wohl durchdachten Abwägen der Vorzüge und Mängel, nicht in einem sterilen Fehlersuchen, liegt die beneidenswerte und schwer zu erlernende Kunst des Kenners. Ja, zweifelsohne schwer zu erlernende Kunst, denn die meisten Sterblichen können es auch mit größtem Fleiß und Eifer nie zu etwas Rechtem

in derselben bringen. Das sog. „Pferdsauge" muß eben gerade so wie das musikalische Ohr angeboren sein. Mit Fleiß und Ausdauer kann allerdings sowohl das Auge als das Ohr verschärft, geübt werden, die angeborenen Anlagen aber lassen sich doch nie und nimmer ersetzen. Dies darf den Anfänger indessen nicht davon abschrecken, jede Gelegenheit zur Schärfung seines Auges zu benützen. Es gibt keinen noch so elenden „Krampen", an dem sich nicht etwas lernen ließe; überhaupt kann man auch mit den besten Anlagen, erst nachdem man tausende „Krampen" und tausende

Fig. 508.



Überbautes Pferd.

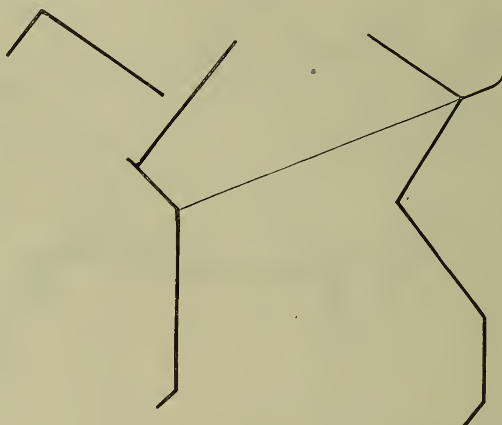
Pferde guter Klasse gemustert hat, Sicherheit und Selbständigkeit in der Beurteilung von Pferden erlangen. Solche Übung wird jedoch nur dann zu dem gewünschten Resultate führen, wenn der Betreffende in die Lage kommt, Pferde der verschiedenartigsten Schläge zu mustern, denn eine Remonte oder ein Arbeitspferd richtig beurteilen zu können und im Stande zu sein, ein fachgemäßes Urteil über ein in Training-Kondition befindliches Rennpferd abzugeben, sind zwei grundverschiedene Aufgaben. Pferdekenner im wahren Sinne des Worts ist aber nur der, welcher jeden Pferdetypus, vom Vollblutpferd bis zum Pinzgauer herab, nach seinem vollen Wert

abschätzen kann. Solche Pferdekenner gehören jedoch in aller Herren Länder zu den größten Seltenheiten.

Nach dieser kleinen Abweichung kehre ich wieder zu der Notwendigkeit zurück, nach Ersatz für die bei jedem Pferde hervortretenden Mängel zu suchen.

Was z. B. die fehlerhaften Längenmaße betrifft, kann ein zu langer Rumpf Ersatz für eine steile Schulter bieten, wenn nur der Brustkorb tief ist und die Extremitäten keinen Anlaß zu Tadel bieten. Sollte dagegen die steile Schulter an einem zu kurzen Rumpfe sitzen, müssen die Gänge sowohl in der Vorder- als Hinterhand so kurz werden, daß die Brauchbarkeit des Pferdes darunter leidet. Ein zu langer Rücken — vorausgesetzt, daß die Abweichung von der normalen Länge nicht

Fig. 509.



Überbaut, zu kurze und steile Schulter.

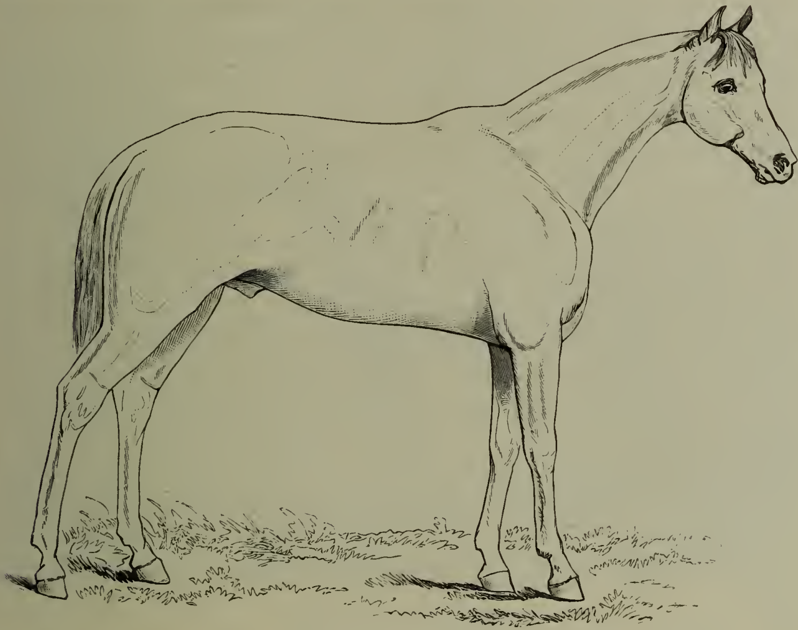
gar zu bedeutend ist — braucht ebenfalls nicht unbedingt die Untauglichkeit des Pferdes zu Zucht- und Gebrauchszwecken zu involviren. Ist nämlich ein solcher Rücken breit und muskulös, haben die hintersten Rippen eine gute Länge, besitzt das Pferd überhaupt ein solides Knochengerüst, zeigen die Schulter- und Hüftgelenksteile die rechte Länge und Winkelung, so wird das Tier voraussichtlich trotz seines langen Rückens gute Dienste leisten. Daß eine abgeschlagene Kruppe vortrefflich zu einer schwachen Nierenpartie paßt, wohingegen das horizontale Kreuz die Schwäche eines solchen Rückens nur noch vermehrt, verdient ebenfalls hervorgehoben zu werden.

Zu dem Höhenmaß übergehend, setze ich als bekannt voraus, daß ein Pferd, dessen Hochbeinigkeit ihren Grund in mangelnder Tiefe und zu langen Beinen hat, zu welchen Fehlern sich möglicherweise noch zu kurze und zu steile Schultern und

Hüftgelenksteile gesellen, für die Zucht gar keinen und für Gebrauchszwecke nur einen sehr geringen Wert besitzt. Der einzige Ersatz für Hochbeinigkeit liegt in einer hervorragend guten Länge und Winkelung der Schulter- und Hüftgelenksknochen.

Ein „überbautes“ Pferd, d. h. ein solches, das vorne niedriger als hinten ist (Fig. 508), muß mangelndes Gleichgewicht und dadurch hervorgerufene Unsicherheit der Bewegung an den Tag legen. Die Bedenklichkeit dieses Fehlers wird jedoch

Fig. 510.



Hinterhand zu niedrig.

bedeutend gemildert, wenn die Schulter eine ungewöhnlich gute Lage hat und die vortreibende Kraft, Dank der günstigen Winkelung der Hüftgelenkteile, auf die Horizontale einwirkt (Fig. 505).

Sollte dagegen das überbaute Pferd auch zu kurz sein und die Schulter obendrein eine steile Lage haben (Fig. 509), so werden sich die Nachteile des in Rede stehenden Fehlers mit um so größerer Schärfe bemerkbar machen.

Nicht selten stößt man auch auf Pferde, die hinten zu niedrig sind (Fig. 510). Diese Abweichung von dem normalen Körperbau stört das Gleichgewicht, indem sie die vortreibende Kraft der Hinterhand durch das Gewicht der Vorderhand paralysirt. Ersatz hierfür muß in einer schrägen, die Vorderhand entlastenden Schulter, in

einem kräftigen Rücken, breiter Kruppe und guten, normal gestellten Beinen gesucht werden.

Bezüglich des für mangelnde Breite im Bereiche der Möglichkeit liegenden Ersatzes ist zu erwähnen, daß ausgezeichnete Schultern und starke, kurze Beine die Nachteile eines schmalen und spitzigen Hinterteiles einigermaßen aufheben, denn in dem Vorhandensein dieser Vorzüge liegt eine Garantie dafür, daß die vortreibende Kraft der Hinterhand möglichst gut ausgenützt werden wird.

Mangelnde Breite in der Vorderhand hat im Ganzen genommen weniger zu bedeuten. Bedenklich wird dieselbe nur, wenn die Schulter kurz und steil sein sollte. In diesem Falle ist sogar eine weniger kräftige Hinterhand von Vorteil; denn mit der harmonischen Mittelmäßigkeit kann das Gleichgewicht besser bewahrt werden, als mit scharfen Gegensätzen in der Vorder- und Hinterhand. Daß geringe Breite zwischen den Vorderbeinen beim Rennpferde eher als ein Vorzug betrachtet wird, wenn nur der Brustkorb tief und das Hinterteil kräftig entwickelt ist, habe ich bereits hervorgehoben.

Nach dieser Einleitung, welche, wie ich hoffe, dem Leser eine einigermaßen deutliche Vorstellung derjenigen Hauptpunkte gegeben haben wird, welche bei der Musterung von Pferden jeder Kategorie dem Urteile des Fachmannes zu Grunde gelegt werden, halte ich es für das zweckmäßigste, zu einer alle Körperteile umfassenden Beschreibung der drei Typen: — Reit-, Wagen- und Arbeitspferde — überzugehen.

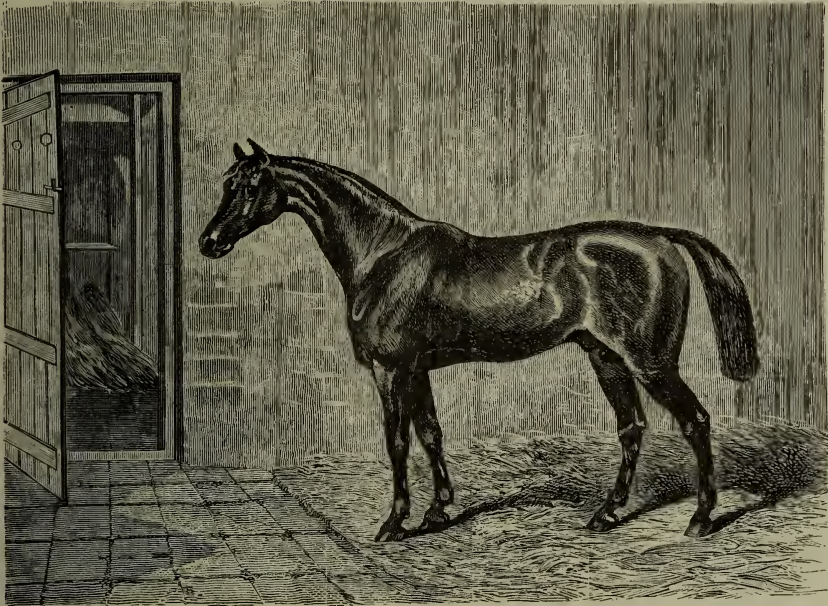
Der größeren Deutlichkeit wegen habe ich jede dieser drei Abteilungen mit einer Abbildung versehen, welche, obwohl nicht dem Reiche der Ideale entnommen, geeignet ist, das Auge des Anfängers an die richtigen, charakteristischen Formen zu gewöhnen.

Wir beginnen mit dem Reitpferde (Fig. 511) und betrachten zuerst dessen Kopf.

Niemand wird bestreiten, daß ein edler Kopf eine Zierde für das Pferd ist. Es handelt sich nur darum, festzustellen, was eigentlich unter dieser Bezeichnung zu verstehen ist. Die große Mehrzahl, Damen an der Spitze, schwärmt für ein kleines Köpfchen am Pferde. Wahrscheinlich würde auch ich der Ansicht huldigen, daß ein großer Kopf als ein grober Schönheitsfehler zu betrachten sei, wenn mir nicht eine langjährige Praxis die Überzeugung beigebracht hätte, daß es seine Bedenken hat, sich für sog. „hübsche" Pferde zu begeistern. Da ich aber nun bereits vor 30 Jahren vom Pferde selbst darüber belehrt worden bin, daß die Schönheit beim Pferde nur in für den Gebrauch wünschenswerten und notwendigen Formen liegt, ist es mir auch absolut unmöglich, einen kleinen Kopf denjenigen Eigenschaften

zuzuzählen, welche bei der Beurteilung eines Pferdes schwer in die Wagschale fallen. Im Gegenteil, ich habe sogar im Laufe der Jahre eine gewisse Vorliebe für große Köpfe bekommen. Dies hat einesteils seinen Grund darin, daß die meisten leistungsfähigen Pferde, die ich geritten oder gefahren, von der Natur mit Köpfen ausgerüstet waren, welche vom Standpunkte des Laien aus gesehen, keineswegs „hübsch" genannt werden konnten; anderenteils ist es eine alte Erfahrung,

Fig. 511.



Typus des Reitpferdes.

daß Pferde mit kleinen Köpfen gewöhnlich ein wenig liebenswürdiges Temperament an den Tag legen. Daß ein kleiner Kopf unmöglich großen Einfluß auf die Brauchbarkeit des Pferdes ausüben könne, geht auch daraus hervor, daß eine bedeutende Anzahl vorzüglicher Vollblutpferde mit imposanten Schädeln ausgerüstet war. Ich nenne nur Eclipse, Touchstone, Melbourne, Van Tromp, Mendicant, Bay Middleton, Daniel O'Rourke, Stockwell, Voltigeur u. v. a. Dagegen pflegen die Köpfe edler Pferde eine andere bestimmte Eigentümlichkeit aufzuweisen, und zwar die, daß die Nase so fein und spitzig ist, daß das Tier bequem aus einer Theetasse trinken könnte. Eine dicke, plump geformte Nase verleiht deshalb auch in meinen Augen einem jeden Pferde ein widerwärtiges, gemeines Gesicht.

Die oft gehörte Einwendung, daß die großen Köpfe wie schwerer Ballast

auf der Hand des Reiters oder Fahrers liegen, verdient keine Beachtung, denn die Eigenschaft des Pferdes, den Kopf zur Zufriedenheit des Reiters oder Fahrers zu tragen, beruht darauf, daß die Verbindung des Kopfes mit dem Genick tadellos, der Hals eine gute Form hat und das Maul weich genannt werden kann. Ist das Tier im Besitz dieser Vorzüge, so wird es den Kopf, auch wenn derselbe so groß wie eine Baßgeige sein sollte, gut tragen, wogegen ein mit einem allerliebsten Miniatur-Köpfchen ausgerüstetes Pferd, dessen Maul und Genick obiger Anforderung nicht entsprechen, schwer auf die Hand gehen muß.

Was die Stirne betrifft, sehe ich gerne, daß dieselbe breit und besonders zwischen den Augen etwas gewölbt ist. Diese Bildung ist nämlich beinahe immer ein Zeichen von Intelligenz und Gutmütigkeit, wohingegen Pferde mit schmaler, platter Stirne meistens dumme, heimtückische Gesellen sind. Der englische Tierarzt, Professor William Fearnly, will außerdem die Beobachtung gemacht haben, daß die schmale Stirne vorzugsweise bei schwachen, engbrüstigen und hochbeinigen, an chronischer Diarrhöe und Strahlfäule leidenden Tieren anzutreffen ist.

Ob die Ohren groß oder klein sind, dürfte dagegen ziemlich gleichgiltig sein. Wenn ich die Wahl hätte, würde ich jedoch große Ohren vorziehen. Dies ist aber eine reine Geschmackssache, die jeder mit sich selbst abzumachen hat. Von Wichtigkeit ist nur, daß das Ohrenspiel mit dem der Augen übereinstimmt, und, vom ästhetischen Standpunkte aus gesehen, daß die Ohren nicht schlaff zu beiden Seiten des Kopfes herunterhängen. Ich will indessen nicht verschweigen, daß ich ausgezeichnete Pferde gekannt, die solche Ohren gehabt. Wenn ich schließlich noch hinzufüge, daß feine, dünne Ohren als Zeichen edler Abkunft gelten, glaube ich Alles erwähnt zu haben, was über diesen Körperteil zu sagen ist.

Die Größe der Nasenlöcher bietet einen guten Maßstab für die Beurteilung des Atems der Pferde. Es kann allerdings vorkommen, daß ein Pferd mit engen Nasenlöchern sich eines vorzüglichen Atems erfreut, denn auch die kleinsten Nasenlöcher sind immer noch weiter als der Kehlkopf; unter gewöhnlichen Verhältnissen werden aber weite Nüstern ohne Falten als ein günstiges Anzeichen zu betrachten sein.

Das Auge soll groß und klar sein und im Ausdrucke an den milden, schönen Blick der Gazelle erinnern. Dies ist aber nur dann möglich, wenn nicht zu viel von dem Weißen im Auge sichtbar ist. Jeder Fachmann wird nämlich die Erfahrung gemacht haben, daß die entgegengesetzte Eigenschaft als ein nahezu untrügliches Zeichen eines hinterlistigen, unbändigen Temperaments anzusehen ist. Kleine Augen deuten ebenfalls auf unangenehme Charaktereigenschaften hin, auch werden dieselben öfter als große von Krankheiten heimgesucht. Ob aber jener französische

Hippologe Recht hat, der die Behauptung aufgestellt hat, daß an dem oberen Augenlide böser Pferde beinahe immer eine tiefe Falte mit einer Vertiefung oberhalb derselben beobachtet werden kann, will ich lieber dahingestellt sein lassen. Glücklicherweise bedarf es solcher Merkmale nicht. Der Gesichtsausdruck des Pferdes trügt nie. Wer nicht mit Blindheit geschlagen ist, wird also den Bösewichtern des Pferdegeschlechts leicht aus dem Weg gehen können.

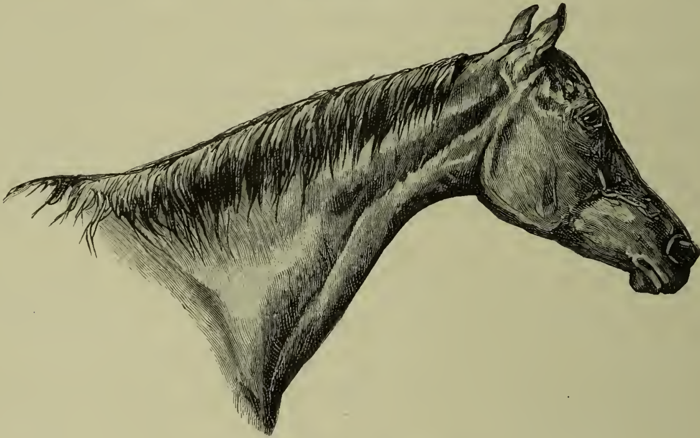
Der Kehlgang kann kaum zu weit sein, selbst wenn in demselben Platz für eine Weinflasche sein sollte, könnte dies dem Pferde das Kauen und Atmen nur erleichtern. Ein enger Kehlgang gibt dagegen oft Anlaß zu Kehlleiden und ist man in England der Ansicht, daß Pferde, die mit diesem Fehler behaftet sind, leichter als andere Roarer oder Kehlkopfpfeifer werden. Und da nun außerdem ein enger Kehlgang jene korrekte Kopfhaltung erschwert, die wir vom Reitpferde verlangen, ist derselbe unzweifelhaft als positiver Fehler zu bezeichnen. Dasselbe gilt vom Rahmen des Kehlganges, den sog. Ganaschen, welche, wenn sie zu breit und schwer sind, beim Herbeizäumen einen schmerzhaften Druck auf die Ohrspeicheldrüsen ausüben.

Der Hals kann nach der Ansicht mancher Pferdefreunde kaum zu lang und dünn sein. Der, welcher mit seinem Gaule Eindruck auf die gedankenlose, gaffende Menge machen will, findet deshalb in jeder Spielwarenhandlung unter den daselbst ausgestellten Schaukelpferden prächtige Modelle für die populäre Halsform. Wer aber die Ansicht erfahrener Reiter über diese Frage einholt, wird sicherlich zur Antwort erhalten, daß dieselben wohl eine große Anzahl ausgezeichneter Pferde mit kurzen Hälsen gekannt, aber weit entfernt, etwas Gutes an dem gepriesenen Schwanenhals zu finden, eher geneigt wären, denselben als ein Zeichen von schwächlicher Konstitution zu betrachten. Wir geben deshalb dem kürzeren, dickeren Halse den Vorzug, ohne zu verlangen, daß derselbe an den Nacken des Stieres erinnern soll. Die in der Lehre vom Exterieur vorkommende Regel „oben kurz, unten lang" ist mit Bezug auf den Hals des Pferdes umzukehren. Die Linie vom Kehlgang bis zur Brust soll nämlich möglichst kurz sein, wohingegen eine verhältnismäßige Länge beim Kamm nicht nur nicht schadet, sondern geradezu erwünscht ist (vergl. Fig. 512, die eine ausgezeichnete Kopf- und Halsform darstellt). Es hat dies seinen Grund darin, daß die untere Linie längs der Luftröhre läuft, und es unmöglich vorteilhaft für den Atmungsprozeß sein kann, wenn letztere lang ist.

Trainirte Pferde machen oft den Eindruck, einen Hirschhals zu besitzen, weil der Kamm bei ihnen verschwunden. Sobald das Fett sich aber wieder eingestellt, pflegt auch die Halsform gefälliger zu werden. Gegen den Widerrist zu soll der Hals mit zahlreichen, kräftig entwickelten Muskeln belegt sein. Fehlen dieselben, so können

weder der Hals noch der Kopf den Regeln der Reit- und Fahrkunst entsprechend getragen werden. Weiter hinauf, gegen das Genick zu, können jedoch eine größere Anzahl kurzer und dicker Muskeln hinderlich für die freie Bewegung des Kopfes und Halses werden. Hieraus darf indessen keineswegs der Schluß gezogen werden, daß der Kamm nicht muskulös sein dürfe. Im Gegenteil, derselbe wird sich bei jedem in Kondition gesetzten Pferde hart wie Stahl anfühlen. Es ist also nur eine zweckmäßige Verteilung der Muskeln, welche ich hier als wünschenswert habe bezeichnen wollen.

Fig. 512.



Vorzügliche Kopf- und Halsform.

Ein hoher Widerrist wird in vielen Lehrbüchern als kleidsam und notwendig für die Pferde hingestellt. Was ersteres betrifft, so ist das Geschmackssache. Ich will jedoch nebenbei erwähnen, daß der hohe Widerrist keineswegs ein untrügliches Anzeichen edler Abkunft ist. Vollblutpferde guter Klassen zeigen z. B. auch in der höchsten Rennkondition selten den beliebten Rasiermesser-Widerrist. Dagegen pflegt der Widerrist bei diesen Tieren sich weiter nach rückwärts zu erstrecken, als bei gemeinen Pferden der Fall ist. Fragen wir nun, weshalb ein hoher Widerrist notwendig für das Pferd sei, so wird uns geantwortet, daß derselbe eine gute Sattellage und einen hohen, steppenden Gang ermöglicht. Dank der anspruchslosen anatomischen Kenntnisse, die wir in dem vorhergehenden Kapitel erworben, ist es uns aber nicht möglich, uns mit diesem Bescheide zu begnügen. Wir wissen nämlich, daß die freie Bewegung der Vorderhand ihre Ursache in der Länge, Lage und Winkelstellung der Schultern hat, lauter Faktoren, die mit der größeren oder geringeren Höhe des Widerristes in gar keinem Zusammenhang stehen, und

weiter, daß nicht der Widerrist, sondern die Muskeln, welche sich von der Schulter bis zum Widerrist erstrecken, die gute Sattellage bedingen. Sind diese Muskeln voll und kräftig und strecken sie sich weit in den Rücken hinein, so muß der Sattel ruhig liegen, wenn auch der Widerrist noch so niedrig ist. Außerdem bleibt zu beachten, daß jeder Widerrist den Muskeln genügenden Raum zum Anheften bietet.

Unzweifelhaft dagegen ist, daß ein sehr hoher Widerrist, falls die Muskeln an demselben nicht besonders stark entwickelt sind und sich weit in den Rücken hineinstrecken, leichter als ein niedriger Druckschäden ausgesetzt wird. Der sogenannte Rasiermesser-Widerrist, der so arm an Muskeln ist, daß er zu beiden Seiten große Vertiefungen aufweist, wird oft bei engbrüstigen, hochbeinigen und schlaffen Pferden angetroffen. Was den Widerrist betrifft, dürfen wir also zufrieden sein, wenn sich derselbe weit in den Rücken hineinerstreckt (Fig. 511) und dadurch nicht nur Platz für eine gute Schulterlage schafft, sondern auch die Rückenlinie verkürzt. Ein solcher Widerrist reicht nicht selten mit seinen Dornenfortsätzen bis zum 13., 14., 15., ja sogar bis zum 16. Rückenwirbel.

Wir kommen nun zu der Schulter. Daß diese lang und schräg sein und außerdem einen bestimmten Winkel mit dem Oberarm bilden soll, ist bereits ausführlich erörtert worden. Durch die schräge Lage wird bewirkt, daß der Unterarm von den Muskeln weit nach vorwärts geschwungen werden kann; die Länge der Schultern aber bedingt lange Muskeln, welche im Stande sind, diese Arbeit mit Nachdruck auszuführen. Mit der Länge und schrägen Lage nimmt auch die Breite der Schulter zu, wodurch die Entwicklung der Muskeln noch mehr gefördert wird und schließlich wird durch eine vorteilhafte Schulterlage die Gewalt des während der Bewegung entstehenden Stoßes gemildert, was natürlich für den Reiter nur angenehm sein kann. Die Vorteile einer vorstehenden Regeln entsprechenden Beschaffenheit der Schulter sind also ebenso vielseitig als bedeutungsvoll. Dies gilt ganz besonders mit Bezug auf das Reitpferd. Eine schwere Schulter bewirkt im Allgemeinen einen schleppenden, unangenehmen Gang. Anderseits kann eine gut geformte Schulter arm an Muskeln sein. Aber obwohl Pferde mit solchen Schultern nicht zu anstrengendem Reitdienste zu verwenden sind, pflegen sie doch wegen ihrer guten Bewegungen bei Sonntags- und Verdauungsreitern sehr beliebt zu sein. Eine lange, schräge Schulter gewährt dem Reiter außerdem das behagliche Gefühl, „etwas vor sich zu haben". Ist dagegen die Schulter kurz und steil, so sitzt der Reiter zu weit nach vorne. Stolpert dann der Gaul, was er infolge der schlechten Schulterlage kaum unterlassen kann, so bekommt der Engländer recht, der da sagt: „And when he falls, he falls like Lucifer". (Und wenn er fällt, so fällt er wie die bösen Engel fallen.)

Schließlich ist nicht zu übersehen, daß die notwendigen Voraussetzungen einer langen und schrägen Schulter ein gut geformter Widerrist und ein tiefer Brustkorb sind. Damit sind dem Pferde die hauptsächlichsten Bedingungen einer guten Sattellage gesichert.

Unter den Rennpferden sieht man viele Tiere mit sehr steilen Schultern und habe ich auch die Beobachtung gemacht, daß die englischen Trainers im allgemeinen wenig Gewicht auf die Lage der Schulter legen. Dies dürfte seinen Grund darin haben, daß Schnelligkeit auch mit einer steilen Schulter entwickelt werden kann und daß bei einer sehr schrägen Lage der Schulter die Kniebewegungen runder und höher werden als mit einem raumgreifenden, d. h. flachen und weiten Galopsprung vereinbar ist. Wir wissen auch, daß die vortreibende Kraft, der Propeller des tierischen Mechanismus, im Hinterteile liegt. Deshalb wird beim Rennpferde vor allem auf ein kräftiges Hinterteil gesehen und von der Vorderhand selten mehr gefordert, als daß sie im Stande sei, dem von hinten ausgehenden Impulse Folge zu leisten.

Die **Ellbogen** sollen breit, lang und hervorstehend sein und dürfen dieselben weder nach einwärts noch auswärts gerichtet stehen. Ist ihre Stellung nicht vollkommen korrekt, so ist es besser, daß sie etwas zu weit von den Rippen abstehen, denn sind sie gegen dieselben angedrückt, so erhalten die Füße eine nach auswärts gedrehte Stellung, welche nicht nur hinderlich für die freie Bewegung der Vorderhand ist, sondern auch Anlaß zum Streichen gibt.

Den **Oberarm** wollen die meisten hippologischen Schriftsteller lang und breit haben. Was die Länge betrifft, kann ich jedoch diese Ansicht nicht so ohne weiteres unterschreiben, denn ist der Oberarm sehr lang, so kommen die Vorderbeine zu weit unter den Rumpf zu stehen, wodurch das Körpergewicht auf die Schultern geworfen wird, speziell für Reitpferde ein sehr bedenklicher Nachteil. Zu kurz darf aber der Oberarm ebensowenig sein, weil die Arbeit der Schulter dann unter ungünstigen mechanischen Verhältnissen von statten geht. Die Länge der Schulter ist also im Schulterblatt, nicht im Oberarm zu suchen.

Der **Unterarm** soll dagegen lang im Verhältnis zu der Totallänge des Beines sein, oder mit anderen Worten: je größer das Maß ober dem Knie ist, desto besser. Fig. 513 zeigt ein Bein, an dem der Unterarm lang und der Teil unter dem Knie kurz ist. In Fig. 514 ist die Totallänge des Beines dieselbe, aber der größere Teil dieses Längenmaßes liegt in den unterhalb des Knies gelegenen Knochen. Der Unterarm kann kaum zu breit, kräftig und muskulös sein.

Auch das **Knie** soll wie alle anderen Gelenke groß und gut entwickelt sein. Breit von vorne gesehen, soll es von hinten gesehen schmal erscheinen. Wenn dies

der Fall ist, hat das Hakenbein (Fig. 446 i') sicher eine gute Länge, wodurch den Muskeln und Sehnen Raum zum Anheften geboten ist. Die Stellung des Knies kann gerade, nach vorwärts oder nach rückwärts gerichtet sein (Fig. 515, 516 u. 517). Die einzige normale Stellung ist natürlich die gerade, aber daraus folgt keineswegs, daß die „Bockbeinigkeit“ (Fig. 516) unter allen Verhältnissen ein Anzeichen von Schwäche sei. Sehr bedenklich ist die Bockbeinigkeit, wenn das betreffende Bein an einer steilen Schulter sitzt, wenn es sozusagen im Knie hängt, bei der geringsten Veranlassung in eine zitternde Bewegung gerät, wenn das Schienbein unter dem Kniegelenk eingeschnürt ist und die Fesseln stark abgenutzt sind. Ist dagegen die Schulterlage und die Beschaffenheit der Fesseln befriedigend und wird das Bein

Fig. 513.



Langer

Fig. 514.



Kurzer

Unterarm.

Fig. 515.



Gerade

Fig. 516.



Vorbiegige

Fig. 517.



Rückbiegige

Kniestellung.

während der Bewegung so viel wie erforderlich emporgehoben, so ist die vorwärts-geneigte Stellung des Knies angeboren und deutet dieselbe dann auf große Stärke und Widerstandsfähigkeit des ganzen Beines. Die nahe zur Hand liegende Erklärung dieser oft übersehenen Thatsache liegt teils in der dem Bogen eigentümlichen Widerstandsfähigkeit, teils darin, daß die in Rede stehende Bildung die wichtigsten Muskeln und Sehnen des Vorderbeines bedeutend entlastet. Jeder Trainer wird bezeugen können, daß ein etwas in den Knien gebogenes kräftiges Bein kaum niedergebrochen werden kann und diese Erfahrung findet eine weitere Bestätigung in dem Umstand, daß viele der besten Rennpferde bockbeinig gewesen sind. Es ist also immerhin angeraten, ein Pferd zweimal anzusehen, bevor man es wegen Bockbeinigkeit verwirft. Eine bewährte Methode, sich auf praktischem Wege Klarheit über das Wesen der Bockbeinigkeit eines Pferdes zu verschaffen, ist, dem Tiere ein Vorderbein aufzuheben. Die angeborene Vorbiegigkeit wird hierbei an dem anderen Beine unverändert bleiben, die durch Schwäche hervorgerufene aber durch

Strecken des die Last der Vorderhand allein tragenden Beines momentan zum Verschwinden gebracht. Besonders beeinträchtigend für den Wert und die Gebrauchsfähigkeit eines Pferdes ist es, wenn mit der Vorbiegigkeit gleichzeitig eine Erschlaffung der Muskulatur zugegen ist. Das Vorderknie wird hierdurch noch mehr des sicheren Haltes und der strammen Festigkeit beraubt und erscheint „gelockert“. Solche Tiere sind unvermögend, nach vorausgegangener Anstrengung sofort ruhig im Knie zu stehen, sondern beobachtet man häufig an denselben das sogenannte „Kniezittern“.

Im Gegensatz zu dem, was hier über die Bockbeinigkeit erwähnt wurde, kann man mit Sicherheit annehmen, daß ein Reitpferd mit rückbiegigen Knien — sog. „Kalbsknien“ — (Fig. 517) nie und nimmer zu großen Leistungen befähigt sein wird. Dazu ist die Anstrengung, welche infolge der rückbiegigen Stellung des Knies die Sehnen und Bänder am Schienbeine trifft, eine zu bedeutende.

Großen, starken Gelenken werden gewöhnlich auch starke, gut entwickelte Sehnen beigesellt sein. Dies ist der Grund, weshalb dem Kenner schmale, kleine Knie so verhaßt sind. Füllen mit ungewöhnlich großen und breiten Knien pflegen, besonders wenn sie gleichzeitig lange Schienbeine haben, sehr groß zu werden.

Das Schienbein soll breit, platt, kurz und gerade sein. Jede noch so geringe Abweichung von der geraden Richtung vom Knie bis zum Köthengelenk ist zum mindesten ein Schönheitsfehler, kann aber auch, wie wir weiter oben gesehen, ein sehr bedenkliches Anzeichen von Schwäche sein. Daß kurze und platte Schienbeine stärker als lange und runde sein müssen, liegt auf der Hand. Dagegen halte ich es nicht für überflüssig, zu erwähnen, daß ein langes Schienbein stets an einem kurzen Unterarme sitzt oder mit anderen Worten: das Knie liegt hoch, wenn das Schienbein lang ist. Je höher aber die Lage des Knies ist, desto höher werden auch die Bewegungen der Vorderbeine, welcher Umstand speziell beim Reitpferde wohl zu beachten ist.

Die Sehnen an der rückwärtigen Fläche des Schienbeins sollen, durch eine deutliche Rinne von dem Knochen getrennt, klar und „trocken“ erscheinen. Ist dies der Fall, so haben die Hakenbeine die rechte Länge.

Das Köthengelenk, welches die feste Unterlage für eine möglichst gleichmäßige Verteilung der Last auf den elastischen Tragapparat bildet, soll stark, breit und frei von allen weichen oder harten Anschwellungen sein. Sehr förderlich für eine besonders beim Reitpferde wünschenswerte Milderung der das Köthengelenk während der Bewegung treffenden Stöße, ist ein Gelenkwinkel von 135 bis 140 °.

Die Fessel soll mäßig lang sein — ungefähr $1/3$ der Länge des Schienbeines

wird als Normalmaß angenommen — und in einem Winkel von 45 ° zur Bodenfläche stehen. Übertrieben lange Fesseln (Fig. 518) besitzen natürlich nur geringe Kraft. Kurze und steile Fesseln (Fig. 519) sind dagegen nicht im Stande, die Gewalt der während der Bewegung entstehenden Stöße zu brechen, was wiederum zur Folge hat, daß das Pferd einen unangenehm harten und unsicheren Gang bekommt und die Knochen, sowie auch die Sehnen übergroßen Anstrengungen ausgesetzt werden. Eine solche Bildung der Fesseln beeinträchtigt also stets die Leistungs-

Fig. 518. Fig. 519.



Zu lange Zu kurze
Fessel.

Fig. 520.



Gute Vorderbeine.

fähigkeit des Pferdes auf hartem Boden. Die heftigen Stöße und der Mangel an Elastizität setzen die Sehnen auf eine zu harte Probe, weshalb auch bei so gebauten Pferden meistens sehr bald die für stark abgenützte (struppirte) Tiere charakteristische Stellung der Fesseln beobachtet werden kann. Beim Reitpferde sind daher lange Fesseln den kurzen vorzuziehen, jedoch darf diese Länge natürlich nicht solche Dimensionen annehmen, daß das Pferd „bärenfüßig" wird, d. h. beim Gehen so stark durchtritt, daß der rückwärtige Teil des Köthengelenks den Boden berührt. Um Irrtümern bei der Beurteilung der Fesselbildung zu entgehen, halte man sich vor Augen, daß der Fessel im Mechanismus des Pferdekörpers die Aufgabe hat,

wie eine kräftige aber elastische Feder die Gewalt der während der Bewegung entstehenden Stöße zu brechen. Man braucht kein mechanisches Genie zu sein, um zu begreifen, daß diese Feder, je nachdem das betreffende Tier ein Schritt-, Trab- oder Galoppferd ist, anders gestaltet sein muß.

Die Hufkrone richtet sich bezüglich ihrer Stellung und Form nach der Fessel, mit welcher sie das Kronengelenk bildet. Sie soll sich einerseits hübsch abgerundet um die Fessel schließen und anderseits gleichmäßige Stütze auf das Huf- und Strahlbein nehmen. In Fig. 520 sind ein paar tadellos geformte Vorderbeine dargestellt.

Die Vorderhufe unterscheiden sich von den Hinterhufen dadurch, daß sie etwas größer, mehr abgerundet in den Zehen, weniger steil an den Trachtenwänden, weniger gewölbt in der Sohle, kürzer und schmäler im Strahl und infolgedessen hinten auch etwas enger als letztere sind.

Sehr große Hufe sind gewöhnlich weich; außerdem geben sie Veranlassung zum Streichen und zu einem schwerfälligeren Gang. Man pflegt allerdings — besonders in Sportkreisen — zu Gunsten der großen Hufe anzuführen, daß dieselben nicht so leicht in tiefem Boden einsinken, jedoch bezweifle ich, daß der kleine Unterschied in dem Maße eines großen und eines kleinen Hufes in dieser Hinsicht von nennenswerter Einwirkung sein könne. Große Hufe haben außerdem gewöhnlich platte und dünne Sohlen, was ihre Widerstandsfähigkeit stark beeinträchtigt. Sehr kleine Hufe dagegen sind im Allgemeinen spröde. Daß dieselben öfter als große Hufe von der als „Zwanghuf" bezeichneten, fehlerhaften Formveränderung heimgesucht werden sollen, ist aber eine Behauptung, welcher meine Erfahrung auf das Entschiedenste widerspricht. Ich habe gefunden, daß ein Huf so groß wie ein Teller und dennoch zu eng in den Trachten sein kann.

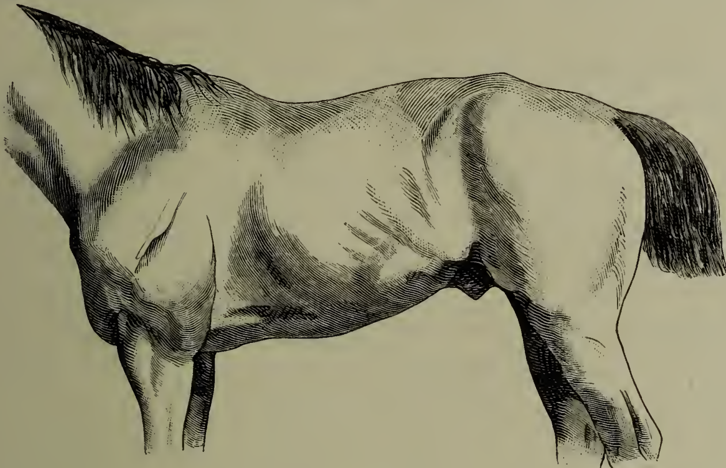
Weiße Hufe pflegen weniger widerstandsfähig als dunkle zu sein.

Die Sohle soll gewölbt sein. Ist sie dies aber zu sehr, so wird der Strahl meistens zu klein und schwach sein, denn genannte Bildung der Sohle verhindert den Strahl in Berührung mit dem Boden zu kommen, was eine notwendige Voraussetzung seiner normalen Entwicklung ist. Sollte die Sohle dagegen zu wenig gewölbt — flach sein, so kann das Pferd vollkommen unbrauchbar zu schneller Arbeit auf hartem Boden werden.

Ein langer, gesenkter Rücken kleidet kein Pferd. Tiere mit solchen Rücken machen immer den Eindruck Schwächlinge zu sein. Es läßt sich auch faktisch nicht bestreiten, daß der Senkrücken in den meisten Fällen auf eine gewisse Schwäche deutet, nur bezweifle ich, daß diese Schwäche immer und unter allen Verhältnissen so bedeutend ist, als allgemein angenommen wird. Falls die Tragkraft des Rückens ausschließlich von der Stärke des Rückgrats abhängig wäre, so müßte die aufwärts-

oder abwärtsgewölbte Form desselben allerdings eine wahre Lebensfrage für den Reiter sein. Nun dürfen wir aber nicht übersehen, daß das Rückgrat allein kaum die Last eines Kindes tragen könnte. Die Stärke des Rückens liegt also vor Allem in den Rippen und Muskeln, auf welchen das Rückgrat ruht. Infolgedessen kann es auch nicht überraschen, daß viele senkrückige Pferde ohne geringste Anstrengung sehr schwere Reiter tragen. Das Rückgrat selbst ist bei diesen Pferden allerdings nicht so stark wie bei anderen; die Tragfähigkeit desselben läßt aber trotzdem nichts zu wünschen übrig, weil es auf gut gebildeten Rippen und kräftigen Muskeln ruht.

Fig. 521.



Karpfenrücken.

Senkrückige Pferde zeichnen sich meistens durch besonders bequeme Gänge aus. Es sitzt sich auf ihnen wie auf einem Schaukelstuhl. Gerade das Gegenteil ist der Fall bei Pferden, deren Rücken stark nach aufwärts gewölbt (Karpfenrücken) sind (Fig. 521). Solche Tiere haben beinahe immer außerordentlich harte Bewegungen, welche besonders beim Nehmen von Hindernissen den Sitz des Reiters auf eine schwere Probe stellen. Eine ungewöhnlich stark entwickelte Nierenpartie hat dieselbe Wirkung. Es bestätigt dies meine in dem von der Reitkunst handelnden Kapitel ausgesprochene Ansicht, daß das Damenpferd etwas länger im Rücken sein dürfe, ja solle, als sonst wohl für Reitpferde wünschenswert erscheint.

Obgleich ein kurzer Rücken im Allgemeinen als ein Plus an Stärke zu betrachten ist, darf doch nicht zu viel Wert auf diese eine Eigenschaft gelegt werden, denn der größte Wert des Pferdes liegt unter allen Verhältnissen in den Bewegungen. Wir dürfen auch nicht übersehen, daß ein Pferd mit sehr kurzem Rücken

leicht in die Eisen hauen wird, falls dessen Schultern nicht eine außerordentlich günstige Lage haben und die Bewegungen nicht von seltener Güte sind. In den meisten Fällen fällt es einem solchen Pferde auch schwer, die Hinterbeine ordentlich unter den Rumpf zu setzen.

Mit dem zunehmenden Alter senkt sich jeder Rücken. Dies hat teilweise seinen Grund in der mechanischen Einwirkung des Gewichts, teils erklärt es sich durch das Schwinden der Muskeln bei älteren Pferden.

Die Beschreibung der Lenden oder der Nierenpartie erfolgt am zweckmäßigsten im Zusammenhang mit derjenigen der Flanken, denn die Güte der letzteren ist eine notwendige Folge der tadellosen Beschaffenheit der ersteren und umgekehrt.

Die Voraussetzungen einer praktischen Form der Nierenpartie sind dieselben, welche die Güte des Rückens bedingen. Daß dies nicht anders sein kann, ist leicht zu beweisen.

Wir haben gesehen, daß die vorwärtsschiebende Kraft der Hinterhand durch die auf das Rückgrat einwirkenden Muskeln auf die Vorderhand übertragen wird. Hieraus ergibt sich, daß dieser Vorgang zu einem desto günstigeren Resultat führen muß, je kürzer, gerader und kräftiger das Rückgrat ist. Daß dieselben Gründe auch in Betreff der Lende gelten, ist unschwer einzusehen. Hat die Lende eine gerade Form, so können die Muskeln mehr direkt auf dieselbe einwirken; ist sie kurz und breit, muß sie an Tragfähigkeit zunehmen.

Die 6 Wirbel, welche die knochige Unterlage der Lende bilden, unterscheiden sich von denen des Rückens darin, daß sie an den Seiten sog. Querfortsätze haben, welche die Breite der Lenden bestimmen.

Die Lende beginnt dort, wo der Rücken aufhört und geht rückwärts in das Kreuz über. Die Verbindung zwischen diesen beiden Körperteilen soll sich im Äußeren des Pferdes nicht bemerkbar machen. Dies wird auch nie eintreten, wenn die Lende kurz, breit und muskulös ist. Sollte sie dagegen lang, schmal und mager sein, so wird eine Art Grenzlinie an dem Punkte sichtbar, wo die Lende aufhört und das Kreuz beginnt. Zuweilen scheint auch das Kreuz höher zu liegen, als die Lende; dies deutet stets auf eine schlechte Bildung der letzteren und kann bei nahezu allen Pferden mit langen, schmalen und schwachen Lenden beobachtet werden.

Eine bewährte Methode, die Beschaffenheit der Lendenmuskeln zu prüfen, ist, dieselben nachdrücklich mit den Fingern zu kneifen. Streckt sich das Pferd hierbei, so kann man das als einen Beweis dafür annehmen, daß die Rücken- und Lendenwirbel beweglich und elastisch mit einander verbunden sind und die Streckmuskeln des Rückens normal funktioniren. Gibt die Lende aber unter dem Druck der

Finger nicht nach, so ist zu befürchten, daß eine mehr oder weniger vollständige Ankylose (Verwachsung der Gelenkflächen oder der Knochenbildungen der Gelenksperipherie) der Lendenwirbel vorhanden ist. Mittelst derselben Probe kann man auch ermitteln, ob das Pferd kitzlich am Rücken ist und ob es schlägt, wenn die hinter dem Sattel gelegenen Körperteile berührt oder belastet werden.

Die Flanken liegen zu beiden Seiten der Lende, hinter den Rippen und vor der Hüfte. Als Unterlage haben dieselben ein paar dünne Muskeln, welche sich gegen den Bauch zu strecken und die Eingeweide mit tragen helfen. Gut geformt sind nur kurze Flanken. Sowohl die Physiologie als auch die Anatomie erklären uns, weshalb dies nicht anders sein kann. Der Umfang der Lungen wächst mit der Weite des Brustkorbes, diese aber hängt von den Dimensionen und der Ausdehnung der Rippen ab. Je weiter nämlich die Rippen sich nach rückwärts erstrecken und dadurch den Umfang der Flanken einschränken, desto leichter kann der Brustkorb sich erweitern. Dazu ist jedoch auch erforderlich, daß die Rippen tonnenförmig gewölbt sind, denn durch platte, hängende Rippen wird der Brustkorb auf allen Seiten eingeengt. Derartig geformte Rippen pflegen sich indessen nicht weit nach rückwärts zu erstrecken, weshalb sie auch meistens im Verein mit langen Lenden und schlecht geschlossenen Flanken auftreten. Ganz anders verhält es sich mit zylindrischen, gut gewölbten Rippen. Diese erstrecken sich beinahe immer weit nach rückwärts und sind die treuen Begleiter kurzer Lenden und geschlossener Flanken. Ich wenigstens habe noch nie gut gebildete Flanken an einem Pferde mit platten Rippen gesehen.

Dies ist ein neuer Beweis für die Thatsache, daß die gute Beschaffenheit eines Körperteils oft denselben Vorzug bei einem anderen Körperteile bedingt. Ein weiter Brustkorb gibt in den meisten Fällen eine ausgezeichnete Lende und ebenso vortreffliche Flanken, wodurch dem Pferde drei der für die Entwicklung von Kraft und Ausdauer erforderlichen Grundbedingungen gesichert werden. Ein enger Brustkorb dagegen ist beinahe stets unzertrennlich von einer langen Lende und schlecht geschlossenen Flanken, drei Eigenschaften, die auf Schwäche deuten.

Pferde mit leeren ausgehöhlten Flanken haben gewöhnlich auch einen Heubauch. Solche Tiere sind meistens überanstrengt und ausgehungert worden. Aufgezogene, an die Körperform des Windhundes erinnernde Flanken sind charakteristisch für Pferde, die sich schlecht nähren und an mangelhafter Verdauung leiden. Pferde dieser Art können sehr feurig sein, Ausdauer werden sie aber selten oder nie an den Tag legen. Ihre Energie gleicht dem Strohfeuer — sie erlöscht bald.

Außerordentlich werte Aufschlüsse geben die Flanken bei der Beurteilung des Gesundheitszustandes der in der Brusthöhle verwahrten wichtigen Organe.

Man hat dieselben deshalb auch nicht ohne Grund als „Spiegel der Atmungsorgane“ bezeichnet. Dies gehört jedoch kaum zur Lehre vom Exterieur des Pferdes, sondern in das die Untersuchung des Gesundheitszustandes des Pferdes behandelnde Kapitel.

Gut geschlossen sind die Flanken, wenn in denselben knapp Raum für 4—5 Finger ist. Sollte der Reiter sehr leicht sein, kann dieses Maß jedoch 6—7 Finger betragen. Anderseits aber sind zu kurze oder schmale Flanken auch nicht von Vorteil. Dies gilt ganz besonders für das Jagdpferd, welches Raum für seine breiten, kräftig entwickelten Hüften benötigt.

Wir kommen nun zu den Rippen. Diese bilden die Höhle oder den Korb, welcher alle Organe der Brust einschließt und aus diesem Grunde einen guten Maßstab für die Beurteilung des Umfanges der Lungen abgibt, denn letzterer ist in erster Reihe vom Umfange der von den Rippen gebildeten Höhle abhängig. Einige kurze anatomische Betrachtungen werden dies näher erläutern.

Die ersten Rippenpaare haben eine gerade Form und stehen dicht neben einander; dieselben bieten der Lunge deshalb nur wenig Raum; auch umschließen sie nur die vorderen Lungenlappen, nebst dem Teil der Luftröhre, welcher zu den Lungen führt. Dieser Teil des Brustkorbes hat außerdem, was die Breite betrifft, ungefähr denselben Umfang bei allen Pferden. Der Unterschied liegt nur im Höhenmaße, welches von der größeren oder geringeren Länge der ersten Rippenpaare abhängig ist. Hieraus ergibt sich, daß wir von der Breite der Brust keine Garantien für die gute Beschaffenheit der Atmungsorgane zu erwarten haben. Ist die Brust breit, so beweist dies nur, daß die Brustmuskeln einen bedeutenden Umfang besitzen.

Die eigentliche Lungenmasse hat ihren Platz in dem von den rückwärtigen Rippen hinter den Schultern und vor den Flanken gebildeten Korbe. Die Raumverhältnisse innerhalb dieses Korbes beruhen aber ausschließlich auf der größeren oder geringeren Wölbung der Rippen. Je bedeutender diese Wölbung ist und je weiter die einzelnen Rippenpaare von einander abstehen, desto besseren Raum gewinnen die Lungen. Sind dagegen die Rippen geradestehend und flach, muß auch der Brustkorb eng und zusammengedrückt sein. Dies ist so klar, daß man kaum begreift, wie es je von Fachmännern hat übersehen werden können.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich den Leser auch vor der sehr verbreiteten Ansicht warnen, daß ein voluminöses Mittelstück als ein Anzeichen von Kraft und Ausdauer beim Pferde zu betrachten sei. Daß das Mittelstück nicht so leicht sein darf, daß das Tier Ähnlichkeit mit einem verhungerten Häring bekommt, gebe ich gerne zu; aber ebensowenig gefällt mir jene Form, die an eine bis zum Bersten

gefüllte Wurst erinnert. Was das Pferd braucht, sind feste Knochen und Muskeln, nicht einen ausgedehnten Bauch und umfangreiche Gedärme. Die Güte des Mittelstücks liegt also ausschließlich in langen, tonnenförmig gewölbten Rippen, die sich so weit nach rückwärts erstrecken, daß die Fläche der Flanken auf ein Minimum reduzirt wird.

Der Bauch des Pferdes darf aus nahe liegenden Gründen nicht so umfangreich wie jener des Hornviehs sein, welches ja auf ein viel voluminöseres Futter als das Pferd angewiesen ist. Der französische Schriftsteller Lecoq schreibt hierüber in seinem verdienstvollen Werke „Traité de l'exterieur du cheval“: „Der Heubauch deutet darauf hin, daß das betreffende Pferd, obwohl ein gieriger Fresser, von schlaffer Konstitution ist und infolge seiner Körpermasse und seines schlechten Atems in beschleunigten Gangarten nicht zu gebrauchen sein wird. Die Rippen, welche bei jedem Atemzuge ausgedehnt werden, müssen die Eingeweide in die Höhe heben, und diese Verrichtung wird desto anstrengender, je nachdrücklicher der hierbei von dem schweren Bauche geleistete Widerstand sich bemerkbar macht.“

Der Bauch des Pferdes soll also keine Falstaff'schen Dimensionen haben, darf aber anderseits auch nicht die aufgeschürzte, windhundmäßige Form annehmen. Letztere ist nämlich, falls die sog. falschen Rippen des Pferdes nicht sehr kurz sein sollten, beinahe immer ein sicheres Anzeichen, daß das Tier sich schlecht nährt oder an irgend einem chronischen Leiden laborirt.

Von der Kruppe sagt der Araber: „Ein Pferd, dessen Kruppe ebenso lang ist, wie der Rücken und die Lenden zusammengenommen, kannst du mit geschlossenen Augen kaufen. Ein solches Pferd ist ein wahrer Segen.“ (Siehe E. Daumas, „Les chevaux du Sahara“.) Unzweifelhaft ist auch, daß die Kruppe als einer der wichtigsten Hebel im Pferdekörper, kaum zu lang sein kann, wodurch außerdem der große Vorteil erreicht wird, daß die Muskeln der Kruppe eine größere Länge erhalten. Indem ich auf das im Vorhergehenden über die Winkelbildung der Hüftgelenkteile Geäußerte hinweise, will ich hier nur hervorheben, daß ein Pferd stets im guten Sinne des Wortes lang ist, wenn es eine lange schräge Schulter und eine lange Kruppe hat. Diese Länge wird dadurch hervorgerufen, daß die Hebelarme der Kruppe, resp. die Darmbeine, d. h. der Raum von der Hüfte bis zum Pfannengelenk, und die Sitzbeine, d. h. die Entfernung zwischen Pfannengelenk und dem hinteren Endpunkt der Kruppe, sowie namentlich auch das Kreuzbein möglichst lang sind. Die Kruppe soll aber auch breit sein. Die vordere Breite wird durch eine entsprechende Entfernung der Hüften von einander, die hintere Breite durch die Entfernung der Backbeine, d. h. der Umdreher von einander und der Breite der Sitzbeine bestimmt.

In Fig. 522 und 523 ist eine lange und breite Kruppe von der Seite und von hinten gesehen, dargestellt.

Ältere Verfasser haben es als ein hippologisches Axiom hingestellt, daß die Kruppe wagrecht oder horizontal sein solle und der Laie ist im Allgemeinen noch heutzutage der Ansicht, daß die Kruppe desto schöner sei, je wagrechter ihre Form. Die praktische Erfahrung spricht jedoch eine andere Sprache; sie lehrt uns, daß die horizontale Kruppe gewöhnlich als ein Anzeichen von Schwäche anzusehen ist,

Fig. 522.

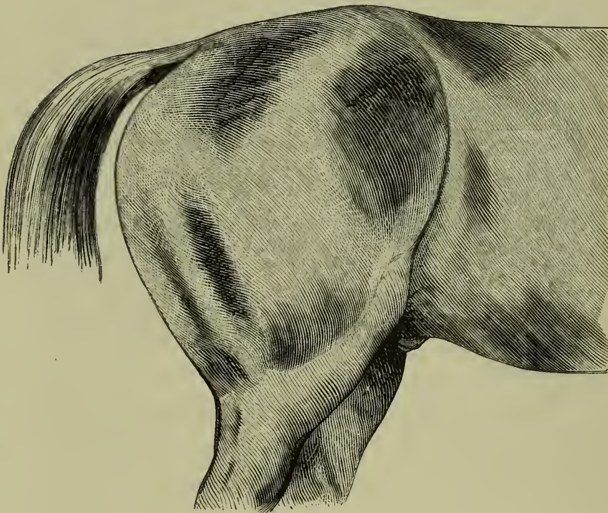


Fig. 523.



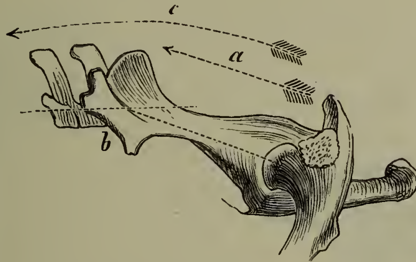
Lange und breite Kruppe.

besonders wenn sie gleichzeitig schwach und arm an Muskeln erscheint. Dies hat seine Erklärung darin, daß die Hinterbeine bei einem Pferde mit horizontaler Kruppe zu weit nach hinten gerückt werden und das Tier infolgedessen seinen Körper nicht recht in Zusammenhang bringen kann — für den Reitdienst, der kräftigen Nachschub erfordert, ein gar böser Fehler. Noch schlechter ist diese Bildung, wenn die Kruppe die horizontale Linie übersteigt. Pferde mit solcher Kreuzform haben allerdings gewöhnlich angenehme, bequeme Bewegungen; sobald ihnen aber Leistungen abverlangt werden, lassen sie ihren Reiter im Stiche.

Eine für praktische Zwecke weit vorteilhaftere Form der Kruppe entsteht, wenn das Darmbein mit dem Kreuzbein einen Winkel von 25° bildet. Das Kreuz

wird dadurch abschüssiger, ohne daß die für die Muskelbildung erforderliche Länge, oder die Einwirkung der Muskeln auf die Oberschenkelbeine, irgend eine Einbuße erleidet. Dagegen wird das Hüftgelenk (richtiger Oberschenkelgelenk) weiter gegen das Rückgrat gerückt und diese Stellung des Darmbeines hat zur Folge, daß die Muskeln, welche die Oberschenkelbeine nach vorwärts ziehen, hierbei größere Kraft und Schnelligkeit entwickeln können, wodurch wiederum der Grund zu jenem schnellen und energischen Vorsetzen der Hinterfüße gelegt wird, welches ein charakteristisches Kennzeichen einer guten und kräftigen Aktion ist. Eine große Anzahl der besten Jagd- und Steeplechasepferde besitzt ein solches abschüssiges Kreuz, ja einer der

Fig. 524.




Beckenstellung bei horizontaler Kruppe.
Vorschiebende Kraft (a) wirkt unter sehr günstigem Winkel auf die Wirbelsäule ein, während die das Vorderteil aufhebenden Muskeln (c) in ihrer Wirkung sehr beeinträchtigt werden und die Lende (b) schlecht unterstützt ist.

Stammväter des englischen Vollblutes, der berühmte Godolphin Arabian zeigte diese Form in einem so hohen Grade, daß unsere gelehrten Kathederhippologen ihn sicher bis an sein Lebensende die Wasserkarre durch die Straßen von Paris hätten ziehen lassen, falls sein Schicksal in ihre Hände gelegt worden wäre.

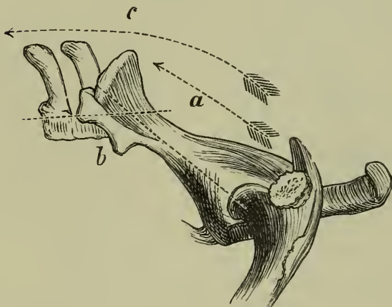
Der größeren Deutlichkeit wegen füge ich hier drei Abbildungen bei, von welchen Fig. 524 ein beinahe horizontal gestelltes Becken, Fig. 525 die für das Reitpferd zweckmäßigste Stellung des Beckens und Fig. 526 die Beckenstellung einer stark abschüssigen Kruppe darstellt.

Daß die Tragkraft der horizontalen Kruppe sehr gering sein muß, läßt die Abbildung deutlich erkennen.

Eckige Kruppen gelten als unschön. Sogar Bourgelat erklärt solche Kruppen für fehlerhaft, „weil sie das Auge beleidigen, obgleich sie sich anderseits oft durch große Kraft auszeichnen". Auch der berühmte Humorist Mark Twain macht sich über die eckigen Kruppen lustig. Er erzählt, daß er auf den Sandwichsinseln ein Pferd angetroffen, dessen Hüftknochen er als Kleiderstock gebraucht habe! Wenn es nun auch den Humoristen gestattet sein mag, die Lehre vom Exterieur zu be-

spötteln, muß man es doch dem Tierarzte und Fachgelehrten Bourgelat verargen, daß er eine praktische Körperform verworfen, weil sie „das Auge beleidigt". — Über Geschmackssachen soll man nicht streiten. Dennoch kann ich nicht unterlassen hervorzuheben, daß ich für meine Person großen Gefallen an der eckigen Kruppe finde, die ich als ein untrügliches Anzeichen bedeutender Hebel- und Muskelkraft betrachte. Möge es nur Jemand versuchen, auf einem nach allen erdenklichen Schönheitsregeln zusammengesetzten Pferdeideal draußen im Terrain dasselbe zu leisten, wie ein auf einem eckigen, „unschönen" Jagdpferde berittener irländischer Farmer.

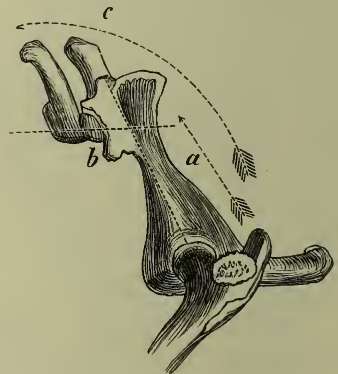
Fig. 525.




Beckenstellung bei gerader Kruppe.

(a) vorschiebende Kraft weniger günstig; (b) Unterstützung der Lende und (c) die das Vorderteil aufhebende Kraft günstiger wirkend als in Fig. 523.

Fig. 526.




Beckenstellung bei abschüssiger Kruppe.

(a) vorschiebende Kraft ungünstig; (b) Unterstützung der Lende sehr günstig; (c) die das Vorderteil aufhebende Kraft infolge zu steiler Stellung des Beckens wieder ungünstiger wirkend.

Von dem Schweife sagen die Araber, daß derselbe dick an der Wurzel und dünn an der Spitze sein soll. Diese Ansicht hat unzweifelhaft manches für sich, denn es läßt sich nicht bestreiten, daß ein Schweif mit kräftiger, muskulöser Wurzel leichter hoch getragen werden kann, als ein anderer, dessen Wurzel nicht so kräftig ist. Im Allgemeinen hat es jedoch für den praktischen Gebrauchswert eines Pferdes nur eine nebensächliche Bedeutung, ob der Schweif schön oder schlecht getragen wird, ob das Schweifhaar fein und dicht oder grob und schütter ist u. s. w. Da es indessen das Loos des Pferdes ist, häufig Besitzer zu wechseln, und mancher Liebhaber gerne mehrere hundert Mark zulegt, wenn nur das Pferd den Schweif wie eine Flagge trägt, so ist dem schönen Schweifansatz eine praktische Bedeutung nicht abzusprechen. Ich gebe sogar zu, daß ich selbst, obgleich es mir wohl bekannt ist, daß sog. Rattenschweife selten bei einem schlechten Pferde vorkommen, wahrscheinlich nicht den moralischen Muth besitzen würde, im Wiener Prater oder Ber-

liner Tiergarten mit einem, sei es auch noch so leistungsfähigen Gaule aufzutreten, dem die Schweifhaare abhanden gekommen. Glücklicherweise sind falsche Pferdeschweife ebenso leicht zu beschaffen, als falsche Locken. Aus dem Widerstande, welchen ein Pferd zu leisten vermag, wenn man dessen Schweif aufzuheben versucht, will mancher Fachmann auf die Kraft der Muskeln des Schweifes, sowie auf diejenige des Körpers überhaupt urteilen. Man wolle jedoch hierbei nicht übersehen, daß viele Wagenpferde sich daran gewöhnt haben, den Schweif beim Aufheben herzugeben.

Die Oberschenkel sollen fleischig und kräftig entwickelt sein, so daß das Pferd nicht aussieht, als ob es hinten aufgeschlitzt wäre. Sind dieselben aber allzu um-

Fig. 527.



Steile

Fig. 528.



Rückständige Hinterbeine.

Fig. 529.



Unterständige

fangreich und stehen sie zu dicht bei einander, so wirken sie hinderlich auf die Bewegungen ein. Eine gute Form ist in Fig. 523 abgebildet.

Die Unterschenkel, auch Hosen genannt, sollen breit und muskulös sein. Je deutlicher die Muskeln an denselben hervortreten, mit desto größerer Wahrscheinlichkeit kann man auf Ausdauer in schnellerer Gangart bei dem betreffenden Pferde schließen. Bezüglich der besten Winkelstellung des Ober- und Unterschenkels sei hier nur erwähnt, daß der Oberschenkel schräge nach vorwärts gestellt sein muß, damit das Pferd die Hinterbeine gut unter den Rumpf schieben könne, wohingegen der Unterschenkel schräge nach rückwärts gerichtet sein soll, um keine unterständige Stellung der Hintergliedmaßen aufkommen zu lassen, oder näher präzisirt: der Unterschenkel bilde mit dem Oberschenkel einen Winkel, welcher etwas größer ist, als ein rechter. Nähert sich der Unterschenkel mehr der lotrechten Richtung, so wird die Stellung der Gliedmaßen eine steile und der Schritt verliert an Länge; im umgekehrten Falle werden die Sprunggelenke zu weit nach rückwärts gestellt und die Stellung dadurch eine gestreckte. Pferde mit zu steil gestellten Hinterbeinen (Fig. 527) haben gewöhnlich mangelhafte Bewegungen in der Hinterhand und

werden außerdem infolge der heftigen Stöße, welchen die Sprunggelenke bei dieser Stellung ausgesetzt sind, öfter als normal gebaute Tiere von Spat, Sprunggelenkgallen und Blutspat heimgesucht. Sind dagegen die Hintergliedmaßen zu weit nach rückwärts gestellt (Fig. 528), so kann das Pferd dieselben nicht gut unter den Körper schieben, und es wird dann auch an der vortreibenden Kraft, dem sog. Nachschub, fehlen. Ebenso fehlerhaft ist es aber, wenn die Hinterbeine zu weit unter dem Körper stehen (Fig. 529) — bei der sog. unterständigen Stellung — es wird dann sowohl die Köthe als auch das Sprunggelenk zu stark belastet und eine ergiebige Streckung der Gliedmaßen kann nicht erfolgen.

Die meisten hippologischen Schriftsteller huldigen der Ansicht, daß die Länge von der Hüfte bis zum Sprunggelenke kaum zu groß sein könne. Was mich betrifft, kann ich jedoch diese Behauptung nicht bedingungslos unterschreiben, denn ich habe gefunden, daß Pferde mit kürzeren Ober- und Unterschenkelbeinen oft große Leistungsfähigkeit an den Tag legen und besonders in Nehmen von Hindernissen sehr geschickt sind. Ich glaube deshalb, daß die beliebte bedeutende Länge zum Sprunggelenk allerdings für die Entwicklung von Schnelligkeit von Nutzen sein kann, aber keineswegs als ein bestimmtes Anzeichen von Tragkraft und Ausdauer zu betrachten ist. Für Jagd- und Kavalleriepferde dürfte somit meiner Ansicht nach eine mäßige Länge der genannten Körperteile vorzuziehen sein.

Ein gut gebautes Sprunggelenk ist meistens auch gesund, wohingegen eine fehlerhafte Bildung dieses wichtigen Gelenkes in den meisten Fällen Anlaß zu verschiedenen Leiden gibt, sobald dem Pferde anstrengende Leistungen abverlangt werden.

Die Unterschiede zwischen einem gut und einem schlecht geformten Sprunggelenk erfassen zu lernen, setzt allerdings einige Übung und Aufmerksamkeit voraus, ist aber keineswegs eine die Kräfte des praktischen Mannes übersteigende Aufgabe. Demjenigen, welcher sich ein selbständiges Urteil über den in Rede stehenden Körperteil aneignen will, würde ich raten, zuerst jeden einzelnen der 6 Knochen, aus welchen das Sprunggelenk besteht — Fersenbein, Rollbein, große Kahnbein, Würfelbein, kleine Kahnbein und Pyramidenbein — zum Gegenstand besonderer Studien zu machen, wobei er sich vor Augen halten möge, daß die 5 zuletzt genannten Knochen Gewichtträger sind, das Fersenbein aber als Hebel für die Sehnen dient. Nachdem der Anfänger mit Benützung eines eigens zu diesem Zwecke präparirten normalen Sprunggelenkes alle diese Knochen kennen gelernt und sich außerdem einige Übung erworben hat, dieselben auch an dem lebenden Pferde mit dem Finger zu bezeichnen, kann er sich einer größeren Kenntnis rühmen als den meisten sog. Kennern zur Verfügung steht.

Die äußeren Linien des Sprunggelenkes sollen rein und fest sein und alle

Knochenvorsprünge und Vertiefungen deutlich hervortreten lassen. Jede harte oder weiche am Sprunggelenke vorkommende Anschwellung ist, wie wir weiter unten sehen werden, ein Anzeichen von Schwäche oder krankhafter Entartung. Die Fersenbeine sollen groß sein und stark hervortreten; sie werden dann nicht nur stark genug sein, sondern auch gute Hebel und genügenden Raum für die Sehnen und Bänder darbieten.

Fig. 530.



Gut gebautes Sprunggelenk.

Von der Seite gesehen, soll das Sprunggelenk sowohl an seinem oberen als unteren Ende breit erscheinen (Fig. 530). Beim Übergang in's Schienbein darf keine Einschnürung vorkommen und soll auch das Schienbein vom Sprunggelenke an bis zum Köthengelenk dieselbe Breite haben.

An derartig geformten Sprunggelenken werden, sofern sie nur an gut gestellten und gut geformten Hintergliedmaßen sitzen, selten Spaltbildungen oder Hasenhacken zu entdecken sein.

Was die Stellung des Sprunggelenkes betrifft, so kann dieselbe entweder gerade (Fig. 531), nach einwärts gerichtet (kuhhessig) (Fig. 532) oder auch nach auswärts gerichtet (Fig. 533) sein. Normal ist sie natürlicherweise nur dann, wenn das Sprunggelenk weder nach auswärts noch nach einwärts gerichtet erscheint.

Fig. 531.



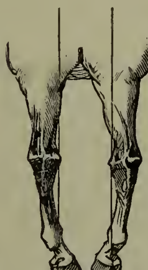
Gerade

Fig. 532.



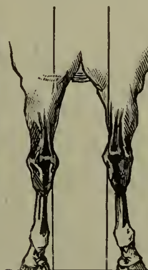
Kuhhessige

Fig. 533.



Nach auswärts gerichtete

Fig. 534.



Zu weite

Fig. 535.



Zu enge

Sprunggelenke.

Pferde mit normal gestellten Sprunggelenken haben einen kräftigen, elastischen Gang und genießen außerdem den Vorzug, daß ihr Gewicht gleichmäßig auf die stützenden Pfeiler der Hinterhand verteilt wird. Im Allgemeinen hält man die

nach auswärts gerichteten Sprunggelenke für vorteilhafter als die nach einwärts gestellten. Ich bezweifle jedoch die Richtigkeit dieser Ansicht. Viele unserer besten Arbeitsschläge sind kuhhessig und manches so gebaute Pferd hat sowohl in langsamen als beschleunigten Gangarten große Leistungsfähigkeit an den Tag gelegt. Es läßt sich auch nicht bestreiten, daß das Vorschieben der Hinterhand bei kuhhessigen Pferden, infolge der durch diese Bildung bewirkten Konzentrirung der Kraft

Fig. 536.



Vorne

Fig. 537.



Hinten

normaler Stand.

gegen die Mitte zu, mit einer bedeutenden Kraftersparnis und auf eine für den Reiter angenehmere Art vor sich geht. Pferde mit nach auswärts gerichteten Sprunggelenken haben dagegen beinahe immer unangenehme Bewegungen und hauen auch gerne in die Eisen. Große Weite zwischen den Sprunggelenken (faßbeinige Stellung) (Fig. 534) ist ebenfalls kein Vorteil und dasselbe muß von den zu dicht bei einander gestellten Sprunggelenken (Fig. 535) gesagt werden. Wir dürfen jedoch nicht übersehen, daß viele berühmte Pferde faßbeinig waren. Eclipse z. B. soll beim Galop hinten so breit gegangen sein, daß ein Schiebkarren zwischen seinen Hinterbeinen Platz gehabt hätte und West-Australian, der Sieger in Derby, St. Leger und 2000 Guinéen des Jahres 1853, hatte einen ähnlichen Gang. In dieser Beziehung, wie überhaupt immer, muß also das Pferd nach seinen Leistungen und nicht nach gelehrten Theorien beurteilt werden.

Bezüglich der Schienbeine, Köthengelenke, Fesseln und Hufe der Hinterhand gilt ungefähr dasselbe, was bei der Beschreibung der Vorderhand von diesen Körperteilen gesagt worden ist. Die vorhandenen Unterschiede bestehen einzig und allein darin, daß die hinteren Schienbeine etwas länger, die Stellung der

Fig. 538.



Fig. 539.



Fig. 540.



Fig. 541.



Fig. 542.



Fehlerhafte Stellungen der Vorderfüße.

Fesseln etwas steiler und die Hufe etwas spitzer, länglicher als diejenigen des Vorderteiles sind.

Zu den Bewegungen übergehend, erlaube ich mir, dem Leser noch einmal

Fig. 543.



Fig. 544.



Fig. 545.



Fig. 546.



Fehlerhafte Stellungen der Hinterfüße.

den alten Spruch: „Das Pferd geht wie es steht“ ins Gedächtnis zu rufen. Also vor allem eine regelmäßige Stellung, d. h. eine solche, bei welcher die vorderen und hinteren Extremitäten auf einer Linie stehen (Fig. 536 und 537).

Man braucht kein großer Mechaniker zu sein, um einzusehen, daß die vertikale Stellung ohne irgend welche Neigung die günstigste für einen zum Tragen einer gewissen Last bestimmten Pfeiler sein muß. Dasselbe Gesetz gilt aber auch für die Beine des Pferdes, welche ja nichts anderes sind, als vier zum Tragen der Körperlast geschaffene Pfeiler. Hieraus ergibt sich, daß jede in der Stellung der Extremitäten vorkommende Abweichung von der Vertikalen — nach vor-, rück- oder

seitwärts — als fehlerhaft bezeichnet werden muß. In Fig. 532 bis 535 u. 538 bis 546 sind solche Abweichungen von der normalen Stellung der Vorder- und Hinterbeine dargestellt. Unter diesen Stellungen ist die Erklärung zu den fehlerhaften Gängen der Pferde — kreuzen, fuchteln, stolpern, streichen, in die Eisen hauen u. s. w. — zu suchen, jedoch sind dieselben nicht alle gleich bedenklich. Ein Pferd, das die Zehen nach auswärts dreht (französisch steht), wird wahrscheinlich einen kreuzenden Gang haben und sich außerdem streichen; nichtsdestoweniger ist diese Stellung derjenigen vorzuziehen, bei welcher das Pferd die Zehen nach einwärts gestellt hat, denn mit letzterer ist das Tier jeden Augenblick der Gefahr ausgesetzt, wie totgeschossen hinzustürzen, was jedenfalls für den Reiter nichts Verlockendes hat.

Reine, raumgreifende Gänge sind gewöhnlich aber nicht immer das Attribut eines korrekt gebauten Körpers, denn die Güte der Bewegungen ist hauptsächlich von der guten Beschaffenheit der Muskeln und Sehnen, sowie von der Solidität des Mechanismus im Allgemeinen und dem Gleichgewicht desselben abhängig. Ist der Muskel kräftig, der auf ihn einwirkende Hebel aber schwach, so wird das Resultat kein günstiges sein können. Anderseits kann das Pferd bei noch so günstiger Stellung der Extremitäten zu einander keinen Nutzen aus seinem guten Körperbau ziehen, wenn es ihm an Muskeln fehlt.

Wir dürfen auch nicht übersehen, daß die Knochen bei dem edlen Pferde stärker, dichter und verhältnismäßig auch schwerer als bei dem gemeinen Tiere sind. Ganz ebenso verhält es sich mit den Muskeln; dieselben sind kräftiger, reiner und weniger mit Fett durchwebt.

Die Bewegungen sollen raumgreifend und gewandt sein. Geht das Pferd einen schnellen, raumgreifenden Schritt, so wird es aller Wahrscheinlichkeit nach auch in den übrigen Gangarten Vorzügliches leisten. Für das Reitpferd, welches einen so großen Teil seiner täglichen Arbeit im Schritt verrichtet, ist ein guter Schritt geradezu unentbehrlich. Daß hierbei die Hufe mit der ganzen Sohle und nicht mit den Zehen allein niedergesetzt werden sollen, braucht wohl kaum erwähnt zu werden.

Im Trab sollen die Sprunggelenke gut unter den Rumpf geschoben, die Vorderbeine schnell und elastisch gehoben werden, und alle Bewegungen in vollkommenster Harmonie erfolgen.

Hohe Kniebewegungen im Schritt und Trab sind, obwohl gegenwärtig sehr modern, keineswegs praktisch. Ein Pferd verliert sogar an praktischer Brauchbarkeit in demselben Maße, als seine Kniebewegungen erhabener werden. Sogenannte „Stepper,“ d. h. Pferde mit hohen Kniebewegungen, ermüden nämlich bald und stolpern dann leicht; außerdem sind sie unangenehm zu reiten, und können ihre

Gelenke und Hufe auf die Länge nicht ohne Schaden zu nehmen, die während der Bewegung auf hartem Boden entstehende Erschütterung aushalten. Die Bewegungen müssen so hoch sein als die Sicherheit des Ganges erfordert, was darüber ist, bringt aber nur Schaden. Da es sich jedoch im Pferdehandel nicht lohnt, gegen die Verdikte der Mode anzukämpfen und Pferde mit niedrigen (rasanten) Gängen gegenwärtig kaum verkäuflich sind, mögen die Züchter und Konsumenten wenigstens darauf sehen, daß die hohe Kniebewegung nicht in ein nach jeder Richtung hin verwerfliches Stampfen auf einem Fleck ausarte, sondern so weit möglich auch vorwärts führe.

Während des Galops soll das Pferd die Hinterbeine weit unter den Körper setzen und die Vorderbeine dicht über den Boden führen.

Es erübrigt jetzt noch, auch die Haarfarbe des Pferdes in den Kreis unserer Besprechungen zu ziehen. Alle die bei Pferden vorkommenden, verschiedenartigen Haarfarben zu beschreiben, halte ich für ein ganz überflüssiges Beginnen. Das trifft gewiß jeder nicht farbenblinde Leser ebenso gut wie ich und kann ich somit meine Zeit und den mir zur Verfügung gestellten Raum für wichtigere Aufgaben sparen.

Dagegen dürfte es wohl am Platze sein, dem Einfluß, welchen man gewissen Farben auf das Temperament und die Konstitution des Pferdes zuschreibt, einige Worte zu widmen.

Nach der hippologischen Überlieferung soll die braune das sanguinische, die Fuchsfarbe das cholerische, die Rappenfarbe das melancholische und die Schimmelfarbe das phlegmatische Temperament kennzeichnen. In der Wirklichkeit verhält es sich jedoch mit dieser Überlieferung wie mit so vielen anderen, die Aufnahme in den hippologischen Lehrbüchern gefunden haben — sie beruht auf einseitigen, oberflächlichen Beobachtungen, die sich, sobald sie einer ernsten Prüfung unterzogen werden, in Nichts auflösen. Jeder, der eigene Erfahrung im Pferdefach erworben, wird nämlich bezeugen können, daß alle Temperamente unter allen Farben vorkommen. Der größere oder geringere Wert der einzelnen Farben ist somit gänzlich von dem individuellen Geschmack abhängig und die ganze Lehre von der Haarfarbe des Pferdes ließe sich recht gut in dem einzigen Satz zusammenfassen: „Ein gutes Pferd hat nie eine schlechte Farbe."

Der Züchter kann aber, wie bereits erwähnt, die Anforderungen des Marktes nicht vornehm ignoriren. Es ist deshalb vollkommen gerechtfertigt, wenn man in Gestüten Vorliebe für die braune und dunkelbraune Farbe ohne Abzeichen hegt, denn diese bleibt immer modern, was seine Erklärung darin haben dürfte, daß dunkelbraune Pferde ohne Abzeichen äußerst selten unter den gemeinen Schlägen vorkommen, wohingegen solche im Vollblut zahlreich vertreten sind. „Abzeichen,"

wie z. B. Bläße, Stiefel u. s. w., können außerdem als die ersten Symptome des Albinimus bezeichnet werden und ist es deshalb der Sportwelt nicht zu verdenken, wenn sie in der Abwesenheit jedes Abzeichens eine Art Bürgschaft dafür sieht, daß das betreffende Pferd eine harte Konstitution besitzt.

Füchse sind ebenfalls sehr beliebt, jedoch mehr zum Reit= als zum Fahrdienst, denn die Erfahrung lehrt, daß wenig Füchse, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, „echt in der Farbe" sind. Die meisten werden unter dem Einfluß der Jahreszeit, der Wartung und der Fütterung bald lichter und bald dunkler, weshalb es auch seine Schwierigkeiten hat, in einem Viererzug Füchse die für die Eleganz erforderliche Gleichheit in der Farbe beizubehalten. Außerdem ist es eine Thatsache, daß Füchse sehr empfindlich für durch Druckschäden, scharfe Einreibungen u. A. hervorgerufene Entzündungen in der Haut sind und daß ihr Haar unter solchen Einwirkungen seine Farbe wechselt. Trotzdem ist die allgemeine Vorliebe für Füchse sehr erklärlich, denn keine andere Farbe läßt die schönen Formen des edlen Pferdes besser zur Geltung kommen.

Die Rappenfarbe hat eigentümlicherweise ebenfalls ihre Anhänger. Ich sage „eigentümlicherweise", weil diese Farbe am häufigsten bei gemeinen Rassen vorkommt — schwarze Vollblutpferde sind selten — und die Trauerfarbe auch bei Pferden kaum erfreulich für das menschliche Auge sein kann. Wenn man nun außerdem bedenkt, daß die Rappen infolge der überall zunehmenden Kreuzung des Landschlages mit englischem Vollblut immer seltener werden müssen, so kann man es sich nicht recht erklären, weshalb so viele Höfe bei der Wahl der Farbe für die Galazüge dem Beispiele der „Pompes funêbres" gefolgt sind.

Die Schimmelfarbe hat ebenfalls ihre Fatalitäten. Denn ebenso unfehlbar als die Runzeln im menschlichen Gesichte mit den Jahren an Zahl und Tiefe zunehmen, wird der Schimmel weißer, je mehr er sich der Grenze des Pferdealters nähert. Dies kann freilich dem Schimmel ziemlich gleichgiltig sein, seinem Besitzer wäre es aber wahrscheinlich doch lieber, wenn das Tier einen weniger sichtbaren Geburtsschein trüge. Zu den minder angenehmen Eigenschaften des Schimmelhaares gehört noch, daß er die Kleider des Reiters auf eine stark in die Augen fallende Art beschmutzt und schwer reinzuhalten ist. Man darf sich deshalb nicht darüber wundern, daß Schimmel nicht eigentlich zu „den coulanten Artikeln" gehören.

Die Schimmel haben dunkle Haut und dunkle Hufe, wodurch sie sich von den weißgeborenen Pferden unterscheiden. Während der ersten Jugend dunkel gefärbt, zeigen sie das Schimmelhaar erst, nachdem sie das Füllenkleid abgeworfen. Zuerst und am deutlichsten tritt das Schimmelhaar an den Augenbogen, den Backen

und in der Nähe der Maulwinkel hervor. Alle Schimmel werden wie gesagt mit jedem Jahre heller. In den mittleren Jahren, bald früher, bald später, je nach der Abstammung oder der helleren oder dunkleren Färbung in der Jugend, wird der Grauschimmel zum Apfelschimmel. Gleichzeitig zeigen sich dunkle Ringe mit helleren Mittelflecken. Die dunkleren Ringe werden von Jahr zu Jahr heller, verschwinden endlich ganz und der Schimmel wird nahezu oder ganz weiß. Dasselbe gilt, wenn auch in beschränkterem Maßstabe, von Mähnen und Schweif. Unter Decken und in dunkleren Ställen hält sich das dunkle Haar länger, ebenso auch unter dem Schutze der Mähne. An den Hinterbacken pflegt es sich am längsten zu halten. Am gesuchtesten sind natürlich solche Schimmel, welche die dunkle Farbe lange beibehalten. Leider sind dieselben ziemlich selten. Je dunkler der Grauschimmel in der Jugend, desto größere Aussicht ist vorhanden, daß er erst später weiß werden wird und umgekehrt. Man paart deshalb auch gern Schimmel mit schwarzen Pferden, während man weißgeborene Pferde höchst ungern zur Schimmelproduktion anwendet. Eine sehr haltbare Schimmelfarbe ist die besonders bei orientalischen Pferden und deren Nachkommen vorkommende, welche mit dem Namen „Staarschimmel" bezeichnet wird. Das Haar des Staarschimmels ist schwarz und gelb mit weiß gemischt; Mähnen und Schweif sind schwarz, Schenkel meistens ebenfalls. Auch die Fliegenschimmel behalten ihre dunklen, roten oder braunen Punkte, weshalb Pferde solchen Haars weniger alt scheinen als sie sind.

Das Tigerhaar zählt seine Bewunderer hauptsächlich unter Kunstreitern und Tiroler Bauern. Merkwürdig ist, daß man bei Tigern so oft schlechte Mähnen und Rattenschweife vorfindet.

Der Schecke steht kaum höher im Rang. Der Araber sagt von ihm: „Fürchte den Schecken, er ist ein Bruder der Kuh." Eine Eigentümlichkeit dieser Haarfarbe ist, daß sie häufiger bei kleinen als bei großen Pferden vorkommt.

Bezüglich der Vererbung der Haarfarbe bei den Pferden sind folgende Beobachtungen gemacht worden. Von gleichfarbigen Pferden vererbt sich die weiße und braune Farbe am sichersten, während die Haarfarbe der Rappen weniger konstant ist, so daß der Intensitätsgrad der Vererbung bei ihnen um ein Fünftel schwächer ist, als bei den anders gefärbten Elterntieren. Bei ungleichfarbigen Eltern folgen 58 Procent der Fohlen der Farbe des Muttertieres, während nur 46 Procent in dieser Beziehung dem Vatertiere gleichen; ferner, während die Vererbungs-Intensität bei gleichfarbigen Paaren vier Fünftel erreicht, sinkt sie bei ungleichfarbigen Paaren auf drei Fünftel bis zwei Fünftel herab. Aber auch hier macht sich ein Intensitätsgrad der Vererbung je nach der Haarfarbe geltend, indem auch hier die schwarze Farbe die geringste Vererbungsfähigkeit besitzt. Wenn das Mutter-

tier ein Rappe ist, so zeigen mehr Stuten- als Hengstfohlen die Farbe des Muttertieres. Auch wenn beide Eltern Rappen sind, tritt ebenfalls unter den die Haarfarbe der Eltern tragenden Fohlen beiläufig ein Drittel mehr Stuten als Hengste auf. Aus den Paarungen von Braun und Fuchs gehen zumeist solche Fohlen hervor, welche die Farben der Eltern zeigen; aus den Paarungen von Fuchs und Rappen dagegen gehen Fohlen hervor, deren Farbe mit keiner der Eltern übereinstimmt. Allein die weiße Farbe besitzt den höchsten Grad von Vererbungsfähigkeit, der in der Stufenleiter Braun und Schwarz nachfolgen. Der Patriarch Jakob verstand seinen Vorteil ganz gut, als er von Laban statt des Lohnes jenen Teil des Jungviehs begehrte, welcher weiße Flecken trug (gefleckt oder gesprenkelt war). Der größere Teil entfiel auf Jakob, während sich Laban mit dem geringeren Teile des schwarzen und braunen Jungviehs begnügen mußte, so daß dieser, darüber erzürnt, Jakob endlich fortziehen ließ. Es sei hier noch das Urteil eines Naturforschers über die Vererbung der Hautfarbe des Menschengeschlechts angeführt. D'Orbigny sagt: In Südamerika, wo die Kreuzung unter den Menschenrassen im größten Maßstabe vor sich geht, behauptet das europäische Blut das Übergewicht, und es entsteht dort eine neue Bevölkerung, welche sich unaufhörlich dem weißen Typus nähert.

Wenn wir nun versuchen würden, eine kurze Charakteristik der Haarfarben des Pferdes aufzustellen, so müßten wir zuerst betonen, daß dunkel gefärbte Pferde im Allgemeinen härtere, leistungsfähigere Tiere als lichter gefärbte sind. Das alte englische Sprichwort: „Gebleichte Farbe, ausgewaschene Konstitution" trifft in den meisten Fällen den Nagel auf den Kopf. Möge sich daher der Leser vor ausgebleichten Füchsen mit lichteren Gliedmaßen und weißen Hufen in Acht nehmen, dieselben werden wie alle Pferde von blasser, unbestimmter Haarfarbe und mit lichteren Extremitäten, selten große Leistungsfähigkeit an den Tag legen. Nicht als eine bestimmte Regel, sondern nur als eine Beobachtung, welche von der Praxis häufiger bestätigt als widerlegt werden wird, sei hier außerdem erwähnt, daß dunkelbraune Pferde harte, ruhige und zuverlässige Tiere zu sein pflegen, daß die unangenehmsten Temperamente unter den lichtbraunen vorkommen, daß Füchse nicht selten eine feste Hand erfordern und daß die Schafe des Pferdegeschlechts sich am liebsten in die Farbe der Unschuld kleiden.

Großen praktischen Wert haben jedoch diese allgemeinen Erfahrungssätze nicht, denn gar beleidigend für das Auge müßte die Farbe sein, die uns dazu vermögen könnte, ein im übrigen passendes und gutes Pferd zu verwerfen. Die Quintessenz der Farbenlehre bleibt also doch: „Ein gutes Pferd kann keine schlechte Farbe haben."

Einen guten Typus des Wagenpferdeschlags zeigt Fig. 547.

Der Kopf an diesem Typus ist wohl proportionirt ohne die Bezeichnungen „lieb, süß, bezaubernd" ꝛc. zu verdienen, aber wenn er auch noch größer und schwerer wäre, würde uns das nicht im mindesten geniren, denn die Kopfform hat mit der Brauchbarkeit des Wagenpferdes wenig oder gar nichts gemeinsam. Der Hals hat dieselbe Form, die wir vom Reitpferde fordern, zeichnet sich aber durch

Fig. 547.



Typus des Wagenpferdes.

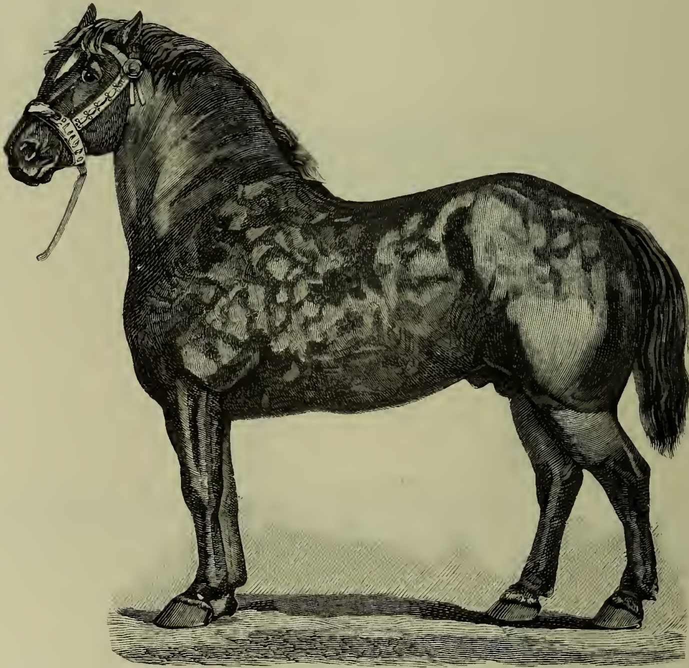
einen größeren Reichthum an Muskeln aus. Die Schulter ist schräge und lang. Die Brust dagegen zeigt eine größere Breite wie bei dem normal gebauten Reitpferde. Ein weiterer Unterschied zwischen der Form des Reit- und Wagenpferdes liegt darin, daß letzteres kürzere und etwas steilere Fesseln hat. Der Rücken ist kurz und die Lende gut geschlossen. Wir verwerfen aber keineswegs ein Wagenpferd mit einem etwas längeren Rücken, wenn nur die Schultern und die Kruppe unseren Anforderungen entsprechen. Die Hufe sind von vorzüglicher Qualität. Im übrigen verweise ich auf die Abbildung.

Die Fehler, welche wir dem Wagenpferde am ehesten verzeihen können, sind: ein großer, schwerer Kopf, etwas steile Schulter, kurze Unterarme und Unterschenkel, langer Rücken, schwache Lenden, Heubauch, geringere Vorbiegigkeit, lange, steile Fesseln, schmale Knie, etwas eingeschnürte Schienbeine, unbedeutendere Ab-

weichungen von der normalen Stellung der Gliedmaßen und den normalen Gängen und etwa noch schiefe Hufe.

Der rechte Arbeitspferdetypus ist in Fig. 548 dargestellt (Portrait des von mir in Belgien gekauften Ardennenhengstes Bijou, welcher auf der großen Pferdeausstellung in Malmö im Jahre 1883 den für das beste Pferd auf der ganzen Ausstellung bestimmten Preis erhielt).

Fig. 548.



Typus des schweren Arbeitspferdes.

Der Kopf, welche Gestalt er auch haben mag, darf nicht zu fleischig sein, sondern ist im Gegenteil, je trockener, je regelmäßiger gebaut, je breiter in der Stirn, desto besser. Der Hals ist kurz und muskulös. Die Schulter ist etwas kürzer und steiler als beim Reit- und Wagenpferde, aber sowohl die Schulter wie auch der Oberarm zeichnen sich durch eine außerordentliche Muskelfülle aus. Nachdem der Oberarm außerdem etwas horizontaler liegt als bei den edleren Pferdeschlägen, nimmt die Muskelbildung daselbst an Intensität zu, während sie gleichzeitig Einbuße an Ausdehnung erleidet. Der muskulöse Unterarm braucht ebenfalls keine besondere Länge zu haben, darf aber auch nicht so kurz sein, daß das

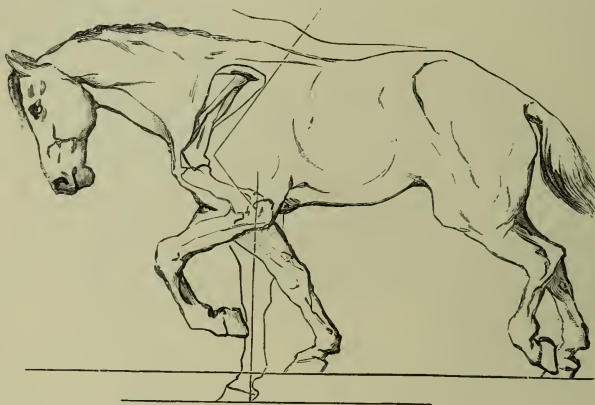
Pferd dadurch hohe Kniebewegungen bekommt. Die Schienbeine sind trocken und breit, die Fesseln kurz und stark, und sowohl das Knie- als das Kronengelenk zweigen sich deutlich ab. Was die Brust betrifft, ist dieselbe breiter als beim Reit- und Wagenpferde. Die Erfahrung lehrt, daß die Breite zwischen den Schultern nicht weniger als ein Drittel der Höhe des Pferdes betragen solle. Daß das Arbeitspferd trotz seiner breiteren Brust keine kräftigeren Atmungsorgane als das Vollblutpferd besitzt, ist bereits erwähnt worden. Wir werden deshalb auch beim Arbeitspferde die Tiefe zu den wichtigsten Points zählen müssen. Der Widerrist erstreckt sich nicht weit nach hinten, hat aber eine desto größere Breite. Der Rücken ist gerade, und hat derselbe nur die nötige Breite und Muskelfülle, so werden wir auch ein größeres Längenmaß mit in den Kauf nehmen. Absolut zu verwerfen ist beim Arbeitspferde nur ein gesenkter, magerer, schlaffer Rücken mit langer, muskelarmer Lende. Die Nierenpartie ist kurz und breit, so daß die Flanken nur die Breite einer Hand einnehmen und die Muskeln oberhalb derselben deutliche Erhabenheiten bilden. Überhaupt müssen die Rippen selbst beim guten Bauernpferde möglichst gut gewölbt, breit und so nahe und fest vereinigt sein, daß das Auge den Eindruck eines gedrungenen, geschlossenen Pferdes erhält.

Die Kruppe ist bei dem gelungenen Arbeitspferde breit zwischen den Hüften und etwas abschüssig. Die hintere Breite der Kruppe darf nicht geringer sein als diejenige zwischen den Schultern; je größer aber, desto besser. Was die Länge des Hinterteils betrifft, sind wir zufrieden, wenn dieselbe nicht weniger als $^1/_4$ der ganzen Länge des Pferdes beträgt. Die Hinterbeine können einander etwas näher als die Vorderbeine stehen, dürfen aber keineswegs zu eng gestellt sein. Im Gegenteil, je breiter die Stellung der Hinterbeine ist, um desto besser. Von der Seite gesehen, sind die Hinterbeine platt, breit, „trocken“ und muskulös. Ein abgerundetes, dickes Bein, an dem die Sehnen und Knochenfortsätze wenig oder gar nicht bemerkbar sind, zeugt von einer lymphatischen Konstitution; ein hageres, schlaffes Bein mit dicht an den Knochen liegenden Beugesehnen und eingeschnürten Schienbeinen ist schwach. In betreff der Hinterbeine wäre noch zu erwähnen, daß dieselben bei dem praktischen Arbeitspferde kurz sind und daß die Sprunggelenke behufs Vermeidung hoher Bewegung und dadurch hervorgerufener Kraftvergeudung ebenso wie das Vorderknie eine niedrige Lage haben, d. h. möglichst nahe oder dem Erdboden stehen sollen.

Von größter Bedeutung für den Gebrauchswert eines Arbeitspferdes ist ein fleißiger, geräumiger Schritt. Eigentümlicherweise wird dieser hochwichtige Umstand bei vielen Preisschauen vollkommen unberücksichtigt gelassen, obgleich es jedem Fachmanne einleuchten sollte, daß ein Pferd, welches innerhalb einer gegebenen

Zeit noch ein halb mal so weit im Schritt geht als ein anderes, auch um die Hälfte mehr wert ist als letzteres, vorausgesetzt, daß die übrigen Eigenschaften sich die Wage halten. Eben weil der geräumige Schritt beim Arbeitspferde eine so große Rolle spielt, kann ich nicht eindringlich genug auf die Bedeutung einer guten Schulterlage beim Arbeitspferde hinweisen. Es läßt sich allerdings nicht bestreiten, daß eine steilere Schulterlage das Pferd befähigt, mehr Kraft in's Geschirr zu legen, aber wenn man bedenkt, daß der Schritt in demselben Maße kürzer wird, als die Neigung des Schulterblattes abnimmt, kann dies unmöglich ein Vorzug genannt werden. Einer der größten Vorzüge der Clydesdale-Rasse liegt in der

Fig. 549.



Stellung der Schulter beim schwerziehenden Pferde.

durch eine vorzügliche Schulterlage bedingten außergewöhnlich raumgreifenden Schrittbewegung, welche die „Schotten" von anderen Arbeitsschlägen auszeichnet. Dennoch wird es Niemanden einfallen, die Brauchbarkeit der Clydesdale-Pferde zur Ackerarbeit auf schwerem Boden, d. h. zu einer Arbeit, bei welcher die Pferde mehr als bei anderen Gelegenheiten Kraft in's Geschirr legen müssen — in Frage zu stellen. Wir dürfen auch nicht übersehen, daß bei schwerer Zugarbeit die schräge Schulter durch Vornüberlehnen des Körpers senkrechter gestellt wird (Fig. 549) und so eine Ausgleichung der unleugbaren Nachteile der schrägen Schulterlage stattfindet, ohne daß dem Tiere die Vorzüge derselben bei weniger schwerem Zuge verloren gehen. Dies ist um so mehr zu beachten, als die meisten Arbeitspferde nicht nur im schweren, sondern auch im leichteren Zug verwendbar sein und möglicherweise außerdem noch den Zwecken der Halbblutzucht dienen sollen.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich für uns die Lehre, daß wir dem Arbeits-

pferde folgende Fehler am ehesten nachsehen können: Langer Rücken, lange Lende, kurze Kruppe, unregelmäßige Stellung der Extremitäten, Heubauch, niedriges Vorderteil, kurze Unterschenkel, steile Schulter, Platthufe, schiefe Hufe und geringere Unregelmäßigkeiten im Gange.

Ich glaube nun dem Leser eine einigermaßen ausführliche Darstellung der äußeren Körperformen des Pferdes vor Augen geführt zu haben. Damit wäre jedoch blutwenig erreicht, wenn ich diese Schilderung nicht durch eine Anleitung in der Kunst, aus den äußeren Formen des Pferdekörpers möglichst sichere Schlußsätze betreffs der Brauchbarkeit des Tieres zu ziehen, vervollständigen würde. Wir werden uns deshalb zunächst Klarheit darüber zu verschaffen suchen:

## Wie der Gesundheitszustand und die Diensttauglichkeit eines Pferdes nach den äußeren Körperformen zu beurteilen ist.

Es gibt kaum eine Aufgabe, welche mehr als die fachgemäße Untersuchung des Gesundheitszustandes und der Diensttauglichkeit des Pferdes verdiente, zum Gegenstand eifriger Studien seitens der Züchter und sonstigen Pferdefreunde gemacht zu werden. Nichtsdestoweniger sind gründliche Kenntnisse in dieser Richtung selbst in Fachkreisen ziemlich selten anzutreffen. Ich fürchte sogar, daß nicht gar viele unserer Tierärzte im Stande sein würden, eine solche Untersuchung in voller Übereinstimmung mit den praktischen Bedürfnissen zu bewerkstelligen. Ich erlaube mir daher, nachstehend beschriebene Untersuchungsmethode der ganz speziellen Aufmerksamkeit meiner Leser anzuempfehlen. In ihren Hauptzügen den Vorlesungen des Professors an der Edinburger Tierarzneihochschule, William Fearnley, entnommen, hat diese meine Darstellung wenigstens das eine Verdienst, der Wissenschaft die Ehre zu geben, ohne deshalb die Bedürfnisse des praktischen Mannes außer Acht zu lassen.

Der berühmte englische Tierarzt Professor Dick in Edinburg riet seinen Schülern, die Untersuchung eines Pferdes in drei Abschnitten vorzunehmen, nämlich 1) das Pferd möglichst lange im Stalle zu beobachten; 2) die verschiedenen Körperteile mit der Hand zu untersuchen, nachdem das Tier zu diesem Zwecke im Freien auf einem ebenen Platz aufgestellt worden; 3) die Bewegungen in allen Gangarten, sowie auch den Atem zu prüfen und schließlich auch die Eisen abnehmen zu lassen.

Wird die Untersuchung nach diesen ebenso rationellen wie praktischen Vorschriften bewerkstelligt, so kann mit Gewißheit ein ziemlich zuverlässiges Ergebnis erwartet werden.

Das erste, was wir also zu thun haben, ist, das Pferd im Stalle zu mustern, wobei es vorteilhaft ist, wenn das Tier in seinem eigenen Stande stehen gelassen wird. Wir veranschlagen 10 Minuten zu dieser einleitenden Untersuchung und beobachten genau sowohl was das Tier vornimmt, als auch wie dies geschieht. Sehr oft wird es sich hierbei als notwendig erweisen, die Art, wie das Tier an der Krippe befestigt ist, zu berichtigen, so daß das Tier während der Untersuchung in keiner Weise in seinen Bewegungen behindert werde.

Koppen, Weben, andere Stalluntugenden, die Stellung des Pferdes, sowie auch sein Temperament, werden so unserer Aufmerksamkeit kaum entgehen können. Von größter Wichtigkeit ist, zu beobachten, wie das Pferd auf seinen vier Füßen steht. Es kommt nämlich häufig vor, daß ein vollkommen gesundes Pferd den einen oder den anderen Hinterfuß im Stehen schont und hat dies weiter nichts zu bedeuten; wird dagegen einer der Vorderfüße geschont, so deutet dies in den meisten Fällen auf irgend ein mit gesteigerter Empfindlichkeit der betreffenden Extremität verknüpftes Leiden. Im Stalle ist nichts vorhanden was das Pferd beunruhigen könnte; wir werden es deshalb dort stets eine Stellung einnehmen sehen, welche es ihm ermöglicht, angegriffene, leidende Teile seines Körpers zu schonen, falls solche vorhanden sein sollten.

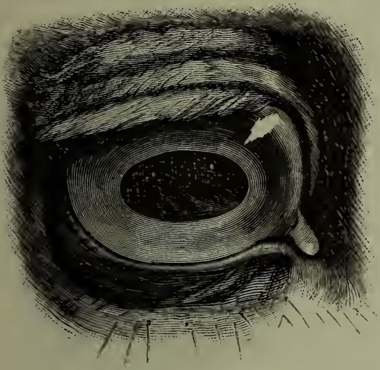
Nachdem man das Tier ungefähr 10 Minuten ruhig, aber mit gespannter Aufmerksamkeit beobachtet hat, ist es angezeigt, dasselbe schnell von einer Seite zu der anderen übertreten zu lassen, wobei genau nachzusehen ist, ob sich nicht etwa Symptome von Spatlahmheit oder Hahnentritt bemerkbar machen. Was letztgenanntes Gebrechen betrifft, besteht dasselbe bekanntlich darin, daß einer der Hinterfüße beim Gehen krampfartig höher als der andere gehoben wird; jedoch ist nicht zu übersehen, daß manche Pferde, wenn sie auf hoher Streu stehen, die Gewohnheit haben, ihre Füße beim Übertreten ungewöhnlich hoch zu heben. In betreff des Spates möge aber der Leser seinem Gedächtnisse einprägen, daß es einen sog. „latenten Spat" gibt, welcher weder mit dem Auge noch mit der Hand entdeckt werden kann und auch nur ausnahmsweise Lahmheit erzeugt. Solcher Spat macht sich noch am ehesten bemerkbar, wenn wir das Pferd im Stande plötzlich übertreten lassen.

Nach beendigter Musterung im Stalle wird das Pferd herausgenommen. Am zweckmäßigsten ist es, ihm hierbei eine Wassertrense ins Maul zu legen. Bevor aber das Tier den Stall verläßt, werden seine Augen einer genauen Untersuchung unterzogen, welche durch die ober den meisten Stallthüren angebrachten Fenster bedeutend erleichtert wird. Zu einer in jeder Hinsicht zuverlässigen und fachgemäßen Untersuchung des Auges gehört ein eigenes Instrument, Ophtalmoskop genannt; da

aber dessen Handhabung größere Kenntnisse und Übung voraussetzt, als in der Regel bei dem praktischen Mann anzutreffen sind, müssen wir uns mit einer empirischen Methode begnügen.

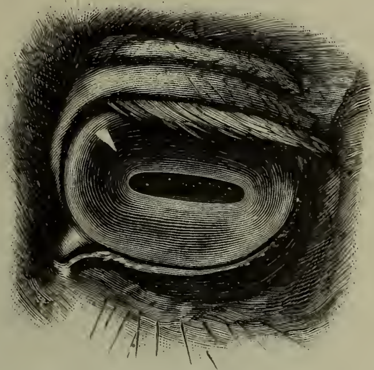
Das Pferd wird also zu der geschlossenen Stallthüre geführt. Dort ist zuerst nachzusehen, ob beide Augen dieselbe Größe haben. Sollte das Pferd wiederholt an Augenentzündungen gelitten haben, so pflegt das angegriffene Auge kleiner als das gesunde zu sein, auch wird dann meistens der hintere Teil der Regenbogenhaut mit der Linsenkapsel verwachsen sein.

Fig. 550.



Die Pupille unter Einwirkung mäßigen Lichtes.

Fig. 551.



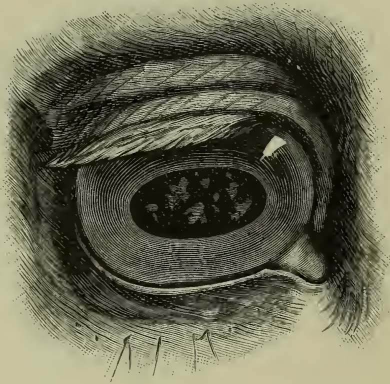
Die Pupille unter Einwirkung grellen Lichtes.

Um Gewißheit hierüber zu erlangen, werden beide Hände so auf die Augen des Pferdes gelegt, daß das Tageslicht ausgeschlossen ist; nimmt man dann nach einer Weile die Hände schnell weg, so läßt es sich leicht feststellen, ob die Muskeln der Regenbogenhaut noch im Stande sind, die Pupille zusammenzuziehen (Fig. 550 u. 551; erstere zeigt ein gesundes Auge unter der Einwirkung mäßigen Lichtes, letztere stellt das Auge unter der Einwirkung grellen Sonnenlichtes dar). Findet keine Zusammenziehung der Pupille unter der steigenden Einwirkung des Tageslichtes statt, so muß das Auge als im hohen Grade Verdacht erregend einer genauen tierärztlichen Untersuchung unterzogen werden. Die Hornhaut ist natürlich ebenfalls auf das genaueste zu untersuchen; hat dieselbe ihre konvexe Form eingebüßt, oder zeigt sie in der Mitte des Auges Flecken und Narben, so ist das Sehvermögen beeinträchtigt. Das rechte Auge, welches den Peitschenhieben am meisten ausgesetzt ist, sollte aus diesem Grunde immer zum Gegenstand einer ganz besonders aufmerksamen Besichtigung gemacht werden. Ältere Flecken auf der Hornhaut pflegen eine weißliche Farbe zu haben; dieselben verschwinden nicht mehr. Blaue Flecken,

besonders solche, die sich noch im Entzündungsstadium befinden, können dagegen vollständig vergehen.

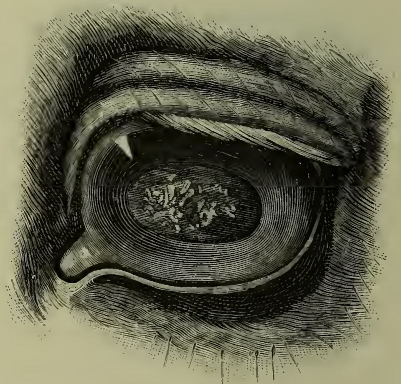
Bei der Besichtigung der Hornhaut wird man sich indessen davor zu hüten haben, mit einer lichten Kopfbedeckung vor das Pferd hinzutreten, denn nachdem alle Gegenstände sich im Auge wiederspiegeln, würde die Untersuchung dadurch bedeutend erschwert werden. Ist die Hornhaut vollkommen rein befunden worden, muß nachgesehen werden, ob die Regenbogenhaut nicht irgendwo einen Riß hat, ob die Traubenkörner nicht etwa durch äußere Gewalt oder innere Entzündungen

Fig. 552.



Starpunkte.

Fig. 553.



Ausgebildeter Star.

teilweise losgerissen sind, ob nicht das Bild der Iris durch eine Trübung der wässerigen Feuchtigkeit verschwommen erscheint, oder kleine Flocken in derselben schwimmen u. s. w. Zuletzt wird die Pupille untersucht. Dieselbe soll eine schöne und klare schwarzblaue Farbe haben und darf nicht mit weißen Punkten oder sternförmigen weißen Figuren (Fig. 552) behaftet sein. Zeigen sich kleine weiße Punkte innerhalb der Pupillenöffnung, so leidet das Pferd an beginnendem Star, weshalb die Punkte auch Starpunkte genannt werden. Bei vollständig ausgebildetem Star sieht das Auge aus als ob eine weiße Gardine vor die Pupillenöffnung gezogen wäre (Fig. 553). Weit schwerer ist der schwarze Star zu entdecken. Sollte das Pferd mit diesem Leiden, welches seine Wurzel in einer Erlahmung des Sehnervs hat, behaftet sein, so erscheint das Auge bei oberflächlicher Besichtigung unverändert. Wenn man aber etwas genauer nachsieht, so merkt man dennoch, daß die Fähigkeit der Pupille, sich zu erweitern oder zu verengern, entweder ganz oder teilweise verloren gegangen ist. Inwiefern grauer Star vorhanden ist oder

nicht, wird am besten auf die Art untersucht, daß man in einem dunklen Raume ein angezündetes Licht vor das verdächtige Auge des Pferdes hält. Ist das Auge gesund, so spiegelt sich das Licht dreimal in demselben wieder, nämlich einmal auf der Hornhaut, einmal auf der vorderen Seite der Kristalllinse und ein drittesmal, auf den Kopf gestellt, auf der rückwärtigen Seite der Linse. Wenn man nun das Licht sachte von rechts nach links bewegt, so folgen das erste und zweite Bild in

Fig. 554.



Untersuchung der Bindehaut.

derselben Richtung, wohingegen das dritte sich von links nach rechts bewegt und umgekehrt. Leidet aber das Auge am Star, so fehlt das dritte Bild gänzlich.

Die sonst noch am Auge vorkommenden Gebrechen sind so leicht zu erkennen, daß eine Beschreibung derselben überflüssig erscheint. Wie die Untersuchung der Bindehaut zu bewerkstelligen ist, zeigt Fig. 554.

Nachdem die Untersuchung der Augen beendigt, wird das Pferd herausgenommen und auf einem vollkommen ebenen Platz aufgestellt. Von größter Wichtigkeit hierbei ist, daß der mit der Führung des Pferdes betraute Mann dasselbe

zwanglos stehen läßt, denn viele Gebrechen entziehen sich der Beobachtung vollständig, wenn das Tier genötigt wird, eine Art „Habt-Acht-Stellung" einzunehmen. Leider ist es nicht immer leicht, die Knechte der Pferdehändler dazu zu vermögen, das zu musternde Pferd natürlich und bequem stehen zu lassen. Ich wenigstens habe während meiner vielen Pferdeankäufe in verschiedener Herren Länder meistens bittere Kämpfe erlebt, bevor es mir gestattet wurde, ein Pferd so zu mustern, wie es mir paßte. Am schlimmsten war es damit in Frankreich. Lebhaft erinnere ich mich noch einer Szene dieser Art.

Ich befand mich in der Normandie, um anglonormannische Hengste für schwedische Rechnung zu erstehen. Zu diesem Zwecke hatte ich mich nach Caen begeben, in welcher Gegend zahlreiche Züchter und Händler ihren Wohnsitz haben. Bei der hier in Rede stehenden Angelegenheit galt mein Besuch dem alten B., einem „éleveur", der gewöhnlich 60—70 junge Hengste im Stalle stehen hatte. Das traditionelle Champagnerfrühstück war beendet. Die Musterung sollte beginnen. Daß diese eine geraume Zeit in Anspruch nehmen würde, wußte ich im Voraus — es galt ja 64 Hengste im Detail zu besichtigen — aber die Art, wie mir die Pferde vorgeführt wurden, erregte denn doch mein Erstaunen.

Zuerst einige kräftige Trommelwirbel, um die Hengste auf die bevorstehende „Hetze" vorzubereiten. Nachdem die Tiere genügend aufgeregt worden, wurden sie eines nach dem anderen in der vom Besitzer bestimmten Reihenfolge herausgeführt. Selbstverständlich wurde ihnen vorher eine gehörige Dosis Ingwer in den After gesteckt. Kaum hatte ein Hengst die Schwelle des Stalles überschritten, so begann ein Heidenlärm. B. senior trommelte in seinem Hut, als ob derselbe eine Sturmhaube aus Eisen und nicht ein altersschwacher, gebrechlicher Cylinder gewesen, ein Knecht schnalzte mit einer riesigen Peitsche und die übrigen Gehilfen — ihre Anzahl war imposant — erhoben ein gelles, an das Geheul kampflustiger Indianer erinnerndes Geschrei. Sowie der arme Hengst an dieser trommelnden, schnalzenden und brüllenden Schaar vorbeigekommen war, erschien B. junior auf der Bildfläche. Ich hatte schon früher mit einem gewissen Befremden bemerkt, wie dieser interessante junge Mann verdeckte Aufstellung hinter einem Baum in der Allee genommen hatte, war aber weit davon entfernt, sein Vorhaben zu erraten. Der Jüngling lag im Hinterhalt, um dem Hengste aufzulauern! In dem Moment, als das geängstigte Tier mit hochgehaltenem Kopf, weit aufgesperrten Nüstern, krampfhaft gehobenem Schweif, schnarchend, tänzelnd und am ganzen Körper bebend, sich dem Hinterhalte näherte, stürzte der junge B. mit einer flatternden Serviette auf seine Beute los. Ich muß gestehen, daß dieser Teil der Schaustellung mit einem Talente ausgeführt wurde, das seine Wirkung nicht verfehlte. Wieder auf

dem Stallhof angelangt, wurde der Hengst in unmittelbarer Nähe einer schneeweiß getünchten Mauer auf einen abschüssigen Platz aufgestellt, so daß er vorne bedeutend höher als hinten stand, und nun durfte ich ihn endlich in Ruhe mustern.

Daß unter solchen Verhältnissen von einer regelmäßigen Musterung keine Rede sein konnte, ist selbstverständlich. Ich benahm auch dem alten B. sofort die Illusion, daß ich mir 64mal eine solche Komödie gefallen lassen würde. Aber obgleich ich in nicht mißzuverstehenden Worten erklärte, daß ich nach der Normandie gekommen wäre, um Geschäfte abzuschließen und nicht um mich zu unterhalten, daß ich, wenn es darauf ankäme, selbst die Rolle eines Macquignons übernehmen könne und daß es mein bestimmter Wunsch sei, die Pferde im natürlichen Zustande und nicht in bis zum Wahnwitz gesteigerter Extase zu sehen, kostete es mich 64 Kämpfe, bevor ich meinen Willen durchsetzen konnte. „Que voulez vous, c'est plus fort que moi", sagte Papa B. schließlich und darin mußte ich ihm freilich Recht geben.

Bei dem berühmten Händler Delaville in Caen besorgte immer ein Hengst die Aufgabe, mit welcher der alte B. seinen Sohn betraut hatte. Dieser Hengst — ich nannte denselben den Kulissenhengst — wurde während der Musterung hinter einer Mauer versteckt gehalten, um in dem geeigneten Moment durch sein plötzliches Erscheinen und sein lautes Wiehern den Stallgenossen in effektvolle Aufregung zu versetzen.

Wenn ich Freunden und Schülern den Rat erteile, bei der Musterung von Pferden streng auf Ruhe und naturgemäßes Vorführen zu halten, schweben mir diese normännischen Händler vor.

Bevor ich nun zu der Schilderung jener Fehler und Mängel übergehe, welche bei der im Freien erfolgenden Musterung zum Vorschein kommen können, will ich erwähnen, daß zitternde, vorbiegige Kniee mit oder ohne Narben, am deutlichsten während dieses Stadiums zu entdecken sind. Wie bereits erwähnt, hat besagte fehlerhafte Beschaffenheit der Vorderbeine nicht selten ihre Ursache in einem mangelhaften Gleichgewicht zwischen den Streck- und Beugemuskeln des Beines, welche entweder ererbt oder durch Überanstrengung hervorgerufen sein kann. In manchen Fällen genügt dieses gestörte Gleichgewicht der zu einander gehörenden Muskeln, um die bockbeinige Stellung hervorzubringen. Daß dieselbe bisweilen bei Reit- und Wagenpferden erprobter Güte vorkommt, hat seine Erklärung darin, daß die Beine sich den veränderten Verhältnissen, unter denen ihre Arbeit verrichtet werden muß, anpassen; außerdem wird man meistens finden, daß die Halsform, die Schultern und die Bewegungen solcher Pferde, deren Gebrauchswert durch die Bockbeinigkeit nicht gelitten, nichts zu wünschen übrig lassen. Hat dagegen das

bockbeinige Pferd eine steile Schulter und ein schweres ungelenkes Vorderteil, so ist dasselbe, auch wenn keine Narben an den Knieen sichtbar sein sollten, zu anstrengender Arbeit nicht mit Nutzen zu verwenden.

Die weitere Untersuchung wird am zweckmäßigsten so vorgenommen, daß man bei dem Kopfe beginnend und bei dem Hinterfuß abschließend, zuerst die linke Körperseite besichtigt und darauf bei dem rechten Hinterfuß beginnend und beim Kopfe endigend, dieselbe Untersuchung auf der linken Seite des Körpers bewerkstelligt.

Die Nüstern des Pferdes sind der Körperteil, mit welchem wir uns also zuerst zu beschäftigen haben. Behufs genauer Untersuchung derselben bildet man mit dem Daumen und dem Zeigefinger der linken Hand ein Speculum, um ein Urteil über die Beschaffenheit der Schleimhäute zu gewinnen. Das Pferd, welches nicht durch das Maul atmet, muß natürlich, sofern es zu schneller Arbeit verwendbar sein soll, mit weiten, beweglichen Nüstern ausgerüstet sein. Ich erwähne dies, weil es vorkommen kann, daß die Nüstern infolge anormaler Beschaffenheit des siebenten Nervenpaares mehr oder weniger vollständig gelähmt sind. Ist die Lähmung nicht vollständig, so kann dieselbe während der Musterung im Stehen oder im Schritt leicht übersehen werden. Sowie das Tier in schärferen Gangarten vorgenommen wird, macht sich das Leiden jedoch augenblicklich durch einen pfeifenden oder schnarchenden Laut bemerkbar. Die Schleimhaut der Nase darf nicht zu trocken, aber anderseits auch nicht zu feucht sein. Im normalen Zustande zeigt dieselbe zahlreiche kleine Tropfen auf ihrer Oberfläche, an welcher keine Wunden, Narben oder Katarrh-Symptome wahrnehmbar sind.

Wir schreiten sodann zur Untersuchung der Zähne, Laden und Zunge. Wie sich das Alter des Pferdes aus dessen Zähne entnehmen läßt, braucht hier nicht wiederholt zu werden. Ich erwähne deshalb bezüglich der Zähne nur den Umstand, daß die Schneidezähne älterer Pferde, welche stets vor Eisen- oder Marmorkrippen gestanden, öfters an der vorderen Fläche abgenützt erscheinen, ohne daß das betr. Tier je Kopper gewesen. Dies ist ein Grund mehr für uns, die einleitende Musterung im Stalle nie zu versäumen.

Sind die Laden auf beiden Seiten mit alten, von scharfen Gebissen herrührenden Narben behaftet, so ist zu befürchten, daß das Pferd ein hartgesottener „Puller“ ist, der überdies in schlechten Händen gewesen. Sollten solche Narben nur an einer Seite vorkommen, hat das Tier höchst wahrscheinlich die sehr fatale Eigenschaft, einseitig hartmäulig zu sein.

Die Zunge gibt selten Anlaß zu besonderen Anmerkungen.

Der Kehlgang soll geräumig und frei von Anschwellungen sein. Zeigt sich der Kehlgang voll, so hat das Pferd an bösartiger oder vernachlässigter Drüse

gelitten. Nicht selten können auch Narben an demselben beobachtet werden. In solchen Fällen ist es sehr anzuraten, die Untersuchung der Atmungsorgane mit besonderer Genauigkeit vorzunehmen. Krankhafte Veränderungen an der Halsvene gelten mit Recht als sehr bedenkliche Symptome. Aber auch wenn die Ader an und für sich gesund sein sollte, kann dieselbe, falls Spuren eines kürzlich vorgenommenen Aderlasses an ihr entdeckt werden, Verdacht erregen. Es liegt nämlich dann nahe zur Hand, nach der Veranlassung zu dem Aderlasse zu forschen. In den meisten Fällen wird dieselbe in einer heftigen Kolik oder einer Entzündung edlerer Organe zu suchen sein. Gewißheit hierüber zu erlangen ist jedoch nicht so leicht, denn der Verkäufer dürfte wohl nur ganz ausnahmsweise geneigt sein, über diesen Punkt gewissenhaften Aufschluß zu erteilen.

Wir gehen nun zur Schulter über. An diesem Körperteile können Muskelschwund, Reibwunden oder Spuren scharfer Einreibungen entdeckt werden. Muskelschwund an der Schulter kommt nicht selten bei jungen Pferden vor, welche zu einer ihre Kräfte übersteigenden Zugarbeit angehalten worden sind. Quergebildeter Muskelschwund ist in den meisten Fällen unheilbar, weshalb auch die geringsten Symptome dieses Leidens eingehender Beachtung gewürdigt werden sollten. Durch den Schwund nimmt sowohl der Umfang als auch die Elastizität der Muskeln stetig ab, bis das Schulterblatt, aller Muskeln entkleidet, einem Skelette anzugehören scheint. Besagtes Leiden kann auch durch eine in Folge langwieriger Schulterlähme veranlaßte, andauernde Unthätigkeit der betreffenden Muskelpartieen hervorgerufen sein. Jedes noch so unbedeutende Symptom von Muskelschwund ist daher mit gebührendem Mißtrauen zu betrachten. Daß Spuren von scharfen Einreibungen und Haarseilen den Beweis liefern, daß das Pferd an Schulterlähme leidet oder gelitten hat, braucht wohl kaum hervorgehoben zu werden, und was schließlich die Reibwunden betrifft, sind dieselben auch nicht ohne Weiteres als unbedenklich zu erklären, denn es gibt Pferde mit so empfindlicher Haut, daß dieselben den Geschirrdruck absolut nicht ertragen und deshalb zur Zugarbeit kaum zu verwenden sind.

Die von der Bugspitze bis zum Kniee vorkommenden Körperteile sind selten der Sitz bedenklicher Leiden. Am Ellbogengelenk kommt jedoch bisweilen eine weiche Geschwulst vor, die wir „Stollbeule" nennen. Obgleich die Stollbeule den Gebrauchswert des Pferdes nicht beeinträchtigt, muß dieselbe doch als Schönheitsfehler bezeichnet werden.

Das Knie des Pferdes ist dagegen mannigfachen Verletzungen ausgesetzt und sollte deshalb stets genau besichtigt werden. Wenn man mit der flachen Hand über das Knie fährt, sind etwaige Veränderungen in der normalen Beschaffenheit der Haut leicht zu entdecken. Die gewöhnlichsten hierbei zu Tage tretenden Schäden

sind: 1) daß das Haar abgescheuert worden, ohne daß die darunter liegende Haut gelitten; 2) daß die Haut verletzt ist; 3) daß die Wunde sich bis zu dem Bindegewebe erstreckt; 4) daß die über das Vorderknie laufende Sehne und deren Scheiden beschädigt sind; 5) daß das Gelenk bloßgelegt ist.

Eine oberflächliche Beschädigung, bei welcher nur einige Haare zum Opfer gefallen, kann natürlich binnen wenigen Wochen vollständig geheilt und unsichtbar gemacht werden. Hat dagegen der Stoß oder Schlag, der das Knie getroffen, zur Folge gehabt, daß die Haut und die in derselben sitzenden Haarwurzeln beschädigt wurden, so wird das Pferd aller Wahrscheinlichkeit nach sein Leben lang einen Schandfleck — z. B. eine Narbe, eine haarlose Stelle, grobe und borstenartige oder auch schüttere und weiße Haare — am Knie tragen. Ein Pferd, das sich einen der unter 4 und 5 angeführten Schäden zugezogen, ist außer Stand gesetzt, das Gelenk frei zu bewegen und hat infolgedessen einen großen Teil seines Gebrauchswertes eingebüßt. Knieschäden, die nicht innerhalb sechs Monaten zur Heilung gelangen, sind so ernster Art, daß sie die Dienstbarkeit des Pferdes vollkommen aufheben.

An den Knien vorkommende Geschwulste sind, obgleich im hohen Grade entstellend, von geringer Bedeutung, so lange sie die freie Bewegung des Gelenkes nicht durch ihren Umfang beeinträchtigen.

Demnächst wird unsere Aufmerksamkeit vom Schienbeine in Anspruch genommen. Wenn wir mit der Hand vom Knie bis zur Köthe entlang streichen, sollen sich diese Teile kühl und frei von jedweder teigigen (ödematösen) Anschwellung anfühlen.

Angelaufene, warme Beine sind desto mehr zu fürchten, wenn an denselben auch erweiterte Sehnenscheiden konstatirt werden, denn jede Bewegung, welche die dicken Beine wieder auf ihren normalen Umfang reduzirt, verschlimmert gleichzeitig den Zustand der angegriffenen Sehnen. Pferden mit solchen Beinen gebe man eine scharfe Bewegung und verwerfe sie als dienstuntauglich, wenn an den Extremitäten nach der Bewegung vermehrte Wärme oder Anschwellung bemerkbar werden sollte.

Allgemeine Anschwellung der Bindegewebe des Beines, sog. Ödema, ist ein sehr bedenkliches Leiden, das stets von einer krankhaften Veränderung der Blutmischung zeugt. Außerdem bleibt zu berücksichtigen, daß das Herz eines an Ödema leidenden Pferdes nicht mehr im Besitz seiner normalen Kraft ist, welcher Umstand sich bei der geringsten Anstrengung durch Schwitzen und erschwertes Atmen bemerkbar macht, weshalb auch ein solches Tier nicht ohne Gefahr zu der Arbeit herangezogen werden kann, die wir dem gesunden Pferde mit voller Berechtigung zumuten.

Die jedem Fachmann bekannte Thatsache, daß viele Beine durch anhaltende Bewegung dünner werden, sei uns eine Warnung, kein Pferd zu mustern, das noch warm infolge vorhergegangener Bewegung ist. Es ist dies um so wichtiger, als die Herren Pferdehändler nie versäumen, im Bedarfsfalle Nutzen aus genannter Erfahrung zu ziehen.

Gallen haben nichts Erschreckendes für den Kenner. Ein leistungsfähiger Gaul, auf dessen Beine anstrengende Arbeit keine anderen Spuren als einige unschädliche Gallen hinterlassen hat, ist auch entschieden einem sog. fehlerfreien „Krampen" vorzuziehen, dessen reine Beine nur davon Zeugnis ablegen, daß die Feuerprobe ernster Leistungen dem Tiere aus irgend einem Grunde erspart geblieben. Wir halten uns deshalb an das alte bekannte Sprichwort:

„Wer da scheuet Spat und Galle,
Hat nie ein gutes Pferd im Stalle."

Es gibt jedoch auch Gallen, welche nach jeder anhaltenden scharfen Bewegung erhöhte Wärme und Anschwellung verursachen. In solchen, glücklicherweise selteneren Fällen vermindern dieselben natürlich die Brauchbarkeit des Pferdes zu harter Arbeit.

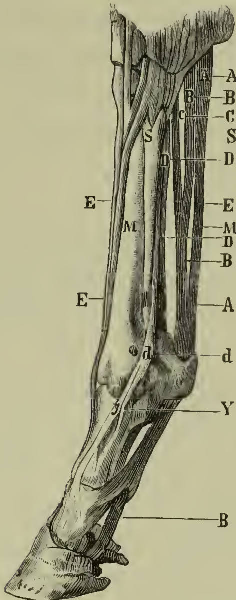
Nachdem wir die Überzeugung gewonnen, daß das Pferd nicht an dicken Beinen leidet, schreiten wir zur Untersuchung der Gliedmaßen vom Knie abwärts. In der Kniebeugung stoßen wir bisweilen auf einen Ausschlag, der Raspe genannt wird und seine Entstehungsursache in vernachlässigter Hautpflege hat. An und für sich ein ganz unbedenkliches Leiden, beeinträchtigt dieser Ausschlag dennoch während der Dauer seines Bestehens die Diensttauglichkeit des Pferdes.

Die Untersuchung der an der hinteren Fläche des Schienbeines sitzenden Beugesehnen (Fig. 555 A B C) wird mit dem Daumen und dem Zeigefinger der linken Hand bewerkstelligt. Diese Sehnen, welche bei Pferden mit langen, schrägstehenden Fesseln am meisten angestrengt werden, sollen frei von jeder noch so unbedeutenden Anschwellung sein. Zuweilen wird man durch Narben an der Haut des Schienbeines zu der Annahme verleitet, daß die eine oder andere Sehne mit Knötchen behaftet sei; da aber solche Narben oder Verhärtungen mit der Haut zur Seite geschoben werden können, ist es ein Leichtes, zu konstatiren, daß dieselben in keinerlei Zusammenhang mit der Sehne stehen. Sollte man dagegen an den Sehnenscheiden Anschwellungen von beträchtlicher Länge entdecken, so kann man mit Sicherheit annehmen, daß die betreffenden Teile ihre normale Beschaffenheit verloren haben.

Ebenso wird bei der Untersuchung des Fesselbeinbeugers (auch oberes Gleichbeinband genannt), dessen Umrisse klar und rein sein sollen, vorgegangen. Knoten

an diesem Bande sind bedenkliche Anzeichen. Beschädigungen des Fesselbeinbeugers hinterlassen nämlich daselbst kleine Knoten, wohingegen sie sich an den Beugesehnen als längliche, von oben nach abwärts gehende Anschwellungen bemerkbar machen. Die Entzündungen des Fesselbeinbeugers treten meistens an dem unteren Viertel desselben nahe den Sesam- oder Gleichbeinen hervor. Dieses Band wird

Fig. 555.




A Kronbeinbeugesehne. B Hufbeinbeugesehne. C Unterstützungsband. S Griffelbein. D Fesselbeinbeuger mit seinen beiden Schenkeln. E Zehenstrecker. M Schienbein. d Verzweigung des Fesselbeinbeugers. Y Fortsetzung des Fesselbeinbeugers.

Fig. 556.



Überbein.

ebenso wie die Beugesehnen am stärksten bei Pferden mit langen, schräggestellten Fesseln angestrengt.

Die Sesambeine oder Gleichbeine (Fig. 446 t′) sind ebenfalls genau zu untersuchen. Dieselben zeigen nämlich nicht selten eine anormale Vergrößerung (Hypertrophie), die zu Entzündungen und daraus hervorgehender Lahmheit führen kann.

Die auf die Entdeckung von Überbeinen gerichtete Untersuchung wird ebenfalls mit dem Daumen und Zeigefinger bewerkstelligt. Überbeine haben je nach ihrer Lage, ihrer Größe und ihres Alters eine verschiedenartige Einwirkung auf die Diensttauglichkeit des Pferdes. Sitzen dieselben z. B. nahe dem Kniegelenk

(Fig. 556) oder bei den Beugesehnen, so müssen sie, gleichviel, ob sie neueren oder älteren Datums sind, hinderlich auf die Bewegungen des Pferdes einwirken. Liegen sie dagegen auf der vorderen Fläche des Schienbeins und ungefähr mitten auf derselben, so sind sie ganz unbedenklich. Auch in Bezug auf ihren Umfang sind die Überbeine sehr verschieden. Es gibt Überbeine, die nicht viel größer als eine in zwei Hälften geschnittene Bohne sind, andere dagegen haben die Größe einer halben Zitrone. Während des Entstehens pflegen dieselben, wo immer sie auch sitzen mögen, meistens Lahmheit zu verursachen. Zur vollkommenen Entwicklung gelangt, bereiten sie dagegen dem Pferde keine weiteren Ungelegenheiten, falls sie sich nicht infolge ihrer Lage zu einem Hindernisse für die Sehnen oder Gelenke gestalten. Bei der Beurteilung eines Überbeines ist schließlich auch das Alter des Pferdes in Betracht zu ziehen, denn je jünger das betreffende Tier ist, desto bedenklicher ist das Überbein, wohingegen ein gut gelegenes Überbein auf dem Schienbein eines siebenjährigen Gaules nichts weiter als ein Schönheitsfehler ist, der noch dazu dem Laien gar nicht auffällt.

Die Überbeine bilden sich infolge einer meistens durch Stöße, Schläge, Verwundungen, Sprünge oder Fehltritte hervorgerufenen Knochenhautentzündung, welche, anstatt sich zu verteilen, zu Neubildungen von Knochensubstanz — das sog. Überbein — geführt hat.

Die bisherige Untersuchung des Schienbeines geschah, während das Pferd auf allen Vieren vor uns stand. Dies ist jedoch nicht genügend. Wir müssen auch den linken Vorderfuß aufheben und während wir denselben mit der rechten Hand festhalten, die Beugesehnen mit dem Daumen der linken Hand zur Seite schieben. Dadurch kommen wir in die Lage, auch die hintere Fläche des Schienbeines zu befühlen. Es ist nämlich durchaus keine Seltenheit, daß Überbeine auf diesem Teile des Beines vorkommen und können dieselben in solcher Lage weder mit dem Auge noch mit der Hand entdeckt werden, so lange das Pferd auf dem betreffenden Fuß steht. Bei der Gelegenheit wird auch der obere Teil des Fesselbeinbeugers (Fig. 555 D) untersucht.

Nachdem wir sodann noch die Stellung, Länge, Dicke und Temperatur der Fesseln geprüft, und uns auch die Gewißheit verschafft haben, daß an der hinteren Fläche des Fessels keine Spuren von Wunden oder Mauke vorhanden sind, schreiten wir zur Untersuchung des Hufes.

Mit Bezug auf die Vorderhufe haben wir uns stets vor Augen zu halten, daß den Vorderbeinen vorzugsweise die Aufgabe zufällt, das Körpergewicht zu tragen, während die Hinterbeine den Rumpf vorwärts schieben. In diesem Umstande liegt nämlich die Erklärung der bekannten Thatsache, daß an den Vorder=

hufen häufiger als an den Hinterhufen Abweichungen von der normalen Beschaffenheit wahrzunehmen sind.

Diese Abweichungen können hervortreten:

I. In der Größe:

1. Zu kleine Hufe.
2. Zu große Hufe.
3. Ungleich große Hufe.
4. Zusammengeschrumpfter Strahl.
5. Schwammiger Strahl.

II. In der Form:

1. Zu enge Hufe.
2. Platthufe.
3. Zu hohe Trachten.
4. Zu niedrige Trachten.
5. Zu lange Zehen.

III. In der Stellung:

1. Zu steile Fesseln.
2. Zu lange Fesseln.
3. Zu kurze Fesseln.
4. Auswärts gestellte Zehen.
5. Einwärts gestellte Zehen.

IV. In äußeren Verletzungen.

1. Spröde Hufe.
2. Vernagelung.
3. Gequetschte Sohle.
4. Kronentritt.
5. Streichwunde.
6. Neurotomie.

V. In Krankheiten.

1. Stahlkrebs.
2. Steingallen.
3. Hufgalle.
4. Mauke.
5. Akute Hufentzündung.
6. Chronische Hufentzündung.
7. Strahlbeinlahmheit.
8. Ringbein.
9. Schale.
10. Hohle Wand.

## I. Abweichungen von der normalen Größe.

Es kommt häufig vor, daß man sich bei der Untersuchung der Vorderhufe eines Pferdes die Frage stellen muß, ob die Hufe nicht kleiner sind wie bei Pferden gleichen Schlages. Anderseits ist es auch keine Seltenheit, daß die Hufe

zu groß zu sein scheinen. Sind beide Vorderhufe gleich groß und im übrigen vollkommen gesund, so hat es nichts zu bedeuten, falls sie etwas groß im Verhältnis zu dem Körper des Pferdes sein sollten. Anders aber steht die Sache, falls sie zu klein sein sollten. Allerdings können dieselben auch dann gesund sein; der mit der Untersuchung betraute Fachmann wird aber solche Hufe dennoch mit mißtrauischen Blicken prüfen, denn er weiß, daß Entzündung eine der Ursachen ist, welche die normale Entwicklung des Hufes zum Stillstand bringen können. Wenn wir nun weiter bedenken, daß sich der Huf ebenso wie die übrigen Bestandteile des Körpers weiter entwickelt, bis das Pferd ein Alter von fünf Jahren erreicht hat, so liegt es nahe zur Hand, anzunehmen, daß ungewöhnlich kleine Hufe während ihrer Entwicklungsperiode von irgend einer Entzündungskrankheit heimgesucht gewesen sind, jedoch kann dieselbe kaum einen ernsten Charakter gehabt haben, falls sie keine andere Spuren als zurückgebliebenes Wachstum hinterlassen. Selbstverständlich schließt dies nicht aus, daß sie recht langwierig gewesen. Es ist nämlich häufig beobachtet worden, daß die normale Entwicklung des Hufes nach erfolgter Genesung besonders rasche Fortschritte zu machen pflegt. Akute Hufentzündung hinterläßt dagegen stets bleibende und deutlich wahrnehmbare pathologische Veränderungen in der Form und der Textur des Hufes, wie z. B. Ringe an der Hornwand, flachere Sohle u. s. w.

Sollten Symptome dieser Art am Huf zu bemerken sein, so kann dem Pferde kein bedingungsloses Gesundheitszeugnis ausgestellt werden. Dem Aussehen nach gesunde, aber dennoch aus irgend einem Grunde verdächtige Hufe, werden einer ernsteren Prüfung zu unterziehen sein. Man gibt dem Pferde zu diesem Zwecke einen scharfen Galop auf harter Straße, läßt es darauf ungefähr 20 Minuten an einem schattigen Ort stehen und nimmt sodann eine Trabprobe an der Longe mit ihm vor. Hat der Gaul je an Hufentzündung gelitten, so wird er nun auf den Fersen gehen und die Füße wie eine über heiße Ziegelsteine laufende Katze heben. Man weiß dann, woran man ist.

Die Hufe können verschieden in der Größe und dennoch gesund sein. Es kommt z. B. recht häufig vor, daß der rechte Huf größer als der linke ist. Dies hat seinen Grund darin, daß derselbe mehr in Anspruch genommen wird. Jedenfalls aber werden wir in solchen Fällen an dem kleineren Hufe nach Spuren früherer Entzündungen suchen und falls wir keine pathologischen Veränderungen an dem Hornschuh zu entdecken im Stande sind, die oben geschilderte Probe vornehmen müssen. Sollte der eine Huf bedeutend kleiner als der andere sein, ist doppelte Vorsicht geboten.

Ein zusammengeschrumpfter, sowie auch ein schwammiger Strahl bedingt an

und für sich keine Verminderung der Diensttauglichkeit des Pferdes. Es stehen aber diese Abweichungen von der normalen Beschaffenheit des Hufes meistens mit anderen krankhaften Zuständen, die wir weiter unten näher betrachten werden, in bestimmter Verbindung.

## II. Abweichungen von der normalen Form.

Eine der gewöhnlichsten Ursachen des Zwanghufes sind zu hohe Trachten. Diese Form der Trachten hat nämlich zur Folge, daß der Strahl zu hoch über den Boden zu liegen kommt, dadurch außer Thätigkeit gesetzt wird, immer mehr zusammenschrumpft und so Anlaß dazu gibt, daß die Fersenwände sich zusammenziehen. Werden dann außerdem die Eckstreben nicht geschont, so treten die hohen Trachten noch näher aneinander.

Die gewöhnlichsten Ursachen des Platthufes sind:

1. Schwächung der Sohle beim Auswirken.
2. Hufentzündungen.
3. Erbliche Anlagen.

Welche die Ursache aber auch sein möge, ist der Platthuf immer ein bedenklicher Fehler, bei dessen Beurteilung wir sowohl die Ursache als den Entwicklungsgrad in Betracht zu ziehen haben. Lederunterlagen oder breitere, stärker abgedachte Eisen ermöglichen es dem platthufigen Pferde, anscheinend vollkommen normal aufzutreten. Aus diesem Grunde werden wir, wenn wir bei der Untersuchung eines Pferdes solche Unterlagen oder Eisen entdecken, die Hufe zum Gegenstand einer besonders genauen Prüfung machen. Am zweckmäßigsten ist es, das Tier, auch wenn der Platthuf noch nicht zur vollständigen Entwicklung gelangt sein sollte, auf gewöhnliche Art zu beschlagen, um dahinter zu kommen, ob der Gaul auch ohne genannte Schutzvorrichtungen einen normalen Gang zeigt.

Platthufe haben oft hohle Wände, weshalb die Untersuchung stets auch die Hornwand umfassen sollte. Hohle Wände verursachen besonders in gelinderen Graden nicht immer Lahmgehen. Dieselben kommen außerdem auch an Hufen mit gut gewölbten Sohlen vor; da aber der Huf dann meistens trocken und spröde erscheint, wird er dem untersuchenden Fachmann dennoch auffallen.

Obwohl niedrige Trachten nicht den Hufkrankheiten zugezählt werden können, stehen dieselben dennoch häufig in Verbindung mit solchen Leiden, wie z. B. Steingallen, gequetschte Sohlen u. s. w., meistens auch mit langen, schräg gestellten Fesseln und langen Zehen. In diesen Fällen hohe Stollen anzuwenden, würde das Übel nur verschlimmern, denn dadurch werden die empfindlichen Fersen genötigt, ent-

weder eine größere Last auf sich zu nehmen oder auch die Last auf die Fesseln zu übertragen, welche letztere dadurch eine steilere Stellung erhalten. Die notwendige Folge hiervon aber wird die höchst fatale Vereinigung von niedrigen Trachten, langen steilen Fesseln und überkötenden Vorderbeinen.

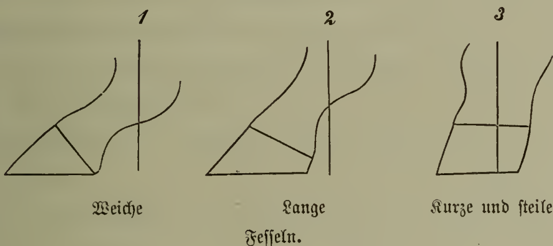
Lange Zehen sind so wie die niedrigen Trachten an und für sich keine krankhafte Erscheinung, geben aber häufig Anlaß zu solchen. Läßt man die Zehen zu lang werden, so setzt man die Beugesehnen naturgemäß einer zu großen Anstrengung aus. Der Fachmann wird deshalb die hintere Fläche des Schienbeines vom Knie bis zur Köthe mit besonderer Genauigkeit untersuchen, wenn er findet, daß die Zehen zu lang sind.

Wir kommen nun zu

## III. Unregelmäßige Stellung der Füße.

Steile Fesseln sind gewöhnlich auch zu kurz, doch können, wie bereits erwähnt, auch lange, steile Fesseln vorkommen. Bei den kurzen und steilen Fesseln geht die Gewichtslinie mitten durch den Fuß hindurch (Fig. 557, 3). Der während

Fig. 557.




Weiche Lange Kurze und steile
Fesseln.

der Bewegung entstehende Stoß ist bei dieser Form so stark, daß der Fuß früher oder später seine normale Beschaffenheit zu verlieren pflegt. Die wahrscheinlichsten Folgen sind geschwollene Fesseln, Steingallen, Hufspalten, Strahlfäule, Schwund des Strahles u. s. w. Dies ist um so bedenklicher, als die fehlerhafte Stellung der Fesseln mit den Jahren zunimmt, besonders wenn dem Pferde die Arbeit auf harten Straßen nicht erspart werden kann.

Zehenweite Stellung wird meistens durch fehlerhafte Stellung der betreffenden Gliedmaßen hervorgerufen. Wir dürfen deshalb nicht versäumen, an der inneren Seite der Köthe nach Streichwunden, Narben und Anschwellungen zu suchen. Ein Pferd, das mit diesem Fehler behaftet ist, eignet sich nicht dazu, schweres Gewicht in schnellen Gangarten zu tragen.

Zehenenge Stellung beeinträchtigt die Diensttauglichkeit des Pferdes in noch höherem Grade. Der hieraus entstehende unsichere, stolpernde Gang ist außerdem nicht selten der Begleiter organischer Fehler, welche zur Verwerfung des betreffenden Tieres führen müssen.

Von eminenter Bedeutung sind auch

## IV. Die äußeren Hufkrankheiten.

Unter diesen dürfte der besonders in England häufig zur Beseitigung der chronischen Strahlbeinlahmheit vorgenommene Nervenschnitt, wobei der Schienbeinnerv unterhalb seiner Verbindung durchschnitten, ein Stückchen herauspräparirt und entfernt wird, obgleich nicht eigentlich eine Krankheit, dennoch besondere Erwähnung verdienen. Die Operation hat nämlich zur Folge, daß das Gefühl in dem Fuße vollkommen aufhört, somit keine Schmerzen daselbst mehr empfunden werden, weshalb auch das durch Nervenschnitt von andauernder Lahmheit befreite Pferd nicht nur vollständig ungenirt, sondern auffallend rücksichtslos und heftig auftritt; aber der hinkende Bote kommt nach — die Ernährung leidet durch den Mangel des Nerveneinflusses und infolge der starken Erschütterung tritt nicht selten schon nach einem halben Jahre ein Ausschuhen des Hufes ein. Indessen hat das Faktum, daß Pferde, welche wegen unheilbarer Strahlbeinlahmheit sonst vollkommen unbrauchbar gewesen wären, nach dem Nervenschnitt ohne Anstand zu jeder Dienstleistung verwendet werden konnten, genannter Operation speziell in England zahlreiche Freunde erworben (vergleiche William Hunter, „Unnerving Hunters“, Baily's Magazine, April 1885).

Die Anzeichen, welche verraten, daß das Pferd auf besagte Art operirt worden ist, sind: die durch den Nervenschnitt hervorgerufenen Narben, sowie sein eigentümlicher, besonders im Trab bemerkbarer hölzerner Gang. Es ist dem Tiere vollkommen gleichgiltig, ob es auf steinharter Straße oder weichem Grasboden geritten wird. Der Reiter, der das nicht sofort merkt, ist eben kein Reiter.

Spröde Hufe geben den Hufnägeln keinen ordentlichen Halt und haben außerdem häufig hohle Wände. Während des Haarwechsels tritt die spröde Beschaffenheit des Hufhornes am schärfsten hervor. Das Haar ist dann meistens trocken und tot, und nachdem Haar und Hufhorn nahe verwandte Gebilde sind, kann es uns nicht Wunder nehmen, daß gleiche Ursachen gleiche Wirkungen bei ihnen hervorbringen. Anhaltende Unordnungen in den Verdauungsorganen pflegen ebenfalls eine schädliche Einwirkung auf das Haar und das Hufhorn zu haben.

Vernagelungen, die in ihrer schwersten Form sich zu einem sehr bedenklichen

Leiden gestalten können, nehmen glücklicherweise selten eine so ernste Wendung, daß das betreffende Pferd nicht durch zweckmäßige Behandlung bald wieder hergestellt werden könnte. Bemerkt man bei der Untersuchung des Hufes, daß ein Hufnagel fehlt, so ist stets Anlaß zu dem Verdacht vorhanden, daß das Pferd kürzlich vernagelt gewesen.

Nageltritt ist schon ein weit ernsteres Leiden, das bedeutendes Lahmgehen zur Folge haben kann.

Dasselbe gilt von Quetschungen der Sohle. Ist die Lahmheit verschwunden und gehört die Sohle nicht zu der flachen Gattung, so darf dieses Leiden trotzdem nicht zur Verwerfung des betreffenden Pferdes führen. Sollte dagegen die Sohle entschieden eine flache Form haben, so sind die Symptome der Sohlenquetschung keineswegs leicht zu nehmen.

Kronentritte haben, auch wenn sie noch so unbedeutend erscheinen, stets eine ernste Bedeutung, denn nur zu leicht nehmen dieselben infolge unverständiger oder nachlässiger Behandlung einen bedenklichen Charakter an. Man schiebe daher, wenn möglich, den Kauf eines an Kronentritt leidenden Pferdes auf, bis vollständige Heilung erfolgt ist.

Streichwunden in der Nähe des Kniegelenkes deuten immer auf einen im hohen Grade fehlerhaften Gang des Pferdes hin, und setzen auch aus diesem Grunde den Gebrauchswert des Tieres bedeutend herab.

Die letzte der mit Hinsicht auf die Untersuchung der Hufe aufgestellten Rubriken umfaßt die Hufkrankheiten.

Obwohl außerordentlich umfangreich, ist dieselbe für den vorliegenden Zweck keineswegs die wichtigste, denn die meisten Hufkrankheiten haben so deutliche Symptome, daß sie sich selbst dem Laien bemerkbar machen, und außerdem dürften an akuten Hufkrankheiten leidende Pferde nur ganz ausnahmsweise zur Musterung gelangen.

Eine Hufkrankheit, deren Diagnose aber selbst die Kenntnisse des erfahrenen Fachmannes auf eine harte Probe stellen kann, ist die Strahlbeinlahmheit.

Bei Strahlbeinlahmheit entsteht, wie der Name andeutet, deutliches Lahmgehen; sonstige charakteristische Anzeichen, die zur Entdeckung des Übels führen könnten, sind aber nicht vorhanden. Trabt das Pferd, so lahmt es; steht es, so tritt es nur mit der Zehe auf. Im Laufe der weiteren Entwicklung des Leidens pflegt sich auch eine Zusammenziehung des Hufes einzustellen. Zeigt sich die Strahlbeinlahmheit an normal geformten Hufen, so haben wir es mit der akuten Form des Leidens zu thun.

Die Gruppe von Symptomen, welche auf das Vorhandensein von Strahlbeinlahmheit deutet, ist also:

1) Ein beständiges Übertragen des Körpergewichtes von einem Fuße auf den anderen und eine entschiedene Neigung während des Stillestehens nur mit der Zehe des kranken Fußes aufzutreten.
2) Vermehrte Wärme und Empfindlichkeit in den Ballen.
3) Heftiges Pulsiren der Arterien des Schienbeines und der Köthe.
4) Lahmgehen und ein unbeholfener, stolpernder Gang, bei welchem nur die Zehen niedergesetzt werden.

In der chronischen Form des Leidens sind diese Symptome jedoch meistens so wenig ausgeprägt, daß nur ein geübtes Auge dem schleichenden Übel auf die Spur kommen kann. Zeigt es sich, daß der Gang des Pferdes beim Verlassen des Stalles unbeholfen und stolpernd ist, nach einer Weile aber freier wird, so ist der Verdacht berechtigt, daß das Tier an Strahlbeinlahmheit leidet. In solchen Fällen pflegte Professor Dick in Edinburg das Pferd im Laufe eines Tages mit bestimmten Zwischenzeiten wiederholt herausnehmen zu lassen. Diese Methode setzte ihn in den Stand, das Tier sowohl im Zustand der Ruhe als auch während der Bewegung nach genossener Ruhe zu beobachten. Jedes Pferd, das im Stalle nur die Zehe niedersetzte, beim Herausgehen steif in der Schulter war und mit steilen Fesseln zögernd auf den Zehen auftrat, wurde ohne Weiteres als unter dem Verdachte der Strahlbeinlahmheit stehend, einer hierauf gerichteten speziellen Untersuchung unterworfen. Obgleich nun jeder Schmerz im hinteren Teile des Fußes ähnliche Symptome hervorrufen kann, sind die hier erwähnten dennoch von der Tierheilkunde als brauchbare Ausgangspunkte für die Diagnose anerkannt worden. Schließlich sei auch erwähnt, daß leichte Pferde häufiger als schwere von genanntem Leiden heimgesucht werden.

Mauke ist ein nässender Ausschlag, der meistens in der Beugeseite des Fessels, namentlich der Hinterfüße, vorkommt. Daß ein mit dieser Krankheit behaftetes Pferd nicht diensttauglich ist, liegt auf der Hand.

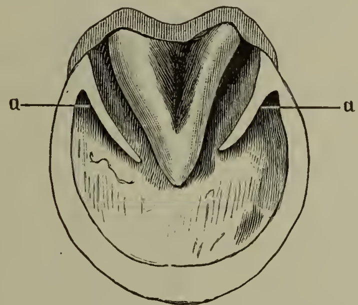
Ringbein ist eine ringförmige Knochenauflagerung an der Umgebung des Köthengelenkes. Dieses Leiden tritt häufiger bei gemeinen als bei edlen Pferden und vornämlich an den Vorderfüßen auf. Am Kronbein vorkommendes Ringbein ist stets sehr bedenklich.

Steingallen pflegen nicht selten bei der Untersuchung übersehen zu werden und zwar aus dem einfachen Grunde, weil wenige Fachmänner sich die Mühe geben, dem zur Musterung vorgeführten Pferde die Vordereisen abnehmen zu lassen, falls nicht bedeutendes Lahmgehen des Tieres sie dazu nötigt. Es genügt indessen nicht, die Eisen abnehmen zu lassen, sondern es müssen auch diejenigen Teile der Sohle, wo Steingallen ihren Sitz zu haben pflegen (Fig. 558 a a), mit dem Wirk=

messer untersucht werden, denn wie bekannt, liegen die Steingallen unter der äußeren Schichte des Sohlenhornes, wo sie als rotgestreifte, blaue oder gelbliche Flecke hervortreten. Da ein mit Steingallen behaftetes Pferd sehr sorgfältig beschlagen werden muß, kann ein solches Tier nicht vollkommen gesund genannt werden.

Hornspalten nennt man eine in der Richtung der Hornfasern, d. i. von oben nach unten verlaufende Trennung der Hornwand. Die erste Veranlassung zu der Entstehung von Hornspalten gibt die Einwirkung der Belastung. Deshalb kommen diese Spalten auch am häufigsten an der inneren Wand der Vorderhufe, seltener an der vorderen Wand der Hinterhufe vor. Ist die Spalte tief oder durchdringend, so verursacht sie leicht Lahmgehen. Oberflächliche Spalten sind dagegen ganz unbedenklich. Dieses Leiden wird oft unter einem dicken Lager von Hufschmiere verborgen oder auch mit Kitt unsichtbar gemacht. Es ist daher angeraten, bei der Untersuchung der Hufe diesen Umstand nicht außer Acht zu lassen. Am günstigsten ist die Vorhersagung bei Tragrandspalten, an normalen Hufen und so lange keine Lahmheit zugegen, am ungünstigsten bei Kronrandspalten, krankhaft verändertem Hufe und bei Spalten in den hinteren Hufabteilungen.

Fig. 558.




Lage der Steingallen.

Hufentzündung — die akute sowie die chronische — wird mit Recht den schwersten Hufleiden zugezählt. Die akute Form wird aus nahe zur Hand liegenden Gründen selten oder nie bei Pferden angetroffen, die zur Musterung gelangen; die chronische Hufentzündung ist dagegen eine sehr oft vorkommende Ursache des Lahmgehens. Ein an Hufentzündung leidendes Pferd nimmt kurze Schritte und tritt mit den Fersen — nicht mit den Zehen — auf, was wiederum zur Folge hat, daß die Knie weniger gestreckt werden. Auch im Zustande der Ruhe werden nur die Fersen niedergesetzt. Außerdem macht sich eine bedeutend erhöhte Temperatur in dem leidenden Fuß, sowie starkes Pulsiren der Schienbeins-Arterien bemerkbar. Hufe, die an Hufentzündung gelitten, haben gewöhnlich flache Sohlen und unregelmäßige, dicht an einander liegende Ringe an der Hornwand. Ringe kommen allerdings auch an gesunden Hufen vor, sind aber in diesem Falle regelmäßiger geformt und weiter von einander entfernt. Da indessen Ringe an den Hufwänden stets den Verdacht des Fachmannes erregen, pflegen betrügerische Händler dieselben mit der Feile zu entfernen. Damit können sie aber nur sehr unerfahrene Käufer hinter's Licht führen, denn davon gar nicht zu reden, daß die

übrigen Symptome der Hufentzündung nicht mit den Ringen verschwinden, genügt ein gelinder Druck mit der Hufzange oder ein Schlag mit dem Hammer, um herauszubringen, wo das Pferd der Schuh drückt.

Chronische Hufentzündung pflegt hohle Wände im Gefolge zu haben. Letzteres Leiden verursacht selten Lahmgehen, wenn es nicht durch Hufentzündung verschärft wird.

Strahlfäule ist eine Hautkrankheit, die sich darin äußert, daß eine schwarzgraue, stinkende Feuchtigkeit in der Strahlspalte und den Strahlfurchen abgesondert wird. Dieses Leiden kann durch lokale Ursachen hervorgerufen werden und ist dann leicht zu beseitigen. Unreinlichkeit, die in den Strahlspalten liegen bleibt und dort in Fäulnis übergeht, plötzlicher Übergang von schwacher zu starker Fütterung u. s. w. gehören zu diesen lokalen Ursachen. Ungünstiger ist die Vorhersagung bei Strahlfäule, die ihren Grund in der Konstitution des Pferdes hat. Ein hochbeiniges Pferd mit hängenden Rippen ist z. B. nahezu wertlos, wenn es an Strahlfäule leidet.

Wir haben nun die Besichtigung der Vorderhand beendigt und können somit zu dem Rumpfe und dem Hinterteile übergehen.

Die Wände des Brustkorbes geben selten Anlaß zu Bedenken, können aber auch Spuren von Rippenbrüchen zeigen. Hat das Pferd einen Rippenbruch erlitten, so macht sich dies nach erfolgter vollständiger Heilung durch den größeren Umfang der betreffenden Rippen bemerkbar, was aber wenig oder gar nichts zu bedeuten hat. Ausnahmsweise aber bleibt dem gebrochenen Knochen eine krankhafte Beschaffenheit und haben wir es dann mit einem bedenklichen Leiden zu thun.

Bei der Musterung des Hinterteiles entdecken wir nicht selten eine bedeutende Verschiedenheit in der Größe der beiden Hüftknochen. In diesem Falle hat sich das Tier einen Teil dieses Knochens abgestoßen. Daß das nicht schön aussieht, gebe ich gerne zu, zu bedeuten hat es aber weiter nichts.

Der Bauch, die Hoden und die innere Fläche der Schenkel nehmen demnächst unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Unter den am Bauche und an den Hoden vorkommenden Gebrechen sind Brüche die bedenklichsten. Bauch- und Nabelbrüche setzen den Wert des Pferdes herab, weil sie 1) sehr entstellend sind, 2) infolge ihrer Lage Stößen und Schlägen ausgesetzt sind und 3) leicht eingeklemmt werden können. Ein Hengst, der an einem Hodenbruch leidet, ist zur Zucht nicht verwendbar.

Wir kommen nun zu einem der wichtigsten Körperteile des Pferdes, nämlich zum Sprunggelenk.

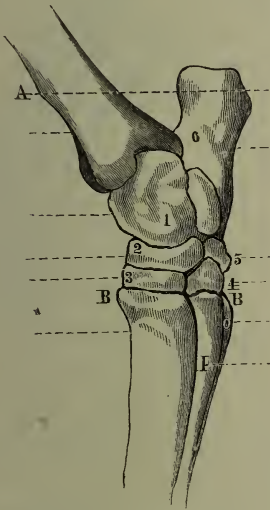
Die gewöhnlichen am Sprunggelenke vorkommenden Gebrechen sind:

1) Spat.
2) Blutspat.
3) Gallen.
4) Hasenhacke.
5) Piephacke.

Spat ist der gefürchtetste aller Knochenfehler. Man kann jedoch von ihm sagen, daß er im Ganzen genommen wie so viele Menschenkinder „besser als sein Ruf ist". Bevor wir auf eine nähere Beleuchtung dieser Streitfrage eingehen, müssen wir uns aber einen genauen Einblick in den Bau des Sprunggelenkes verschaffen.

Das Sprunggelenk ist kein einfaches durch die Verbindung zweier Knochen

Fig. 559.




Knochen des Sprunggelenkes.

Fig. 560.



Spat.

gebildetes Gelenk. Zwischen dem Schienbein nach unten und dem Unterschenkelbein nach oben liegen nämlich nicht weniger als drei Reihen kleiner Knochen übereinander. Das Sprunggelenk ist daher ein sehr komplizirtes Gelenk, das 6 Knochen verschiedener Größe und Form in sich schließt. Die Biegung des Gelenkes wird beinahe ausschließlich durch die obere Knochenreihe, auf welcher das Unterschenkelbein ruht, bewirkt (Fig. 559). Die zwei unteren Knochenreihen sind glatt und, eine sehr beschränkte gleitende Bewegung ausgenommen, nahezu unbeweglich. Ihre Aufgabe scheint weniger zu sein, den Gang zu fördern, als die Steifheit zu vermindern und Schutz gegen Stöße zu gewähren. Die verschiedenen Knochen des Sprunggelenkes sind mittelst kurzer, fester Bänder unter sich verbunden und das Ganze ist von breiten, glatten Bändern umkleidet, welche die

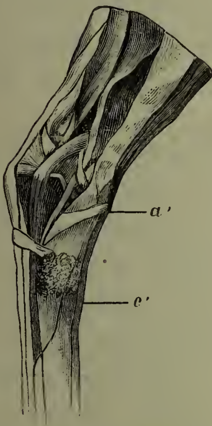
Gelenkschmiere zurückhalten. Kein Teil ist fester von Bändern umschlossen als der innere und untere — der Sitz des Spates. Die äußeren Flächen der unteren Knochenreihe sind rauh und eckig, wodurch sie den Bändern, welche das Gelenk zusammenhalten, festen Halt bieten. Bei einem Pferde mit feiner Haut sind diese eckigen Knochenvorsprünge deutlich markirt und fühlen sich wie zwei querlaufende, durch eine schmale Grube von einander getrennte, rückgratartige Erhöhungen an. Je kräftiger diese Erhöhungen entwickelt sind, desto besseren Halt gewinnen die Bänder und desto stärker ist das Sprunggelenk. Bisweilen zeigen genannte Knochenformen eine ganz besonders kräftige Bildung und haben wir es dann mit sog. „scharf abgesetzten" Sprunggelenken zu thun, eine ganz vortreffliche Sprunggelenkform, falls dieselbe thatsächlich nur durch die den Bändern zur Befestigung dienenden Knochenvorsprünge bedingt ist. Solche Vorsprünge oder Höcker müssen aber durch eine zwischen ihnen liegende Vertiefung deutlich von einander getrennt sein. Der Spat hat stets einen konvexen Umriß wie der Bogen im Buchstaben D, wohingegen gesunde, „scharf abgesetzte" Sprunggelenke eine dem Schwunge im Buchstaben B ähnliche, doppelt konvexe Knochenbildung zeigen.

Die Untersuchung der Sprunggelenke kann auf die Art bewerkstelligt werden, daß man sich hinter das Pferd aufstellt und von dort eine genaue Besichtigung der beiden inneren Sprunggelenkflächen vornimmt. Die unschädlichsten aller Spatbildungen, d. h. jene, welche ihren Sitz am untersten und rückwärtigen Teile des Gelenkes hat, fällt von hinten gesehen am meisten in die Augen (Fig. 560 u. 561). Im Allgemeinen werden jedoch Spatbildungen am deutlichsten wahrgenommen werden können, wenn man sich, das Gesicht dem Hinterteile des Pferdes zugewendet, neben der Schulter desselben aufstellt. Ein gesundes Sprunggelenk soll von dort aus dem Auge von dem obersten Knochenvorsprung bis zu dem Übergange in das Schienbein eine glatte, konkave Linie darbieten (Fig. 562 a). An einem mit Spat behafteten Sprunggelenke zeigt diese konkave Linie dagegen an dem Punkte, wo das Gelenk sich mit dem Schienbein vereinigt, eine Ausbuchtung (Fig. 562 b). Sind beide Sprunggelenke mit Spat behaftet, so läßt sich meistens ein Unterschied in der Größe der Vorragungen wahrnehmen, wohingegen dieselben vollkommen symetrisch erscheinen, wenn beide Sprunggelenke zu der Kategorie der „scharf abgesetzten" gehören.

Die Größe der Spatgeschwulst hat weit weniger als die Lage derselben zu bedeuten. Wie bedeutend der Unterschied in der Größe sein kann, zeigt Fig. 560. Die Größe allein fällt aber wie gesagt bei der Beurteilung des Spates nicht besonders schwer in die Wagschale, denn ein sehr großer Spat kann unter Umständen das Pferd wenig oder gar nicht genieren, während eine kleinwinzige Spatbildung

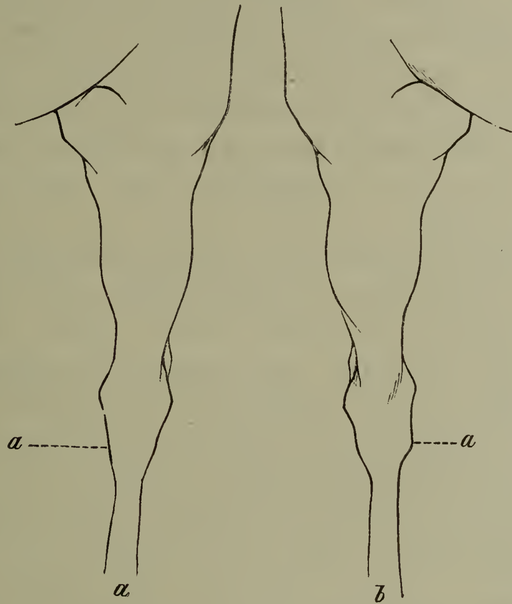
oft Anlaß zu bedeutendem Lahmgehen gibt. Von größter Bedeutung ist also die Lage der Spaterhöhung. Eine nicht von Lähme begleitete Spatbildung, welche ihren Sitz an der unteren Knochenreihe hat, beeinträchtigt die Diensttauglichkeit des Pferdes so gut wie gar nicht. Je näher aber der Spat an den oberen Knochenreihen sitzt, von welchen, wie wir gesehen, die Beugungsfähigkeit des Gelenkes in erster Reihe abhängig ist, desto sicherer ist bedeutendes und anhaltendes Lahmgehen

Fig. 561.




Bloßgelegte Spatbildung.

Fig. 562 a u. b.




Gesundes Mit Spat behaftetes
Sprunggelenk.

zu erwarten. Auch nachdem alle Entzündung verschwunden, muß ein Spat, der die oberen Teile des Gelenkes angegriffen hat, dadurch Lähmung hervorrufen, daß er ein mechanisches Hindernis für die freie Bewegung bildet. Solche Lähmung braucht allerdings nicht notwendig schmerzlich zu sein, weshalb auch das betreffende Pferd möglicherweise trotz des Spates zu langsamer Arbeit ganz gut zu verwenden sein kann; wir werden uns aber hierbei immer vor Augen halten müssen, daß mechanische Lähmung stets gleich bleibt, wohingegen das mit Schmerzen verbundene Lahmgehen gewöhnlich verschwindet, wenn das Pferd infolge andauernder Bewegung warm geworden.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich dem Leser auch an's Herz legen, sich bei der Beurteilung von Spatbildungen nicht ausschließlich auf seine Augen zu verlassen,

sondern auch das Gefühl zur Hilfe zu nehmen. Der bekannte Professor Dick in Edinburg erlaubte seinen Schülern nie, Spat nur nach dem Augenscheine zu beurteilen, sondern hielt stets darauf, daß sie die verdächtigen Stellen auch betasteten und sich so durch das Gefühl vor Täuschungen bewahrten. Fühlt der Untersuchende keine verdächtige Knochenerhöhung, wenn er mit den Spitzen des Mittel- und Zeigefingers über die innere Fläche des Sprunggelenks streicht und lahmt das Pferd nicht, so braucht man kein Wort über Spat bei dem betreffenden Tiere zu verlieren. Natürlich muß man aber hierbei vergleichende Untersuchungen an beiden Sprunggelenken vornehmen, welche zu diesem Zwecke stets mit denselben Teilen derselben Hand betastet werden sollen. Das Gefühl ist nämlich nicht vollkommen gleichartig in den korrespondirenden links- und rechtsseitigen Körperteilen, und so wie der Arzt dasselbe Ohr bei der Untersuchung beider Brustseiten benutzt, müssen wir uns auch bei der Untersuchung des Spats derselben Hand und derselben Finger bedienen.

Weshalb der Spat mit geringen Abweichungen stets dieselbe Lage einnimmt, ist eine nahe zur Hand liegende Frage. Der inwendige und untere Teil des Sprunggelenkes ist keineswegs besonders schwach, sondern im Gegenteil fester als die übrigen Bestandteile des Gelenkes durch schützende Bänder zusammengehalten. Nun lehrt uns aber die Anatomie, daß die Bänder an sehr beweglichen Gelenken länger und schlaffer als an Gelenken mit beschränkter Beweglichkeit sind. Werden erstere gewaltsamen Erschütterungen ausgesetzt, kann also eine Trennung der Knochenenden eintreten, ohne daß die Bänder ernsten Schaden nehmen, während dieselbe Einwirkung bei den zuletzt genannten Gelenken wohl eine Zerrung oder Zerreißung der Bänder, jedoch keine oder nur geringe Nachteile für die Knochen verursachen wird. Da aber das Sprunggelenk des Pferdes eine Vereinigung mehrerer Gelenke darstellt, von welchen einige größere, andere nur geringere Beweglichkeit besitzen, so ist es offenbar, daß der schädliche Einfluß übermäßiger Anstrengungen des Sprunggelenkes sich dort bemerkbar machen wird, wo die Bänder am festesten und kürzesten sind, d. h. dem Sitze des Spats.

Die ursprüngliche Veranlassung zur Spatbildung gibt eine durch Überanstrengung hervorgerufene Entzündung derjenigen Bänder, welche die kleinen Knochen des Sprunggelenkes zusammenhalten. Diese Entzündung hat zur Folge, daß sich genannte Bänder in Knochenmasse verwandeln, wodurch das die Knochen verbindende Gelenk zum Verschwinden gebracht wird und diese sich faktisch zu einem einzigen Knochen gestalten. Man hat in diesem Prozeß das Bestreben der Natur sehen wollen, eine Verschmelzung (Ankylose) der unteren Sprunggelenkknochen zu Wege zu bringen. Meistens gelingt es aber der Natur nicht, die begonnene Kur zu Ende

zu führen, weil der Mensch den angegriffenen Teilen keine Ruhe gönnt. Nichtsdestoweniger haben diese Bemühungen der Natur Anlaß zu der auf darwinistische Theorien basirten Annahme gegeben, daß die unteren Sprunggelenksknochen im Laufe der Zeit zu einem einzigen Knochen verschmelzen würden und das Pferdegeschlecht so in den Besitz eines vollkommeneren (?) Sprunggelenkes gelangen könnte.

Die Knochenneubildung hört indessen nicht mit der Umwandlung der Bänder auf, sondern breitet sich weiter aus und Knochenmasse bildet sich sowohl zwischen den Knochen als auch an ihrer äußeren Fläche, wodurch die Exostose, die wir Spat nennen, zur Entstehung gelangt. Mitunter ist die Knochenneubildung beschränkt und hört nach erfolgter Verwachsung der kleinen Knochen auf; mitunter verbreitet sie sich aber auch von Knochen zu Knochen, bis das ganze Sprunggelenk angegriffen und die Beweglichkeit des Gelenkes vernichtet ist; in anderen Fällen gewinnt die Knochenneubildung zwar nicht an Ausdehnung, tritt aber in Verbindung mit sehr heftiger Entzündung auf, welche zu Wucherungen des Markgewebes führt. Die Spatgeschwulst pflegt in letzterer Form des Krankheitsprozesses sehr gering zu sein, damit ist aber nicht viel gewonnen, denn die Lähmung wird dann bedeutend und unheilbar.

Ob nun das mit Spat behaftete Pferd lahm geht oder nicht — gesund ist dasselbe nicht mehr zu nennen. Es liegt allerdings im Bereiche der Möglichkeit, daß der Spat die Diensttauglichkeit des Tieres nicht beeinträchtigen wird; der Umstand, daß Knochenneubildungen an einem Gelenke entstanden, deutet aber dennoch auf das Vorhandensein krankhafter Anlagen, welche jeden Augenblick dem Übel eine böse Wendung geben können. Die durch den Spat verursachten Schmerzen sind am bedeutendsten während der Entstehung desselben. Bei jungen Pferden ist der Spat weit bedenklicher als bei älteren. Bei ersteren steht nämlich immer zu befürchten, daß die Arbeit das durch Ruhe und zweckmäßige Behandlung innerhalb gewisser Grenzen gehaltene Übel verschlimmern könne. Bei älteren Pferden dagegen pflegen die Spat-Exostosen sich nicht mehr zu verändern und die Neigung zur Neubildung von Knochenmasse minder lebhaft zu sein. Unter der Voraussetzung, daß der Spat die Bewegung nicht oder doch nur wenig behindert, kann das betreffende Tier deshalb bei passender Arbeit vollkommen diensttauglich erhalten bleiben.

Die Spatlahmheit äußert sich auf verschiedene Art. Kürzlich entstandener Spat ist von beständiger Lahmheit begleitet; wohingegen die Lahmheit, wenn die Knochengeschwulst zu voller Entwicklung gelangt ist, sich hauptsächlich beim Verlassen des Stalles oder nach auf anstrengende Arbeit folgendem Stehen bemerkbar macht. Es kommt auch vor, daß die Lahmheit, falls sie nicht unter dem Einfluß harter Arbeit zu größerer Entwicklung gebracht wird, ganz unbedeutend ist, aber

dennoch immer deutlich hervortritt, sobald das Pferd sich schnell im Stande umdreht. In solchen Fällen kann die Spatlahmheit ebenso gut im Stalle als draußen entdeckt werden. Anhaltende Spatlahmheit veranlaßt das Pferd, auf den Zehen zu gehen und ist häufig von Muskelschwund am Becken begleitet. Während der Schrittbewegung ist eine geringere Spatlahmheit sehr schwer zu bemerken. Dagegen empfinden die meisten spatlahmen Pferde große Schmerzen beim Traben. Beim Galopiren verteilt sich das Gewicht bekanntlich nicht gleichmäßig auf beide Hinterfüße. Deshalb fallen auch gewöhnlich Pferde, die auf einem Fuß spatlahm sind, gern aus dem Trab in die Galopbewegung, um so das gesunde Bein stärker in Anspruch zu nehmen.

Bei manchen Pferden macht sich die Lahmheit nur durch eine ziehende Bewegung mit dem Sprunggelenke bemerkbar. Andere treten nur mit den Zehen auf, was gewöhnlich zur Folge hat, daß die Trachten allmählich ihre normale Form verlieren und höher werden. Mitunter kann man während der Bewegung auch eine Verdrehung des Beines konstatiren. Alle diese Symptome haben jedoch nichts Charakteristisches, weshalb ich auch nicht an die Möglichkeit glaube, aus dem Trab eines Pferdes auf das Vorhandensein von Spat zu schließen. Nichtsdestoweniger haben die erwähnten Symptome insofern großen Wert für die Diagnose, als sie in Ermanglung anderer Krankheitserscheinungen die Untersuchung auf die richtige Fährte leiten können.

Ganz besonders schwierig gestaltet sich die Untersuchung, wenn das Leiden noch zu keiner sichtbaren Neubildung von Knochenmasse geführt hat. Es kann z. B. vorkommen, daß das Pferd 5—6 Monate an Spatlahmheit leidet, ohne daß Exostosen zu sehen sind. Meistens pflegt aber doch die Knochengeschwulst nach Verlauf von 3—4 Wochen deutlich hervorzutreten.

Die Untersuchung eines spatverdächtigen Pferdes geschieht am zweckmäßigsten auf hartem, ebenem Boden. Nachdem beide Sprunggelenke einer genauen Besichtigung unterzogen worden, wird das Pferd mit langen Zügeln im kurzen Trab vorgeführt. Im Galop wird, wie bereits erwähnt, die Spatlahmheit weniger deutlich markirt. Als allgemeine Regel gilt, daß die Pferde, wenn das linke Sprunggelenk angegriffen ist, lieber rechts galopiren und umgekehrt. Oft ist das mit Spat behaftete Sprunggelenk auch so steif, daß es nur mit großen Schmerzen gebeugt werden kann. Selbstverständlich wird das Pferd in diesem Falle auf die eben erwähnte Art galopiren, denn wir wissen, daß im Galop das am weitesten zurückgestellte Sprunggelenk am wenigsten gebeugt zu werden braucht.

Bei einer geringfügigen Spatlahmheit wird die Diagnose durch folgende Untersuchung oft bedeutend erleichtert. Das Pferd wird auf ebenem Boden gerade

hingestellt. Der einer Spatlahmheit verdächtige Fuß wird am Röhrenbein erfaßt, in die Höhe geschoben und an der nach hinten emporgehobenen Fußspitze etwa 2 bis 3 Minuten so festgehalten, daß alle Gelenke möglichst stark gebeugt sind. Hierauf läßt man das Tier sofort im Trabe angehen. Ist dasselbe mit der Spatlahmheit behaftet, so beobachtet man, daß es 10 bis 20 Schritte weit eine stärkere Lahmheit zeigt, als vorher. Zuweilen haben sich die Schmerzen für den Augenblick sogar so bedeutend vermehrt, daß die Tiere mit dem spatkranken Fuß einige Schritte weit den Boden gar nicht berühren (auf drei Füßen springen) oder nur mit der Fußspitze auftreten. In gleicher Weise zeigen sich die Pferde, wenn sie beim Beschlagen das spatkranke Sprunggelenk in einer gebeugten Stellung halten müssen, für einige Minuten unfähig, dasselbe zu belasten*).

Die Ursache dieses schon seit langer Zeit bekannten Verhaltens der spatkranken Pferde findet Dieckerhoff darin, daß die entzündete Gelenkkapsel durch die Beugung in einzelnen Teilen leicht verschoben wird und wegen des Mangels an Elastizität nur ganz allmählich in ihre vorherige Lage zurückgebracht werden kann. Das beschriebene Verfahren wird von vielen Seiten als entscheidend für die Diagnose der Spatlahmheit gehalten und deshalb auch als „Spatprobe" bezeichnet.

Spat kann bei dem bestgebauten Pferde entstehen, wenn dasselbe über seine Leistungsfähigkeit hinaus zu anhaltenden Kraftanstrengungen benützt wird, denn die unheilvolle Zerrung hat, wie wir vorhin gesehen, ihre Ursache darin, daß die übergroße Anstrengung anstatt die Muskeln zu treffen, auf die nicht elastischen Bänder geworfen wird. Dies erklärt auch, daß feurige Pferde, welche ihre Kräfte über Gebühr in Anspruch nehmen, öfter als faule Tiere vom Spat heimgesucht werden. Aus demselben Grunde ist auch die Entstehung von Spat am meisten zu befürchten, wenn das Pferd sich in schlechter Kondition befindet, oder mit anderen Worten, wenn seine Muskeln zu schlaff sind, um das erforderliche Gleichgewicht im Mechanismus der Bewegungen sicher aufrecht zu erhalten. Am meisten disponiren jedoch solche Pferde zu Spat, deren Körperformen eine vermehrte Belastung der Hinterfüße zur Folge haben.

Nach Dieckerhoff wären die ursächlichen Bedingungen für den Spat folgende:

a) Erbliche Anlagen.
b) Jugendliches Alter.
c) Mangelhafter Bau der Sprunggelenke.
d) Mangelhafter Körperbau.
e) Äußere Ursachen.

---

*) Siehe W. Dieckerhoff, „Die Pathologie und Therapie des Spat der Pferde."

Erbliche Anlage. Die Thatsache, daß die Entstehung des Spat oft auf einer ererbten Anlage beruht, ist schon im Altertum bekannt gewesen. Saunier, dessen „Parfaite connoissance des chevaux“ im Jahre 1754 erschien, behauptet sogar: „Wenn ein Hengst, welcher von Spat befallen ist, 20 Stuten deckt, so werden 19 Fohlen den Spat erben.“ Nichtsdestoweniger sind die Gelehrten noch immer nicht im Reinen darüber, ob der Spat den erblichen Fehlern zuzuzählen ist. Einige bejahen dies mit großer Zuversicht, andere bestreiten es mit kaum geringerem Nachdruck oder wollen höchstens zugeben, daß das Übel als eine auf mangelhafte Stellung und Größe des Sprunggelenkes beruhende Anlage auf die Nachkommenschaft übertragen werde.

Dieckerhoff hebt weiter mit Recht hervor, daß man bei vielen Pferden die Sprunggelenke gesund bleiben sieht, trotzdem sie von Eltern abstammen, die mit dem Spat behaftet waren. Eine große Anzahl von guten Beschälern, die längere Zeit hindurch zum Decken benutzt sind, erwirbt den Spat auf beiden Hinterfüßen. Nichtsdestoweniger werden sie nach wie vor zum Decken verwendet, ohne daß sich in ihrer Nachkommenschaft eine erbliche Anlage zum Spat bemerkbar macht. In gleicher Weise hat man schon seit mehr als 100 Jahren beobachtet, daß Hengste und Stuten, die sich infolge starker Arbeitsleistung den Spat auf einem oder auf beiden Hinterfüßen zugezogen, eine Anlage zu demselben auf ihre Nachkommen nicht vererbten. Anderseits ist die Thatsache ebenso bekannt, daß viele Fohlen, welche von Hengsten oder Stuten abstammen, bei denen der Spat auf einem oder auf beiden Füßen und zwar mit oder ohne Lahmheit besteht, schon mit dem Übel behaftet werden, bevor sie erwachsen sind und ohne daß sie vorher zu irgend welchen Dienstleistungen herangezogen worden. Fälle dieser Art müssen schon wegen der Häufigkeit ihres Vorkommens darauf zurückgeführt werden, daß die ursächlichen Bedingungen des Spat ererbt worden sind. Endlich beobachtet man auch bei vielen Pferden, die von spatfreien Eltern abstammen, das Zustandekommen des Spat schon vor dem vollendeten 4. Lebensjahre und ohne daß die Tiere bis dahin zu anstrengenden Arbeiten benutzt wurden.

Die Ergebnisse der praktischen Erfahrung scheinen deshalb die Lösung der hier berührten, vielfach diskutirten Streitfragen eher zu erschweren, als zu erleichtern. Läßt man aber die zahlreichen verschiedenartigen Einwirkungen, welche die Entstehung von Spat begünstigen, einzeln Revue passiren, so klärt sich Manches, was früher dunkel und voll von Widersprüchen erschienen. Man braucht nur festzuhalten, daß Abweichungen von der normalen Stellung und Beschaffenheit der Gliedmaßen und Gelenke erfahrungsgemäß mit ziemlicher Sicherheit auf die Nachkommenschaft übergehen, um Klarheit darüber zu gewinnen, wo die Spatanlagen zu suchen sind.

Kersting (siehe „Nachgelassene Manuskripte" 2. Auflage 1792) traf somit sicher das Rechte, als er die Ansicht aussprach, daß Hengste oder Stuten mit krummen und dabei schwachen Beinen oft die Disposition zum Spat vererben, was durchaus nicht der Fall bei solchen Zuchttieren zu sein braucht, die, obwohl von der Natur mit starken, gut gestellten Beinen ausgerüstet, sich zufällig einen Spat zugezogen haben.

Anderseits darf nicht übersehen werden, daß die Anlage zum Spat, wie Dieckerhoff hervorhebt, in letzter Instanz auf eine Unvollkommenheit der Gewebe zurückzuführen ist. Wir wissen auch, daß der auf dem Schienbeinbeuger liegende Schleimbeutel bei vielen Pferden leichter als bei anderen entzündlich verändert werden kann. Was vererbt wird, ist somit nicht der Spatexostos, sondern die mangelhafte Beschaffenheit des Sprunggelenks und speziell das Gewebe des bezeichneten Schleimbeutels.

Aus allen diesen Gründen verdienen folgende von Hermann v. Nathusius in seinen „Vorträgen über Viehzucht" ausgesprochenen Worte die eingehendste Beachtung des Lesers: „Ein Pferd mit einem an sich fehlerhaft gebauten Sprunggelenk würde zur Zucht zu verwerfen sein, auch selbst dann, wenn es nicht spatkrank ist."

Jugendliches Alter. Während der Zeit, wo alle Gewebe des Tierkörpers in der Entwicklung begriffen sind, ist die Empfindlichkeit derselben natürlich größer als nach vollendeter Ausbildung. Sie können deshalb schon nach relativ unbedeutenden Veranlassungen entzündlich affizirt werden. Eine solche Reizbarkeit der Gewebe während der Entwicklungsperiode wird bei Pferden besonders an den Sehnenscheiden, Gelenken und an der Beinhaut der Gliedmaßen-Knochen beobachtet. Pferde, welche das 6. Lebensjahr erreicht haben, bekommen deshalb auch den Spat nur dann, wenn ihre Hinterschenkel überanstrengt werden, also infolge der Einwirkung äußerer Momente, während bei jüngeren Tieren die ererbten Anlagen und die lokale Konstitution des Sprunggelenkes als Hauptursachen des Spats zu bezeichnen sind.

Mangelhafter Bau des Sprunggelenkes. Hierüber schreibt Dieckerhoff: „Die äußere Ursache für die Entstehung des Spat liegt in der übermäßigen Belastung des Sprunggelenkes, beziehungsweise in der abnorm starken Anspannung des Schienbeinbeugers und in der hierdurch herbeigeführten Zerrung des auf seinem medialen Sehnenschenkel befindlichen Schleimbeutels. Es müssen daher alle jene Bildungen des Sprunggelenkes das Zustandekommen des Spat begünstigen, bei welchen während des Dienstgebrauchs fortwährend übermäßige Anspannungen des Schienbeinbeugers sich wiederholen. Im Allgemeinen findet dies bei allen Pferden

mit einer langen und flachen Unterschenkelpartie statt, wenn dieselben zu anstrengenden Dienstleistungen und namentlich in schneller Gangart Verwendung finden."

Eine fehlerhafte Stellung — besonders die säbelbeinige, die kuhhessige und die gerade — begünstigt nach Dieckerhoff nur dann die Bildung von Spat, wenn die Pferde in schnellen Gangarten arbeiten müssen.

Sprunggelenke, denen die nötige Länge, Breite und Tiefe abgeht, besonders aber solche, die zu klein im Verhältnis zum Rumpfe sind, disponiren dagegen in hohem Grade zum Spat, welche Prädisposition nur durch kräftigeren Bau des Beckens und der Lendenpartie verringert wird.

Mangelhafter Körperbau. Mit fortgesetzter Benützung des Dieckerhoff'schen Werkes sei mit Bezug hierauf erwähnt, daß das Vorschieben des Rumpfes durch eine kurze und fest zwischen Vor- und Nachhand eingefügte tiefe Mittelhand wesentlich erleichtert wird. Je schmäler der Körper, je geringer die Brusttiefe und je länger die Partie des Rückens und der Lende ist, um so stärker muß die Streckung der Hindergliedmaßen bei der Bewegung erfolgen. Werden hochbeinige Pferde, sowie solche mit schmal gebautem Rumpfe und langem Rücken zu anstrengendem Reitdienst oder zu schnellen und anhaltenden Leistungen vor dem Wagen benützt, so disponiren sie in höherem Grade zum Spat, als Pferde mit breitem (tiefem) Rumpfe und kurzem Rücken.

Noch ungünstiger als ein langer Rücken ist aber eine schwache Nierenpartie, denn diese bedingt immer einen größeren Kraftaufwand der Hinterschenkel. Dazu kommt noch, daß mit der mangelhaften Entwicklung des Rippenkörpers auch die Verdauungsorgane mangelhaft beschaffen zu sein pflegen. Pferde, die sich schlecht nähren, müssen sich aber auch bei den gewöhnlichen Dienstesverrichtungen stärker anstrengen und frühzeitig ermüden.

Im hohen Maße begünstigend für die Entstehung von Spat ist noch die schmale oder richtiger gesagt spitze Kruppe, denn diese Bildung des Beckens ist gewöhnlich von einer schwachen Muskulatur der Oberschenkel und daraus sich ergebender Prädisposition zu Sprunggelenksleiden begleitet. Dasselbe gilt von einer fehlerhaften Winkelbildung der Hüftgelenksteile.

Sehr häufig kommt außerdem der Spat bei solchen Pferden vor, die infolge ihres heftigen Temperaments jede von ihnen geforderte Leistung mit übertriebener Kraftanstrengung verrichten. Das faule, gemeine Pferd bewahrt seine Sprunggelenke vor Schaden, weil es sich nie zu der Extra-Anstrengung herbeiläßt, welche dieselben in Gefahr bringen könnte. Das nervöse, leicht erregbare Tier dagegen leistet jeder, auch der unvernünftigsten Anforderung Folge und setzt so seine Gelenke auf eine Probe, welcher dieselben nicht immer gewachsen sind.




Anglonormannischer Hengst „VINUM BONUM."

Wie Dieckerhoff mit Recht hervorhebt, wird der hierdurch bedingte Nachteil oft noch dadurch gesteigert, daß die heftigen Pferde nicht dazu zu bewegen sind, in ruhigem Schritt zu gehen, sondern fortwährend im aufregenden Zackeltrab dahertänzeln, wodurch eine relativ bedeutende Belastung der Sprunggelenke bewirkt wird. Wenn wir nun weiter bedenken, daß das heftige Pferd neben einem ruhigeren gespannt, den größten Teil der Last allein zieht und noch dazu gewöhnlich auch an schlechter Freßlust leidet, so darf es uns nicht Wunder nehmen, daß die sanguinischen Pferde thatsächlich dem Spat ganz besonders unterworfen sind.

Äußere Ursachen. Jede übermäßige Anstrengung der hinteren Gliedmaßen kann Spat verursachen. Hervorgerufen aber werden solche Anstrengungen durch mangelhafte, die Leistungsfähigkeit herabsetzende Ernährung, durch anhaltendes Trab- und Galopreiten, durch schnelle Wendungen im Trab und Galop, durch plötzliches Pariren auf die Hinterhand, durch zu häufiges Decken, durch anhaltendes und schnelles Trabfahren, durch Ziehen schwerer Lasten, besonders in bergigen Gegenden und auf tiefem, klebrigen Boden, durch Ausgleiten auf glatter Straße u. s. w.

Die Ausbildung des Spat kann auch dadurch bewirkt werden, daß die Pferde wegen einer anhaltenden und schmerzhaften Krankheit in den Vordergliedmaßen beim Stehen und bei der Bewegung das Gewicht der Vorhand zu einem größeren Teile auf die Hinterhand verlegen. In der hierdurch hervorgerufenen stärkeren Belastung der Sprunggelenke, liegt die natürliche Erklärung der oft beobachteten Thatsache, daß Pferde, die mit schmerzhaften Huf-, Sehnen- oder Gelenkleiden an den Vordergliedmaßen behaftet waren, nach einiger Zeit den Spat an einem oder an beiden Sprunggelenken bekamen.

Da der Schleimbeutel an der inneren Seite des Sprunggelenkes dicht unter der Haut liegt, kann der Spat auch durch Entzündung und Knochenneubildung herbeiführende Verwundungen, z. B. Hufschläge, entstehen. Ein solcher Spat wird als „traumatischer" bezeichnet und pflegt nie von Spatlahmheit begleitet zu sein.

Unter Blutspat — eine im ganzen genommen sehr ungerechtfertigte Benennung — versteht man eine an der vorderen Fläche der Sprunggelenke vorkommende rundliche, weiche Geschwulst, die in einer Erweiterung der dort verlaufenden inneren Hautvene oder Schrankader besteht. Geht das Pferd nicht lahm und fühlt sich die Geschwulst weich und elastisch an, so ist der Blutspat nur als Schönheitsfehler zu betrachten. Lahmgehen und Wärme in der Geschwulst sind dagegen bedenkliche Anzeichen. Daß eine auf die Feststellung letztgenannter Symptome hinzielende Untersuchung nicht unmittelbar nach vorausgegangener Bewegung des Pferdes vorgenommen werden darf, sondern so lange aufzuschieben ist, bis das Tier sich abgekühlt hat, braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden.

Die Sprunggelenksgallen gehören zu derselben Gattung Gebrechen, wie der Blutspat. Der einzige Unterschied zwischen ihnen besteht darin, daß bei den Sprunggelenksgallen die Sehnenscheide durch vermehrte Absonderung von Gelenkschmiere erweitert worden ist. Dieses Übel kommt am häufigsten an den Sprunggelenken vor. Mehr Schönheits- als Gebrauchsfehler, sind die Gallen nur dann zu fürchten, wenn sie sich verhärten und einen gespannten, steifen Gang veranlassen.

Die Hasenhacke ist eine an der Rückseite des Sprunggelenks, in der Höhe des unteren Endes vom Sprungbein vorkommende, länglich runde Erhabenheit

Fig. 563.



Gut gebautes Sprunggelenk mit Hasenhacke.

Fig. 564.



Schlecht gebautes Sprunggelenk ohne Hasenhacke.

Fig. 565.



Schlecht gebautes Sprunggelenk mit Hasenhacke.

(Fig. 563 u. 565), welche stets durch Überlastung des Sprunggelenks hervorgerufen wird, z. B. wenn das Pferd beim Schnelltraben, Springen, Bäumen u. s. w. die Hinterfüße weit unter den Rumpf stellt. In scharfem Winkel stehende Sprunggelenke werden daher auch häufiger als andere von der Hasenhacke betroffen. Das Gleiche gilt von solchen Sprunggelenken, deren Kahnbeine sowie das obere Ende des Schienbeines geringen Umfang haben, während der Knopf des äußeren Griffelbeines und die rückwärtige Fläche des Würfelbeines durch Hypertrophie vergrößert sind. Diese Bildung, bei welcher von der Geburt an, die das untere Ende des Sprungbeines mit dem Würfelbeine und dem Knopfe des äußeren Griffelbeines verbindenden Bänder über Gebühr angestrengt werden, gibt dem Sprunggelenk eine scharfe Winkelstellung zum Schienbeine (Fig. 564 u. 565). Der Engländer nennt solche Sprunggelenke „curby hocks“, d. h. zu Hasenhacken disponirende Sprunggelenke.

Die Linie von der Spitze des Sprungbeins bis zum Schienbeine soll, von

der Seite gesehen, vollkommen rein sein und keinerlei Ausbuchtung zeigen. Bei sehr kräftigen Sprunggelenken pflegt jedoch der Kopf des äußeren Griffelbeines besonders breit und vorragend zu sein und können dieselben daher bei flüchtiger Besichtigung den Eindruck machen, als ob sie mit Hasenhacken behaftet wären. Fühlt man mit der Hand nach, so zeigt es sich, daß die mittlere Partie der Rückseite des Sprunggelenks klar ist. Diese Bildung wird Rehbein oder Leiste genannt. Dieselbe ist ohne alle Bedeutung, so lange sie den Sehnen an der Rückseite des Sprunggelenkes kein Hindernis bereitet; ja, es läßt sich sogar behaupten, daß das Rehbein einem zu scharf gewinkelten und geschnürten Sprunggelenke ein erwünschtes Stütz- und Hilfsmittel bietet.

Bei einem volljährigen, mit im übrigen gut gebauten Sprunggelenken ausgerüsteten Pferde darf einer etwa vorkommenden Hasenhacke nur die Bedeutung eines Schönheitsfehlers zugemessen werden. Ein einziger, energischer Freudensprung kann ja bei jedem Pferde eine Hasenhacke hervorrufen. Solche Sprunggelenke pflegen auch, nachdem einige Zeit seit dem Auftreten der Hasenhacke verflossen, widerstandsfähiger als zuvor zu werden. Sogar fehlerhaft gebaute Sprunggelenke können durch die Hasenhacke gewissermaßen verbessert werden, denn dieselbe ist in vielen Fällen nichts anderes als das Resultat gelungener Bemühungen der Mutter Natur, dem schwachen Teil des Sprunggelenkes eine Stütze zu Teil werden zu lassen. Bei jungen Pferden mit schmalen, übermäßig gewinkelten Sprunggelenken ist dagegen die Hasenhacke ein um so bedenklicheres Anzeichen, wenn die Tiere noch zu keiner anstrengenden Arbeit herangezogen worden sind, Kleine Hasenhacken, wie sie bisweilen bei Fohlen entstehen, verschwinden gewöhnlich während der weiteren körperlichen Entwicklung.

Piephacke nennt man eine auf der Spitze des Sprungbeins vorkommende, durch Schlag oder Stoß hervorgerufene Quetschgeschwulst, die selten Lahmgehen veranlaßt. Pferde mit Piephacken erregen jedoch stets den Verdacht, daß sie Standschläger sind. Daß Piephacken häufiger bei weiblichen als bei männlichen Tieren vorkommen, hat seine Erklärung darin, daß die Stuten während ihrer Rossigkeit ihre Sprunggelenke oft in unsanfte Berührung mit den Standwänden bringen.

Bei der auf die Entdeckung von etwaigem Lahmgehen gerichteten Musterung in der Bewegung halte man als leitendes Prinzip fest, daß man es hierbei mit harten und weichen Körperteilen zu thun hat. Die harten — wie z. B. die Knochen — zeigen ihre Gebrechen am deutlichsten, wenn sie Stößen und Erschütterungen ausgesetzt werden; die weichen, wie z. B. die Muskeln, deren Aufgabe ist, sich abwechselnd zusammenzuziehen und auszudehnen, lassen sich am sichersten während der Ausübung dieser Funktionen erproben.

Wir wollen nun nachsehen, wie dieses Prinzip in der Praxis anzuwenden ist.

Ein Umstand, der bei Musterungen hier in Rede stehender Art vor Allem beachtet zu werden verdient, ist, ob das Pferd auf ehrliche oder betrügerische Weise vorgeführt wird.

Die Mittel, deren sich betrügerische Händler bedienen, um die Musterung eines mit allerhand Gebrechen behafteten Pferdes illusorisch zu machen, sind gewöhnlich folgende:

Bevor das Pferd aus dem Stall genommen wird, versetzt man es durch kräftigen Gebrauch der Peitsche in eine solche Aufregung, daß es die etwa vorhandenen Schmerzen vergißt und beim geringsten Peitschenknall die tollsten Sätze macht. Für die Musterung wird der weichste Boden gewählt, der nur aufzutreiben ist. Trotzdem vermeidet es der Händler so lange als möglich, das Pferd im Trab vorzuführen. Sollte der Kaufliebhaber aber durchaus darauf bestehen, daß ihm auch die Trabaktion des Pferdes gezeigt werde, so weiß der früher genau instruirte Stallknecht, was er zu thun hat. Das beklagenswerte Tier wird dann mit hochgehaltenem Kopfe an kurzen Zügeln vorgeführt. Hierdurch beugt man dem verräterischen Kopfnicken vor, welches sonst bei jedem Schritt das sorgfältig gehütete Geheimnis aufdecken würde. Geht das Pferd vorne lahm, so führt der Knecht es auf der gesunden Seite und sorgt dafür, daß der Pferdekopf von dem leidenden Fuße abgewendet werde, oder auch wird das Tier auf scharfer Stange und mit fest angezogener Kinnkette vorgeritten. Selbstverständlich macht der Händler während dieser Produktion fleißigen und wohlberechneten Gebrauch von seiner Peitsche, so daß das Pferd keinen Augenblick reine Gänge zeigt und stets im rechten Augenblick — d. h. sobald die Trabbewegung ihre Wirkung auf das vorhandene Leiden auszuüben beginnt, in Galop fällt. Die Schuld an den unreinen, zappelnden Gängen wird dann stets dem „ungeschickten Knechte" in die Schuhe geschoben. Dieser scheint aber jedes Ehrgefühls bar und noch dazu stocktaub zu sein, denn alles Schimpfen ist vergeblich — der Kerl läßt sich nicht dazu bewegen, seine eigentümliche Methode in irgend einer Richtung zu modificiren.

Sollte das Pferd auf einem Vorderfuße lahm sein und steht zu befürchten, daß die Musterung nicht glatt ablaufen werde, so wird der gesunde Fuß früher so nachdrücklich mit dem Wirkmesser bearbeitet, daß das Pferd klamm auf denselben gehen muß. Wird dann das Lahmgehen entdeckt, so hat „dieser Esel von einem Hufschmied" beim letzten Beschlagen wieder seine totale Unbrauchbarkeit bewiesen!

Zu der ehrlichen Musterung übergehend, glaube ich nochmals daran erinnern zu müssen, daß die Lahmheit eines Pferdes schon bei der ersten Besichtigung im Stalle entdeckt werden kann. Ein gesundes Pferd schont beim Stehen gewöhnlich

den einen Hinterfuß, steht aber ruhig und sicher auf beiden Vorderfüßen. Die Hinterfüße werden abwechselnd geschont, was aber die Vorderfüße betrifft, belastet das Pferd dieselben gleichmäßig, was nicht ausschließt, daß der eine oder andere Vorderfuß bisweilen etwas vorgeschoben wird. Ganz anders benimmt sich das lahme Pferd. Dieses schont stets den kranken Fuß mehr oder weniger auffällig. Sitzt das Übel z. B. im vorderen Teile des Hufes, so tritt das Pferd mit den

Fig. 566.



Vorführen des Pferdes.

Fersen auf, sind dagegen die rückwärtigen Partien auf irgend eine Weise angegriffen, bemüht sich das Pferd, nur mit der Zehe aufzutreten. Ersteres geschieht gewöhnlich bei Hufentzündung und Ringbein, letzteres bei Strahlbeinlähme. Sollte das Übel dagegen in einem der Hinterhufe sitzen, so vermeidet das Pferd gänzlich, denselben zu belasten.

Lahmheit zeigt sich bisweilen auch auf die Art, daß das Pferd beständig das Gewicht von einem Fuße auf den anderen verlegt. Besonders charakteristisch sind aber die Symptome der Ellbogen- und Schulterlähme. Bei ersterer wird der Unterarm gestreckt und das Knie gebogen; bei letzterer ist sowohl die Zehe als das ganze Bein nach rückwärts gerichtet. Bei der rheumatischen Hufentzündung (Rehe) steht das Pferd mit vorgestreckten Vorderhufen, um diese so viel als nur irgend möglich zu entlasten. Pferde, die an Strahlbeinlahmheit leiden, pflegen beinahe

den ganzen Tag zu liegen. Geringe Spatlahmheit, sowie Hahnentritt kann, wie bereits erwähnt, ziemlich sicher beobachtet werden, wenn das Pferd veranlaßt wird, im Stande von einer Seite zur anderen überzutreten oder sich ganz umzudrehen. Man wird dann bemerken, daß das Tier sein Gewicht schneller auf das eine als auf das andere Hinterbein überträgt. Letzteres ist in diesem Fall der Sitz der Lahmheit.

Die Lähmung muß schon sehr bedeutend sein, wenn das Pferd dieselbe während der Schrittbewegung zeigen soll. Langsamer Trab auf hartem aber ebenem und steinfreiem Boden wird jedoch die verdächtigen Symptome sehr bald herauspressen. Das Pferd wird hierbei an langen Zügeln geführt und gestatte man dem Knecht nicht, irgendwie auf die Haltung des Tieres einzuwirken (Fig. 566). Der Trab, welcher kaum langsam genug sein kann, beginne sofort, nachdem das Pferd den Stall verlassen. Der musternde Fachmann stellt sich in einer Entfernung von ungefähr 20 Metern vor dem Pferde und links von demselben auf, um genau beobachten zu können, ob das Tier nicht etwa, sei es auch nur einen noch so kurzen Moment, einen Fuß länger als die anderen belastet und beim Gehen mit dem Kopfe nickt. Sollte dies der Fall sein, so kann mit Sicherheit angenommen werden, daß der Fuß, der schneller erhoben wird, mit irgend einem Leiden behaftet ist, und daß das Pferd, um sein Gewicht so viel als möglich auf den gesunden Fuß zu übertragen, nickt, wenn es diesen niedersetzt. Eine Ausnahme von dieser Regel findet nur dann statt, wenn das Pferd hinten sehr lahm geht, z. B. auf dem rechten Hinterfuß. In diesem Falle wäre es nämlich auch möglich, daß das Nicken gleichzeitig mit dem Erheben des rechten Vorderfußes stattfände, nachdem hierdurch eine Entlastung der Hinter- und eine vermehrte Belastung der Vorderhand bewirkt wird. Ist das Pferd vorne sehr lahm, pflegt es bei jedesmaligem Niedersetzen des kranken Fußes mit dem Kopfe in die Höhe zu schnellen, um so das Gewicht auf die Hinterhand zu übertragen. Je größer der Schmerz ist, desto energischer gestaltet sich diese Bewegung des Kopfes, desto nachdrücklicher geschieht auch das Auftreten mit dem gesunden Vorderfuße. Ein Pferd, das auf beiden Vorderfüßen lahm ist, macht dagegen ganz kurze, trippelnde Schritte — der Engländer sagt: „es geht wie eine Katze auf heißen Ziegeln" — und die Bewegungen des Körpers sind schwankend. Man wird in solchen Fällen gut thun, das Tier ein wenig auf weichem Grasboden traben zu lassen. Zeigt sich hierbei eine merkbare Besserung in der Bewegung, so war der Verdacht berechtigt.

Nachdem der größere Teil des Körpergewichts von den Vorderfüßen getragen wird, läßt sich das längere Verweilen auf dem gesunden Fuße bei Lahmheit in einem Hinterfuß nur dann deutlich wahrnehmen, wenn der Schmerz beim Auf-

treten sehr bedeutend ist. Dagegen wird sich das Pferd aller Wahrscheinlichkeit nach auf die Art Linderung verschaffen, daß es das schmerzende Glied weniger beugt. Dies kann aber nicht geschehen, ohne daß die Hüfte auf der kranken Seite bei jedem Schritt gehoben wird. Hieraus ergibt sich die Notwendigkeit, die Kruppe des Pferdes, nachdem dasselbe vorbeigetrabt, auch von hinten zu beobachten, welche Vorsichtsmaßregel um so weniger außer Acht zu lassen ist, als die bei Kreuzlähmung entstehende schwankende, schleppende Bewegung des Hinterteils sonst leicht unbeachtet bleiben könnte.

Ein weiteres charakteristisches Anzeichen ist, daß sich das lahme Pferd beim Gehen der gesunden Seite zuneigt. Bei einer Lähmung links wird sich der Körper des Pferdes also nach rechts hinüberneigen und umgekehrt.

Nachdem das Pferd ungefähr 20—30 Meter vorbeigetrabt, läßt man es schnell nach einer Seite, z. B. der rechten, wenden und gibt nun genau Obacht, wie es sich hierbei seines rechten Hinterfußes bedient. Das nächste Mal geschieht die Wendung nach links, damit der linke Hinterfuß ebenfalls beobachtet werden könne. In dem Momente, wo das Pferd vorbeitrabt, bietet sich auch die Gelegenheit, nachzusehen, ob die Trabaktion auf beiden Seiten ganz gleich ist.

Wie die sog. Spatprobe vorgenommen wird, ist bereits geschildert worden.

Bevor wir das Pferd nun wieder in den Stall zurückführen lassen, werden wir noch zu untersuchen haben, ob sich beim Rückwärtstreten kein auf Kreuzlähmung oder Lendenlahmheit deutender Anstand ergibt.

Hat das Pferd während der hier beschriebenen Untersuchung keine Symptome von Lahmheit gezeigt, so wird es in den Stall zurückgeführt, wo man es einige Stunden ruhig stehen läßt, um es dann zum zweiten Male herauszunehmen und noch einmal gründlich zu mustern. Erst wenn das Pferd auch in dieser zweiten Prüfung bestanden, brauchen wir uns, was das Gangwerk betrifft, nicht weiter zu sorgen.

Bevor ich die Beschreibung der auf Entdeckung von Lahmheit gerichteten Untersuchung abschließe, glaube ich dem Leser noch einige Anweisungen für zweifelhafte Fälle geben zu müssen.

Ein Pferd, das vorne lahm ist, hält gewöhnlich die Fessel des angegriffenen Fußes steiler als die anderen. Eine Ausnahme von dieser Regel tritt jedoch bei Hufentzündungen ein, denn von diesem Leiden betroffene Pferde verlegen das Gewicht auf die Fersen. Hat die Lahmheit ihren Sitz in der Hinterhand, so wird die Hüfte auf der kranken Seite höher als auf der gesunden erhalten. Dies zur Beachtung in solchen Fällen, wo man nicht im Klaren darüber ist, auf welcher Seite das Pferd lahm geht. Gilt es dagegen, etwa entstandene Zweifel bezüglich

der Frage, ob die Lahmheit ihren Sitz in der Vor- oder in der Hinterhand hat, zu zerstreuen, so gibt es kein besseres Mittel, als die Hüftlinie zu beobachten, denn wie bereits erwähnt, hat jede Lahmheit in der Hinterhand zur Folge, daß die betreffende Hüfte während der Bewegung bei jedem Tritte nach aufwärts zuckt. Recht schwierig kann es bisweilen auch sein, zu entscheiden, ob die Lahmheit im Fuße oder in der Schulter sitzt. Neunmal unter zehn ist ersteres der Fall; jedoch liegt es natürlich nicht außer dem Bereich der Möglichkeit, daß die Schulter angegriffen ist. Ich erwähne deshalb, daß ein schulterlahmes Pferd das Lahmgehen auf tiefem, weichem Boden mehr als auf hartem markirt, während das Gegenteil bei solchen Pferden stattfindet, deren Lahmheit von einem Fußleiden herrührt. Außerdem führt das schulterlahme Pferd den kranken Schenkel auf eine steife und mähende Art. Eine gute Methode, Lahmheit in den Vorderfüßen zu konstatiren, ist auch, das Pferd eine geringe, aber steile und harte Anhöhe heruntertraben zu lassen. Sitzt das Übel wirklich in einem der Vorderfüße oder in beiden, so muß die Lahmheit hierdurch deutlicher zum Vorschein gebracht werden. Abnorme Wärme an der Krone, der Hufwand oder der Sohle, sowie stark pulsirende Schienbeinarterien sind ebenfalls sichere Anzeichen eines Hufleidens, weshalb in zweifelhaften Fällen die Temperatur des Hufes und der Sohle stets genau zu untersuchen ist. Da indessen nicht jedermann ein so feines Gefühl in der Hand hat, daß er im Stande wäre, kleine Temperaturunterschiede mit derselben wahrzunehmen, empfiehlt es sich, dünnen Lehmbrei auf die verdächtige Stelle zu streichen. Dieser Brei trocknet schneller an solchen Körperteilen, in denen die Entzündung eine erhöhte Wärme entwickelt hat und geben somit die lichteren Flecke den Sitz des Übels an. Sollte das Pferd, obwohl kein Fußleiden an demselben konstatirt werden konnte, auf hartem Boden stärker lahmen als auf weichem, so ist Grund zu der Annahme vorhanden, daß das Tier mit irgend einem Exostos z. B. Spat, Überbein, Schale u. dgl. behaftet ist. Jede Lahmheit, die von den Muskeln, Sehnen oder Bändern ausgeht, nimmt bei der Trabbewegung auf weichem Boden zu. Zeigt sich dies an einem Hinterfuß, so können wir in den meisten Fällen versichert sein, daß das Leiden in einem Spat-Exostose wurzelt. Rheumatische Lahmheit entsteht und verschwindet gleich plötzlich und wechselt häufig ihren Sitz. Von Lahmheit begleitete Leiden in der Lende oder dem Kreuz werden bisweilen übersehen, wenn das Pferd nur gerade aus geht, sowie wir aber das Tier rückwärts treten lassen, verrät uns die steife, schwankende Bewegung allsogleich dessen vollständige Dienstuntauglichkeit.

Das zur Musterung vorgeführte Reitpferd lasse man auf hartem Boden traben und auf weichem galopiren. Bei letzterer Gelegenheit wird auch der Atem geprüft. Da man aber hierzu sowohl sehen als hören muß, ist dem betreffenden

Knechte einzuschärfen, nicht zu weit mit dem Pferde davonzurennen oder zu reiten. Besser noch als das Tier selbst zu reiten, ist, dasselbe auf die Volte zu nehmen, wo man dann, besonders wenn hierzu weicher Grasboden gewählt wird, jeden Atemzug hören kann. Von allen den Proben, welchen ein Pferd behufs Untersuchung der Atmungsorgane unterzogen werden kann, ist jedoch die zuverlässigste, den Gaul entweder einspännig oder zweispännig scharf bergauf zu fahren. Kein Roarer, auch wenn sein Übel sich noch im ersten Entwicklungsstadium befinden würde, kann hierbei den verräterischen schnarchenden oder pfeifenden Ton unterdrücken. Leider ist die Methode nur bei Wagenpferden und in dafür geeigneten Lokalitäten anwendbar.

Die Kommission, welche von der französischen Gestütsverwaltung beauftragt ist, die zum Ankauf von Staatswegen vorgeschlagenen Hengste auf ihren Gesundheitszustand zu untersuchen, ist durch eine im August 1885 herausgekommene Verordnung verpflichtet, jeden Hengst je nach Wunsch des Besitzers entweder longiren oder reiten zu lassen, und beinahe alle Besitzer geben dem Reiten den Vorzug. Zu der Prüfung der Atmungsorgane wird stets eine Anhöhe gewählt, deren Kamm den Standpunkt der Kommission bildet. Die erste Obsorge der Kommission ist, zu konstatiren, ob das betreffende Pferd im übrigen gesund ist oder nicht und daß der Kehlriemen nicht zu fest zugeschnallt ist. Darauf erhält der Reiter den Befehl, die Anhöhe zuerst im Trab und dann im Galop hinaufzureiten, in demselben Moment aber, wo er bei der Kommission anlangt, plötzlich zu pariren und die Zügel auf den Hals des Hengstes zu legen. Gibt das Tier nun keinen verdächtigen Laut von sich, so wird das Experiment der größeren Sicherheit wegen in derselben Weise wiederholt. Daß es bisher keinem Roarer gelungen, unentdeckt durch diese Prüfung hindurchzuschlüpfen, glaube ich den Franzosen gern.

Bisweilen läßt das Pferd, wenn es scharf parirt wird, ein sonores, hohl klingendes Geräusch hören, das nicht unbedingt als Roaren, aber jedenfalls als verdächtig zu bezeichnen ist. In solchen Fällen wird das Tier einer weiteren Prüfung unterzogen, indem man es an der Longe auf den Kreis galopiren läßt. Mit Bezug hierauf sei erwähnt, daß der Galop, gleichviel welchem Schlage das Pferd angehört, als die einzige, bei Prüfungen hier in Rede stehender Art anwendbare Gangart anzusehen ist.

Roart das Pferd nicht, nachdem es ungefähr 10 Minuten an der Longe galopirt hat, so versucht man es durch eine plötzliche, drohende Geberde dazu zu bringen, einen Satz nach rückwärts zu machen. Diese Bewegung wird dem Roarer aller Wahrscheinlichkeit nach einen schnarchenden Laut abpressen und obgleich viele Tierärzte der Ansicht sind, daß solches Schnarchen keineswegs als Zeichen von

Roaren anzusehen ist, glaube ich doch, daß die meisten Fachmänner Anstand nehmen würden, einem Pferde, das diesen Laut von sich gegeben, ein schriftliches Gesundheitsattest auszustellen. Damit soll durchaus nicht bestritten werden, daß bei nervösen Pferden durch plötzliche drohende Bewegungen mit einem Stocke ein halbunterdrückter schnarchender Ton herausgelockt werden könne; das charakteristische, entschiedene Schnarchen des Roarers ist aber stets ein bedenkliches Anzeichen, auch wenn an dem Tiere bei den vorhergegangenen Galopproben kein hörbares Atmen wahrgenommen worden sein sollte. Aus diesem Grunde ist auch das besonders in England bei den öffentlichen Pferdeauktionen sehr beliebte empirische Verfahren, das zur Musterung vorgeführte Pferd, nachdem man es gegen eine Wand gestellt und ihm den Kopf hoch genommen, mit dem Stock oder durch einen Rippenstoß zu erschrecken, keineswegs so unvernünftig, als es wohl den Anschein hat. Nur muß der Betreffende zwischen dem verdächtigen und dem unbedenklichen Schnarchen unterscheiden können. Leider läßt sich dieser Unterschied nicht beschreiben; die Erfahrung allein lehrt, worin derselbe besteht. Bei dieser Gelegenheit sei auch erwähnt, daß es Pferde gibt, die beim Galopiren ganz normal atmen, aber beim ersten Sprung über ein Hindernis sich als brüllende Roarer entpuppen. Solche Tiere gehören jedoch zu den Ausnahmen.

Einige Pferde, besonders Hengste, atmen im aufgeregten Zustande sehr hörbar, ohne deshalb irgendwie an Atmungsbeschwerden zu leiden; auch gibt es eine bei jedem Galop hervortretende Hartschnaufigkeit, die, obgleich von sehr leistungsfähigen und gesunden Atmungsorganen zeugend, große Ähnlichkeit mit wirklichem Roaren hat. Da schützt eben nur die Erfahrung vor bedauerlichen Irrtümern.

Nach dem Ergebnis mehrfach vorgenommener Obduktionen beruht das eigentliche Roaren beinahe immer in einer, meist linksseitigen, Lähmung und Schwund der Kehlkopfsmuskulatur, welche Muskelatrophie in fast allen Fällen genau dem Verbreitungsbezirke des Nervus recurrens entspricht; jedoch wird das Atmen auch bei Verengerung der Nasenhöhle hörbar, ist aber dann mehr schnaubend oder schnarchend, als bei obgenannter Muskellähmung.

In wiefern ein Roarer zu anstrengender Arbeit in beschleunigter Gangart anzuwenden sein wird oder nicht, hängt von dem Grade des Übels ab. Es gibt nämlich Roarer, die ohne andere Ungelegenheit als das unmusikalische Pfeifen Jagd geritten werden können, wohingegen andere schon in langsamem Zug zu ersticken drohen. Da indessen das Übel nur durch die von Dr. H. Möller angewendete und empfohlene Resektion des ganzen Gießkannenknorpels geheilt werden kann (siehe „Das Kehlkopfpfeifen der Pferde von Dr. H. Möller) und noch dazu stetig zunimmt, rate ich dem Leser, jedem noch so leistungsfähigen Roarer aus

dem Wege zu gehen. In Schweden, Norwegen und Island gehören Roarer zu den größten Seltenheiten; in Australien, Neu-Seeland und dem Kaplande soll dieses Leiden gänzlich unbekannt sein und dorthin ausgeführte Roarer sogar von demselben genesen. Interessant ist auch, daß die in Exmoor, Dartmoor und Wales gezogenen Ponies, wie überhaupt alle zur Ponyklasse gehörenden Pferde beinahe nie Roarer werden. Dies dürfte vielleicht der gedrungenen Halsform der Ponies zuzuschreiben sein, denn bekanntlich disponiren Pferde mit langen, dünnen Hälsen ganz besonders zum Kehlkopfpfeifen.

Dampf oder chronische Kurzatmigkeit ist gewöhnlich die Folge von durch chronischen Lungenkatarrh hervorgerufener krankhafter Entartung der Lungen, bisweilen auch von Herzfehlern. Die Erscheinungen sind: beschleunigtes, angestrengtes Atmen mit unnatürlicher Erweiterung und Bewegung der Nasenlöcher, Erhebung der Rippen und Bildung einer rinnenartigen Vertiefung hinter derselben — die sog. Dampfrinne — wellenförmiges, stoßweise erfolgendes Flankenschlagen und ein eigentümliches doppelschlägiges, d. h. in zwei Absätzen, der erstere kurz, der zweite länger (◡ —) erfolgendes Atmen, wobei, wenn das Übel einen höheren Grad erreicht hat, der ganze Körper erschüttert wird und ein Ein- und Austreten des Afters (ersteres beim Aus-, letzteres beim Einatmen) stattfindet. Hiermit ist in der Regel ein kurzer, kraftloser, dumpfer Husten verbunden. Die Atemnot steigert sich bei schneller und andauernder Bewegung ganz unverhältnismäßig, die Tiere schwitzen leicht und es dauert stets eine längere Zeit, bis sich das Atmen wieder beruhigt.

Daß eine so deutlich ausgesprochene Krankheitsform schwerlich der Aufmerksamkeit des die Musterung besorgenden Fachmannes entgehen kann, wenn die Prüfung der Atmungsorgane auf die eben beschriebene Art vorgenommen wird, liegt auf der Hand. Indessen nimmt der Dampf oft einen sehr schleichenden Verlauf und ist es deshalb immer geraten, genau zu beobachten, ob längere Zeit vergeht, bevor sich das Tier nach schneller, anstrengender Bewegung wieder beruhigt. Aus demselben Grunde lasse man das Tier husten. Dies wird auf die Art bewirkt, daß man die linke Hand auf das Genick des Pferdes legt und mit dem Daumen und Zeigefinger der rechten einen leisen Druck am Kehlkopf ausübt. Die meisten Pferde — jedoch nicht alle — husten dann, gesunde laut, gedehnt, kräftig, lungenkranke kurz, rauh, trocken, wie Schwindsuchtspatienten. Wer nicht gelernt hat, zwischen diesen zwei Hustenarten zu unterscheiden — was durchaus nicht so leicht ist — kann aber ebenso gut an seinem eigenen Kehlkopf herumdrücken, denn ihm ist jeder Husten nur ein unverständlicher, krächzender Laut.

Schließlich noch Einiges über den Pferdehandel. Da ich in dem Vorhergehenden so ausführlich geschildert, wie die Untersuchung des Gesundheitszustandes

und der Diensttauglichkeit des Pferdes vorzunehmen ist, kann ich die beim Pferdehandel zu beobachtenden Grundsätze mit wenigen Worten erledigen. Ich beschränke mich deshalb darauf, dem Leser folgende, dem Lehrbuche der Erfahrung entnommene Regeln zu empfehlen:

1) Audi, vide, tace (höre, sieh und schweige) und glaube nur, was du sehen oder fühlen kannst, sind zwei Ratschläge, welche du beim Pferdekauf vor allem zu beachten hast.

2) Der Beistand eines geschickten Tierarztes hat desto größeren Wert, je geringer deine eigene Erfahrung ist. Vergiß jedoch nicht, daß auch der geschickteste Tierarzt in der Regel nur den Körperbau, das Alter und den Gesundheitszustand des vorgeführten Pferdes zu beurteilen versteht. Die Brauchbarkeit des Tieres für deine Zwecke mußt du selbst beurteilen oder falls dir die hierzu erforderlichen Eigenschaften abgehen, dem Urteile eines praktischen Pferdsmannes unterstellen.

3) Scheue die Mäkler. Ihr Interesse erheischt, daß der Handel zu Stande kommt und solltest du dabei ein noch so schlechtes Geschäft machen. Schließlich bist du ja doch nur ein flüchtiger, der Pferdehändler aber ein stabiler Kunde.

4) Kaufe nie ein krankes Pferd. Der Araber sagt nicht vergebens: „Weh dem, der kauft, um zu kuriren.“

5) Wünschest du ein Pferd zu erstehen, das sein Futter verdienen kann, so kaufe keines, das noch nicht 6 Jahre alt. Anstrengende Arbeit leistet ein gutes, 10jähriges Pferd weit besser als ein ungeprüftes 4- oder 5jähriges Tier.

6) Laß dich nicht durch das Äußere blenden. Auch die schönsten Formen sind ja im besten Falle doch nur Voraussetzungen, welche durch Leistungen bestätigt werden müssen.

7) Lasse nicht solche Mängel abschreckend auf dich einwirken, welche die Leistungsfähigkeit des Pferdes für deine Zwecke nicht beeinträchtigen. Gedenke des alten und wahren, wenn auch derben Spruches:

„Wer Frau'n und Pferde suchet ohne Mängel,
Hat nie ein Roß im Stall, im Bett nie einen Engel.“

8) Unterlasse nie, nach dem Abstammungsschein zu fragen, denn derselbe enthält authentische Angaben über die Herkunft und das Alter des Pferdes.

9) Laß dich nicht dazu verleiten, beim Kauf von Wagenpferden mehr als ein Pferd auf einmal zu mustern. Erst nachdem dies geschehen, mögen die Tiere nebeneinander aufgestellt werden.

10) Reite das Reitpferd und fahre das Wagenpferd, bevor du den Kauf abschließt.

11) Reite in allen Gangarten und wähle hierzu sowohl harten als weichen Boden, einsame und lebhafte Straßen. Suche auch zu erforschen, wie das Pferd in Gesellschaft anderer geht und ob es ohne Kampf von denselben fortzubringen ist.

12) Prüfe, wie das Wagenpferd bergaufwärts zieht und bergabwärts die Last aufhält, wie es stehen bleibt und wieder anzieht, wie die Peitschenhilfe einwirkt und — falls es zweispännig gehen soll — ob es zu dem Genossen paßt.

13) Nimm sowohl beim Reiten als beim Fahren den durch längeres Stillestehen hervorgerufenen Stallmut in Betracht.

14) Scheue den Tauschhandel, denn durch denselben zu profitiren gelingt in der Regel nur routinirten Roßkämmen.

15) Laß keinen Tadel laut werden. Ist derselbe berechtigt, so macht er böses Blut, ist er unberechtigt oder einfältig, so wird der Verkäufer sicher Nutzen aus deiner hierdurch an den Tag gelegten Unkenntnis ziehen.

16) Hast du beschlossen, das Pferd nicht zu kaufen, so lasse dasselbe ohne weiteres in den Stall zurückführen und versuche nicht, durch tadelnde Bemerkungen dein abfälliges Urteil zu begründen. Kein Verkäufer sieht es gern, daß seine Ware schlecht gemacht wird. Kein Geschäft machen zu können, ist oft bitter genug.

Hält sich der Leser diese Regeln vor Augen und beachtet er im übrigen, was weiter oben über das Exterieur und die Erforschung des Gesundheitszustandes und der Diensttauglichkeit der Pferde mitgeteilt worden ist, so glaube ich garantiren zu können, daß er beim Pferdehandel auch ohne größere persönliche Erfahrung vor groben Irrtümern geschützt sein wird. Mehr wird ihm kein Buch beibringen können. Was sonst noch Not thut, lehrt die praktische Erfahrung allein.

Genaue Kenntnis der Gewährsgesetze ist beim Pferdehandel ebenfalls nicht zu entbehren. Wie bekannt, bestimmen diese Gesetze einen gewissen Zeitraum — Gewährszeit — durch welchen die Gewährleistung oder Bürgschaft des Verkäufers für gewisse gesetzliche oder verabredete Mängel dauert. Leider herrscht bezüglich der Gewährsmängel und Gewährszeiten eine große Verschiedenheit in den einzelnen Ländern, wodurch der internationale Handelsverkehr mit Pferden sehr erschwert wird. Es wäre demnach sehr zu wünschen, daß eine allgemeine Haftpflicht für alle verborgenen Fehler und Mängel, die den Wert der Tiere herabsetzen und zur Zeit der Übergabe vorhanden waren, mit einer für alle Hauptmängel und alle Länder gemeinsamen Gewährsfrist eingeführt werden könnte.

Man unterscheidet, wie gesagt, eine gesetzliche Gewährsfrist, deren Dauer durch das im Lande geltende Gesetz bestimmt ist und eine verabredete oder bedungene Gewährsfrist, deren Dauer von der Übereinkunft der Käufer und Verkäufer abhängt und eine willkürliche ist. Auf unter vier Augen erteilte mündliche Ver-

sicherungen oder auf die bei Pferdehändlern oft gehörte Redensart: „ich garantire für alle Fehler“, ist aber nichts zu geben. Will man sich etwas Bestimmtes garantiren lassen, z. B. die Brauchbarkeit des Pferdes für einen gewissen Dienst, die Gesundheit der Augen, daß sich das Tier willig beschlagen läßt u. s. w., so muß der Vertrag schriftlich oder in Gegenwart glaubwürdiger Zeugen abgeschlossen werden, weil sonst der gesetzliche Grund zur Aufhebung des Kaufes wegfällt.

Die Gewährszeit beginnt mit der Übergabe des Tieres an den Käufer. Die Mängel müssen aber stets schon vor der Übergabe vorhanden gewesen sein, wenn der Kauf innerhalb der Gewährszeit rückgängig gemacht werden soll. Der Käufer wird daher, um sicher zu gehen, das Pferd bei der Abnahme von dem eigenen Tierarzte auf Gesundheit gründlich untersuchen lassen. Sollte hierbei irgend etwas Verdächtiges zum Vorschein kommen, so ist dies allsogleich schriftlich festzustellen. Die weitere Untersuchung wird dann ergeben, ob ein Gewährsmangel oder ein etwa vom Verkäufer besonders garantirter Fehler vorhanden ist oder nicht. Im ersten Falle muß der Käufer innerhalb der bestimmten Gewährsfrist dem Verkäufer Anzeige darüber machen und falls derselbe sich weigert, das Pferd zurückzunehmen, unter Beibringung von Zeugnissen Sachverständiger über das wirkliche Vorhandensein eines Gewährsmangels, bei der zustehenden Behörde Klage führen. Nach Ablauf der gesetzlichen Gewährszeit muß der Käufer, falls er die Anzeige unterlassen, den Beweis führen, daß der Mangel schon zur Zeit der Übernahme des Tieres vorhanden gewesen ist. Diese Klage muß aber in allen Fällen nach abgelaufener Gewährszeit noch innerhalb der sog. Verjährungsfrist gemacht werden, die in den einzelnen Ländern zwischen 24 Stunden und 6 Monaten schwankt.

Über den Wert der Gewährsgesetze sind die Ansichten sehr verschieden. Manche möchten dieselben ganz abgeschafft sehen, andere glauben, daß eine Verschärfung und auf Erzielung größerer Gleichmäßigkeit gerichtete Abänderung der diesbezüglichen Bestimmungen den Handel mit Pferden sehr erleichtern würde. Unzweifelhaft ist, daß die Gewährleistung einerseits den Käufer vor gewissen verborgenen Fehlern und Mängeln schützt, die den Wert des Tieres sehr herabsetzen und anderseits auch dem Verkäufer Schutz gegen unberechtigte Klagen des Käufers bietet; nur darf nicht übersehen werden, daß viele Fehler, welche den Wert des Tieres ebenso beeinträchtigen wie die sog. Hauptmängel, vom Gesetze nicht gewährleistet werden. In Schweden, Norwegen und Rußland sind daher besondere Gewährsmängel nicht eingeführt, sondern werden dort Tierprozesse nach den allgemeinen Rechtsprinzipien des Landes abgehandelt. Sehr bezeichnend ist auch, daß die Pferdezüchter in einem Teile der Bretagne sich gegenseitig verpflichtet haben, kein Pferd an einen Unbekannten zu verkaufen, falls dieser nicht zuvor auf den Schutz der Gewährsgesetze

verzichtet. Dieser Entschluß wurde dadurch hervorgerufen, daß Pariser Pferdehändler, wohl wissend, daß der in ländlicher Abgeschiedenheit lebende Züchter sich auf den unsicheren und mit bedeutenden Kosten verbundenen Prozeß nicht einlassen könne und deshalb genötigt sein werde, jeden noch so mageren Vergleich zu acceptiren, die etwa während des Transports bei den erhandelten Pferden entstandenen, unbedeutenden Krankheiten zum Vorwand einer Klage wegen vorhandener Gewährsmängel benützten.

Bei den ziemlich bedeutenden Pferdeankäufen, die ich in Frankreich bewerkstelligt, habe ich mir, um sicher zu gehen, in allen den Fällen, wo ich dem Verkäufer nicht unbedingt vertraute, eine Erklärung folgenden Inhalts ausstellen lassen:

„Je soussigné . . . . . . déclare vendre à Monsieur . . . . . . pour le prix de . . . . . . un cheval entier (une jument) sous poil . . . . . . de la taille de . . . . . . que je lui garantis n'être affecté d'aucun vice ni maladie, et que je m'engage à reprendre après . . . . . . jours, s'il n'en est pas content.“

(Ich . . . . . . erkläre hiermit Herrn . . . . . . einen Hengst (eine Stute) von Farbe . . . . . . Größe . . . . . . unter der Garantie verkauft zu haben, daß derselbe (dieselbe) mit keinerlei Untugend oder Krankheit behaftet ist, und verpflichte ich mich, diesen Hengst (diese Stute) nach . . . . . . Tagen wieder zurückzu nehmen, falls Herr . . . . . . unzufrieden mit dem Kauf sein sollte).

Mir hat diese Form einer verabredeten Gewährleistung so gute Dienste geleistet, daß ich dieselbe Jedem empfehle, der genötigt ist, Geschäfte mit französischen Pferdehändlern abzuschließen.

Die Engländer kennen keine durch das Landesgesetz bestimmte Gewährsmängel; dagegen machen sie fleißigen Gebrauch von der verabredeten Gewährleistung. Eine solche muß selbstverständlich stets schriftlich abgefaßt werden und hat zu enthalten:

1) Ort und Zeitpunkt des Verkaufs.
2) Eine kurze aber deutliche Beschreibung des verkauften Pferdes.
3) Die garantirten Eigenschaften.

Z. B.:

„Received of Mr. . . . . . . the sum of fifty pounds sterling for a bay mare, warranted five years old, sound and free from vice, quiet to ride and to carry a lady.

London, June 24th 1887.“

(Empfangen von Herrn . . . . . . den Betrag von fünfzig Pfund Sterling für eine braune Stute, garantirt fünf Jahre alt, gesund, ohne Untugend, fromm und als Damen-Reitpferd zu gebrauchen).

In allen den Fällen, wo der Vertrag keine besondere Bestimmung über die Dauer der Gewährleistung (Warranty) enthält, hat dieselbe 28 Tage Giltigkeit. Auf Auktionen erstandene Pferde müssen jedoch innerhalb 24 Stunden zurückgestellt werden, falls dieselben der im Auktionsverzeichnisse gegebenen Beschreibung nicht entsprechen.

In Irland sind jedoch Verträge dieser Art nicht üblich, sondern herrscht dort der praktische Brauch, daß der Käufer innerhalb 48 Stunden nach Abschluß des Kaufes einen Tierarzt mit der Untersuchung des erstandenen Gaules beauftragt und beide Parteien sich dem Ausspruch dieses Fachmanns unterwerfen. Unterläßt aber der Käufer diese Vorsichtsmaßregel, so wird der Kauf nichtsdestoweniger nach Ablauf genannter Frist perfekt. Tüchtige Tierärzte, denen es an praktischer, im Jagdfelde erworbener Pferdekenntnis nicht fehlt, sind auf allen Märkten und in allen Städten der „grünen Insel" in großer Anzahl zu finden und beträgt das landesübliche Honorar für die Untersuchung eines Pferdes nicht mehr als eine halbe Guinee (= 5 fl. oder 10 ℳ).

Wer in England das Pech gehabt, ein Pferd zu erstehen, das der vom Verkäufer gegebenen „Warranty" nicht entspricht, richte allsogleich an letzteren eine schriftliche Aufforderung, das Tier wieder zu übernehmen und den Kaufpreis zurückzuerstatten, worauf der Gaul bis zum Eintreffen der Antwort des Verkäufers in einen Mietsstall aufzustellen ist. Sollte nun eine ablehnende Antwort erfolgen, so muß in den gelesensten Zeitungen der betreffenden Lokalität angezeigt werden, daß das Tier an einem bestimmten Tage zur öffentlichen Versteigerung gelangt. Selbstverständlich ist auch dem Verkäufer rechtzeitig hiervon Mitteilung zu machen, so daß derselbe sich zur Versteigerung einfinden könne. Eine Hauptsache hierbei ist nichts außer Acht zu lassen, was geeignet erscheint, den Verkauf zu einem möglichst günstigen zu gestalten. Alles Übrige kann sodann getrost einem vertrauenswürdigen Advokaten überlassen werden.

Bei der Umrechnung des in England gebräuchlichen Pferdemaßes (Stockmaß) nach „hands" und Zoll in Metermaß bediene man sich nachstehender Tabelle:

| | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 13 | hands | — | Zoll | = | $1,_{32}$ | Meter |
| 13 | „ | 1 | „ | = | $1,_{35}$ | „ |
| 13 | „ | 2 | „ | = | $1,_{38}$ | „ |
| 13 | „ | 3 | „ | = | $1,_{40}$ | „ |
| 14 | „ | — | „ | = | $1,_{43}$ | „ |
| 14 | „ | 1 | „ | = | $1,_{45}$ | „ |
| 14 | „ | 2 | „ | = | $1,_{48}$ | „ |
| 14 | „ | 3 | „ | = | $1,_{50}$ | „ |

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 15 hands | — | Zoll | = | $1_{,53}$ | Meter |
| 15 | „ | 1 | „ | = | $1_{,55}$ | „ |
| 15 | „ | 2 | „ | = | $1_{,58}$ | „ |
| 15 | „ | 3 | „ | = | $1_{,60}$ | „ |
| 16 | „ | — | „ | = | $1_{,63}$ | „ |
| 16 | „ | 1 | „ | = | $1_{,65}$ | „ |
| 16 | „ | 2 | „ | = | $1_{,68}$ | „ |
| 16 | „ | 3 | „ | = | $1_{,70}$ | „ |
| 17 | „ | — | „ | = | $1_{,73}$ | „ |

Zur Orientirung des Lesers folgt hier schließlich noch eine

## Tabellarische Übersicht über die Hauptmängel der Pferde in verschiedenen Staaten.

(Gewährszeit nach Tagen).

| | Preußen. | Kurhessen. Frankfurt. | Nassau. | Hessen-Homburg. | Sachsen. | Gotha. | Sachsen-Meiningen. | Hamburg. | Braunschw. Bremen. | Bayern. | Württembg. Baden. | Hessen (Großh.). | Elsaß-Lothr. Frankreich. | Österreich. | Schweiz. | Belgien. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Verdächtige Druse | — | 14 | — | — | 15 | — | — | — | — | — | — | — | — | 15 | 20 [2]) | — |
| Rotz . . . . . | 14 | 14 | 29 | 14 | 15 | 42 | 14 | 6 | 28 | 14 | 14 | 14 | 9 | 15 | 20 | 25 |
| Dämpfigkeit . . | 28 | 14 | 29 | 14 | 15 | 28 | 14 | 4 | 28 | 14 | 14 | 14 | 9 [3]) | 15 | 10 | 14 |
| Dummkoller . . | 28 | 21 | 29 | 28 | 15 | 42 | 21 | 4 | — | 21 | 21 | 28 | 9 | 30 | 20 | 14 |
| Wurm . . . . | — | 14 | — | 14 | 15 | 42 | 14 | — | — | 14 | 14 | 14 | 9 | 30 | 20 | 25 |
| Stätigkeit . . . | 4 | 5 | — | 14 | 5 | 8 | — | — | 28 | — | — | 14 | 9 | 30 | — | — |
| Schwarzer Star . | 28 | 8 | — | 8 | 15 | 8 | 8 | — | 28 [1]) | 8 | 8 | 8 | — | 30 | — | — |
| Mondblindheit . . | 28 | 42 | — | 28 | 50 | 28 | 40 | — | — | 40 | 40 | 28 | 30 | 30 | — | 30 |
| Koppen . . . . | — | 8 | — | 8 | — | — | 8 | 5 | — | 8 | 8 | 8 | 9 | — | — | — |
| Epilepsie . . . | — | 28 | 29 | 28 | — | 42 | 40 | — | — | 40 | 28 | 28 | 30 | — | — | — |
| Räude . . . . | 14 | — | — | — | 14 | 28 | — | — | — | — | — | — | — | — | — | — |
| Abzehrung . . . | — | — | — | — | — | — | — | — | — | — | — | — | — | — | 20 | — |

[1]) Starblindheit überhaupt.

[2]) Wenn Tiere in das Ausland geführt sind, findet keine Gewährleistung statt, sofern sie nicht besonders ausbedungen ist.

[3]) Lungen-Emphysem und Roaren.

In Elsaß-Lothringen und Frankreich außerdem 9 Tage für alle intermittirende Lahmheiten.

# Zwölftes Kapitel.

## Der Hufbeschlag.

Daß der Hufbeschlag ein Übel ist, dürfte wohl von allen Sachkundigen zugegeben werden, denn gar zu offenkundig ist die Erfahrung, daß die Leiden, von welchen der Fuß des Pferdes leider so häufig heimgesucht wird, 99 Mal unter 100 ihre Ursache im Beschlag haben. Diese Erkenntnis ist in letzterer Zeit auch dem kleineren Mann zugänglich gemacht worden. In einer vom Lehrer für Hufbeschlag und Vorstand der Lehrschmiede an der Kgl. Zentraltierarzneischule in München, Hr. Fr. Gutenäcker, herausgegebenen, hauptsächlich für junge Beschlagschmiede berechneten, populär gehaltenen „Lehre vom Hufbeschlag" *) wird z. B. sehr richtig hervorgehoben, daß jeder Beschlag unmittelbare Nachteile auf die Hufe ausübt und zwar

1) berührt das Pferd den Boden nicht mehr mit dem Hufe, sondern mit dem Eisen;

2) entbehrt der Huf infolgedessen die natürliche Befeuchtung durch den Boden;

3) wird das an der unteren Seite des Hufes befindliche Horn nicht mehr abgenützt;

4) beginnt der zum großen Teile außer Thätigkeit gesetzte Strahl kleiner zu werden und der Huf sich in seiner hinteren Hälfte zu verengern;

5) wird die Hornwand von den Hufnägeln durchlöchert;

6) vermindert das Aufnageln der Eisen die Ausdehnungsfähigkeit des Hufes;

7) werden die Hufe um das Gewicht der Eisen beschwert.

Hierzu kommen noch verschiedene bei der Bewegung hervortretende Veränderungen in den Verrichtungen der Hufe beschlagener Pferde, nämlich:

1) Die Körperkraft fällt nur auf den Tragrand und die Sohle.

2) Eckstreben, Strahl und Ballen werden teilweise außer Thätigkeit gesetzt und die elastische Eigenschaft des Hufes nicht vollständig zur Verminderung der Stöße ausgenützt.

3) Die Erschütterung der empfindlichen Weichteile und Gelenke im Fuße werden dadurch heftiger und sind mit Nachteilen für das Pferd verbunden.

4) Wenn die Eisen nicht ganz richtig geschmiedet und aufgepaßt sind, so verliert der Gang an Sicherheit und Leichtigkeit.

---

*) Die Lehre vom Hufbeschlag. Eine Anleitung für die Praxis und die Prüfung. Von Fr. Gutenäcker. Verlag von Schickhardt & Ebner (Konrad Wittwer) in Stuttgart.

Die hier aufgezählten Nachteile sind so bedenklicher Art, daß man wohl berechtigt sein kann, zu fragen, ob denn der Beschlag wirklich, wie die meisten Fachmänner behaupten, nicht nur ein Übel, sondern auch ein notwendiges Übel zu nennen ist. Es läßt sich nicht leugnen, daß die neuesten Erscheinungen eine gewisse Tendenz zeigen, dem Beschlage letztere Eigenschaft abzusprechen. Besonders in England und Amerika haben sich seit einiger Zeit beachtenswerte Stimmen zu Gunsten der Ansicht erhoben, daß der Beschlag, falls er auch nicht gänzlich abzuschaffen sei, doch auf ein sehr geringes Maß reduzirt werden solle. Dies ist auch der Grund, weshalb man in genannten Ländern, sowie auch in Frankreich und Deutschland, begonnen hat, allgemeinen Gebrauch von einem schmalen und kurzen halbmondförmigen Eisen zu machen, das nach der sog. Charlier'schen Methode in den Tragrand eingelassen, nur der Zehe Schutz gewährt, im übrigen aber keinerlei Veränderung in den natürlichen Verrichtungen des Hufes hervorruft. Die ausführliche Beschreibung dieses Eisens erfolgt weiter unten. Dagegen glaube ich, wie eigentümlich dies auch beim ersten Blick erscheinen möge, das Kapitel vom Hufbeschlag nicht zweckmäßiger einleiten zu können, als durch eine Erörterung der Gründe, mittelst welcher mehrere anerkannte Autoritäten ihrer Ansicht von der Entbehrlichkeit des Hufbeschlages Geltung zu verschaffen versucht haben. Dieselben stützen sich hierbei vor allem auf die von jedem Sachkundigen anerkannte Thatsache, daß auch der beste Beschlag einen nachteiligen Einfluß auf den Huf ausübt; außerdem aber berufen sie sich auf eine ganze Reihe praktischer Erfahrungen, welche unzweifelhaft beweisen, daß der Hufbeschlag wenigstens in vielen Fällen nicht als ein absolut notwendiges Übel anzusehen ist.

Was nun zuerst die Schädlichkeit des Beschlages betrifft, ist derselben bereits Erwähnung gethan worden. Nichtsdestoweniger dürfte es nicht überflüssig sein, hinzuzufügen, daß sich die Theorie in vorliegendem Falle in vollkommenster Übereinstimmung mit der täglichen Erfahrung befindet. Ich erinnere mit Bezug hierauf an die statistische Mitteilung, daß $^2/_5$ aller in der französischen Armee zur Ausmusterung gelangenden Dienstpferde mit Huf- oder Beinleiden behaftet sind. Mir däucht, daß eine einzige Thatsache dieser Art genügen sollte, um die Freunde des edlen Pferdes zu veranlassen, eine gründliche und vorurteilsfreie Untersuchung aller hiermit zusammenhängenden Verhältnisse vorzunehmen.

Die Entbehrlichkeit des Hufbeschlages geht nach der Ansicht der neuen Schule schon daraus hervor, daß die Hufe des unbeschlagenen Pferdes von der Natur in Stand gesetzt werden, der auf harten, holperigen Straßen drohenden starken Abnützung erfolgreichen Widerstand zu leisten. Daß dem wirklich so ist, war bereits den älteren Schriftstellern bekannt. Osmer, ein englischer Verfasser des vorigen

Jahrhunderts, schreibt z. B. hierüber: „An vielen Orten sind die Pferde bis zum heutigen Tag auch auf dem härtesten Boden unbeschlagen gegangen und in unserem Vaterlande habe ich mehrere Pferde gekannt, die ohne irgend welchen Nachteil unbeschlagen ihren Dienst auf den harten Straßen in der Umgebung von London verrichtet haben. Meine Überzeugung ist auch, daß die meisten Pferde ihr ganzes Leben hindurch unbeschlagen auf wie immer gearteten Straßen gehen könnten, wenn man nur Sorge dafür trüge, daß ihre Zehen verkürzt würden, denn Hufe, die in Berührung mit harten Flächen kommen, werden von der Natur dieser Verrichtung angepaßt."

Derselbe Gegenstand ist neuester Zeit in mehreren angesehenen Fachzeitschriften wie „The Farm Journal", „The Field", „Der Hufschmied" &c. &c. ausführlich besprochen worden, und welchen Standpunkt man auch zu der Hauptfrage einnehmen möge, wird man doch die von zahlreichen geachteten Männern bezeugte Thatsache, daß unbeschlagene Pferde mit größtem Nutzen zu anstrengender Arbeit auf harten Straßen gebraucht worden sind, kaum länger ignoriren können.

So schreibt z. B. ein bekannter englischer Fachmann im „Field" folgendes: „Ich importirte vor einigen Jahren von Norwegen einen Hengst und mehrere Stuten. Diese Pferde waren beschlagen und blieben es auch. Von ihrer Nachzucht haben aber nur die zwei Exemplare, welche nie beschlagen wurden, meinen Erwartungen entsprochen. Die übrigen wurden verkauft und habe ich dieselben aus dem Gesicht verloren. Eines der unbeschlagenen Tiere überließ ich einem Freunde, der dasselbe, obwohl es über vier Jahre auf den harten Straßen von Cumberland Zugdienste leisten mußte, stets barfuß gehen ließ. Das zweite Exemplar blieb bei mir; seine Füße sind so hart und zäh wie Eichenholz. Dies hat nichts Überraschendes in meinen Augen, sondern betrachte ich die harten, widerstandsfähigen Hufe als die Frucht meiner Aufzuchtsmethode. Sobald das Fohlen alt genug war, um angehalftert zu werden, band ich es an den Karren, vor den sein Vater oder seine Mutter zur Station um Kohlen geschickt wurde. Auf diese Weise ging das junge Tier eine Woche nach der anderen im Schritt auf allen Gattungen harter Straßen. Einmal wurden die Hufe etwas empfindlich, aber nach einer Ruhepause von einigen Tagen war der Gang wieder ebenso sicher wie früher. Im Stalle stand das Fohlen stets auf Steinpflaster, dessen Härte nur nachts durch eine gute Streu gemildert wurde. Zuerst splitterten sich die Hufe etwas an den Zehen ab, dem wurde jedoch bald mit der Raspel abgeholfen. Während des vorjährigen Winters ging das junge Pferd Tag für Tag vor einem leichten Wagen, ohne je auszugleiten, auf furchtbar glatten Straßen, welche die anderen Pferde nur mit geschärften Eisen betreten konnten. Thatsachen sind Thatsachen."

Derselben Zeitschrift entnehme ich eine aus Hawaï stammende Mitteilung, laut welcher die dortigen Maultiere und Esel stets barfuß gehen. Der betreffende Korrespondent berichtet weiter, daß man mit diesen in den felsigen Teilen Hawaï's gezogenen Tieren 300 englische Meilen zurücklegen könne, ohne daß deren Hufe den geringsten Schutz benötigten, und daß ein Fohlen, welches seine ersten Lebensjahre in der Felsengegend zugebracht habe, stahlharte Hufe bekomme. Solche Pferde seien aber auch 50 % mehr wert als die in den dortigen Grasdistrikten aufgezogenen Tiere. Wenn man nun bedenkt, daß ein großer Teil von Hawaï aus steinharten Lavaschichten besteht, so wird wohl die oft gehörte Behauptung, daß der Hufbeschlag auf hartem Boden ein unvermeidliches Übel sei, ziemlich hinfällig erscheinen.

Die noch immer in den Augen der großen Menge als ein bloßes Hirngespinst erscheinende Ansicht, daß gerade die harten Straßen einen wohlthätigen Einfluß auf die unbeschlagenen Hufe ausüben, wird auch von dem sachkundigen Verfasser des vor nicht langer Zeit in England herausgekommenen Werkes „Horses and Roads“ verteidigt. Es heißt dort: „Frauen, die mit dem Spaten arbeiten, bekommen hornige Gebilde an den Fingern; junge Damen, die nur Seide, Samt oder Wolle berühren, behalten weiche Hände. Dieselben Ursachen, dieselben Wirkungen, und deshalb schaffen harte Straßen, was auch alle Überlieferungen und Vorurteile dagegen einwenden mögen, harte, zähe Hufe. Ich habe während eines Vierteljahrhunderts eine Menge unbeschlagener Pferde gebraucht. Es ist also kein in der Studirkammer zusammengesetztes Gewebe theoretischer Vermutungen, sondern eine auf vieljährige, praktische Erfahrung gestützte Überzeugung, die mich dazu bewogen hat, den Kampf für die Befreiung des Pferdes von dem ebenso schädlichen als überflüssigen Beschlagzwang aufzunehmen.“

Es darf indessen nicht übersehen werden, daß sogar dieser Verfasser von der Notwendigkeit durchdrungen ist, die Hufe auf das Barfußgehen vorzubereiten. Er läßt das Pferd zu diesem Zwecke eine längere Zeit hindurch beim täglichen Putzen auf einen mit Schottersteinen bedeckten Platz stellen. Nachdem die Hufe auf diese Art im buchstäblichen Sinne des Wortes „abgehärtet“ worden sind, wird das Tier zunächst mit dem Charlier'schen Zeheneisen beschlagen und erst nachdem es mehrere solche verbraucht, barfuß gelassen.

Diese Methode ist jedenfalls originell; empfehlen möchte ich sie aber darum doch nicht, denn ganz abgesehen von den mit dem Putzen auf Schotterunterlage verknüpften Gefahren für die Hufe, Knochen, Muskeln und Sehnen, erscheint mir der eigentliche Zweck dieses sonderbaren Verfahrens, das Härten des Hufes, gelinde gesagt, äußerst fraglich. Dagegen halte ich eine vernünftige Zurichtung des Hufes

und ein Beschlagen desselben mit dem Charlier'schen Zeheneisen für eine ebenso zweckmäßige als notwendige Vorbereitung zum Barfußgehen.

Meine eigene Erfahrung bezüglich der Vor- und Nachteile des Barfußgehens für Pferde ist leider nicht auf so vielseitige und gründliche Versuche gestützt, daß ich wagen könnte, hier mit derselben hervorzutreten. Dagegen bezweifle ich keinen Moment, daß der Beschlag ein Übel ist, von welchem die Tiere möglichst lange, d. h. bis die anstrengende Arbeit auf hartem Boden ihren Anfang nimmt, verschont bleiben sollten, daß die von verschiedenen Seiten wärmstens befürwortete gänzliche Befreiung vom Beschlag verdiente, auch bei uns zum Gegenstand gründlicher Versuche gemacht zu werden und daß, falls diese Versuche zu keinem günstigen Ergebnisse führen sollten, die gegenwärtig gebräuchliche Form der Eisen mit größtem Nutzen durch ein Eisen ersetzt werden könnte, welches die naturgemäße Entwicklung und Verrichtungen des Hufes weniger beeinträchtigt.

Leider dürfte es noch sehr lange dauern, bevor eine so durchgreifende Reform des Hufbeschlags zu gewärtigen sein kann. Wie lebhaft ich auch von der Mangelhaftigkeit des jetzigen Beschlagsystems überzeugt sein möge, sehe ich mich deshalb genötigt, dasselbe in diesem Handbuche gründlich zu beschreiben, denn praktische Brauchbarkeit möchte ich denn doch vor Allem „dem Buche vom Pferde" sichern.

Die Kunst des Beschlagens in einem Buche zu erlernen, ist natürlich undenkbar. Zum Glück kann jeder die Theorie der rationellen Hufpflege beherrschende, denkende Mensch, auch wenn er nicht im Stande sein sollte, einen Nagel einzuschlagen, großen Nutzen beim Beschlagen leisten, falls er sich nur die Mühe geben will, den Hufschmied bei seiner Arbeit zu überwachen. Es gereicht mir zur besonderen Befriedigung, mich in dieser Hinsicht als ermutigendes Beispiel hinstellen zu können. Als die schwedischen Renn-Associationen „Kapten Frisk" und „Mr. Jarrow" ihr Training-Quartier auf meiner Besitzung aufschlugen, gab es keinen geprüften Hufschmied in der ganzen Gegend. Ich hatte daher nur die Wahl unter gewöhnlichen Bauernschmieden. Meine Lage war bedenklich, denn wenn je gilt wohl das englische Sprichwort: „No foot, no horse" (kein Fuß, kein Pferd) für den Rennstall. Dennoch verlor ich den Mut nicht, sondern faßte den Entschluß, zu erproben, welchen Effekt eine scharfe Überwachung im Verein mit einer vernünftigen, wohlwollenden Anleitung auf den bei mir angestellten Bauernschmied haben würde. Und siehe da, der Versuch gelang über alles Erwarten. Es dauerte nicht lange, so beschlug der Mann die schwierigen Rennpferde zu allseitiger Zufriedenheit. Einen Teil dieses Erfolges darf ich wohl auch mir zuschreiben, denn ich war bei jedem Beschlagen dabei und überwachte alle noch so unbedeutenden Einzelheiten der Operation mit pedantischer Genauigkeit. Damit nun der Leser nicht annehmen möge, daß ich

das Resultat meiner Mühe zu freundlich beurteilt, erlaube ich mir, folgendes Schreiben mitzuteilen, welches ich im Jahre 1878 vom Direktor der Königl. Tierarzneischule zu Stockholm, Herrn Professor Morell, zu empfangen die Freude hatte:

„Vor einiger Zeit besichtigte ich ein paar Wagenpferde, die Sie kürzlich dem Herrn G. hierselbst verkauft haben. Da ich weder in Schweden noch im Auslande je besser beschlagene Pferde gesehen, erlaube ich mir die ergebene Anfrage, ob diese Tiere vor dem Transport in der neuen Fahrschule bei Klämestorp beschlagen worden sind. In diesem Falle müßte dort ein ausgezeichneter Lehrschmied oder wenigstens ein sehr geschickter Schüler eines solchen angestellt sein. Ich fand mich deshalb auch veranlaßt, den Lehrschmied unserer Schule aufzufordern, diesen Beschlag genau anzusehen, aber leider waren die Pferde schon neu beschlagen, als der Schmied zu Herrn G. kam. Ich, oder richtiger die Tierarzneischule, wäre Ihnen daher sehr verbunden, wenn Sie uns ein paar Mustereisen von dem Schmied schicken wollten, der die Pferde zuletzt bei Ihnen beschlagen." — Es schenkte mir natürlich große Befriedigung, dem Herrn Professor antworten zu können, daß die beiden Pferde von einem ganz gewöhnlichen, ungeprüften, bäuerlichen Schmied beschlagen worden waren, der auch „die musterhaften Eisen" unter meiner Aufsicht angefertigt, aber bestimmt seine beste Eigenschaft, die Bescheidenheit, verlieren würde, falls er erführe, daß eine der Koryphäen der schwedischen Tierarzneischule ihn in Verdacht gehabt, „ein ausgezeichneter Lehrschmied" zu sein.

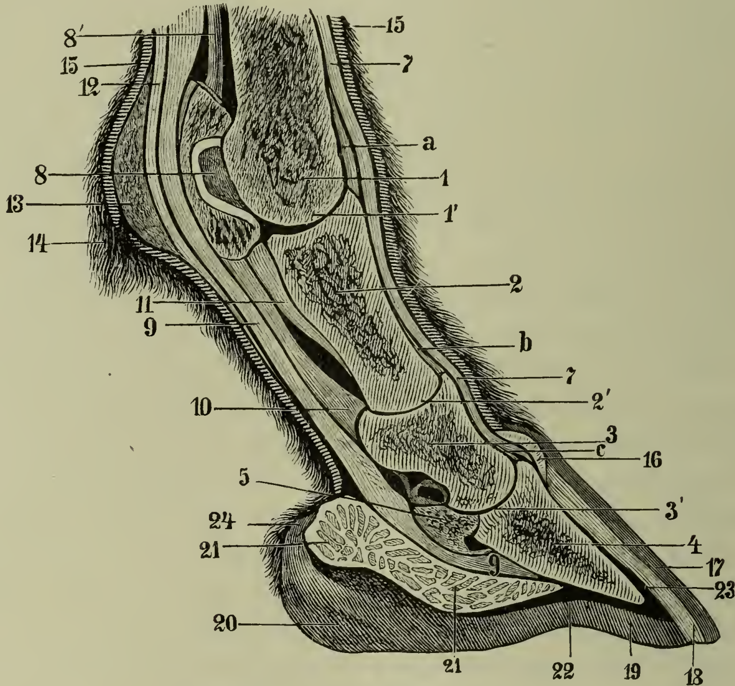
Meiner Ansicht nach ist diese kleine Episode um so lehrreicher, weil ich, obgleich einigermaßen zu Hause in der Theorie der Hufbeschlagskunst, mit dem Beschlagwerkzeug nicht umzugehen verstehe, und der betreffende Schmied, als ich seine Bekanntschaft zu machen das Vergnügen hatte, weder was Intelligenz noch Geschick betrifft, über den bäuerlichen Schmieden der sog. „guten, alten Zeit" stand. Sein einziger Vorzug war, daß er keine Vorurteile hatte und meinen Weisungen Folge leistete. Deshalb glaube ich auch, jedem Pferdebesitzer garantiren zu können, daß er, wenn er nur ernstlich will, im Stand sein wird, seinen Pferden die Wohlthat eines möglichst rationellen Beschlages zu sichern. Und möge sich Niemand dem Wahne hingeben, daß die Notwendigkeit der Überwachung in demselben Maße schwindet, als die Geschicklichkeit des mit dem Beschlage betrauten Schmiedes zunimmt, denn leicht gezählt sind in allen Schichten der menschlichen Gesellschaft jene Menschen, die immer mit derselben Gewissenhaftigkeit arbeiten, ob sie sich nun überwacht fühlen oder wissen, daß Alles ihrem guten Willen und ihrem Pflichtgefühl überlassen ist.

Welche Kenntnisse ich als die notwendige Voraussetzung einer erfolgreichen Überwachung betrachte, geht aus dem Folgenden hervor.

Die Gliedmaßen des Pferdes bestehen aus Knochen, Knorpel, Bänder, Muskeln, Sehnen, Gefäßen und Nerven. Die Knochen des Hufes, mit welchen wir es hier zu thun haben, sind: das Hufbein, Strahlbein und Kronbein. (Fig. 567).

Das Hufbein, welches so wie der untere Teil des Kronbeines vom Hornschuh eingeschlossen ist, hat eine hufförmige Gestalt. An diesem sehr porösen Knochen unterscheidet man drei Flächen — Wand-, Sohlen- und Gelenkfläche, zwei Ränder — einen oberen oder Gelenkrand und einen unteren oder Sohlenrand — und drei

Fig. 567.




Durchschnitt durch das untere Ende des Pferdefußes.

1 unteres Gelenkende des Schienbeines; 1' Köthengelenk; a (11) Kapselband des Köthengelenkes; 2 Fesselbein; 2' Krongelenk; b Kapselband des Krongelenkes; 3 Kronbein; 3' Hufgelenk; c Kapselband des Hufgelenkes; 4 Hufbein; 5 Strahlbein; 7 Strecksehne für die Zehenglieder; 8 inneres Gleichbein; 8' oberes Gleichbeinband; 9 Hufbeinbeugesehne; 10 unteres Gleichbeinband; 12 Kronbeinbeugesehne; 13 Fettpolster; 14 Sporn; 15 Haut; 16 Fleischkrone; 17 Hornwand; 18 weiße Linie; 19 Hornsohle; 20 Hornstrahl; 21 Strahlkissen; 22 Fleischsohle; 23 Fleischwand; 24 Ballen.

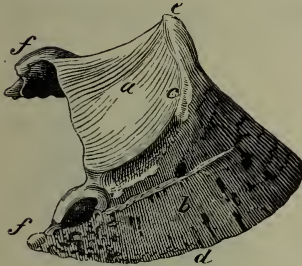
Fortsätze — den Kronfortsatz zur Befestigung der Strecksehnen, die beiden Hufbeinäste, an denen sich die Hufknorpel ansetzen. (Fig. 568).

Das Strahlbein (Fig. 569 u. 570) ist ein kleiner, einem Weberschiffchen ähnlicher Knochen, der rückwärts vom Hufbein und unter dem Kronbein liegt und der Beugesehne als Rolle dient.

Das Kronbein (Fig. 571 u. 572) ist ein würfelförmiger Knochen, dessen obere Fläche mit dem Fesselbeine in Verbindung steht, mit dem unteren Gelenkende auf den Gelenkflächen des Huf- und Strahlbeines ruht und nur mit seinem unteren Teile vom Hornschuh eingeschlossen ist.

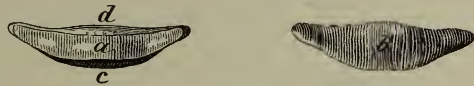
Diese drei Knochen bilden mit einander das Hufgelenk; das Kronbein

Fig. 568.




Hufbein.
a Gelenkfläche; b Wandfläche; c Gelenkrand; d Sohlenrand; e Kronfortsatz; f Hufbeinäste.

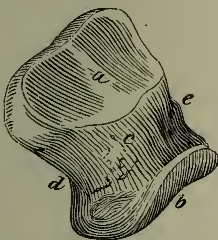
Fig. 569 und Fig. 570.




Strahlbein.
a Gelenkfläche; b Sehnenfläche.

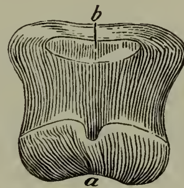
dagegen bildet mit seinem oberen Ende und dem unteren Ende des Fesselbeines das Kronengelenk. Beide Gelenke sind durch Bänder miteinander verbunden und werden durch Muskeln bewegt. Jedes dieser Gelenke ist von einer dünnen

Fig. 571.




Kronbein von vorne und von der Seite gesehen.
a obere, b untere Gelenkfläche.

Fig. 572.




Kronbein von hinten gesehen.

Haut, das sog. Kapselband, eingeschlossen, dessen innere Fläche die Gelenkschmiere absondert.

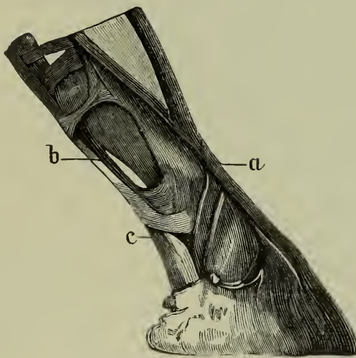
Die Bewegungen des Hufgelenkes bestehen hauptsächlich in Beugung und Streckung, jedoch haben neuere Forschungen (siehe Peters „Mechanische Untersuchungen") auch kleine seitliche Bewegungen sowohl in der Beugung als in der Streckung konstatirt.

Die Sehnen des Hufes, welche von Muskelenden ausgehend, das Ausstrecken und Beugen bewirken, sind:

a) Die Strecksehne (Fig. 573 a), die, wie ihr Name andeutet, eine ausstreckende Wirkung hat und mitten auf der vorderen Fläche des Kronbeines liegt, von wo sie nach abwärts zum Hufbeine geht und an der Kappe des Hubeines endigt.

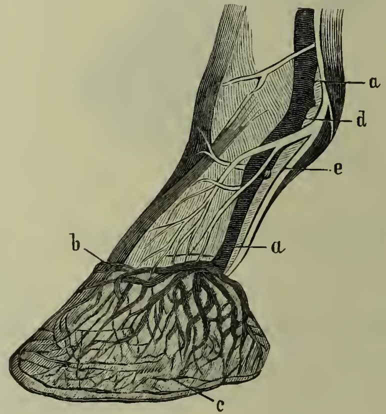
b) Die Beugesehne des Kronenbeines (Fig. 573 b), die an der hinteren Fläche des Schienbeines herabkommend, in der Gegend der beiden Gleichbeine eine

Fig. 573.




Sehnen am Pferdefuß.

Fig. 574.




Arterien, Venen, Nerven.

Scheide bildet und sich dann in zwei Teile spaltet, welche die folgende Sehne durchlassen.

c) Die Beugesehne des Hufbeines (Fig. 573 c), die von ihrem Ursprung an von der vorhergehenden bedeckt ist, am Kronenbein dieselbe durchbohrt und darauf über das Strahlbein gehend in einem halbmondförmigen Ausschnitt der unteren Fläche des Hufbeines endet.

Beide diese Beugesehnen haben eine beugende Wirkung auf das Fessel-, Kronen- und Hufbein.

Folgende Schlag- oder Pulsadern haben die in den Huf eingeschlossenen Teile mit Blut zu versorgen:

a) die beiden Kronenschlagadern (Fig. 574 b);

b) die Strahlschlagader (Fig. 575 e);

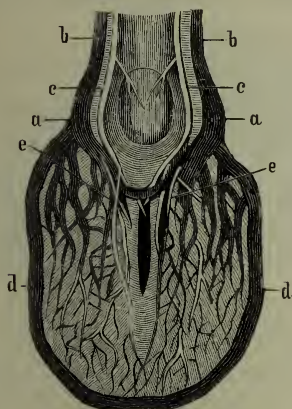
c) die beiden Hufschlagadern (Fig. 574 c).

Die Venen oder Blutadern des Hufes haben gleiche Benennung und nahezu gleichen Lauf.

Was die Nerven des Hufes betrifft, bestehen dieselben ausschließlich aus Gefühls- oder Empfindungsnerven, welche vom Gehirn und Rückenmark ausgehend, sich ebenso wie die Blutgefäße im Hufe verzweigen. Die Bestimmung dieser Nerven ist, jede noch so leise Empfindung in den Hufgebilden zum Gehirn zu leiten, wo sie zum Bewußtsein des Tieres gelangt. Und da nun der ganze Huf mit Ausnahme der hornigen Gebilde Nerven hat, ist auch der Fuß des Pferdes sehr gefühlreich.

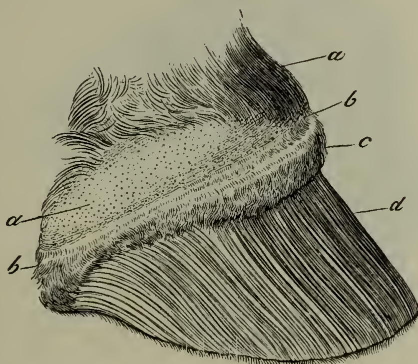
Wir kommen nun zu den Weich- oder Fleischteilen, welche indessen trotz ihrer

Fig. 575.




Der Fuß von hinten und unten mit seinen Arterien, Venen, Nerven.

Fig. 576.




Huflederhaut nach Entfernung des Hornschuhes von der Seite gesehen. a Haarlederhaut; b Fleischsaum; c Fleischkrone; d Fleischwand.

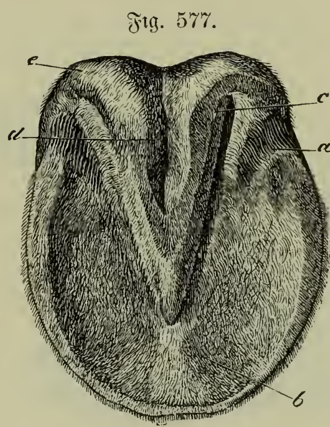
Benennung kein Fleisch sind, sondern eine Fortsetzung der Lederhaut bilden, die hier statt Haare Horn absondert. Diese Weichteile sind: die Fleischkrone, Fleischwand, Fleischsohle, Fleischstrahl und Fleischballen.

Fleischkrone (Fig. 576 c) nennt man die ringförmige, fleischige Wulst, welche zwischen der Haut und Fleischwand in der Kronenrinne des Hufes liegt. Sie ist an ihrem Zehenteil dicker und hervorstehender als an den Seitenteilen und hinten, wo sie allmählich in den Fleischstrahl übergeht. Nachdem die Fleischkrone hauptsächlich aus Blutgefäßen und Nerven besteht, ist sie sehr gefühlreich. Äußerlich zeigt sie eine große Anzahl kleiner, fadenförmiger Zellen, die sich in die kleinen Öffnungen der Kronenrinne des Hufes herabsenken, Horn absondern und Hornröhrchen bilden, aus welchen die Hornwand besteht.

Die Fleischwand (Fig. 576 d) ist jenes blättrige Gebilde, welches die ganze Wandfläche des Hufbeines und die innere Fläche der Hufbeinäste überkleidet. Sie ist eine Fortsetzung der Krone, welche bei ihrem Übertritte an die Wandfläche

einen eigentümlichen blättrigen Bau annimmt. Die Fleischwand ist nämlich aus einer großen Anzahl von sog. Fleischblättchen (5—600) zusammengesetzt, welche von der Krone über die Wandfläche des Hufbeines bis zum Sohlenrande laufen und sich in die entsprechenden Vertiefungen der Hornwand genau einlegen. Die Fleischwand umgibt das Hufbein und einen Teil der Hufbeinknorpel und legt sich nach rückwärts, dort, wo die Eckstrebenwinkel des Hornschuhes sich befinden, gegen die Sohle zu und bildet hier den Eckstrebenteil der Fleischwand (Fig. 577 a). Die Fleischwand dient zur festen Verbindung der Hornwand mit dem Hufbeine, sowie zur Erzeugung der Hornblättchen, der Hornwand und des Hornes der weißen Linie des Hufes.

Fig. 577.




Huflederhaut nach Entfernung des Hornschuhes von unten gesehen.

a Eckstrebenteil der Fleischwand; b Fleischsohle; c Fleischstrahl; d Grube des vom Fleischstrahl überzogenen Strahlkissens; e Ballenteil des Fleischsaumes.

Die Fleischsohle (Fig. 577 b) ist der die Sohlenfläche des Hufbeines überziehende Teil der Huflederhaut. Zwischen den beiden Winkeln der Fleischsohle, sowie den Eckstrebenteilchen der Fleischwand und den beiden Fleischballen liegt der Fleischstrahl (Fig. 577 c). Dieser bildet den Überzug für den Zellstrahl oder das Strahlkissen, das als ein sehr elastisches Polster dem Hufgelenke und dem Ende der Hufbeinbeugesehne als schützende Unterlage dient.

Die Fleischsohle ist bestimmt zur festen Verbindung der Hornsohle mit dem Hufbeine, sowie zur Erzeugung der Hornsohle. Der Fleischstrahl dagegen sondert den Hornstrahl ab.

Aus dem Obigen ergibt sich, daß man die Fleischteile des Hufes mit Fug die Mutter des Hornschuhes nennen kann. Werden die Fleischteile beschädigt, so leidet auch die Hornbildung und das erzeugte Horn zeigt eine ungesunde Beschaffenheit.

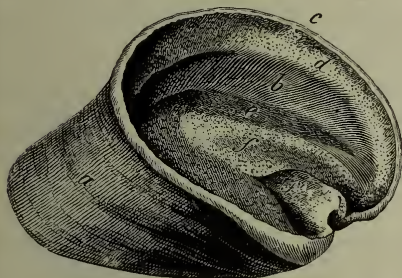
Wir gehen nun zum Hornschuh über.

Der Hornschuh (Fig. 578) bildet ein zusammenhängendes Ganze, das sich zum Fuße des Pferdes ungefähr wie ein in allen seinen Teilen genau anschließender Schuh zum menschlichen Fuße verhält. Dieser Schuh besteht aus 3 verschiedenen Teilen und zwar 1) aus der Hornwand, 2) aus der Hornsohle, 3) aus dem Hornstrahle.

An der Hornwand oder dem Hufteil, welcher den unteren Teil des Pferdefußes von vorn und von den Seiten umgiebt, unterscheidet man eine äußere und eine innere Fläche, eine Zehenwand, zwei Seitenwände und zwei Trachtenwände. Den Teil der Wand, welcher den Boden berührt, nennt man Tragrand, wohingegen der obere Rand, welcher mit der Fleischkrone in Berührung kommt, Kronenrand genannt wird.

Die äußere Fläche der Hornwand soll an einem guten Hufe glatt sein und keine Rauhheiten — wie Risse, Furchen, Ringe — zeigen. Sie ist an ihrer

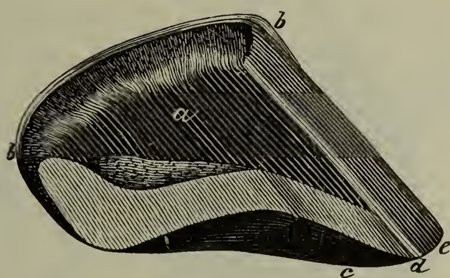
Fig. 578.




Vorderer Hornschuh des Pferdes.

a Äußere Fläche der Hornwand; b innere Fläche derselben; c Kronrand; d Kronrinne; e innere Fläche der Hornsohle; f innere Fläche des Hornstrahles; f Hahnenkamm desselben.

Fig. 579.




In der Mittellinie senkrecht durchschnittener Hornschuh.

a Innere Fläche der Hornwand; b der Kronrand mit der unter ihm liegenden Kronrinne; c die Hornsohle; d weiße Linie.

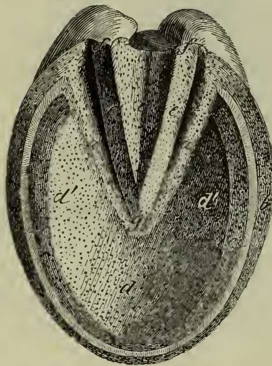
ganzen Oberfläche mit einer von dem Saumbande der Hornwand stammenden, dünnen, durchsichtigen und glänzenden Hornschichte überzogen, welche Glasur heißt und für den Huf dieselbe Bedeutung hat, wie der Schmelz für den Zahn. Die Glasur dient dazu, die in der Hornwand enthaltene Feuchtigkeit zurückzuhalten und so den Huf vor zu großer Austrocknung zu schützen.

Die innere Fläche der Hornwand (Fig. 579 a) umgibt die Fleischwand, mit welcher sie fest verbunden ist. Man bemerkt an ihr ungefähr 600 schmale, sehr dünne, in gleichen Abständen nebeneinander stehende Hornblättchen, die in schräger Richtung von oben und hinten, nach vorne und unten verlaufen. Der obere Rand, der Kronrand heißt (Fig. 579 b), wird durch die Fleischkrone und den Hornsaum mit der Haut verbunden. Unterhalb dieses Randes befindet sich eine mit einer Menge kleiner Öffnungen versehene Rinne zur Aufnahme der Fleischkrone, die sog. Kronrinne. Der untere Rand der Hornwand heißt Tragrand (Fig. 580 b). Da er bestimmt ist, mit dem Boden in Berührung zu kommen, hat er eine stärkere Hornmasse erhalten. An seinem inneren Rande vereinigt sich

der Tragrand mit der Hornsohle durch einen schmalen hellgefärbten Streifen, der weiße Linie benannt wird und die Dicke der Hornwand angibt (Fig. 581 c).

Die Zehenwand, Seitenwände und Trachtenwände sind nicht gleich stark. Am stärksten ist die Zehenwand. Von der Zehen- zur Trachtenwand nimmt aber die Dicke allmählich ab und zwar derartig, daß sie bei regelmäßig gebauten, mittelgroßen Vorderhufen an der Zehe etwa 11—13 mm, an den Seiten = 6,5—8,5 mm, an den Trachtenteilen etwa 4,5—6,5 mm, bei regelmäßigen mittelgroßen Hinterhufen an der Zehe etwa 11 mm, an den Seiten = 6,5—8,5 mm und an den Trachtenteilen 5,5—6,5 mm beträgt.

Fig. 580.



Hornschuh des Pferdes von der Sohlenfläche.
a a Eckstreben; b Tragrand; c c weiße Linie; d Körper, d' d' Winkel der Hornsohle; e mittlere Strahlfurche; e' e' Strahlschenkel; f Übergang in die Hornballen; g Strahlspitze.

Ebenso wie die Dicke der Hornwand sich allmählich von der Zehen- zur Trachtenwand vermindert, nimmt auch die Länge der Hornwand von der Zehe zur Trachte allmählich ab und zwar an regelmäßig gebauten Hinterhufen im Verhältnis von 2 zu 1 $\frac{1}{2}$ zu 1.

Die Neigung der Wand gegen den Erdboden ist am größten in der Zehe und nimmt gegen die Seiten zu allmählich ab, so daß die Trachtenwände nahezu senkrecht stehen. Die Außenwand behält indessen immer eine etwas größere Neigung gegen den Erdboden als die innere Wand. Als allgemeine Regel gilt, daß die Zehenwand an einem normalen Vorderhuf mit dem Erdboden einen Winkel von 45° und am Hinterhufe einen von 50—55° bilden soll.

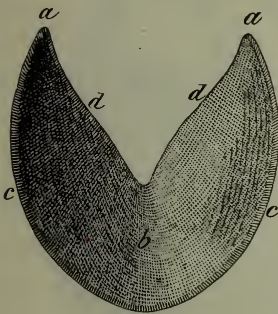
Eckstreben (Fig. 580 a a) nennt man die im spitzen Winkel nach innen umgebogene Hornwand, welche zu beiden Seiten des Strahles spitz ausläuft. Der Zweck der Eckstreben ist, eine zu große Erweiterung und eine zu große Zusammenziehung des Hufes zu verhindern. Gleichzeitig aber wirken sie wie ein paar Federn, indem sie die bei der Bewegung entstehende Erschütterung auf die Trachtenwände übertragen; auch schützen sie den Strahl gegen den Druck der Ballenwand.

Die Bestimmung der ganzen Hornwand besteht hauptsächlich darin, die Last des Körpers zu tragen und den von ihr eingeschlossenen Hufgebilden Schutz gegen Verletzungen zu gewähren.

Die Hornsohle (Fig. 580 d) bedeckt die ganze Fleischsohle und besteht aus einer gewölbten Hornplatte, welche zwischen dem Tragrand der Hornwand, den

Eckstreben und der Strahlspitze gelagert ist. Man unterscheidet an der Hornsohle eine äußere ausgehöhlte und eine innere gewölbte Fläche, welche letztere eine Menge kleiner Löcher zur Aufnahme der Ernährungszotten der Fleischsohle enthält. Der äußere Rand der Hornsohle ist mit dem Tragrand der Hornwand durch die weiße Linie verbunden. Der innere Rand bildet einen keilförmigen Ausschnitt und steht mit den Eckstreben und der Strahlspitze in Verbindung (Fig. 581). Die Sohle ist nicht überall gleichmäßig stark, sondern nach dem inneren Rande und in den Astteilen schwächer als an dem äußeren Rande. Ihre Farbe ist blau, weiß oder gelblich, stets aber einfarbig am gesunden Hufe. Die Bestimmung der Hornsohle

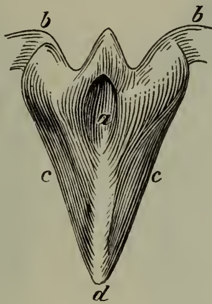
Fig. 581.




Hornsohle.

a Sohlenwinkel; b Sohlenkörper: c c äußerer Sohlenrand; d d Sohlenausschnitt.

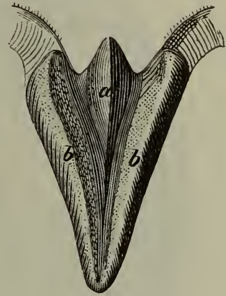
Fig. 582.




Äußere Fläche des Hornstrahles.

a Mittlere Strahlspalte; b Hornsaum; c Strahlschenkel; d Strahlspitze.

Fig. 583.




Innere Fläche des Hornstrahles.

a Hahnenkamm; b b Äußere und innere Strahlfurche.

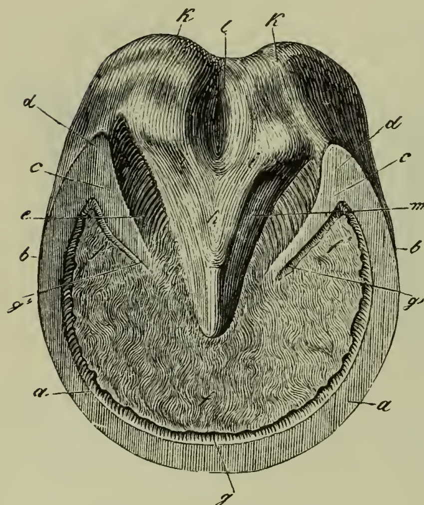
ist, den Huf nach unten zu schließen, die über ihr gelagerten empfindlichen Teile vor Beschädigung zu schützen, zur Erweiterung des Hornschuhes beizutragen und im Vereine mit dem Tragrande der Hornwand und dem Strahle die Körperlast tragen zu helfen.

Hornstrahl (Fig. 582 u. 583) wird der unmittelbar unter dem Fleischstrahl liegende, fest mit demselben verbundene, keilförmige und elastische Teil des Hufes genannt, welcher den Raum zwischen den Eckstreben ausfüllt. Die innere Fläche des fast dreieckigen Strahles ist ausgehöhlt und zeigt in ihrer Mitte nach hinten zu eine starke Erhöhung (Fig. 583a) — den Hahnenkamm, durch welchen die ausgehöhlte Fläche des Strahles in zwei Rinnen oder Furchen (Fig. 583 bb) geteilt wird. Die äußere Fläche wird durch eine Spalte — die sog. mittlere Strahlspalte (Fig. 582a) in zwei Schenkel (Fig. 582c) geteilt. In jedem Hufe entstehen zwischen den Eckstreben und dem Strahle zwei Furchen, welche äußere und

innere Strahlfurche benannt werden. Das vordere Ende des Strahles heißt Strahlspitze (Fig. 582 d). Die Bestimmung des Strahles ist:

1) Beim Niedersetzen des Fußes zur Erweiterung der Trachtenwände beizutragen.
2) Die Sohle beim Tragen der Last zu unterstützen.
3) Ein zu starkes Zusammenziehen der Trachtenwände zu verhindern.
4) Die beim Fußen der Gliedmaßen entstehenden Stöße zu mildern.
5) Das Ausgleiten der Pferde zu verhindern.

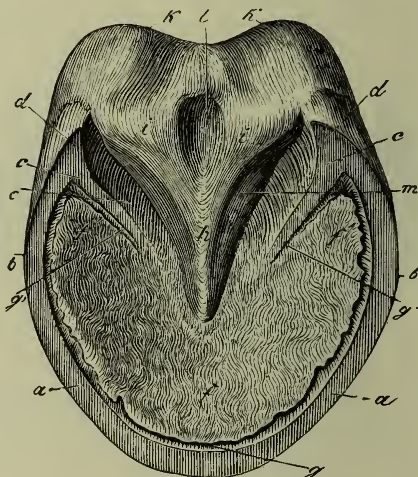
Fig. 584.




Untere Fläche des rechten Vorderhufes.

a a Tragrand der Zehenwand; a b der Seitenwand; b c der Fersenwand; d Eckwinkel; e Eckstrebe; f Hornsohle; f′ Sohlenäste; g weiße Linie; h Hornstrahl; i Strahlschenkel; k Ballen; l mittlere Strahlspalte; m äußere Strahlspalte.

Fig. 585.




Untere Fläche des rechten Hinterhufes.

Die Bezeichnung ist wie bei Fig. 584.

Die hornigen Ballen sind die hinteren, abgerundeten Enden der Strahlschenkel, welche sich mit ihrem dünnen Horn an die fleischigen Ballen anlagern.

Zur Vervollständigung dieser kurzen Darstellung der Anatomie des Hufes sei schließlich auch der Unterschied in der Form der Vorder- und Hinterhufe hervorgehoben.

Der Vorderhuf (Fig. 584) ist größer als der Hinterhuf (Fig. 585). Die Hornwand des Hinterhufes steht steiler gegen den Erdboden geneigt als diejenige des Vorderhufes; die Zehenwand ist nur etwa um die Hälfte höher als die Fersenwand; der Tragrand ist nicht kreisförmig, sondern mehr herzförmig gerundet; die

Sohle ist dicker als am Vorderhufe und stärker gewölbt; die Zehenwand der Vorderhufe ist stärker als diejenige der Hinterhufe.

In betreff der Farbe des Hufhornes ist zu bemerken, daß es schwarze, graue, gelbliche und weiße Hufe gibt. Das dunklere Horn gilt mit Recht als zäher und fester wie das lichtere.

Die den gesunden Huf auszeichnenden Eigenschaften sind hauptsächlich folgende:

Keines der in dem Hornschuhe eingeschlossenen Gebilde zeigt eine erhöhte Empfindlichkeit.

Die Temperatur ist sowohl an der Krone wie an den übrigen Teilen des Hufes eine normale und gleichmäßige.

Die Krone bildet einen gleichmäßigen, schwachen Wulst ohne harte oder weiche Auftreibungen.

Die Hornwand ist an ihrer ganzen Oberfläche gleichmäßig wie von einem Firnis mit der Glasur überzogen und hat weder Spalten noch Klüfte.

Zehen und Fersenwand stehen im richtigen Höhenverhältnisse zu einander.

Die Hornsohle besteht aus einer mäßig gewölbten, an ihrem ganzen Umkreise mit der weißen Linie verbundenen festen Masse.

Die Eckstreben sind vollständig erhalten, nicht ausgebrochen.

Der Strahl ist mäßig groß und mit weiten, trockenen Furchen versehen.

Die Ballen sind mäßig stark hervorgewölbt, elastisch und durch eine seichte, breite und trockene Furche von einander getrennt.

Ihre vollkommene Entwicklung erreichen die Hufe im fünften Lebensjahre des Pferdes.

Was das Wachstum des Hufes betrifft, ist zu bemerken, daß die Hornwand von der Fleischkrone, die Hornsohle von der Fleischsohle und der Hornstrahl von dem Fleischstrahl gebildet wird. Der von der Krone aus erfolgende Nachschub der Hornwand beträgt im Durchschnitt 1 cm in 5 Wochen. Schneller erfolgt der Nachschub der Hornsohle und des Strahles. Im Zusammenhang hiermit sei auch erwähnt, daß sowohl ältere als neuere Verfasser (Max Fugger, Brach Clark, G. Fleming, H. Möller u. m. a.) der Ansicht sind, daß unbeschlagene Hufe schneller als beschlagene wachsen und frühzeitiger Beschlag einen hemmenden Einfluß auf die Entwicklung des Hufes ausübe. Dr. Möller (siehe „Die Hufkrankheiten des Pferdes" Seite 201) glaubt, daß diese Thatsache auf die Zirkulationsvorgänge in der Huflederhaut zurückgeführt werden könne, welche in den unbeschlagenen Hufen unter vorteilhafteren Bedingungen stattfinden, als in der durch Hufeisen in ihrer Bewegung mehr oder weniger behinderten Hornkapsel.

Kaum weniger wichtig als die Kenntnis von dem Bau des Pferdehufes ist die Lehre von den mechanischen Verrichtungen desselben.

Wie Adam in seinen „Vorträgen über Pferdekunde" sehr richtig hervorhebt, ist die Art der Belastung des Hufes in den verschiedenen Gangarten und an den Vorder- und Hintergliedmaßen nicht ganz gleich.

Auf ebenem Wege und im Schritt tritt der Vorderhuf mit dem Tragrande der Zehe entweder einen sehr kurzen Moment früher auf als mit dem übrigen Teil des Tragrandes, oder er wird vollkommen flach aufgesetzt, so daß der ganze Tragrand den Boden gleichzeitig berührt. Beim schweren Ziehen und beim Bergaufgehen berührt die Zehe stets zuerst die Erde. Der Hinterhuf wird im Schritt häufig so aufgesetzt, daß zuerst die Zehe und dann erst die Seiten- und Trachtenteile des Tragrandes auftreten.

Beim Aufheben der Gliedmaße verläßt die Ferse zuerst den Boden.

Im Trabe berührt der Vorderhuf den Boden mit seinem Tragrande nahezu gleichzeitig; in sehr scharfem Trabe berühren die Fersen den Boden einen Moment früher oder doch wenigstens in der Art, daß sie den größeren Teil der Körperlast zuerst auffangen. Die Hinterhufe treten in ähnlicher Weise auf, wie im Schritt.

Im Galop werden die Hufe des inneren Hinterfußes und des äußeren Vorderfußes nahezu mit dem ganzen Tragrande gleichzeitig auf den Boden gebracht, während der weiter vorgreifende innere Vorderfuß so aufgesetzt wird, daß die Ferse die Körperlast zuerst auffängt. Der äußere Hinterfuß berührt mit der Zehe zuerst den Boden.

In allen jenen Fällen, in welchen die Ferse zuerst belastet wird, fällt das Hauptgewicht zuerst auf die Äste des Hufbeines, auf das Strahlbein und die Hufbeinknorpel. Während sich der Körper über den auf dem Boden feststehenden Huf wegwiegt, überträgt sich die Last dementsprechend mehr auf das Hufbein und zuletzt in dem Momente, in welchem der Huf den Boden zu verlassen im Begriffe ist, wird die Zehe mehr belastet als die Ferse. Die Maximalbelastung fällt nicht mit dem Berühren des Erdbodens bei horizontalem Auftreten zusammen, denn in diesem Augenblicke ist das Bein nach vorwärts gestreckt. Erst in dem unmittelbar auf das Auftreten folgenden Moment geschieht das Durchtreten und damit die senkrechte Belastung durch das Körpergewicht. Hieraus folgt, daß der Druck der Last zuerst mehr auf die Zehe, während des Durchtretens mehr auf die hintere Hälfte des Hufes und beim Abwickeln der Last schließlich wieder mehr auf die Zehe fällt.

Daß der Moment der größten Belastung stets mehr auf die hintere Huffläche fällt, muß schon aus dem Baue des Hufes geschlossen werden. Der Zehenteil des Hufbeines ist nur durch die dünne Fleischsohle und Fleischwand von dem Horn-

schuhe getrennt, die hintere Hufhälfte dagegen umschließt einen komplizirten, höchst elastischen Schutzapparat gegen alle zu starken Prellungen und Stöße.

Die mechanischen Verrichtungen des Hufes sind natürlich nicht dieselben beim ruhig stehenden und bei dem in Bewegung begriffenen Pferde. In ersterem Falle drückt die Körperlast das Kronbein auf das Huf- und Strahlbein. Da aber das Hufbein durch die Fleischblättchen auf das innigste mit der Hornwand verbunden ist, so setzt sich dieser Druck auf die Hornwand fort, welche nun mit ihrem Tragrand fest an den Boden gedrückt wird. Während der Bewegung dagegen senkt sich das Hufbein unter dem Druck des Kronbeines in seiner hinteren Hälfte mit dem Hufknorpel tiefer in den Hornschuh. Hierdurch wird die unterliegende Fleisch- und Hornsohle ebenfalls von einem so starken Druck getroffen, daß sich die gewölbte Hornsohle in dem hinteren Teile etwas abflacht und einen Druck auf die Hufwand ausübt. Die Erweiterung, welche der Hornschuh hierdurch in der Gegend des Tragrandes erfährt, ist sehr unbedeutend. Die Ausdehnung am Kronrande ist deshalb größer als am Tragrande.

Durch den Druck, welchen das Kronbein auf das Strahlbein ausübt, werden die unter demselben gelegenen Teile nach abwärts gegen den Boden gepreßt und trifft den Hornstrahl infolgedessen ein Gegendruck vom Erdboden, welcher im Verein mit der von oben einwirkenden Körperlast den Huf in seinen Trachtenteilen bis zu 3—4 mm erweitert. Sobald aber die Belastung aufhört, verschwindet auch der vom Kronbein ausgehende Druck auf das Huf- und Strahlbein und es erfolgt von der Zehe aus eine durch den federartigen Bau der Hornwand hervorgerufene Zusammenziehung des Hufes.

Aus den bisher bekannt gewordenen Forschungen über den Hufmechanismus geht unzweifelhaft hervor:

daß sich die Sohle unter dem Einfluß der Belastung senkt;
daß sich der Hornschuh in seinem Trachten- und Fersenteil erweitert;
daß diese Erweiterung an der Krone größer als am Tragrande ist.

Vom größten Nutzen ist der Hufmechanismus, weil er

die während der Bewegung entstehenden Stöße und Erschütterungen mildert;
die Blutzirkulation nach und von dem Hufe begünstigt, dem Pferde das Aufheben der Füße erleichtert und das Ausgleiten verhindert.

Für die praktische Ausführung des Hufbeschlages ist die Thatsache, daß der Huf sich in der hinteren Hälfte bei der Belastung erweitert, von großer Wichtigkeit, denn gerade diese für die Erhaltung der normalen Beschaffenheit des Hufes nicht zu entbehrende Thätigkeit wird auch von dem besten Beschlag beeinträchtigt und von dem schlechten nahezu vollkommen aufgehoben.

## Die Hufpflege.

Die beste Pflege, die man dem Hufe gewähren kann, ist, denselben so lange als möglich unbeschlagen zu lassen. Damit ist jedoch nicht alles abgethan, sondern es muß dem Tiere außerdem durch fleißige Bewegung auf trockenem Boden Gelegenheit geboten werden, den wohlthätigen Hufmechanismus im Gang zu erhalten und gleichzeitig seine Hufe abzunützen. Auf feuchtem Boden entwickeln sich leicht Platthufe.

Werden die Hufe des jungen Pferdes auf diese Art gepflegt, so bedürfen sie nur selten eines berichtigenden Eingreifens seitens des Menschen. Leider kommen aber die Fohlen in dem Stalle des kleinen Züchters nur selten in die Lage, ihre Hufe abzunützen. Die meisten bäuerlichen Züchter glauben schon mehr als genug für das Wohlbefinden ihrer Fohlen gethan zu haben, wenn sie dieselben während der langen Winterszeit eine halbe Stunde täglich ins Freie hinauslassen. Daß unter solchen Verhältnissen eine Abnützung der Hufe nicht eintreten kann, liegt auf der Hand und deshalb muß das Hufmesser bewerkstelligen, was der Natur auszuführen nicht gestattet wurde. Zu diesem Zwecke empfiehlt es sich, die Hufe der jungen Aufzucht jeden Monat einer genauen Besichtigung zu unterwerfen, um etwa entstandene Abweichungen von der normalen Entwicklung des Hufes allsogleich berichtigen zu können. Die gewöhnlichsten Folgen zu langen Stillstehens sind, daß der Huf zu lang wird und eine schiefe Form annimmt. In beiden diesen Fällen muß zur Feile und zum Hufmesser gegriffen werden. Hierbei werden indessen nicht selten bedenkliche Fehler begangen. Ich habe z. B. häufig erlebt, daß der Schmied einem Fohlen die Zehe und die Trachten verkürzte, ohne gleichzeitig von unten nachzuschneiden. Bei einem solchen Auswirken liegt aber die Gefahr nahe zur Hand, daß die Verbindung zwischen der Hornwand und der Hornsohle zerstört wird. Falls somit die Hornwand infolge ungenügender Abnützung zu weit herabgewachsen sein sollte, muß das überflüssige Horn von unten weggeschnitten werden, bis man die Sohle erreicht. Ist dagegen die eine Wand höher als die andere geworden, eine fehlerhafte Bildung, welche um so bedenklicher ist, als die weichen Knochen des Fohlen leicht von der hierdurch hervorgerufenen Störung in dem körperlichen Gleichgewicht beeinflußt werden, muß man durch vorsichtiges Verkürzen der zu hoch gewordenen Wand trachten, dem Hufe seine normale Form wiederzugeben. Als eine stets und unter allen Verhältnissen geltende Hauptregel möge sich der Schmied jedoch bei solchem, sowie überhaupt bei jedem Auswirken vor Augen halten, daß die Sohle, der Strahl und die Eckstreben nicht geschwächt werden dürfen. Obgleich

es wohl eigentlich überflüssig sein sollte, will ich dennoch hinzufügen, daß weiche, trockene Streu und fleißiger Gebrauch der Wasserbürste einen überaus wohlthätigen Einfluß auf den Huf des jungen Pferdes ausüben.

Was die Reinhaltung der Hufe, auch der beschlagenen betrifft, kann ich nicht nachdrücklich genug betonen, daß reines Wasser als die beste Hufschmiere zu betrachten ist. In den Ställen, die unter meiner Leitung gestanden, habe ich deshalb auch stets mit unnachsichtlicher Strenge auf eine so peinliche Reinhaltung der Hufe gehalten, daß dieselben sowohl an den Wänden wie an der Sohle wie polirt aussahen. Das ganze hierzu erforderliche Gerät bestand in einem kleinen, messerartigen Stück Holz zum Entfernen des eingetretenen festen Schmutzes, einer Wasserbürste und einem nicht zum Tränken verwendeten Stalleimer. Der eiserne Hufräumer ist mir aus dem Grunde nicht sehr sympatisch, weil derselbe in der Hand eines rohen Knechtes gar zu leicht Anlaß zu Beschädigungen des zarten Hufhornes geben kann. Die Reinigung der Hufe muß wenigstens zweimal täglich, gleichzeitig mit dem Putzen und außerdem jedesmal, wenn das Pferd nach Hause kommt, vorgenommen werden. Es ist selbstverständlich, daß der Wärter hierbei nicht mehr als unumgänglich notwendig mit dem Wasser herumplätschern darf und daß die Fesseln, falls dieselben während der Hufwaschung bespritzt worden sein sollten, sofort trocken gerieben werden müssen.

Meiner Überzeugung nach sind bei solcher Hufpflege alle in den Zeitungen angepriesenen Salben und Schmieren zu entbehren. Ich benütze deshalb mit Vergnügen die Gelegenheit, hier wiederzugeben, was ein alter, erfahrener Fachmann in der vortrefflichen Zeitschrift „Der Hufschmied" (Jahrgang 1884) über diesen Gegenstand mitgeteilt. Derselbe äußert sich wie folgt:

„Der Gebrauch der Hufschmiere ist schon sehr alt, so alt, wie der Gebrauch des Pferdes als Paradetier, und auch heute noch werden hauptsächlich nur die Hufe derjenigen Pferde geschmiert, welche zu anderem Dienste wie zum Ackerbau benutzt werden. Man schmiert die Hufe hauptsächlich, um durch den schönen schwarzen Glanz derselben die Pferde zu schmücken, dann aber auch, um verschiedene Hufübel (Hornspalten, Ringelhufe, Kronentritte ꝛc.) zu heilen und auch, um das Wachstum des Hornes zu beschleunigen und dieses weicher, geschmeidiger und elastischer zu machen. Was hat man da nicht alles für wunderliche Gemische zusammengestellt, um diesen Zweck zu erreichen?! Die Hauptsache war immer, die Hufsalbe mußte gut schwarz sein, einen scharfen, undefinirbaren Geruch haben und dabei billig sein. Teer, Pech, Wachs, Harz spielten eine große Rolle in diesen Salben, weil sie gut hafteten und durch dieselben Spalten, Risse und Ringel der Hufe am leichtesten unsichtbar gemacht werden konnten. Mancher schmierte aber auch wohl, wie auch

heute noch, mit gewöhnlicher Wagenschmiere, Stiefelwichse oder Thran, mit Kienruß geschwärzt. Diese Schmieren werden mit einer Bürste auf die Hufe gestrichen, meist ohne dieselben vorher vom Schmutze gereinigt zu haben, denn die Schmiere verdeckt die Faulheit der Kutscher, welche das Abwaschen der Hufe nicht zuläßt, und mit der Zeit bilden sich dann dicke, feste, steinharte Krusten auf der Wand. Ist es da ein Wunder, wenn die von Luft und Feuchtigkeit abgeschlossenen Hornfasern hart, spröde und brüchig werden? Wir sehen denn auch bei den Pferden, deren Hufe täglich geschmiert werden, Zwanghufe, Hornspalten, Steingallen ꝛc., während bei den Pferden, welche nur zum Ackerbau benutzt werden und deren Hufe nie mit einer Schmiere in Berührung kommen, diese Fehler sich nicht oder doch nur höchst selten vorfinden. Der Marschbauer kümmert sich um die Hufe seiner Pferde fast gar nicht, selten nur nimmt er sich die Mühe, den anhaftenden Straßenkot von den Hufen abzuwaschen oder abgebrochene Hufstücke mit dem Taschenmesser abzuschneiden. Durch den permanenten Aufenthalt der Pferde auf feuchten Wiesen, Weiden und Wegen wird das Hufhorn so erweicht, daß es der Last des Körpers, welche auf dem Hufbeine liegt, die Sohle und den Strahl herunterdrängt und die Wand ausdehnt, nicht Widerstand genug leisten kann. Die Hornfasern verlieren durch das fortwährende Auslaugen das Fett und die Elastizität. Die abwärts gedrückte Sohle und der Strahl können sich nicht wieder heben, die übermäßig ausgedehnte Wand kann sich nicht wieder zusammenziehen und Flachhuf ist die natürliche Folge. Werden die Pferde aus diesen Verhältnissen herausgenommen und die Hufe mehr trocken gehalten, so werden diese spröde und bröcklich.

Wer die Hufe seiner Pferde gesund erhalten will, vermeide alle und jede Schmiere und mache es wie der Beduine. Dies gilt für alle Pferde mit gesunden, kräftigen Hufen, welche noch nicht alle Elastizität verloren haben, gleichviel, ob sie stolze Kutsch- und Reitpferde auf dem platten Pflaster großer Städte, ob sie als Militärpferde auf jedem ihnen vorkommenden Terrain, im Frieden wie im Kriege, oder ob sie als gemeine Lohnfuhr- oder Post- und Omnibuspferde auf holperigen Chausseen und Landwegen zu gehen haben, oder ob sie ihren Dienst als Ackerpferde versehen. Man halte nur die Hufe gut rein, wasche dieselben täglich ein- bis zweimal mit reinem, kalten Wasser gut ab und aus, sorge für guten Beschlag und lasse die Eisen nicht zu lange auf dem Hufe liegen.

Etwas anderes ist es mit kranken Hufen. Spröde, fettarme, bröcklige Hufe, welche oft in einer solchen Weise am Rande abbrechen, daß es schwer hält, ein Eisen auf ihnen zu befestigen, dann Hufe mit Neigung zu Hornspalten, auch Zwanghufe und mit Steingallen infolge großer Sprödigkeit des Horns behaftete Hufe

bedürfen einer Einfettung und Erweichung der Hornfasern durch eine gute Schmiere, welche, neben richtigem Beschlage, ganz bedeutend zur Heilung dieser Übel und Bildung eines normalen Hufes beitragen kann. Alle tierischen und vegetabilischen Fette werden sehr bald ranzig und damit für die Erhaltung einer elastischen Hornfaser unbrauchbar. Alle Harze und harz-ätherisches Öl enthaltende Fette trocknen sehr leicht ein und bilden nur schwer zu entfernende, harte Krusten auf den Hufen, welche das Eindringen der Feuchtigkeit und die Einwirkungen von Luft und Licht auf die Hornfasern verhindern. Alle medikamentösen Zusätze sind vollkommen zwecklos und deshalb unnütz, weil von den Hornfasern kein Medikament aufgesaugt und den unter ihnen liegenden Weichteilen zugeführt werden kann; auch einfach färbende Zusätze verbessern eine Hufschmiere durchaus nicht, noch weniger sogenannte Desinfektionsmittel. Die einzige Hufschmiere, von welcher ich bis jetzt nach sechsjährigem Gebrauche keine Nachteile habe entstehen sehen und welche mir bei oben angedeuteten Hufleiden stets vortreffliche Dienste geleistet hat, besteht aus bestem Glycerin und Vaseline. Diese Schmiere wirkt umso besser, je mehr Glycerin in derselben enthalten ist.

Der gesunde Huf eines gesunden Pferdes bedarf, wie gesagt, der Schmiere nicht, um gesund und geschmeidig zu bleiben, er bedarf nur hauptsächlich der Reinlichkeit und des richtigen Beschneidens zur rechten Zeit. Wenn die Hufe des Pferdes täglich ein- bis zweimal mit reinem, kaltem Wasser gut ab- und ausgewaschen werden, so halten sie sich viel besser geschmeidig und gesund, als wenn sie mit irgend welcher Schmiere eingefettet werden, denn das ihnen nötige Fett erhalten die Hornfasern aus dem Körper des Pferdes und man hat nur dafür zu sorgen, daß der ätzende Dünger und der die Poren verklebende Straßenkot, die Einwirkungen von Luft, Licht und Feuchtigkeit auf den Huf nicht verhindern. Wenn man auch bei anhaltend trockener Witterung oder wenn die Pferde längere Zeit im Stalle auf trockener Streu stehen, mit Vorteil täglich mehrere Stunden lang nasse Lappen um die Hufe legen kann, so ist doch vor übermäßiger und lange anhaltender Nässe, gleichviel, ob die Pferde ins Wasser gestellt oder anhaltend nasse Umschläge irgend welcher Art (am schlechtesten sind die so beliebten von Kuhdünger und Lehm) um die Hufe gemacht werden, zu warnen, denn die Nässe wirkt nicht nur erweichend, sondern auch erschlaffend auf die Elastizität des Hufhornes ein."

Professor E. Zschokke in Zürich, welcher das Absorptionsvermögen des Hornes zum Gegenstand gründlicher, wissenschaftlicher Untersuchungen gemacht (siehe „Schweizer. Archiv für Tierheilkunde," XXVII. Band, 4. Heft) ist zu folgenden bemerkenswerten Resultaten gekommen:

„Das Hufhorn ist normal, je nach seiner Lage und seinem Alter, verschieden

wasserhaltig, im Allgemeinen beinahe gesättigt (70—90 % des Sättigungsgrades). Sowohl die Verdunstung als die Absorption des Wassers von außen geschieht langsam. Am schnellsten beim Strahl und bei der Sohle. Da auch bei lange trocken gestandenen Hufen lebender Pferde der Wassergehalt nicht wesentlich abnimmt, trotz fortwährender ungehinderter Verdunstung an der Oberfläche, so ist anzunehmen, daß der Wasserersatz vom Blut aus geliefert werde. Die sicherste und beste Feuchthaltung des Hufhornes wird deshalb durch Beförderung der Blutzirkulation, d. h. durch Bewegung erzielt.

Durch Baden der Hufe vermögen nur die äußersten Schichten des Hornes durchfeuchtet und entsprechend erweicht zu werden.

Durch Hufsalben wird die Absorption und Verdunstung des Wassers gemindert, aber nicht ganz aufgehoben. Die Hufsalben sind also da am wirksamsten, wo die Verdunstung und Absorption am intensivsten stattfindet, vorab am Strahl, dann an der Sohle; fast unwirksam sind sie an der Hornwand.

Von den Hufsalben wirken am besten Vaselin und Lack, am nachhaltigsten Lack und Wachs.

Glycerin ist ein exquisit austrocknendes und keineswegs erweichendes Mittel.

Abgesehen von etwaigen indirekten Wirkungen der Salben auf die Hornkonsistenz darf gesagt werden, daß die Hufsalben, auf die Hornwand applizirt, in Bezug auf Konservirung des Hornes geradezu wertlos sind. Einschmieren mit Vaselin oder Lackiren frisch beschnittener Sohlen und Strahlen zur Verhütung der allzuschnellen Austrocknung des bloßgelegten Hornes und zum Schutz desselben gegen Unreinlichkeiten, hat eher einen Sinn. Überhaupt sollte sich das Einfetten, sofern es als nützlich erachtet wird, mehr auf Sohle und Strahl beschränken und wäre es auch nur zu dem Zweck, daß bei Gelegenheit des Einschmierens die betreffenden Hufteile erst gründlich gereinigt werden müssen.

Die verschiedensten Beimengungen zu den Hufsalben, wie Altheaschleim, Ruß ꝛc. sind wertloser Ballast; denn auch sie können vermutlich nicht mehr als decken.

Glycerin ist höchstens bei zu wasserreichen Hufen oder bei Strahlfäule als austrocknendes Mittel, nicht aber als Hufsalbe für gesunde Hufe anzuwenden."

So weit die beiden Fachmänner, deren Äußerungen mir um so beachtenswerter erschienen, als der Gebrauch von Hufschmieren bei den meisten Pferdebesitzern noch immer sehr populär ist. Es sollte mich freuen, wenn diese Citate dazu beitragen könnten, meiner weiter oben ausgesprochenen Ansicht, daß ein gesunder Huf keine andere Schmiere, als reines, kaltes Wasser braucht, gehörigen Nachdruck zu verleihen.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, will ich jedoch hinzufügen, daß ich selbst

die englische Salbe „Hoplemuroma“ von W. Clark mit bestem Erfolg für spröde, bröckliche Hufe gebraucht habe und daß ich keineswegs den Nutzen einer Befeuchtung unnatürlich trockener oder durch Anstrengung erhitzter Hufe bestreiten möchte. Diese Zufuhr von Feuchtigkeit läßt sich auf verschiedene Art bewerkstelligen. Am beliebtesten ist die wenig appetitliche Methode, die Pferde auf frischen Kuhdünger oder mit Wasser angerührten Lehm zu stellen. Ich habe jedoch teils aus Reinlichkeitsgefühl, teils, weil ich den Dünger und den Lehm im Verdacht habe, schädlich auf den Huf einzuwirken, stets nur Moos, Sägspähne oder Kleie, mit reinem Wasser gesättigt, zu dem hier in Rede stehenden Zweck angewendet. Das Moos, meiner Ansicht nach das passendste Material, ließ ich mittelst dünner Holzspäne unter der Sohle befestigen; die nasse Kleie, sowie die Sägspähne, werden dagegen am besten auf die Weise gebraucht, daß man ein kleines Säckchen damit anfüllt, dasselbe über den Huf zieht und sodann ober der Krone festbindet.

Zu der rationellen Hufpflege gehört auch, wie bereits hervorgehoben, daß man die Eisen nicht zu lange auf dem Hufe liegen läßt. Wir werden uns deshalb fragen müssen, wie oft ein Pferd beschlagen werden soll. Als allgemeine Regel gilt, daß der Beschlag nicht öfter als jede fünfte Woche erneuert zu werden braucht. Dieser Zeitraum paßt jedoch durchaus nicht für alle Pferde, denn was in erster Reihe die Entfernung der alten Eisen notwendig macht — das unerläßliche Verkürzen der Hufe — hängt natürlich vom Wachstum des Hufhornes ab, und dieses ist sehr verschieden bei verschiedenen Pferden. Außerdem muß auf die Beschaffenheit der Wege und des Hufhornes Rücksicht genommen werden.

Junge Pferde, die noch nie beschlagen worden, müssen auf diese keineswegs angenehme Operation vorbereitet werden. Die wichtigsten Rollen spielen Geduld und Freundlichkeit hierbei, denn ist das Vertrauen der leicht erregbaren Tiere zum Menschen nur ein einziges Mal gestört worden, so bereitet es große Schwierigkeiten, dasselbe wieder zu befestigen. Gelegenheit zu solchen vorbereitenden Übungen bietet sich schon bei den periodisch wiederkehrenden Besichtigungen, welchen die Hufe eines jeden Fohlen unterzogen werden sollen. Man rede hierbei dem jungen Tiere freundlich zu und hebe ihm mit größter Ruhe zuerst die Vorderfüße, dann aber auch die Hinterfüße nach der beim Beschlagen eingeführten Methode auf. Dies kann Anfangs im Stalle geschehen, muß aber später auch im Freien vorgenommen werden. Zeigt sich das Fohlen gefügig, so wird es mit irgend einem Leckerbissen belohnt; sollte es dagegen Widerstand leisten oder Furcht zeigen, darf der Wärter mit keiner Miene Ärger an den Tag legen, denn die Erfahrung lehrt, daß unangenehme Eindrücke weder leicht noch schnell aus dem Gedächtnis des jungen Tieres schwinden. Sobald sich das Fohlen daran gewöhnt hat, die Füße willig herzu-

geben, muß es auch vertragen lernen, daß die Sohle und der Tragrand mit den gewöhnlichsten Beschlag-Werkzeugen in Berührung gebracht werden.

Ängstliche Pferde müssen zum Beschlagen mit einer Wassertrense aufgezäumt und während der Operation von einer ihnen wohlbekannten Person am Zügel gehalten werden. Freundliches Zureden, leises Streichen über die Stirne, schmeichelndes Abklopfen und ab und zu eine Hand voll Hafer, sind bewährte Beruhigungsmittel, die auch bei solchen Pferden ihre Wirkung selten verfehlen.

Sollte indessen der Widerstand eines ungewöhnlich mißtrauischen Pferdes nicht durch Freundlichkeit überwunden werden können, so bleibt nichts anderes übrig, als zu strengeren Mitteln zu greifen. Oft bewirken nämlich ein ernster Zuruf, ein drohender, auf die Augen des Tieres gerichteter Blick oder eine strafende Geberde, was die Güte nicht vermocht.

Bei boshaften, verdorbenen, widerspenstigen Pferden ist die Methode des k. k. Rittmeisters Balassa (ausführlich beschrieben in dessen Werk: „Der Hufbeschlag ohne Zwang", Wien, 1828) unstreitig das geeignetste Mittel, ohne Zwang die Tiere dahin zu bringen, daß sie sich willig beschlagen lassen.

Das Verfahren Balassa's besteht im Wesentlichen in folgendem Vorgange: Es wird dem zu beschlagenden Pferde ein Kappzaum nebst Trense aufgelegt und ein der Größe des Pferdes angemessen großer, beherzter, doch geduldiger und ruhiger Mann hält die Zügel der Trense in der linken, die Leine des Kappzaumes in der rechten Hand, fixirt mit ernstem, jedoch wohlwollendem Blick das Auge des Tieres und lenkt durch Spielen mit den Zügeln, der Trense und der Leine des Kappzaumes, sowie durch sanftes Zureden die Aufmerksamkeit des Tieres auf sich. Während nun von einem tauglichen Gehilfen, welcher über das, was er zu thun hat, wohl unterrichtet sein muß, ein Fuß des Pferdes um den andern langsam und schonend mit der größten Ruhe aufgehoben, auf den Huf wie beim Hufbeschlage geklopft, der Fuß wieder niedergesetzt und so durch öfteres Wiederholen dieses Verfahrens das Tier allmählich an die beim Beschlage vorkommende Berührung gewöhnt wird, müssen von demjenigen, der das Tier am Kappzaum und an der Trense hält, die Augen und Ohren, sowie die Stellungen und Bewegungen derselben sorgsam beobachtet werden, um aus denselben schon im voraus entnehmen zu können, was es zu thun beabsichtigt.

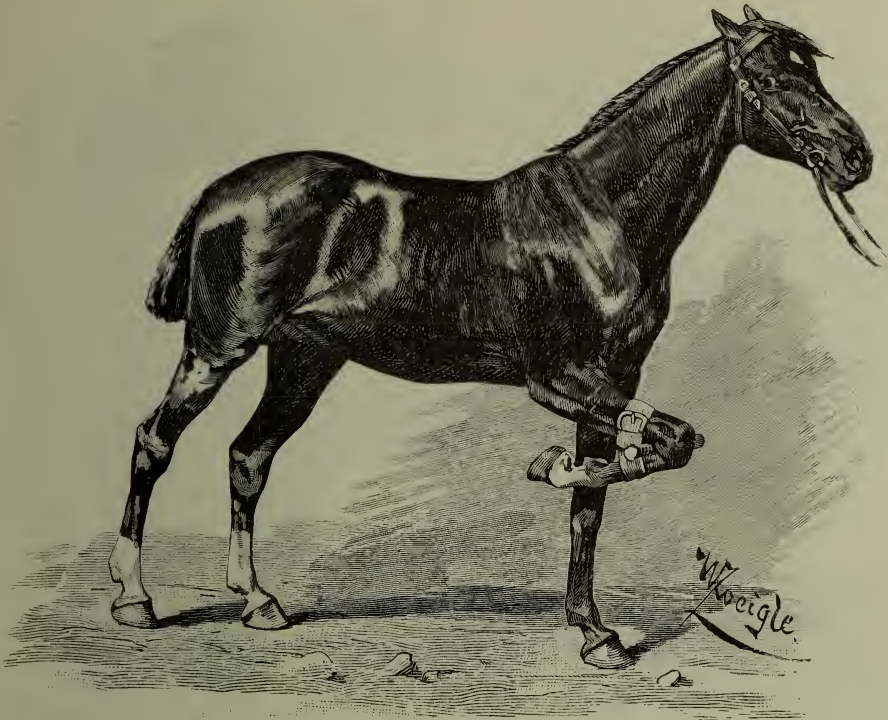
Sobald das Tier Miene macht, irgend eine feindselige Handlung gegen den Aufhalter auszuüben oder sich unfolgsam zeigt, ist es von demjenigen, der an dem Kopfe desselben steht, durch barsche Worte, durch Drohung mit dem Finger, durch leichtes oder nach Umständen verstärktes Rütteln an der Leine des Kappzaumes, von seinem feindseligen oder unfolgsamen Benehmen abzubringen, während im ent-

gegengesetzten Falle ein williges, folgsames Benehmen durch freundliche Worte und schmeichelndes Streichen mit der Hand in der Richtung von der Stirne über die Augenbogen gegen die Schläfen, zu belohnen ist.

Der Erfolg dieser Methode ist bei Geduld und geschickter Ausführung meistens ein glücklicher, auch bereitet solches Verfahren dem Pferde keinerlei Schmerzen.

Es gibt indessen auch Pferde, deren gewöhnlich durch unvernünftige Behand-

Fig. 586.



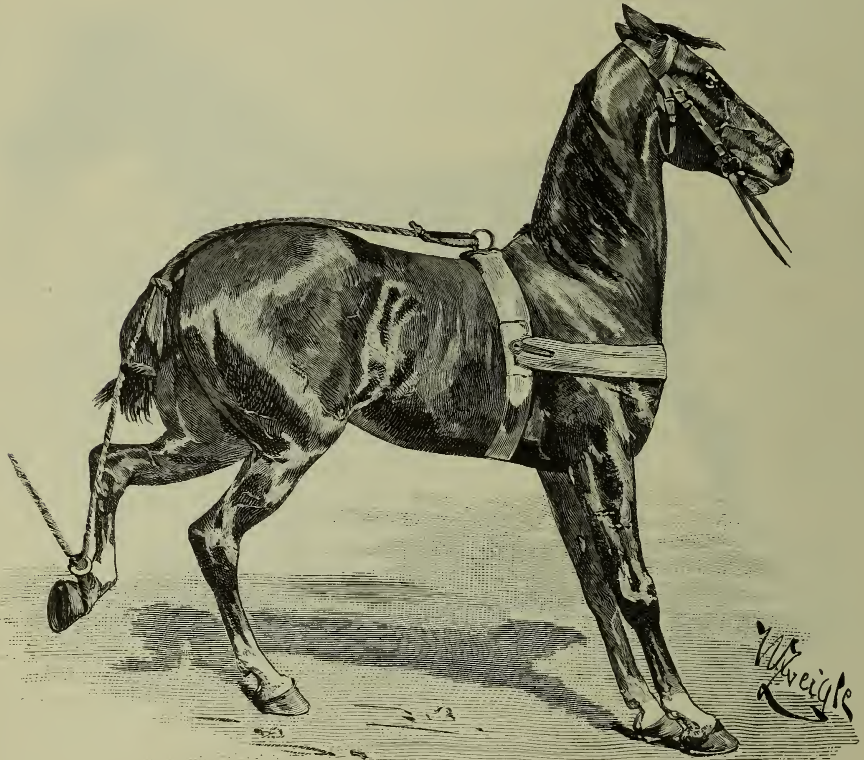

Spann-Methode beim Beschlagen der Vorderfüße.

lung hervorgerufener Widerstand beim Beschlagen so hartnäckig und kräftig ist, daß derselbe nur durch energische Zwangsmaßregeln gebrochen werden kann.

Unter den auf meiner Besitzung Tolarp aufgestellten Rennpferden gab es z. B. auch einen Vollbluthengst Namens Banter, geb. 1874 v. Queen's Messenger oder Glenlyon a. d. Easby, der weder durch Güte noch Strenge dazu vermocht werden konnte, seine Füße herzugeben. Als es schließlich absolut notwendig wurde, seine Hufe wenigstens zu beschneiden und der englische Trainer sich nicht zu helfen wußte, beschloß ich, einen Versuch mit der vom Tierarzte Hahn empfohlenen

Spann-Methode zu machen. Diese ist, was die Vorderfüße betrifft, sehr einfach und leicht anzuwenden. Man braucht zu dem Zweck nur einen im voraus angepaßten und zugeschnallten, breiten, weichen Riemen über das gebogene Knie des Pferdes zu streifen und gleichzeitig möglichst schnell eine runde, hölzerne Walze zwischen dem Riemen und der hinteren Kniefläche durchzustecken (Fig. 586). Das Pferd kann nun unmöglich das Bein gerade strecken oder mit den Vorderhufen

Fig. 587.



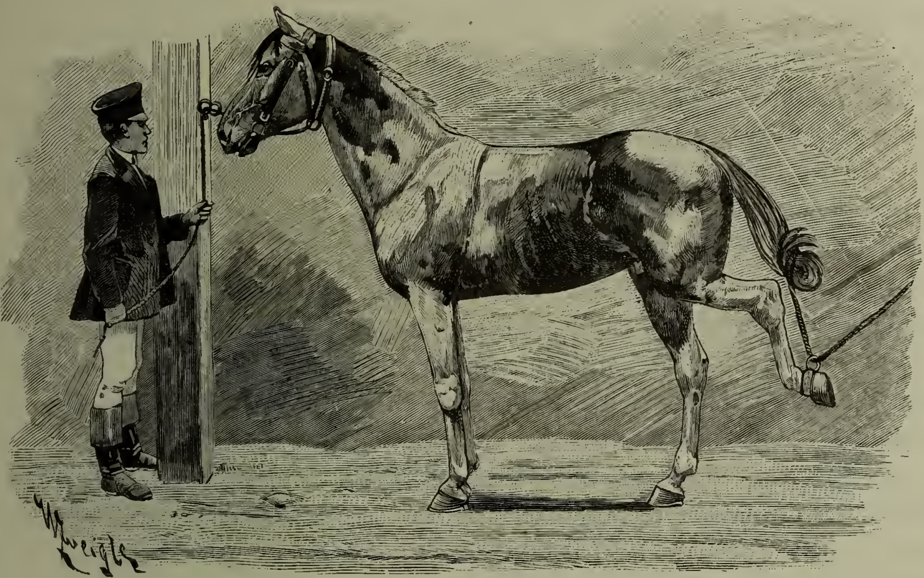
Spann-Methode beim Beschlagen der Hinterfüße.

nach dem Aufhalter schlagen. Das Einzige, was zu befürchten, ist, daß sich das Tier aus Wut niederwerfen könnte. Irgend welche Gefahr kann aber hiermit nicht verbunden sein, denn der Schmied oder der Wärter braucht nur das Holz herauszuziehen, um zu bewirken, daß der Riemen über das Knie herabgleitet und das Pferd seine Freiheit wieder erlangt. Banter versuchte jedoch nie, ob ihm das Hinwerfen nützen könne. Nachdem seine Vorderbeine eines nach dem andern auf

die angegebene Art aufgebunden worden waren, fügte er sich in das Unvermeidliche.

Schwieriger gestaltete sich die Sache mit den Hinterfüßen. Wie es mir gelang, diese in die Gewalt des Schmiedes zu bringen, geht aus Fig. 587 hervor. Da Banter einen ziemlich kurzen und dünnbehaarten Schweif hatte, ließ ich ihm eine Bauch- und eine Brustgurte auflegen, welch erstere an dem Rückenpolsterteile

Fig. 588.



Vereinfachte Spann-Methode beim Beschlagen der Hinterfüße.

mit einem starken Ringe versehen war; durch diesen Ring zog ich einen langen, breiten Riemen, den ich mittelst zweier kleiner Querriemen fest um den Schweif schnallte, worauf ich das um die Fessel geschwungene Ende des Riemens durch einen daselbst angebrachten eisernen Ring zog. Nun hieß es „Pull devil, pull baker“ d. h. ich ließ Banter versuchen, wer stärker war, ob er oder zwei handfeste Stallknechte. Wie vorauszusehen, mußte der Hengst nach einem wilden, aber fruchtlosen Verzweiflungskampfe klein beigeben. Der Effekt dieser Niederlage war ein geradezu wunderbarer. Schon beim nächsten Beschlagen konnte die Spannvorrichtung entbehrt werden und das darauffolgende Mal benahm sich Banter, wie es einem wohl erzogenen Gaule geziemt.

Pferden, die einen langen, starken Schweif haben, kann das Ende des Zugseiles auch direkt an diesem angebunden werden (Fig. 588). Zu diesem Zweck

werden die Schweifhaare gleich unterhalb des Schweifrübenendes nach oben gebogen und das Seil dann um die Schweifhaarverdoppelung gebunden. Außerdem wird ein mit Filz gefütterter Riemen um die Fessel desjenigen Fußes geschnallt, welcher aufgehoben werden soll. An diesem Riemen befindet sich ein stark befestigter Ring, durch welchen man das andere Ende des an den Schweif gebundenen Seiles steckt, letzteres anzieht und den Fuß aufhebt. Das Pferd muß hierbei angebunden sein. Tierarzt C. Kalning in Kasan, der diese Methode im „Hufschmied", Jahrgang II, Nr. 5 beschrieben, schnallt um den Hals des betreffenden Pferdes einen breiten, mit Filz gefütterten und an der äußeren Seite mit vier Ringen versehenen Riemen. Durch diese Ringe, also auch um den Riemen, zieht er das eine Ende eines langen, etwa daumendicken Seiles hindurch und verbindet das Ende mit dem Seile selbst unter dem Halse. Darauf zieht er das andere Ende des Seiles durch einen in der Wand etwa in einer Manneshöhe eingeschlagenen Ring und in einiger Entfernung wieder durch einen solchen Ring. Endlich zieht er den Kopf vermittelst des Seiles ganz nahe zum Ringe und schlägt, um das Pferd fester halten zu können, das Ende des Seiles vor dem letzten Ringe ein- oder zweimal um das Seil selbst und hält es. Wie Kalning hervorhebt, ist diese Art des Anbindens eines widerspenstigen Pferdes insofern von Wichtigkeit, als das Pferd, falls es sich hinwirft, nicht hängen bleiben kann, weil der Gehilfe, welcher das Seilende festhält, im Stande ist, dasselbe jeden Augenblick schlaff werden zu lassen.

Das zweite Ende des anderen Seiles, welches am Schweifende angebunden und durch den Ring der Fesselschleife gezogen wurde, zieht man ebenfalls durch einen Ring, welcher in die anstoßende Wand eingeschlagen ist. Wenn man nun den Fuß aufheben will, so zieht man so lange am Ende dieses Seiles, bis es hoch genug ist, dann wickelt man das Ende des Seiles ein- oder zweimal um das Seil selbst, und zwar vor dem Ringe in der Wand, damit das Pferd bei plötzlichem Rucke mit dem Fuße das Seil nicht aus den Händen des Gehilfen reißen könne. Sollte es aber notwendig werden, das Seil ganz frei zu machen, wie z. B. beim Hinstürzen des Pferdes, so braucht der Gehilfe nur das Ende des Seiles loszulassen.

Der so in die Höhe gehobene Fuß wird wie gewöhnlich aufgehalten, wobei jedoch darauf zu achten ist, daß der Schweif mit dem Knoten auf der inneren Seite des Sprunggelenkes zu stehen kommt. Die hier mitgeteilte Art des Aufhebens und Haltens der Hinterfüße widerspenstiger Pferde hat, wie Kalning meint, den Vorzug vor der Hahn'schen Methode, daß der Fuß gehoben und nicht gezogen wird; außerdem kann er nicht so leicht hin- und herbewegt werden, wie es bei der Hahn'schen Methode der Fall ist, sondern es ist möglich, denselben

nach der Richtung des angespannten Seiles entweder nach rückwärts oder vorwärts zu ziehen.

F. v. Chelchowsky, Veterinär-Arzt im 1. bulgarischen Garde-Kavallerieregiment, befürwortet ebenfalls im „Hufschmied" (siehe genannte Zeitschrift, III. Jahrgang, Nr. 9), eine dritte Methode mit folgenden Worten:

„Für das Regiment, in dem ich als Regiments-Veterinärarzt fungire, wird die Remonte aus russischen Kosaken-, Steppen- und zum Teil Gestütspferden gemacht. Das Pferdematerial ist sehr gut und für Kriegszwecke ganz besonders tauglich, doch sind die zugeführten Pferde noch fast halbwild, so daß die ganze Mannschaft und ich genug Mühe und Gefahren mit denselben auszustehen haben. Da diese Pferde von Seiten des Menschen nur Unangenehmes oder Schmerzhaftes erfahren haben, so kann man sich leicht vorstellen, daß dieselben kein Zutrauen zum Menschen haben, sondern ihm gegenüber von Mißtrauen, Furcht und Rachsucht erfüllt sind.

Die ersten Versuche, die Pferde an das Aufheben der Füße zu gewöhnen, waren infolgedessen sehr schwierig. Ganz besondere Schwierigkeiten bot natürlich das Aufheben und Aufhalten der Hinterfüße. Alle mir nur bekannten Methoden (mit Ausnahme des Notstandes) habe ich durchprobirt und gefunden, daß dieselben bei halbwilden Steppenpferden mehr gefährlich als nutzbringend sind.

Ich habe mich lange geplagt, bis ich endlich auf eine neue Methode verfiel, die mir wirklich Vortreffliches leistet. Ich erlaube mir deshalb, mit voller Überzeugung hier zu behaupten, daß jeder Kollege und Hufschmied, der nur einmal diese neue Methode versucht haben wird, dieselbe für die beste und rationellste wird erklären müssen.

Um das Aufheben eines Hinterfußes bei unbändigen Pferden nach meiner Methode auszuführen, sind mehrere Personen erforderlich, und zwar stellt sich ein Mann, der am meisten mit dem betreffenden Pferde vertraut ist, an den Kopf desselben, redet ihm gütlich zu, beruhigt es und hält es an der Trense. Darauf stellen sich zwei Männer an die Seiten des Pferdes, streicheln es, stützen sich mit der entsprechenden Hand an die Hüften desselben, um das plötzliche seitliche Ausweichen zu verhindern und versuchen zuletzt das Ende des Schweifes zu ergreifen, in welches nun ein doppelt zusammengelegter Strick fest eingebunden werden soll. Auf dem erwähnten Stricke gleitet frei ein mit Schnallen und Ring versehener Fesselriemen, der um den Fessel geschnallt werden muß. Nachdem derselbe angelegt worden ist, ergreifen zwei Männer die Enden des Strickes und ziehen in entgegengesetzter Richtung, wodurch der Fuß gleichmäßig und leicht aufgezogen wird (Fig. 589). Außerdem wird das Pferd durch das gleichzeitig in zwei entgegengesetzte Richtungen stattfindende Anziehen der Stricke auf der Stelle erhalten und kann in der That

weder nach rückwärts noch zur Seite treten. Der aufgehobene Fuß wird unter Mitwirkung der beiden Männer, die die Stricke unablässig leicht angespannt halten, von dem Schmiede selbst gehalten, zugerichtet, resp. beschlagen. Bei der ganzen Manipulation (auch beim Anlegen des Fesselriemens?) stehen die Pferde auffallend ruhig, was entschieden als ein Zeichen zu betrachten ist, daß diese Methode für die Tiere die naturgemäßeste und am wenigsten unangenehme sein muß."

Fig. 589.



Chelchowsky's Spann-Methode beim Beschlage der Hinterfüße.

Zu diesen Ausführungen des bulgarischen Veterinärs habe ich nur zu bemerken, daß das Anlegen des Fesselriemens bei sehr unbändigen Pferden jedenfalls auch kein Sonntagsvergnügen sein kann. Wenn ich die Wahl hätte, würde ich deshalb immer eine Zugschlinge vorziehen, in welche man das Pferd mit dem betreffenden Fuße hineintreten lassen könnte.

In Ställen, wo Mangel an Arbeitskräften herrscht, muß das Pferd zum Beschlage angebunden werden. Am zweckmäßigsten geschieht dies mit einem starken, aber gehörig weichen und weiten Halsriemen, an welchem starke Riemen oder Stricke

angebracht sind; jedoch ist das Anbinden stets derart zu bewerkstelligen, daß das Pferd schnell frei gemacht werden kann. Gutmütigen Pferden läßt man hierbei einen Spielraum von ungefähr 1 m, bösartige oder solche, die gerne steigen und mit den Vorderfüßen hauen, müssen aber natürlich kürzer angebunden werden. Es gibt indessen Pferde, die sich nicht anbinden lassen; solche, sowie junge, ängstliche und scheue Tiere, müssen von einem Gehilfen an den Zügeln der Wassertrense gehalten werden.

Zum Aufhalten der Füße nimmt man aus nahe zur Hand liegenden Gründen am liebsten den Wärter des betreffenden Pferdes. Muß aber ein Fremder hierzu verwendet werden, so sorge man dafür, daß derselbe vorher das Vertrauen des Pferdes zu gewinnen suche. Bei dieser Gelegenheit sei auch erwähnt, daß sehr große Leute sich nicht zu dem Geschäfte des Aufhaltens eignen, denn dieselben pflegen gewöhnlich dem Pferde durch zu starkes Beugen der Gelenke Schmerzen zu verursachen.

Das Aufheben hat stets mit größtmöglicher Ruhe und Achtsamkeit zu geschehen.

Soll der linke Vorderfuß aufgehoben werden, so tritt der Aufhalter zuerst zum Kopfe des Pferdes, führt seine Hände streichelnd an der linken Seitenfläche des Halses bis zur Schulter und stützt die linke Hand auf die vordere Hälfte der Schulter. Mit der rechten Hand fährt er streichelnd von der Schulter an der äußeren Fläche des Beines bis zum Fessel, ergreift ihn und fordert das Pferd durch einen Zuruf (z. B. „Fuß!" oder „Gib her!") zur Hergabe des Fußes auf.

Stützt das Pferd den Fuß zu fest auf den Boden, so kann der Aufhalter sich das Aufheben dadurch erleichtern, daß er mit der von der Schulter abgezogenen Hand einen sanften Druck auf die Beugefläche des Knies ausübt.

Nach erfolgtem Aufheben schiebt der Aufhalter seinen linken Fuß unter das aufgehobene Bein des Pferdes, umfaßt mit beiden Händen den Fessel, so daß die Daumen an der hinteren Fesselfläche, die Finger an der vorderen sich kreuzen, stützt das gebeugte Knie des Tieres auf seinen Oberschenkel und hält den Fuß, mäßig vom Körper abgewendet, von oben und vorne nach rück- und abwärts geneigt, wodurch Beschädigungen des Pferdes beim Auswirken leichter vorgebeugt wird.

Der Pferdefuß darf hierbei nicht starr und steif festgehalten werden, sondern hat der Aufhalter seine Stellung so einzurichten, daß er bei jedem Druck des Wirkmessers elastisch nachgeben kann. Zu diesem Behufe wird er mit seinem linken Fuße nach vor- und auch etwas nach einwärts treten, so daß er mehr auf der Ferse als auf der Sohle dieses Fußes ruht, während er mit dem rechten Fuße, die Spitze desselben nach auswärts gewendet, so nach rückwärts tritt, daß er mehr auf der Sohle als auf der Ferse desselben ruht.

Beim Aufheben des rechten Vorderfußes wird auf die nämliche Weise verfahren, nur mit dem Unterschiede, daß der Aufhalter hierbei die oben beschriebene Verrichtung der Hände und Füße wechselt.

Soll dagegen der linke Hinterfuß aufgehoben werden, so wird der Aufhalter, wiederum zuerst zum Kopfe des Pferdes tretend, von da langsam zur Seite des Tieres nach rückwärts gehen und hierbei seine Hände streichelnd über die Seitenflächen des Halses, die Schulter und den Rücken bis zur Kruppe führen. Bei der Kruppe angelangt, stützt er die linke Hand an die Hüfte des Pferdes, führt die rechte Hand von der Kruppe an der äußeren Fläche des Fußes streichelnd nach abwärts bis zur Köthe, umfaßt die Haarzotte und sucht das Pferd durch geeigneten Zuruf zur Hergabe des Fußes zu veranlassen.

Nachdem dies gelungen, tritt der Aufhalter mit seinem vorgeschobenen, im Knie etwas gebogenen linken Fuße unter den aufgehobenen Fuß des Pferdes, wobei er seine linke Hand von der Hüfte abzieht, und legt seinen linken Vorderarm über dem Sprunggelenk nach rückwärts und innen an das Schienbein, umfaßt auf gleiche Weise wie bei den Vorderfüßen den Fessel mit beiden Händen und stützt den aufgehobenen Fuß des Tieres auf seinen linken Oberschenkel. Die Stellung der Füße des Aufhalters muß hierbei die nämliche Richtung und Elasticität haben, wie beim Aufhalten der Vorderfüße.

Während des Aufhaltens lehnt sich der Aufhalter, um eine genügend feste Stellung zu erhalten, mäßig stark an den Oberschenkel des Pferdes. Hierbei hat er sich jedoch vor Augen zu halten, daß ein zu starkes Anlehnen häufig ein entsprechendes Entgegenlehnen seitens des Pferdes zur Folge hat, wodurch das Aufhalten erschwert wird.

Beim Aufhalten des rechten Hinterfußes ist auf dieselbe Weise vorzugehen, nur haben hierbei die linke Hand und der linke Fuß das zu besorgen, was beim Aufheben des linken Hinterfußes die rechte Hand und der rechte Fuß des Aufhalters verrichten.

Das Niedersetzen des rechten Vorderfußes geschieht derart, daß die rechte Hand vom Fessel abgezogen und an die rechte Schulter gestützt, dann der unter den aufgehobenen Fuß des Pferdes vorgeschobene rechte Fuß des Aufhalters zurückgezogen, mit der linken Hand der aufgehobene Fuß des Tieres gehalten, langsam niedergesenkt und erst dann ausgelassen wird, wenn der Huf den Boden berührt.

Beim Niedersetzen des rechten Hinterfußes stützt sich der Aufhalter mit der zuerst losgemachten rechten Hand an die rechte Hüfte des Pferdes, zieht den unter den Hinterfuß geschobenen rechten Fuß zurück und läßt, seine beiden Füße

beisammen und etwas vom Pferde entfernt gestellt, den mit der linken Hand gehaltenen Fuß des Pferdes sich langsam zur Erde senken und niederstellen.

Der linke Vorder- und Hinterfuß werden auf die nämliche Weise niedergestellt, nur haben die Hände und Füße des Aufhalters hierbei ihre Verrichtungen zu wechseln.

Gegen Beißen schützt man sich durch den Gebrauch eines zweckmäßigen Maulkorbes; gegen Schläger, indem man den Kopf des aufgetrensten Pferdes hoch und zugleich auf jene Seite hält, an welcher der Hinterfuß aufgehalten werden soll.

Wenn das Pferd den Fuß an sich zieht, um ihn dem Aufhalter zu entreißen, so muß derselbe der Kraft des Pferdes nicht mit Gewalt widerstehen, sondern gelinde nachgeben, weil heftiger Widerstand das Pferd nur noch mehr aufreizen würde, alle seine Kräfte anzuwenden. Kann er aber den Fuß durchaus nicht länger festhalten, so muß er ihn vorsichtig auslassen, wobei er sich wohl vorzusehen hat, daß er keinen Denkzettel erwische.

Viele als böse und widerspenstig verrufene Pferde lassen sich ganz willig im Freien oder im Stalle beschlagen, manche, sobald sie auf eine ihnen unbekannte Beschlagbrücke kommen, und wieder andere verhalten sich ruhig, wenn ein zweites Pferd neben ihnen aufgestellt wird.

Bei dieser Gelegenheit sei auch daran erinnert, daß der Aufhalter die Füße des Pferdes nicht zu hoch heben oder im Fesselgelenk stark drücken darf, denn beides verursacht dem Pferde Schmerzen und gibt infolgedessen Anlaß zu Widersetzlichkeiten. Aus denselben Gründen vermeide man sowohl bei alten, steifen Gäulen, als auch bei jungen Tieren, die sich noch nicht recht an das Beschlagen gewöhnt haben, zu lang andauerndes Aufhalten.

Der englische Schmied braucht keinen Aufhalter, sondern hebt den Fuß selbst auf und hält ihn während des Beschlagens fest. Es dürfte jedoch lange dauern, bevor diese Methode auch in den deutschen Beschlagschmieden Eingang findet.

Zu den Vorsichtsmaßregeln, welche sowohl während der Vorbereitungen zum Beschlage als auch bei der Operation selbst zu beobachten sind, gehört noch, daß der Platz, wo das Beschlagen stattfinden soll, von allem hinderlichen Geräte befreit, der Boden eben und fest hergerichtet und nicht so hoch mit Sand angeschüttet werde, daß der Schmied die Höhe und Form der Hufe am stehenden Pferde nicht länger sehen kann, daß alles unnötige Geräusch vermieden und überhaupt in jeder Richtung Rücksicht auf die leicht erregbaren Nerven des Pferdes genommen werde.

Die passendste Zeit zum Beschlagen ist, besonders im Sommer, die frühe Morgenstunde, wo noch alles still ist und das Pferd nicht von Fliegen oder anderen Insekten beunruhigt wird.

Bevor nun der Schmied darangeht, die alten Eisen abzunehmen und mit dem Auswirken zu beginnen, hat er genau zu untersuchen, wie das Pferd steht, wie es geht und wie die Hufe, sowie der Beschlag beschaffen sind. Zu diesem Zwecke muß das Pferd zuerst auf ebenem Boden ruhig hingestellt werden, worauf der Schmied die Hufe der Reihe nach von allen Seiten genau betrachtet. Behufs Untersuchung des Ganges wird das Pferd zuerst im Schritt und sodann auch ein paar Schritte im Trab geradeaus geführt.

Die gewöhnlichsten Fehler, welche sich nachlässige Schmiede bei der Abnahme der alten Eisen zu Schulden kommen lassen, sind, daß sie die Nieten nicht öffnen, die Hauklinge rücksichtslos zwischen Eisen und Huf eintreiben und hierdurch Quetschungen der Sohle hervorrufen, die Eisen mit Gewalt herunterreißen, so daß große Stücke aus der Wand abgerissen werden, abgebrochene, im Hufe steckende Nieten oder Nagelstifte nicht ausziehen und die herausgezogenen Nägel auf die Erde werfen, wodurch das Pferd der Gefahr ausgesetzt wird, sich einen derselben in den Fuß zu treten.

Es ist also die Pflicht des Schmiedes, sowohl das alte Eisen als jede einzelne Niete mit der größten Sorgfalt zu entfernen, nachdem zu diesem Zwecke die Nieten zuerst gehörig geöffnet worden. Das Eisen wird darauf mit der Beißzange etwas gelüftet, dann zurückgeschlagen und hierauf die Nägel einzeln herausgezogen.

Sind die Hufe stark und gesund und der Boden, auf welchem das Pferd während des Beschlagens zu stehen hat, eben, so können alle 4 Eisen auf einmal entfernt werden. Im entgegengesetzten Falle, besonders aber, wenn das Pferd mit Platthufen gesegnet sein sollte, darf das Eisen nicht eher abgenommen werden, als bis der betreffende Huf an die Reihe gekommen.

Das nächste, was nun zu geschehen hat, ist

## Die Zubereitung des Hufes zum Beschlag.

Beim Zurichten des Hufes lassen sich die Kenntnisse und die Verläßlichkeit des Schmiedes mit ziemlicher Sicherheit beurteilen. Ein geschickter, gewissenhafter Schmied wird hierbei wie folgt verfahren.

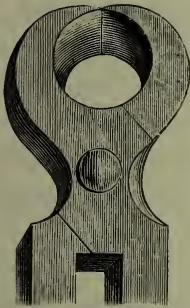
Nachdem die Sohlenfläche des Hufes und besonders die Seitenfurchen des Strahles sorgfältig gereinigt worden, wird alles tote, in Fetzen herabhängende Horn der Sohle, der Eckstreben und des Strahles weggenommen. Dies wird sich in den meisten Fällen mit den Fingern ohne Zuhilfenahme des Wirkmessers oder der Hauklinge bewerkstelligen lassen. Der Zweck dieser einleitenden Behandlung ist, die

Länge zu erforschen, um welche der Tragrand der Hornwand die lebendige Hornsohle an ihrem Umkreise überragt.

Von der Sohle darf natürlich nie mehr als das tote Horn weggenommen werden, denn eine dünne Hornsohle bietet nicht nur der Fleischsohle ungenügenden Schutz, sondern gibt auch durch ihre geringe Widerstandsfähigkeit Anlaß zur Bildung von Platthufen und verschiedenen Hufleiden.

Ein zu stark angewachsener Tragrand muß jedoch mit der Zwickzange (Fig. 590) verkürzt werden, welche hierbei weit bessere Dienste als die Beschlagzange (Fig. 591)

Fig. 590.



Zwickzange.

Fig. 591.



Beschlagzange.

Fig. 592.



Englisches Rinnmesser.

Fig. 593.



Raspel.

und das Wirkmesser (Fig. 592) leistet. Mit der stumpfen Beschlagzange ist nämlich eine Lossplitterung kleinerer oder größerer Stücke der Hornwand schwer zu vermeiden und der Gebrauch des Wirkmessers nimmt bei hartem und trockenem Wandhorn zu viel Zeit und Kraft in Anspruch.

Nachdem der Tragrand so weit verkürzt worden, daß derselbe die Sohle nur mehr um eine Linie überragt, wird er mit dem englischen Wirkmesser und der Raspel (Fig. 593) geebnet und die scharfe, äußere Kante abgerundet. Da der Huf durch den Hufmechanismus am meisten an den Seiten und Trachten abgenützt wird, die Zehe aber keiner Abnützung unterliegt, gilt als allgemeine Regel, daß letztere mehr als die Trachten beschnitten werden muß. Gewöhnlich geschieht jedoch das Gegenteil, d. h. der Schmied schneidet zu viel an den Trachten und zu wenig an der Zehe.

Stets ist beim Beschneiden des Tragrandes darauf zu sehen, daß bei auf=

gelegtem Hufeisen noch so viel Raum zwischen dem Eisen und der Sohle bleibe, daß man mit der Hauklinge zwischen beide gelangen und das Eisen also nirgends Quetschungen der Sohlen verursachen könne.

Wird der Tragrand uneben niedergeschnitten, so muß auch das Eisen ungleich aufliegen, wodurch dem Beschlage die nötige Haltbarkeit geraubt und Anlaß zu Beschädigungen der Hornwand gegeben wird.

Wird der Tragrand zu wenig niedergeschnitten, so erhält der Huf im beschlagenen Zustande eine unverhältnismäßige, die Sicherheit des Ganges beeinträchtigende Höhe, welche auch die Bildung von Zwanghuf begünstigt.

Wird der Tragrand zu stark niedergeschnitten, so kommt das Eisen auf die Sohle zu liegen und verursacht dann leicht Quetschungen der Fleischsohle; auch entstehen Schwierigkeiten bei der Befestigung des Eisens, indem man, um Vernagelung zu vermeiden, die Hufnägel nur wenig Wandhorn fassen lassen darf.

Werden die Seiten- und Trachtenwände der einen Hufhälfte mehr niedergewirkt, als jene der anderen, so erhält nicht nur der Huf, sondern der ganze Fuß eine schiefe Stellung, welche bei häufiger Wiederholung dieses Fehlers die unter der Benennung „schiefer Huf" bekannte fehlerhafte Hufbildung hervorrufen kann.

Wird die Zehe zu lang gelassen, so fällt der größere Teil der Körperlast auf die unverhältnismäßig niederen Trachten, wodurch übermäßiges Durchtreten und Zerrung der Beugesehne bewirkt wird.

Werden dagegen die Trachten zu wenig niedergeschnitten, so fällt die Last des Körpers zu sehr auf die Zehe und der Huf erhält eine zu steile Stellung, welche Erschütterungen der Gelenke, sowie Überköthen begünstigt. (Siehe „Lehrbuch des Huf- und Klauen-Beschlags" von Dr. J. Pillwax).

Gleichzeitig mit dem Tragrand werden auch die Eckstreben geebnet. Von diesen sowie von der Sohle darf nur das losgebröckelte, tote Horn weggenommen werden. Wie wir in dem Vorhergehenden gesehen, sind dieselben dazu bestimmt, die rückwärtige Hälfte des Hufes auseinanderzuhalten. Sollen sie diesen Zweck erfüllen, müssen sie aber geschont und nicht, wie es leider noch häufig zu geschehen pflegt, durchgeschnitten werden. Geschieht letzteres dennoch, so wird dem ganzen Hinterteile des Hufes seine Festigkeit geraubt, die Trachten ziehen sich, zumal wenn dabei noch die Sohle und der Strahl tüchtig ausgewirkt worden, nach einwärts und der Bildung von Steingallen und Zwanghufen ist auf die wirksamste Art Vorschub geleistet.

Der Strahl wird mit derselben Schonung behandelt. An seiner Oberfläche oder in den Furchen vorkommendes totes Horn möge entfernt werden; von dem

lebenden Horn darf aber auch nicht der kleinste Span dem Wirkmesser zum Opfer fallen, denn nur der ungeschwächte Strahl kann die Bestimmung erfüllen, zur Federkraft des Hufes beizutragen, das Zellpolster gegen Verletzung zu schützen und dem Ausgleiten des Fußes entgegenzuwirken.

Leider betrachten noch viele Schmiede eine durch emsige Schnitzarbeit hervorgerufene, scharfkantige Keilform des Strahles als verläßliches Kennzeichen eines „sauberen" Beschlags. Kaum weniger beliebt ist das sog. „Luftmachen", wobei die Verbindung zwischen den Strahlschenkeln und der Eckwand durchschnitten wird. Eine Chinesin, die der lieben Eitelkeit wegen ihre Füße verstümmelt, handelt nicht unverständiger.

Wenn ich schließlich noch erwähne, daß das Bearbeiten der Hornwand mit der Hufraspel nicht nur den Huf verunstaltet, sondern auch die Hornwand schwächt und Veranlassung zur Austrocknung derselben gibt, glaube ich keinen der Hauptpunkte, welche beim Auswirken zu beachten sind, unberücksichtigt gelassen zu haben.

Die Fehler, welche bei der Zubereitung des Hufes zum Beschlag bekämpft werden müssen, sind also im Allgemeinen:

1) daß die Sohle, der Strahl, die Eckstreben und Trachten zu stark beschnitten werden;

2) daß die Zehe zu lang gelassen wird;

3) daß der Tragrand nicht geebnet und nicht wagrecht hergerichtet wird;

4) daß die Seiten- und Trachtenwände auf der einen Hufhälfte mehr als auf der anderen beschnitten werden;

5) daß die Glasur durch Beraspeln der Hornwand beschädigt wird.

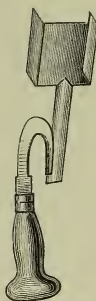
Sämtliche diese Fehler wirken natürlich doppelt schädlich, wenn sich ihnen ein schleuderischer Beschlag zugesellt. Leider sind dieselben mit den noch vielfach gebräuchlichen Werkzeugen älterer Gattung schwer zu vermeiden. Dies gilt vor Allem von dem veralteten deutschen Stoßmesser (Fig. 594), mit welchem, namentlich an harten Hufen, die stärkere Zehenwand nur schwer bearbeitet werden kann, während von den zu schonenden Teilen des Hufes — Trachten, Eckstreben und Strahl — nur so die Fetzen fliegen. Außerdem wird dieses Messer durch Stöße mit dem Leibe der Richtung des Wachstums der Hornröhrchen entgegen bewegt und gehören beim Gebrauch desselben Verletzungen des Aufhalters und des Pferdes keineswegs zu den Seltenheiten.

Diese Übelstände bewogen den um den Hufbeschlag hochverdienten Grafen Einsiedel-Reibersdorf, dem von ihm im Jahre 1857 auf einer Reise in den Orient kennen gelernten arabischen Wirkmesser (Fig. 595 u. 596) in den deutschen Schmieden

Eingang zu verschaffen. Die Konstruktion dieses Messers ist eine derartige, daß, wie Heinrich Behrens in seinem „Englischen Hufbeschlag“ sehr richtig hervorhebt, selbst wider Willen richtiger damit ausgeschnitten werden muß. Der verdienstvolle Verfasser des eben erwähnten Werkes bezeichnet folgende als besondere Vorzüge des arabischen Wirkmessers:

1) Schneidet man mit demselben leichter als mit dem Stoßmesser und erzielt einen viel glatteren Tragrand, weil man nicht den Hornröhrchen entgegen, sondern mit dem Verlauf derselben schneidet und auf diese Weise auch dem Ausbrechen von Wandstücken und der Eckstreben vorbeugt, welche Teile bei der gewöhnlichen Ausschneidemethode selten ohne Schädigung davonkommen.

Fig. 594.



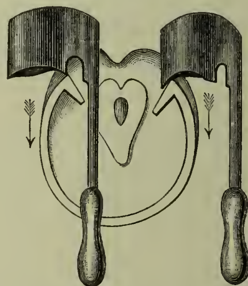
Stoßmesser.

Fig. 595.



Arabisches Wirkmesser.

Fig. 596.



Führung des arabischen Wirkmessers.

2) Stehen die Pferde beim Auswirken mit dem arabischen Wirkmesser ruhiger, da ein Stoßen und Rucken im Fessel- und Kronengelenke nicht stattfindet und der Fuß des Pferdes nicht so gehoben werden braucht.

3) Sind Verletzungen des Pferdes und Aufhalters mit dem arabischen Wirkmesser nicht gut möglich. Ein Schmied kann die Handhabung desselben in viel kürzerer Zeit (8—14 Tagen) erlernen, als er braucht, um sich in der Handhabung des Stoßmessers einzuüben und wird er dann das Auswirken besser und schneller ausführen können, wie mit dem Stoßmesser.

Den Gebrauch des arabischen Wirkmessers beschreibt Graf Einsiedel wie folgt:

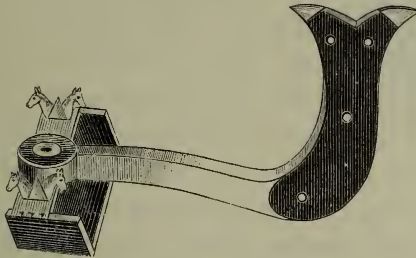
„Man lasse sich auf das rechte Knie nieder und stemme, nachdem der Huf in die linke Hand genommen wurde, den Ellbogen fest auf das Knie.

Soll zuerst die rechte Seite des Hufes niedergeschnitten werden, so setze man die äußere Messerklinge über den Winkel, welchen Tracht- und Eckstreben bilden, an, und schneide damit in einem Bogen aufwärts ziehend der Zehe des Hufes entgegen. Beim Ausschneiden der linken Seite des Hufes setze man die dem Stiele oder

Schafte zugewendete Ecke des Messers über den Eckstrebenwinkel an und schneide damit zuerst nach seiner linken Schulter zu, gehe dann von der Trachtengegend im Bogen nach rechts ziehend, zur Zehenverkürzung über (vgl. Fig. 596).

Da indessen das arabische Wirkmesser eine etwas plumpe Form hat und auch in scharf geschliffenem Zustande zum Beschneiden sehr harter Hufe kaum zu verwenden ist, dürfte das neue Hufmesser nach Fükenwirth (siehe „der Hufschmied" 1883, Seite 151) eine Zukunft haben. Das Prinzip ist dasselbe, wie bei dem arabischen Messer, es wird also nicht von der Zehe gegen die Trachten gestoßen,

Fig. 597.



Fükenwirth's Wirkmesser.

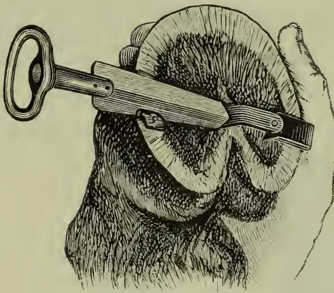
sondern von den Trachten in der Richtung der Hornfasern gezogen. Zu jedem dieser Messer (Fig. 597) gehören vier Klingen, welche je nach Bedarf leicht und schnell an dem Messer befestigt werden können. Wie der „Hufschmied" berichtet, soll es sich mit genanntem Messer ganz vorzüglich schneiden lassen, was zum größten Teil durch den nach oben aufgebogenen Griff bedingt wird. Der Strahl und die Sohle können zwar nicht stark beschnitten werden, aber die losen und abgestorbenen Hornteile lassen sich doch bequem von diesen Partien entfernen. Von Belang ist, daß der zu hohe Tragrand des Hufes mit besonderer Sicherheit und Kraft niedergeschnitten werden kann. Für Anfänger im Zubereiten der Hufe ist dieses Messer besonders zu empfehlen, weil es sich damit leicht hantiren läßt und der betreffende Schmied bei nur einiger Aufmerksamkeit selten in die Lage kommen wird, zum Nachteil des Hufes auszuwirken. Den Verkauf dieser Messer hat Herr C. Schlawe, Reuschestraße 24, Breslau, übernommen.

Gelobt wird auch ein neu erfundenes amerikanisches Wirkmesser, das sich der Größe des Hufes anpassen läßt und durch seine Konstruktion eine Beschädigung unmöglich macht.

Wie aus Fig. 598 ersichtlich, verjüngt sich die Klinge dieses Werkzeugs nach der Spitze zu und ist zweischneidig, so daß das Messer nach Bedarf nach rechts

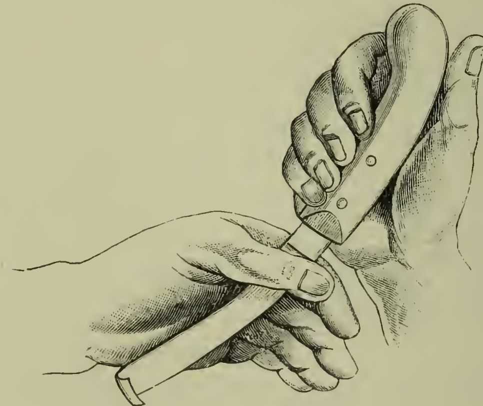
oder links benutzt werden kann. An seiner unteren Fläche ist es etwas konvex gehalten, so daß die Klinge, welche beim Beschneiden einen Kreisbogen beschreibt, leicht über Kurven im Hufe gleiten kann. An ihrer oberen Fläche ist die Klinge nach beiden Seiten zu abgeschrägt, wodurch dieselbe eine größere Steifigkeit erhält und ein Springen vermeidet. Die Spitze des Messers endigt in einem etwas aufgebogenen und durchbohrten Ansatz, in welchem eine kleine gezahnte Platte pivotirt. Letztere dient als Fulkrum für das Messer und bleibt beim Beschneiden, durch Andrücken an den Huf, unbeweglich. Das Beschneiden erfolgt zunächst an der äußeren, dann an der inneren Seite des Hufes. Ein Splittern wird vermieden, und läßt sich während des Schneidens die Dicke der Spähne vergrößern oder verkleinern. Das Werkzeug hat sich in der Praxis gut bewährt und dürfte darum auch in Deutschland bald Eingang finden. Der Erfinder ist Mr. Knapp in Strawtown, Ind., Verein. Staaten von Nord-Amerika. („Der Hufschmied" 1887 Seite 105.)

Fig. 598.



Amerikanisches Wirkmesser.

Fig. 599.



Führung des englischen Rinnmessers.

Das englische Rinnmesser gebraucht man, um die abgestorbenen Hornteile der Sohle, Eckstreben und Strahl zu entfernen. Wie dasselbe geführt wird, zeigt Fig. 599.

Auf die Zubereitung der Hufe folgt:

# Das Richten und Auflegen der Eisen.

Die erste Frage, welche uns hierbei entgegentritt, ist, ob wir dem warmen oder dem kalten Beschlage den Vorzug geben sollen, d. h. mit anderen Worten, ob es richtiger ist, das Eisen während des Beschlagens dem Hufe anzupassen oder ein nach vorher genommenem Maße angefertigtes Eisen im kalten Zustande aufzulegen.

Es ist indessen nicht so leicht, eine bestimmte, für alle Verhältnisse passende Antwort auf diese Frage abzugeben, denn Vor- und Nachteile haben beide Methoden. Was z. B. für den warmen Beschlag spricht, ist, daß der Schmied mit demselben der Versuchung entgeht, den Huf dem Eisen anzupassen; anderseits kann aber nicht bestritten werden, daß die Pferdebesitzer sich durch Anschaffung gut gemachter Fabrikeisen wenigstens in einer Richtung unabhängig von der größeren oder geringeren Fachkenntnis ihres Beschlagschmieds machen und daß es außerdem Fälle gibt, wo der kalte Beschlag angewendet werden muß, z. B. bei der Armee im Felde, wenn die Pferde infolge von Krankheiten verhindert sind, den Stall zu verlassen oder sie sich in der Schmiede nicht beschlagen lassen wollen.

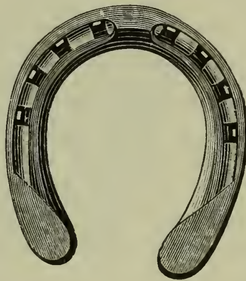
Nichtsdestoweniger glaube ich behaupten zu dürfen, daß der warme Beschlag für gewöhnlich als der einzig richtige zu betrachten sein wird. Ich berufe mich hierbei auf die Thatsache, daß jedes noch so sauber und richtig angefertigte Eisen allen Wert verliert, wenn dasselbe nicht genau paßt, sowie auch auf die allgemein bekannte Erfahrung, daß es sogar für einen geschickten Schmied keine leichte Aufgabe ist, ein fertiges Eisen aufzuprobiren; stets verliert entweder das Pferd oder das Eisen, meistens aber beide bei solchem Zurichten.

Mit welchen Schwierigkeiten es verknüpft ist, in jeder Richtung tadellose Fabrikeisen zu bekommen, geht auch daraus hervor, daß die besten Eisen dieser Gattung, welche bisher erzeugt worden, die nach dem Patent des verstorbenen Baron Luchaire angefertigten (Fig. 600 und 601), manches zu wünschen übrig lassen. Graf Einsiedel tadelt an denselben, daß sie zu schwer und weich seien und ein anderer Fachmann, der Lehrschmied H. Behrens in Rostock, hat nicht weniger als vier Fehler entdeckt, die seiner Ansicht nach diesem Eisen anhaften. Die in neuester Zeit von der Kopenhagener Hufeisenfabrik auf den Markt gebrachten Stahleisen mit Holzeinlage, denen allseitig geringes Gewicht, tadellose Form, korrekte Lochung und große Dauerhaftigkeit nachgerühmt wird, können ebenfalls nur enger und weiter gerichtet, nicht aber in's Feuer genommen werden, weshalb sie sich nur für gut geformte Hufe eignen. Es dürfte deshalb kaum als eine vorgefaßte Meinung bezeichnet werden können, wenn Graf Einsiedel den Wunsch ausspricht, daß

die Fabriken nie weiter gehen möchten, als einen bodeneng gehaltenen und in der Abdachung vorbereiteten Stab zu walzen, wie dies vielseitig in England geschieht, wo die Fabrikeisen nie ganz fertig hergestellt werden, sondern dem Schmiede das Lochen, Richten und Vorhauen überlassen bleibt.

Schließlich darf nicht übersehen werden, daß die nahezu luftdichte Verbindung,

Fig. 600.



Bodenfläche.

Fig. 601.



Huffläche.

Baron Luchaire's Patent-Fabrikeisen.

welche zwischen dem Tragrand und dem Eisen bestehen soll, mit dem kalten Beschlage nicht herzustellen ist. Die notwendige Voraussetzung zu einer so genauen Verbindung ist nämlich, daß das Eisen im warmen, nicht rotglühenden Zustande

Fig. 602.

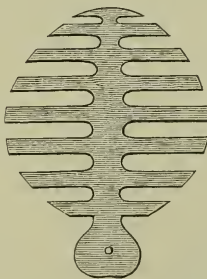
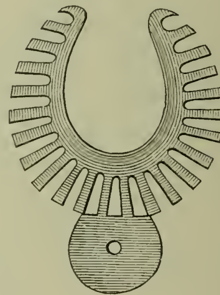


Fig. 603.



Hufmesser (Podometer).

aufgerichtet wird und die Raspel darauf die von dem warmen Eisen markirten Unebenheiten am Tragrande entferne.

Das Anfertigen eines passenden Eisens wird in hohem Grade durch einen praktischen Hufmesser oder Podometer (Fig. 602 u. 603) erleichtert. Derselbe wird, wenn man das Maß zu einem Hufeisen vom Hufe abnehmen will, einfach auf die Bodenfläche des aufgehobenen Hufes gelegt und der durch die durchbrochenen

Abschnitte sichtbare untere Umfang der Wand mittelst Kreide auf das Instrument aufgezeichnet. Man erhält so außer der Weite und Länge auch die genaue Form des Hufes. Das Maßnehmen mit diesem Podometer erfordert weniger Zeit als mit dem Bleidraht und hat außerdem den Vorzug, daß das aufgezeichnete Maß unveränderlich ist, was beim Bleidraht nicht immer der Fall sein dürfte.

Das nach dem genommenen Maße ausgewählte oder angefertigte Eisen wird nun, wie bereits erwähnt, in warmem, d. h. höchstens braunem Zustande, auf den Tragrand aufgelegt, wodurch der Schmied in Stand gesetzt wird, zu beurteilen, ob das Eisen die rechte Länge und Weite hat, ob es überall mit dem Tragrande gleichmäßig in Berührung kommt, und nirgends die Sohle oder den Strahl drückt. Der hier angegebene Wärmegrad des Hufeisens genügt vollkommen, um unebene Stellen des Tragrandes durch Ansengen — bei Leibe nicht Anbrennen — kenntlich zu machen. Das Eisen darf daher unter gar keinem Vorwande in wärmerem Zustande aufgelegt oder zu lange andauernd auf den Huf gehalten werden, wenn man Verbrennungen der Sohle und Sprödewerden des Hufhorns vermeiden will.

Die auf diese Art am Tragrande entdeckten Unebenheiten werden weggeraspelt, worauf man das Experiment mit dem erwähnten Eisen erneuert, um sich zu überzeugen, daß die angestrebte innige Berührung des Eisens mit dem Tragrande nun auch wirklich erreicht worden. Hierbei bleibt jedoch zu berücksichtigen, daß etwa hervortretende Ungleichheiten in der Markirung nicht unbedingt ihre Ursache in einer unebenen Fläche des Tragrandes haben müssen, sondern auch durch Unebenheiten der Tragfläche des Hufeisens oder durch fehlerhafte Richtung des letzteren hervorgerufen werden können.

Ein korrekt aufgerichtetes Hufeisen muß an allen Stellen des Tragrandes, von der Zehe bis zu den Eckwänden gleichmäßig und ununterbrochen aufliegen. Die Tragrandfläche des Eisens ist vollkommen wagrecht und so breit, als die Dicke des Tragrandes der Wand mit Einschluß der weißen Linie. Damit die starke Eckwand und nicht der schwache Tragrand von dem Drucke der Enden der Eisenarme getroffen werde, müssen letztere fest an den Eckwänden anliegen, wo sie zur Beförderung des Hufmechanismus 2—3 mm weit über den Tragrand hinausragen sollen. Der abgedachte Teil der Eisenfläche (vgl. Fig. 601) soll unter der Sohle liegen und diese vor Druck schützen. Der Grad der Abdachung ist nach dem Grade der Sohlenfläche bemessen. Daß die Bodenfläche des Eisens vollkommen glatt, eben und wagrecht sein, und beide Eisenarme in derselben Ebene ruhen müssen, so daß der Tragrand auf dem Eisen, die unbedeutende Aufrichtung am Zehenteil ausgenommen, wie auf einer horizontalen Fläche ruht, ist selbstverständlich.

Was die Länge des Eisens betrifft, fordern wir, daß dasselbe den Tragrand

um 3—4 mm überragen soll. Der Grund hierzu ist, daß der Huf nachwächst, während sich das Eisen abnutzt, weshalb letzteres, falls es beim Auflegen nur die genaue Länge des Tragrandes innegehabt, binnen kurzer Zeit vor den Trachtenwinkeln zu liegen kommen würde und so Anlaß zu Quetschungen und Steingallen geben könnte.

Die Breite und Schwere des Eisens muß sich nach der Größe des Pferdes, dem Gebrauchszweck desselben und der Beschaffenheit des Bodens richten. Junge Tiere, sowie Reit- und landwirtschaftliche Arbeitspferde sollten stets leichtere Eisen als auf dem Pflaster arbeitende Wagenpferde erhalten, während schwere Zugpferde starke und breite Eisen benötigen, welche jedoch nicht ein solches Gewicht erhalten dürfen, daß sie erlahmend auf die Bewegungen der Tiere einwirken. Bezüglich dieser Eisen schwerster Gattung ist auch zu beachten, daß dieselben eine unverhältnismäßig große Anzahl Hufnägel in Anspruch nehmen, daß sehr breite Eisen leicht schädlichen Druck auf den Strahl ausüben und außerdem durch den zwischen dem Eisen und der Sohle sich ansammelnden Schmutz Anlaß zu Quetschungen der letzteren geben können.

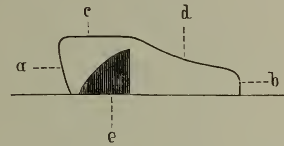
Bei der Bemessung des Gewichtes der Eisen bleibt ferner zu beachten, daß die vom Organismus der Pferde geleistete mechanische Arbeit gerade so wie bei der Dampfmaschine zweierlei Gattung ist: die eine, welche in der Reibung und beim in Gang setzen der verschiedenen Maschinenbestandteile verloren geht und eine, welche sich in nutzbringende Arbeit umsetzt. Nachdem diese beiden Faktoren solidarisch sind, hat jede Vermehrung des einen die Verminderung des andern und umgekehrt zur Folge. Wenn man also den Verlustfaktor verringert, erhöht man das Maß der nützlichen Arbeit oder mit anderen Worten: dieselbe Leistung wird mit einem geringeren Kraftaufwand erzielt. Der Kraftaufwand, welchen das gebräuchliche Eisen dem leichteren Pferde beim Trabe abnötigt, kann auf 1 Kilogrammmeter per Sekunde veranschlagt werden. Schätzt man nun, wie allgemein geschieht, die Kraft eines solchen Pferdes auf 37 Kilogrammmeter, so verlieren wir durch das Gewicht der Eisen $^1/_{37}$ dieser Kraft, d. h. bei einer Anzahl von 37 Pferden verursacht das Gewicht der Eisen den Verlust des Arbeitswertes eines Pferdes. Diese Ziffern führen eine beredte Sprache. Wem es um die größtmögliche Ausnützung der Arbeitskraft seiner Pferde zu thun ist, wird daher zwischen dem Barfußgehenlassen der Tiere, der Verwendung des modifizirten Charlier-Beschlags und dem Gebrauch der ebenso leichten als widerstandsfähigen Stahleisen zu wählen haben.

Die Ränder des Eisens (Fig. 604) sollen möglichst glatt, der innere abgerundet, der äußere nach unten etwas eingezogen sein; letzteres hat den Zweck, das Streichen zu verhüten und das Gewicht des Eisens nicht unnötigerweise zu vermehren.

Die am Zehenteil befindliche sog. Kappe dient zur besseren Befestigung des Eisens und um der Verletzung und Abnützung der Zehenwand vorzubeugen.

Der Falz — oder die auf der Bodenfläche des Eisens befindliche Rinne, in welcher die Hufnägel eingeschlagen werden — (Fig. 605) soll zwei Drittel der Eisenstärke durchdringen und so weit sein, daß er die keilförmigen Nagelköpfe vollkommen aufnehmen kann. Die Anzahl der Nagellöcher richtet sich nach der Größe der Eisen und nach dem Dienstgebrauche der Pferde. Bei kleinen Hufeisen genügen 5, bei mittelgroßen 6 und nur bei sehr schweren Eisen erfordern die Vordereisen 7 und die Hintereisen 8 Nägel. Übrigens hängt die dauerhafte Befestigung der Eisen nicht von der hierzu verwendeten großen Zahl der Nägel oder deren Stärke, sondern davon ab, daß das Eisen überall nahezu luftdicht auf den Huf schließt und die Nägel richtig gesetzt werden.

Fig. 604.




Durchschnitt eines Hufeisenschenkels.
a Äußerer Rand; b innerer Rand; c Tragrand; d Abdachung; e Falz.

Oberstlieutenant Spohr, der erfahrene und kenntnisreiche Verfasser des bereits in mehreren Auflagen erschienenen Werkes: „Die Bein- und Hufleiden der Pferde“, hält sechs Nägel für die normale Zahl für Militärpferde, welche ganze Eisen tragen, meint aber, daß man auch bei der Feldartillerie, mit Ausnahme der Stangenpferde, die auch im Frieden 6 Nägel benötigen, mit 5 Nägeln (2 in der inwendigen, 2 in der auswendigen Zehenwand und 1 in der auswendigen Trachte) recht gut auskommen könne. Im Felde empfiehlt der genannte Herr Verfasser dagegen 8 Nägel für die Zug- und 6 für die Reitpferde, wovon dann 4 Nägel auf die Zehen und 4 bezw. 2 auf die Trachtenwände zu rechnen wären.

Die Nagellöcher werden bei gerader Anzahl gleichmäßig auf beide Eisenschenkel verteilt; bei 7 Nagellöchern kommen dagegen 4 auf den äußeren und 3 auf den inneren Schenkel, weil die innere Hufwand wegen ihrer geringeren Stärke am meisten der Schonung bedarf. Die beiden ersten nennt man Zehenlöcher, die übrigen Hauptlöcher. Dieselben müssen mit der größten Genauigkeit angebracht werden, so daß sie alle in der Nähe der weißen Linie zu stehen kommen, deren äußeren Rand sie decken sollen. Stehen die Nagellöcher zu weit vom äußeren Hufrand, so wird das Pferd vernagelt, stehen sie zu nahe an demselben, so wird der Huf durch Hornzersplitterung beschädigt. Nachdem die Hornwand in der Zehe stärker als in den Trachten ist, können die Zehenlöcher weiter vom äußeren Hufrand angebracht werden als die Hauptlöcher. Im Durchschnitt beträgt dieser Abstand an mittelgroßen Vordereisen 6,6—8,8 mm für die Zehen- und 4,4—6,6 mm

für die Hauptlöcher. An den Hintereisen brauchen die Hauptlöcher, da die Seitenwände der Hinterfüße stärker sind, im allgemeinen nicht so nahe am äußeren Hufrand angebracht zu werden, auch können die Nagellöcher des inneren Hufschenkels an diesen Eisen wegen der größeren Stärke der inneren Hufwand dem äußeren Rande näher stehen. Außerdem müssen die Nagellöcher so verteilt werden, daß die beiden ersten Zehenlöcher an mittelgroßen Vordereisen $3{,}_3$ cm und an ebensolchen Hintereisen $5{,}_3$ cm von einander abstehen. Die übrigen Nagellöcher sind an mittelgroßen Eisen etwa $2{,}_6$ cm von einander entfernt.

Durch die genaue Einhaltung der angegebenen Abstände der Nagellöcher wird bewirkt, daß die Hufe an der Zehe, wo sie den stärksten Stoß und die stärkste Abnützung erleiden, mehr geschont und geschützt werden, was besonders an den Hinterhufen notwendig ist, welche verhältnismäßig eine schwächere Zehenwand besitzen als die Vorderhufe und überdies auch viel stärker in Anspruch genommen werden. Ferner wird hierdurch dem Aussprengen des Hufhornes zwischen den einzelnen Hufnägeln vorgebeugt und bewirkt, daß sämtliche Hufnägel bei den Vorderhufen blos in der Zehen- und Seitenwand zu stehen kommen, die Trachtenwand ganz frei von Hufnägeln bleibt und bei den Hinterhufen das letzte Nagel- oder Hauptloch in den Anfang der Trachtenwand fällt, welche verhältnismäßig stärker ist als jene der Vorderhufe und daher das Einschlagen eines Hufnagels verträgt.

Wegen der geringen Stärke der inneren Wand am Vorderhufe sind auch die Nagellöcher am inneren Eisenschenkel näher zusammenzurücken, so daß das erste Hauptloch um etwa 5 mm mehr nach vorwärts angebracht werde, als das gleichnamige Nagelloch am äußeren Eisenarme. Bei den Hintereisen ist dies weniger notwendig, weil die innere Wand der Hinterhufe verhältnismäßig stärker ist als jene der Vorderhufe (siehe „Lehrbuch des Huf- und Klauen-Beschlages“ von Dr. J. Pillwax).

Mit Bezug auf die Falzung des Eisens hebt ein Fachmann in Nro. 12 des „Hufschmieds“ pro 1885 hervor, daß die Hufwand nicht nur die Lage der Nagellöcher, sondern auch jene des Falzes bestimmen müsse, und da nun die Hornwand an der Zehenwand am stärksten sei, nach den Seitenwänden aber schwächer werde — an der inneren mehr als an der äußeren — solle man auch den Falz im äußeren Schenkel des Hufeisens bedeutend weiter hineinziehen als den inneren, beide am Zehenteile mehr als an den Seitenteilen (Fig. 605).

In betreff der Nagellöcher wäre schließlich noch hinzuzufügen, daß zu kleine Löcher die Nagelklinge nicht gehörig eindringen lassen, so daß die Köpfe der Nägel über die Bodenfläche des Eisens hervorragen und zu große Löcher nicht von den



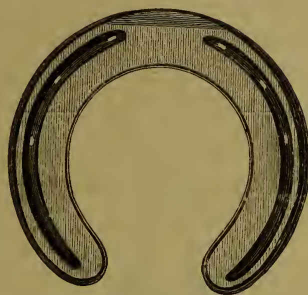
**Emperor of Norfolk,**

Brauner Hengst (amerikan. Vollblut) v. Norfolk a. d. Marian. Sieger im amerikan. Derby 1888.

Nagelköpfen ausgefüllt werden, was wiederum die Befestigung des Eisens beeinträchtigt.

Die **Hufnägel** dienen zur dauerhaften Befestigung der Hufeisen. Um diesen Zweck erfüllen zu können, müssen dieselben aus dem besten Eisen angefertigt sein. Je zäher das zur Hufnagelfabrikation verwendete Eisen ist, um so besser. Man unterscheidet am Hufnagel den **Kopf** mit dem Halse, die **Klinge** und die **Spitze** (Fig. 606—611). Der Kopf kann verschiedenartig geformt sein, z. B. viereckig, glatt oder spitzig; der Hals soll aber stets unmerklich in die Klinge übergehen, welche im Allgemeinen doppelt so breit als dick und mit einer soliden Spitze versehen ist. Je leichter der Nagel ist, um so besser entspricht er seinem Zweck. Der Falz und die Nagellöcher müssen natürlich zu den Nagelköpfen passen. Mit Bezug hierauf ist zu beachten, daß das Eisen nicht dauerhaft befestigt werden

Fig. 605.



Richtig gefalztes Hufeisen.

Fig. 606. Fig. 607. Fig. 608. Fig. 609. Fig. 610. Fig. 611.

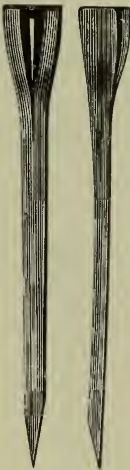


Fig. 606 roher durch die Hand geschmiedeter Hufnagel von der schmalen Seite, 607 derselbe von der breiten Seite, 608 Maschinennagel, gerichtet und gezwickt von der schmalen Seite; 609 derselbe von der breiten Seite, 610 fehlerhaft gerichteter und gezwickter Hufnagel, 611 fehlerhaft gezwickter Hufnagel mit zu langer und stumpfer Zwicke.

kann, wenn der Nagelkopf so tief in das Nagelloch heruntersinkt, daß er unter das Niveau der Bodenfläche des Eisens gerät. Gute Hufnägel haben eine blaugraue, nicht eine rötliche, von Sprödigkeit zeugende Farbe. Die Maschinennägel pflegen blank, gerichtet und gezwickt zu sein, weshalb man bei ihrer Anwendung viel Zeit

und Arbeit erspart; da sie außerdem auch billiger als die handgeschmiedeten kommen, ist es vollkommen gerechtfertigt, daß dieselben immer größere Verbreitung finden. Die blank polirte Fläche ist insofern von Wert, als sie bewirkt, daß der Nagel leichter eindringt und nicht so schnell rostet. Die durch die Hand geschmiedeten Hufnägel müssen vor dem Gebrauche noch einer besonderen Bearbeitung unterzogen werden, welche man in der Fachsprache mit den Worten Richten und Zwicken bezeichnet. Das Richten besteht darin, daß die Klinge des Nagels durch Hämmern härter, glätter und scharfkantiger gemacht wird, damit sie leichter in das Wandhorn eindringen könne. Unter Zwicken des Nagels versteht man die durch Abschärfung der Nagelspitze hervorgerufene halbkeilförmige Gestalt der Nagelspitze. Durch diese Zwicke wird der Nagel beim Eindringen gezwungen, von der geraden Linie in der Richtung gegen die ebene Hälfte des Nagels abzuweichen. Die Zwicke darf nicht allzu kurz gemacht werden. Je länger und gerader sie ist, desto höher kann der Nagel in die Wand hinaufgetrieben werden; je kürzer und schiefer, desto niedriger kommt der Nagel; 4 bis 5 mm dürfte die rechte Länge sein.

Fig. 612.



Carstens' gerippte Hufnägel.

Die vom Weinhändler Carstens in Flensburg erfundenen gerippten Hufnägel (Fig. 612), welche am Kopfe mit einer Rippe versehen sind und sich infolgedessen fast in die Gesenke der Nagellöcher einklemmen, werden vielseitig sehr gelobt. Besonders wird hervorgehoben, daß dieselben in jedem, auch mangelhaft gelochten und gefalzten Hufeisen festhalten. Dies ist nun allerdings nur ein bedingter Vorzug, denn die Verwendung mangelhaft angefertigter Hufeisen zu ermöglichen, kann doch schwerlich die Aufgabe der Beschlagstechnik sein. Wenn die Lochgesenke den Köpfen der verwendeten Nägel entsprechen, der Falz des Eisens die richtige Tiefe hat und die Eisen luftdicht aufliegen, halten auch gewöhnliche Nägel gut.

Dem sicher berechtigten Wunsche der Fachwelt, mit den vielen verschiedenartigen Hufnagelformen zu brechen und dafür eine einheitliche Form einzuführen, ist neuerdings durch die von der Kristiania Hesteskosömfabrik in Bergedorf in den Handel gebrachten Reichshufnägel Rechnung getragen worden. Diese Nägel werden in 10 Nummern angefertigt, von 40 mm an, jede Nummer um 5 mm überspringend, bis zu 85 mm Länge. Die Vorteile derselben liegen auf der Hand. Sie ermöglichen einen gleichmäßigen Hufbeschlag und setzen die verschiedenen Truppenteile der Armee in Stand, sich im Notfalle gegenseitig auszuhelfen.

Im Allgemeinen benützen die Beschlagschmiede zu grobe und große Hufnägel, wodurch Hornzersplitterungen herbeigeführt werden. Ein geschickter Schmied wird jedoch stets eine große Auswahl von Hufnägeln am Lager halten, so daß er für jeden Huf und jedes Eisen den richtigen Nagel zur Hand hat.

## Das Aufnageln der Eisen

geschieht auf folgende Art: Nachdem der Schmied das Eisen aufgelegt, läßt er es durch den Aufhalter mittelst des Daumens festhalten. Darauf erfaßt er den Hufnagel mit dem Daumen und Zeigefinger der linken Hand, setzt ihn senkrecht, mit der Zwicke nach innen gerichtet, mitten durch das Nagelloch auf den Tragrand an und treibt ihn mit sanften Schlägen des in der rechten Hand gehaltenen Beschlaghammers durch die Hornwand ein. Thut der Schmied nur sanfte Hammerschläge, so wird er es durch Übung bald dahin bringen, daß er beim Anlegen der Fingerspitze an der Stelle, wo der Nagel herauskommen soll, immer weiß, wo er mit dem Nagelende ist, was bei starken und übereilten Hammerschlägen nie der Fall ist. Der Ton des Schlages ist matt, so lange der Nagel im weichen Horn verläuft, wird aber hell und klingend beim Eintritt ins harte Horn. Nägel, welche in einer Tiefe von $1,_5$ cm noch weich, oder solche, die nicht in der entsprechenden Höhe herauskommen, müssen sofort ausgezogen werden; auch gebietet die Vorsicht, es nicht gleichgiltig hinzunehmen, falls das Pferd beim Eintreiben des Nagels zusammenzucken sollte, da dies seinen Grund in plötzlichem, vom Nagel verursachten Schmerz haben könnte. Die herauskommende Spitze wird sogleich mit dem Hammer umgebogen, damit sich weder der Schmied noch der Aufhalter an derselben verletzen könne.

Was die Ordnung betrifft, in welcher die Hufnägel eingeschlagen werden sollen, so beginnt man gewöhnlich mit dem ersten oder zweiten Zehennagel am inneren Eisenschenkel und schlägt hierauf den ersten oder zweiten Zehennagel am äußeren Schenkel ein. Dies geschieht aus dem Grunde, weil jeder Hufnagel beim Einschlagen das Eisen nach der entgegengesetzten Seite vorschiebt, letzteres also, falls die Nägel nicht am inneren Schenkel zuerst eingeschlagen würden, leicht eine zu stark nach innen über den Tragrand hervorragende Lage erhalten könnte.

Sobald die Zehennägel eingeschlagen sind, läßt der Schmied den Fuß des Pferdes auf den Boden setzen, um nachzusehen, ob sich das Eisen nicht verschoben. Eine geringe Verschiebung kann durch einige leichte Hammerschläge auf den äußeren Hufrand berichtigt werden. Hat sich aber das Eisen stark verschoben, so muß man den Nagel, welcher die Veranlassung dazu gegeben, sogleich wieder herausziehen,

das Eisen in seine richtige Lage bringen und den oder die Nägel mit doppelter Behutsamkeit wieder einschlagen. Die übrigen Nägel werden zur Verhütung weiterer Abweichungen von der richtigen Lage paarweise eingeschlagen und zwar so, daß man stets mit dem Hufnagel der inneren Seite beginnt.

Mit Rücksicht auf die Dicke der Hornwand ist es wünschenswert, daß die ersten Hauptnägel der Vorderhufe, besonders am inneren Eisenschenkel, schwächer seien als die übrigen, während bei den Hinterhufen die Zehennägel schwächer als die Hauptnägel sein sollen. (Siehe „der Huf- und Klauenbeschlag" von Dr. J. Pillwax.)

Die Höhe, in welcher die Nägel aus der Wand herauskommen sollen, richtet sich nach der Größe, Stärke und Gesundheit der Hornwand, sowie nach der Schwere des Eisens. Je größer der Huf, je dicker, gesunder und stärker das Hufhorn und je schwerer die Eisen sind, desto höher können auch die Hufnägel eingetrieben sein. Im Durchschnitte wird diese Höhe auf $2{,}_6$—3 cm über dem Eisen berechnet.

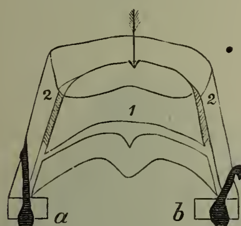
Nachdem sämtliche Nägel eingeschlagen worden, werden sie angezogen, d. h. die Nagelköpfe werden durch einige wenige, aber kräftige Hammerschläge vollkommen in die Nagellöcher versenkt und sodann das Nieteisen fest an die umgebogenen Nagelenden angestemmt, wodurch diese noch stärker an der Wand umgebeugt werden. Nun wird der Vorderhuf auf den Feilbock gestellt und die hervorstehenden Nagelspitzen mit einer scharfen Beißzange dicht am Hufe derart abgezwickt, daß sie eine Länge von ungefähr $2{,}_2$—$3{,}_3$ mm erhalten. Längere Nieten beeinträchtigen die Sauberkeit des Beschlages, werden leicht locker und geben Veranlassung zum Streifen, kürzere lassen sich nicht gut an die Wand anlegen und vermindern die Haltbarkeit des Beschlages. Beim Abzwicken ist jede drehende Bewegung mit der Zange sorgfältig zu vermeiden, weil die Nägel sonst leicht gelockert und verdreht werden. An den Hinterhufen geschieht das Abzwicken gewöhnlich aus freier Hand. Nach dem Abzwicken wird mit der Hufraspel alles scharfe und rauhe an den Nieten, sowie die Hornsplitter um dieselben weggefeilt, was jedoch durchaus nicht in ein Beraspeln der äußeren Fläche des Hufhorns ausarten darf. Ist auch dieses geschehen, so werden die Hufe behufs Vernietung der Nägel noch einmal vorgenommen, die Vorderhufe auf dem Bock, die Hinterhufe aus freier Hand. Dieses Vernieten besteht darin, daß man die Nieten durch erneuertes Anziehen noch straffer nach der Hornwand umbeugt, an der Umbeugungsstelle in die Hornwand versenkt und hierauf an dieselbe annietet, indem man die Beschlagszange auf die Nagelköpfe aufsetzt und mit der Kante des Hammers unter leichten Schlägen die Nieten in die für sie eingestemmte Grube eintreibt.

Schließlich werden noch alle etwa vorhandenen Unebenheiten um die Nieten

herum vorsichtig abgeraspelt und die äußere Kante des Tragrandes abgerundet. Selbstverständlich ist hierbei aufs sorgfältigste darauf zu achten, daß die Glasur möglichst wenig beschädigt werde.

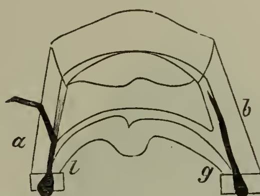
Nachdem das Pferd auf diese Art beschlagen worden, wird der gewissenhafte Schmied nicht unterlassen, zu prüfen, wie dasselbe auf den 4 Füßen steht, und wie es sich sowohl im Schritt als im Trab mit dem neuen Beschlage bewegt. Er bereitet sich hierdurch eine vorzügliche Gelegenheit, etwa begangene Mißgriffe, welche, unbeachtet gelassen, den Grund zu bedenklichen Hufleiden legen könnten, sofort zu berichtigen. Es heißt auch hier: „Einem Übel vorbeugen ist besser, als dasselbe zu kuriren."

Fig. 613.




Durchschnitt durch den Huf.
1. Hufbein. 2. Hornwand.
a gut geschlagener und richtig genieteter Nagel.
b zu tief geschlagener und schlecht genieteter Nagel.

Fig. 614.




Durchschnitt eines zu stark verkürzten und schlecht beschlagenen Hufes.
Bei 1 stützt die Sohle auf das Eisen. Bei a Vernagelung. Bei b Nagelstich und Zwicke unrichtig gekehrt.

Im Zusammenhang mit Obigem erlaube ich mir, die Aufmerksamkeit des Lesers auf vorstehende zwei Figuren 613 und 614 zu lenken, welche einige der gewöhnlichsten Fehler veranschaulichen, die sich ungeschickte oder nachlässige Schmiede beim Aufnageln des Eisens zu Schulden kommen lassen.

Auch bitte ich die Figuren 615 und 616 mit einander zu vergleichen.

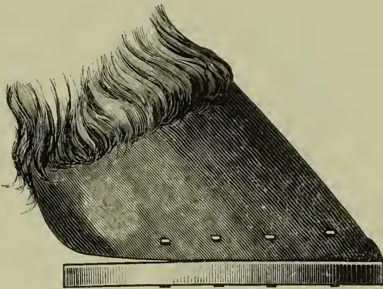
Damit hätten wir den sog. Normalbeschlag abgefertigt, und wollen wir nun einen von diesem bedeutend abweichenden Beschlag in Augenschein nehmen, der meiner Überzeugung nach berufen ist, eine vollständige Umwälzung in der bisher üblichen Hufbeschlagsmethode hervorzurufen. Ich meine den modifizirten Charlier'schen Beschlag.

Charakteristisch für denselben ist, daß er, obwohl er der Zehe vollkommen Schutz gewährt, dem Pferde keinen der mit dem Barfußgehen verknüpften Vorteile raubt. Welche diese Vorteile sind, habe ich bereits in der Einleitung zu vorliegendem Kapitel dargelegt. Nichtsdestoweniger kann ich mir nicht das Vergnügen versagen, hier die Ansicht eines erfahrenen Fachmannes über das Barfußgehen der

Pferde wiederzugeben. Der mehrfach von mir zitirte Verfasser des lesenswerten Werkes: „Die Bein- und Hufleiden der Pferde“ äußert sich nämlich hierüber wie folgt:

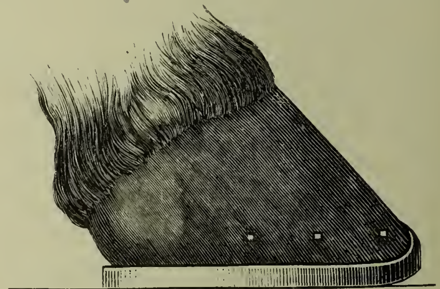
„Barfußgehen der Pferde ist vorteilhaft und zwar jedes Pferd so viel barfuß gehen zu lassen, als es sein Dienstgebrauch und die Beschaffenheit seines Hufes gestattet. Bei Reit- und namentlich Militärpferden wird es nach meiner Erfahrung immer möglich sein, sie den größten Teil des Winters, nämlich während der sog. Bahnperiode, barfuß gehen zu lassen und sie allmählich daran zu gewöhnen, in dieser Zeit der Dressur in bedeckten, oder mit gutem Fluß- oder künstlich gemahlenem Schlackensande 8—12 cm hoch aufgeschütteten offenen Bahnen gänzlich barfuß gehen zu lassen.

Fig. 615.



Fehlerhaft beschlagener Huf mit Abrichtung des Eisens.

Fig. 616.



Richtig beschlagener Huf.

Ob man auch während der Übungsperiode die Pferde vorne oder hinten oder auf allen 4 Füßen zeitweise barfuß gehen lassen kann, wird vornehmlich von der Bodenbeschaffenheit des Terrains und der Übungsplätze abhängen. Immer empfehle ich, wenn die Verhältnisse dies irgend ermöglichen — und im Frieden, sofern eine entsprechende Zahl gut ausgebildeter und beaufsichtigter Beschlagschmiede zu Gebote steht, dürfte dies fast immer der Fall sein — die Pferde nach Abnahme des Beschlages 2—5 Tage barfuß gehen zu lassen, ehe die Eisen, seien es die alten oder neuen, wieder aufgelegt werden.

Um dies durchzusetzen, ist es zweckmäßig, die Tiere niemals gleichzeitig auf allen 4 Füßen, sondern nur paarweise, vorne und hinten, mit etwa 14 Tagen Zwischenraum beschlagen zu lassen. Dadurch wird auch das lange Verweilen des einzelnen Tieres an der Schmiede, was so oft zu unangenehmen Zwischenfällen führt, vermieden, und im Falle die Notwendigkeit des Neubeschlages plötzlich eintritt, ist derselben leichter und schneller abzuhelfen. Das Abnehmen der alten Eisen

muß allerdings sehr sorgfältig geschehen, damit jedes Ausbrechen der Hufwand vermieden wird, und der Tragrand darf dann gar nicht abgenommen, sondern nur rund geraspelt werden.

Dies Verfahren hat den weiteren Vorteil, daß die Schmiede zu sehr sorgfältiger Behandlung der Hufe gezwungen sind, was zu deren Konservirung nur beitragen kann.

Was man bei Konsequenz und richtigem Verfahren erreichen kann, haben mir meine eigenen Pferde bewiesen, bei denen ich es ohne Ausnahme durchgesetzt habe, sie je nach dem besseren oder schlechteren Boden der Garnison 8—10 Monate im Jahr barfuß zu reiten — bei starkem Gebrauch. So habe ich in Glogau in 1½ Jahren meine Pferde durchschnittlich 8 Monate im Jahr barfuß geritten unter stärkster Beteiligung bei Schnitzeljagden und Offiziersrennen. Mehrere erste Preise in Hindernisrennen habe ich auf barfüßigen Pferden davongetragen.

Im Winter hat das Barfußgehen der Tiere noch ganz besondere Vorzüge. Man kann im Schnee reiten — eine für Hufe und Beine, der größeren Weichheit und Elastizität der Unterlage wegen, wie auch durch die elektrische Einwirkung der Schneeteilchen auf die warme Haut äußerst gesunde und vorteilhafte Bewegung — ohne durch die lästigen, sich sonst zwischen den Eisen bildenden Ballen behindert zu werden. Auch bei Glatteis reitet man nach meiner Erfahrung auf barfüßigen Tieren sicherer, als auf geschärften oder mit scharfen Steckstollen versehenen. Ich hatte im Winter 1870—71 unter meinen drei Reitpferden eine kleine, sehr flotte braune Stute polnischer Herkunft, welche den ganzen Winterfeldzug vom November bis Ende Februar barfuß mitmachte. In der Eis- und Schneeperiode vor Montmédy und Mezières im Dezember und Januar 1870—71 ritt ich sie vorzugsweise, da sie auf glatten Wegen und Hängen in starken Gangarten sicherer ging, als meine anderen Pferde mit geschärften Eisen im vorsichtigen Schritt.

Wenn ich nun auch in einer nunmehr etwa vierzigjährigen Periode, während welcher ich derartige Beobachtungen meine Aufmerksamkeit zuwandte, eine größere Anzahl Pferde kennen lernte, welche bei ziemlich starkem Gebrauch 8—10 Monate im Jahre barfuß gehen konnten, so erinnere ich mich doch nur eines einzigen Pferdes, welches stets und selbst bei andauernden Märschen auf Chausseen barfuß ging und dabei einen zugleich so harten und schnellwachsenden Huf besaß, daß derselbe alle 8 Wochen noch künstlich etwa ¾ bis 1 Zoll verkürzt werden mußte.

Im Ganzen bildet das Barfußgehen die Quintessenz jeder richtigen Huf- und Beinkonservirung. Ganz irrig ist die vielfach gehegte Idee, als könne durch Barfußgehen jemals Hornspalt entstehen. Alle Ausbröckelungen und Risse im Trag-

rande der Hornwand führen niemals zu Hornspalt, sondern wird im Gegenteil Barfußgehen mit bestem Erfolg zu dessen Heilung angeordnet."

Ein anderer hochgeschätzter Fachmann, der Königl. sächsische Landstallmeister Graf zu Münster-Moritzburg, empfiehlt ebenfalls auf das wärmste, die Pferde so viel wie möglich barfuß gehen zu lassen, verwendet aber in den Fällen, wo dies unthunlich, das modifizirte Charlier-Eisen. Da Graf zu Münster der Chef eines großen Landgestüts ist und während dieser seiner Thätigkeit in die Lage gekommen ist, praktisch zu erproben, was er als gut und nützlich anempfiehlt, fallen seine Worte schwer in die Wagschale. Ich erlaube mir auch deshalb hier einen Auszug aus einem Artikel zu bringen, den der Graf in Nr. 3 des „Hufschmieds" pro 1885 veröffentlicht hat.

„Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Pferde bei normalen Hufen das sicherste und beste Gehen ohne Eisen haben und daß Beschläge nur angewendet werden müssen, wenn entweder ein mangelhafter Huf zu schützen ist oder die Gebrauchsanforderungen ein Beschlagen bedingen. Höchst selten ist der vollständige Gebrauch eines Pferdes ohne jedes Eisen möglich und kommt natürlich alles darauf an, die Art des Beschlages den Verhältnissen, in welchen das Pferd gebraucht wird, richtig anzupassen. Wer da meint, daß es nur einen richtigen Beschlag gibt, welcher unter allen Verhältnissen den Vorzug verdient, der hat nicht Gelegenheit gehabt, die total verschiedenen Momente zu beobachten, welche, je nach Verschiedenheit der Gebrauchszwecke und der Verhältnisse, einen entsprechenden Beschlag fordern.

So hat auch der Gebrauchszweck, verbunden mit hufsanitären Rücksichten, die einzige Veranlassung gegeben, welche im Königlichen Landstallamt zu Moritzburg das modifizirte Charlier-Eisen (dasselbe ist viel kürzer als das ursprüngliche Charlier-Eisen, welches dieselbe Länge hatte wie die englischen und die Hornwand bis zu den Trachten einfaßte) thunlichst zur Einführung gelangen ließ.

Die jungen Hengste kommen im Landgestüt meistens schon dreijährig zur Dressur, sind ohne Kraft, aber übermütig, so daß bei der Dressur auf dem Zirkel selbst bei regelmäßiger Stellung und gutem Gang die Hufe oft direktionslos voreinander gesetzt werden. Beschlägt man sie mit gewöhnlichen Eisen, so übt dasselbe leicht einen nachteiligen Einfluß auf die Hufbewegung aus, zumal durch ein Wintereisen, was gegen 750 Gramm wiegt, das Schlagen eines Überbeines als geringstes Übel unvermeidlich wird. So lange als möglich läßt man sie deshalb ohne jedes Eisen gehen: jedoch macht sich dies nicht allzulange, da der vorhandene Kies eine allzuschnelle Abnützung der Zehenwand verursacht und die Anwendung eines Schutzmittels notwendig werden läßt. Da nun in London schwere Omnibuspferde Jahr aus und ein ohne jeden Nachteil mit modifizirten Charlier-Eisen be-

schlagen werden, welche an Leichtigkeit nichts zu wünschen übrig lassen, so gab dies die Veranlassung, den Versuch damit auch bei den Hengsten im Landgestüt zu machen.

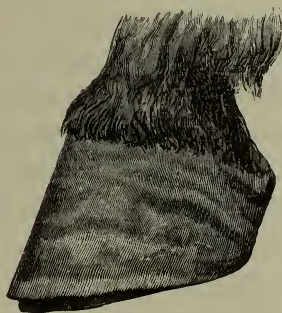
Das modifizirte Charlier-Eisen wird von 1 cm starkem und ebenso breitem Griffstahl angefertigt und deckt nur die Zehenwände bis an die weitesten Stellen des Hufes, ähnlich einem sog. Zeheneisen, nur daß es schmäler ist und in die

Fig. 617.



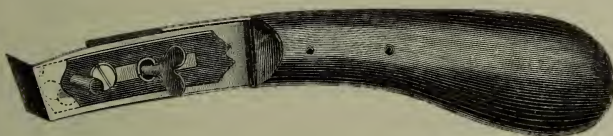
Modifizirtes Charlier-Eisen.

Fig. 619.



Zum Charlier-Beschlag hergerichteter Huf.

Fig. 618.



Messer zum Herrichten der Hufe für den Charlier-Beschlag.

Hornwand eingelassen wird (Fig. 617). Es darf nicht breiter als die Hufwand sein, verläuft an beiden Enden flach, hat meist nur 4 Nagellöcher und ist gefalzt.

Zur Auflegung dieses Eisens muß derjenige Teil der Wand, wohin das Eisen zu liegen kommt, mittelst eines dazu eingerichteten Messers (Fig. 618) in der Stärke des Eisens ausgeschnitten werden (Fig. 619), so daß das Eisen, wenn es mit den 4 kurzen Nägeln aufgeschlagen ist, vollständig mit der Sohle und der äußeren Wand sich vergleicht. Der Pferdehuf hat also beschlagen genau dieselbe Form, wie sonst jeder unbeschlagene Huf, denn der ausgehobene Hufrand ist durchs Eisen ersetzt.

Da ein solches Eisen nur 120 gr wiegt, so hat es keinen nachteiligen Einfluß mehr auf den Gang und tritt das Pferd ebenso sicher auf, als ob es unbeschlagen wäre, was sich im Winter bei Glätte ebenso vorteilhaft erweist, als bei Schnee, wo kein Ballen stattfinden kann. Alle derartig beschlagenen Pferde gehen hier

Winter und Sommer mit ein und demselben Beschlage, was als einer der wichtigsten Vorzüge für die vorhandenen Verhältnisse betrachtet wird. Die Dauer des Beschlages stellt sich hier auf 6—8 Wochen heraus, jedoch sind die Eisen dann so dünn, daß sie nicht nochmals zu verwerten gehen.

Die Vor- und Nachteile, die sich bei diesem Beschlage unter den hiesigen Verhältnissen herausgestellt haben, sind nach einer vierjährigen Erfahrung folgende:

In sanitärer Hinsicht erleichtert dieses Eisen die Reinhaltung des Hufes und haben alle Hufleiden, wie z. B. Strahlfäule, Strahlkrebs, eingezogene Wände und Zwanghuf merkbar abgenommen.

Die Hufe haben beinahe ausnahmslos eine bessere Struktur und somit eine größere Widerstandsfähigkeit erhalten, so daß von 90 Hengsten 76 mit diesem Beschlage ununterbrochen gehen konnten.

Hornspalten kommen merkwürdiger Weise gar nicht mehr vor. Sogar bei einem älteren Hengste, bei dem die Hornspalte früher jeden Sommer wieder hervortrat, ist dieselbe verschwunden.

Alle diese konstatirten Vorteile erklären sich dadurch, daß bei dem mit dem Charlier-Eisen beschlagenen Pferde die Abnutzung des Hufes auf naturgemäße Weise erfolgt. Das ganze Gewicht des Körpers ruht bei jedem Tritt gleichmäßig auf allen Teilen des Hufes, welche naturgemäß zum Tragen der Last bestimmt sind und werden dieselben in entsprechender Thätigkeit erhalten, wodurch sie sich sowohl schneller ersetzen als auch eine größere Widerstandsfähigkeit erhalten. Man sieht dies deutlich an älteren Pferden, welche vielleicht nie ohne Eisen gegangen waren und nach dem ersten Charlierbeschlag einen ganz eigentümlich verzagten Schritt hatten, bis sich der Huf an die andere Lastverteilung und Thätigkeit gewöhnte und seine Struktur verändert hatte.

Die Ausdehnung des Hufes ist genau dieselbe, wie ohne Eisen, denn der Strahl bekommt die volle Last zu tragen und treibt bei jedem Schritt die Wände auseinander, weit mehr als dies bei jedem anderen Beschlage möglich ist, da die vier Nägel so weit an der Zehe sitzen, daß sich die Ausdehnung bis an diese Stellen nicht mehr wirksam zeigt.

Daß das Wachstum des Hufes an denjenigen Stellen, welche mit der Erde in Reibung treten, zunimmt, wurde deutlich dadurch konstatirt, daß ein Hengst auf einem Vorderhuf englischen und auf dem anderen Charlierbeschlag erhielt, nachdem kleine Schrauben in gleicher Höhe in die Wände beider Hufe eingedreht waren. Die Schrauben am Hufe mit Charliereisen erreichten viel früher die Sohlenfläche, als die am Hufe mit englischen Eisen, besonders nach den Trachten zu.

Als unbrauchbar stellte sich der Beschlag heraus bei Hufen mit getrennter

Wand und zu niedrigen Trachten. Noch zweifelhaft bleibt es, wie weit dieser Beschlag für Pferde brauchbar ist, welche unausgesetzt auf Chausseen gehen, da bei diesen Versuchen Erscheinungen auftreten, welche nicht mit Sicherheit dem Beschlage allein zugeschoben werden können. Nasse Chausseen haben sich durch allzugroße Abnutzung von Huf und Eisen wenigstens als bedenklich erwiesen. Glatte, harte Straßen sind, wie dies auch der Gebrauch in London beweist, dem Beschlage ebenso günstig als der weiche Boden. In jedem Fall wird bei starkem Gebrauch der Griffstahl nicht lange genug aushalten und müßte zu Bessemerstahl gegriffen werden.

Was nun die erforderliche Kunstfertigkeit für diesen Beschlag anbelangt, so ist das Abschmieden und Auflegen durchaus nicht schwieriger Art, doch wollen gewisse Momente sorgsam berücksichtigt sein und erfordert die Manipulation einige Übung. Dahingegen kann dann an einem Huf viel weniger verdorben werden als mit jedem anderen Beschlage, weil sich die Folgen eines falschen Beschlages sofort durch Lahmgehen erweisen, aber nie später als hinkender Bote erst zum Vorschein kommen. Ein Vernageln ist beinahe unmöglich, denn die kurzen Nägel berühren nie die weiße Linie und kommen demnach auch bald aus der Wand wieder heraus.

Wer viel mit Pferdehufen zu thun hatte, dem wird wohl auch die Erscheinung geworden sein, als ob die Hufe, welche einmal angefangen haben, brüchig und spröde zu werden, es dann auch leicht immer bleiben. Daher provozire man dies nicht und beschlage lieber bei Zeiten nach Charlier, damit der Huf gut bleibe.

Schwierig erscheint die Frage, wann der modifizirte Charlierbeschlag mit Sicherheit vorteilhaft anzuwenden sei und kann da mit voller Überzeugung behauptet werden, daß dies bei allen jungen, in der Dressur befindlichen Pferden, so lange die Zehe nicht zu weit schon abgelaufen ist, sowie bei Neigung zu Zwang- oder Bockhufen, überhaupt wo Zeheneisen anzuraten sind, unbedenklich geschehen kann, sobald der betreffende Schmied die richtige Erfahrung besitzt. Es ist darauf zu achten, daß der Huf nicht zu weit abgelaufen ist, besonders an der Zehe, und ist zu Anfang das Eisen nicht ganz voll einzulassen, ferner daß die innere obere Kante des Eisens, welche an die weiße Linie zu liegen kommt, etwas abgerundet wird und schließlich das Eisen sorgsam ebengerichtet und eingepaßt ist.

Mit der Einführung dieses Beschlages im Landgestüt allhier ist auch die Huferhaltung eine wesentlich leichtere geworden und sind auffallend weniger Hufkrankheiten zum Ausbruch gekommen. Nach diesen Erfahrungen gibt es keinen Beschlag, welcher geeigneter sein könnte, die Hufe in normale Verfassung zu bringen und zu erhalten."

So weit die Ausführungen des Grafen zu Münster, mit welchen meine per-

sönliche Erfahrung insofern übereinstimmt, daß ich alles Gute, was der Graf über das modifizirte Charliereisen äußert, vollinhaltlich bestätigen kann. Nur möchte ich demselben im Gegensatz zu dem geehrten Herrn Verfasser noch hinzufügen, daß dieser Beschlag bei guter Hufpflege zweifelsohne für Pferde jeglicher Art und nahezu für alle Gebrauchszwecke mit gleichem Erfolg zu verwenden sein dürfte. Speziell glaube ich nicht daran, daß Frost oder Schnee den Nutzen des Charliereisens aufheben könne; schreibt doch Graf zu Münster selbst, daß sich dieser Beschlag bei den Pferden im sächsischen Landgestüte auch im Winter bei Glätte und Schnee prächtig bewährt habe. Bei meinen Juckern und Arbeitspferden, die beinahe täglich alle möglichen Bodenarten betreten mußten — Pflaster, tiefen Sand und harte Chaussee — war dies der Fall, und was besonders die harten Wege betrifft, gibt es wohl keine Straße, die an Härte mit dem Pflaster der englischen Hauptstadt wetteifern könnte, wo die Omnibuspferde Jahr aus Jahr ein ihren anstrengenden Dienst mit Charliereisen unter den Füßen verrichten. Allerdings gönnt der Engländer seinen Fohlen Sommer und Winter genügende Bewegung im Freien, wodurch die Hufe umsomehr an Widerstandsfähigkeit gewinnen, als sie nicht durch frühzeitigen Beschlag mutwillig verdorben werden. Diese an den Erfolg des hier in Rede stehenden Beschlages geknüpften Bedingungen sollten aber meiner Auffassung nach demselben erst recht größere Verbreitung verschaffen, denn daß Mangel an Luft, Bewegung und rationeller Hufpflege bei uns als die Krebsschäden der landesüblichen Aufzuchtsmethode zu betrachten sind, wird wohl Niemand bestreiten wollen. Ein im übrigen praktischer Beschlag, der geeignet ist, diese Erbübel aus der Welt zu schaffen, müßte daher logischerweise als ein wahrer Segen begrüßt werden.

Außer in England, Frankreich und Deutschland ist das modifizirte Charliereisen auch in Amerika erprobt worden. Mir liegt hierüber eine vor etlichen Jahren bei einem Meeting der landwirtschaftlichen Gesellschaft in Massachusetts gemachte Mitteilung eines erfahrenen Züchters und Landwirts vor. Derselbe berichtete, daß er seine sämtlichen Pferde mit dem modifizirten Charliereisen (tips à la Charlier) beschlage, und obgleich er auch bergab und auf den härtesten Straßen immer sehr schnell fahre und meistens nur elende Klepper zu seinen Fuhren benutze (er äußerte wörtlich: „J am afraid J drive very hard down hill, ane J am in the habit of driving cripples“) nie über schlechte Hufe bei seinen Pferden zu klagen gehabt habe. Eines Tages sei er im Galop auf die eisbedeckte Fläche des nahegelegenen Sees hinausgeritten, wo die Leute mit Eisfuhren beschäftigt waren und da habe sein mit „Charlier tips“ beschlagenes Reitpferd sich besser auf den Füßen erhalten, als die mit hohen und scharfen Stollen versehenen Zugpferde. Ich gestehe, daß mich solche der Praxis entnommene Beispiele in der Auffassung bestärkt haben,

daß das modifizirte Charliereisen eine vollständige Umwälzung in der bisher üblichen Beschlagsmethode herbeiführen wird. Von dieser Überzeugung geleitet, erlaube ich mir hinzuzufügen, daß Modelleisen, die nötigen Werkzeuge, sowie eine in Broschürform erschienene ausführliche Gebrauchsanweisung von dem englischen Veterinär Mr. Henry W. Stewens, M. R. C. V-S. Park Lane, London, bezogen werden können.

Ich bezweifle keinen Augenblick, daß jeder Versuch mit dem hier geschilderten Beschlage uns dem von allen gebildeten Pferdefreunden herbeigesehnten Zeitpunkt näher bringen wird, wo das von unseren Vorfahren ererbte Hufeisen einem Beschlage weichen muß, der die naturgemäßen Verrichtungen des Hufes fördert, anstatt dieselben zu behindern.

Die vielfachen mit dem Aufnageln der Eisen verknüpften Gefahren und Übelstände haben erfinderische Köpfe dazu veranlaßt, sich mit der Idee zu beschäftigen, ob es denn nicht möglich sei, die althergebrachte Befestigungsart mittelst Nägel durch eine minder riskante Methode zu ersetzen. Alle in dieser Richtung vorgenommenen Versuche haben jedoch bis in neuester Zeit ein vollständig negatives Resultat ergeben. Die sog. Hufsandalen wollten teils nicht halten, teils waren dieselben so komplizirter Art, daß sie in der Praxis zu keiner Verwendung gelangen konnten. Was von ähnlichen Vorrichtungen unbedingt gefordert werden muß, ist eben 1) daß sie das Eisen unbedingt festhalten; 2) daß sie nicht brechen; 3) daß sie nirgends einen schmerzhaften resp. schädlichen Druck verursachen; 4) daß sie nicht zu komplizirt sind; und 5) keine Herrichtung des Hufes erfordern.

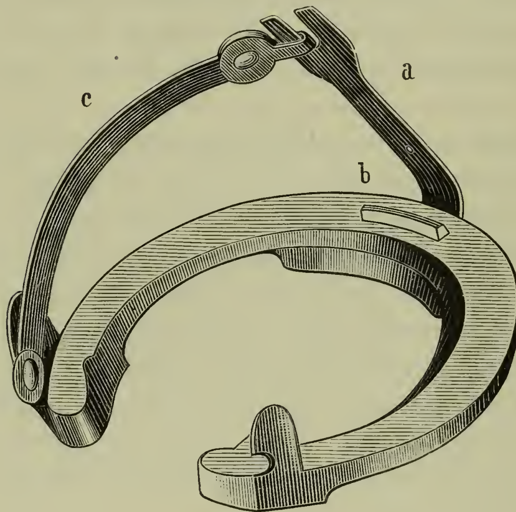
Falls man englischen Berichten Glauben schenken darf, wäre nun das Problem, eine derartige, allen praktischen Anforderungen entsprechende Hufsandale herzustellen, bereits gelöst. Auf der jüngsten internationalen Ausstellung zu Glasgow, wurde nämlich der Fachwelt eine Erfindung vorgelegt, die in dieser Beziehung nichts zu wünschen übrig lassen soll. Die angesehene Londoner Fachzeitung „The Field“, welche eingehende praktische Versuche mit dem „nailless horseshoe“ (nagelfreien Hufeisen) vorgenommen, versteigt sich sogar zu der Behauptung, daß derselbe aller Wahrscheinlichkeit nach eine totale Umwälzung in der Beschlagskunst hervorbringen werde.

Wie aus nachstehender Abbildung (Fig. 620) ersichtlich, befindet sich auf dem Zehenteil dieses Eisens eine stählerne Kappe (a), vordere Stütze genannt, welche in jedem beliebigen Winkel zu der Tragfläche des Eisens angebracht und somit der Hufform genau angepaßt werden kann. Diese Stütze oder Kappe soll sich nämlich fest an den Huf anlegen (Fig. 621).

Hinter der vorderen Stütze ist eine kleinere, ebenfalls aus Stahl angefertigte Kappe (Fig. 620 b) angebracht, die sich in einen zu diesem Zweck im Hufhorn

gemachten Einschnitt einlegt. Für den Fall, daß die Beschaffenheit des Hufhorns einen solchen Einschnitt nicht vertragen sollte, läßt sich derselbe ohne irgend welche Ungelegenheit durch zwei zu jeder Seite der Zehe in entgegengesetzten Winkeln angebrachte Zapfen ersetzen. Außer des eben erwähnten seichten Einschnittes bedarf der Huf keiner wie immer gearteten Herrichtung.

Fig. 620.



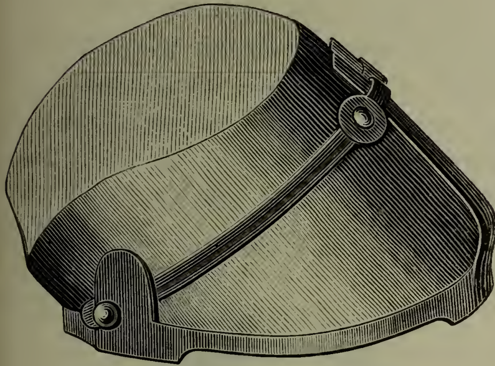

Hufeisen ohne Nägel.
a Vordere Stütze, b Zehenkappe, c Stahlspange.

An den Trachtenenden des Eisens zeigte das ursprüngliche Modell je eine starke Aufzugskappe (Fig. 621); neuerdings sind diese jedoch durch kleinere Kappen ersetzt worden, welche ebenso gute Dienste leisten. An diese Kappe wird die Stahlspange (Fig. 620 c) befestigt, das, längs der Hufkrone laufend, mittelst einer Schlaufe festen Halt an dem gabelförmigen Ende der vorderen Stütze findet. Indessen hat der Erfinder neuestens auch an dieser Spange eine Änderung vorgenommen, indem dieselbe jetzt nicht mehr, wie in Fig. 622, zweiteilig, sondern aus einem Stück angefertigt wird. Eine dritte Gabelzacke und eine dritte, mittlere Schlaufe ermöglichen die sichere Befestigung der neuartigen Spange.

Das Anlegen einer solchen Sandale ist eine überaus einfache und leichte Sache. Man braucht zu diesem Zwecke nur den betreffenden Huf aufzuheben, das Eisen zu richten, die Spange umzulegen und die mittlere Schlaufe auf die Gabel der vorderen Stütze aufzuziehen. Sobald dies geschehen (Fig. 623), liegt das Eisen vollkommen sicher. Die Zehenkappen verhindern das Vorrutschen; einer Veränderung der normalen Lage nach rückwärts wirken die Zehenkappen und die Spange entgegen und daß das Eisen nicht verloren gehen kann, wird durch die Stahlspange und die vordere Stütze verbürgt. Daß nirgends ein Druck auf den Huf ausgeübt und die Ausdehnung desselben in keiner Weise beschränkt wird, sind weitere Vorteile dieser Sandalen, die theoretisch viel zu versprechen scheinen. Was praktisch von denselben zu halten ist, wird sich wohl bald ergeben. Einstweilen gibt man sich in englischen Fachkreisen in dieser Beziehung sehr hoch gespannten

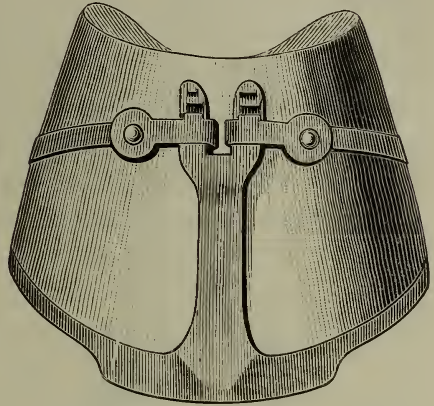
Erwartungen hin. Eben deshalb habe ich auch geglaubt, dem „nagelfreien Eisen" hier einen Platz einräumen zu sollen, denn wer seine Pferde nicht barfuß gehen

Fig. 621.



Seitenansicht eines an den Huf befestigten Hufeisens ohne Nägel.

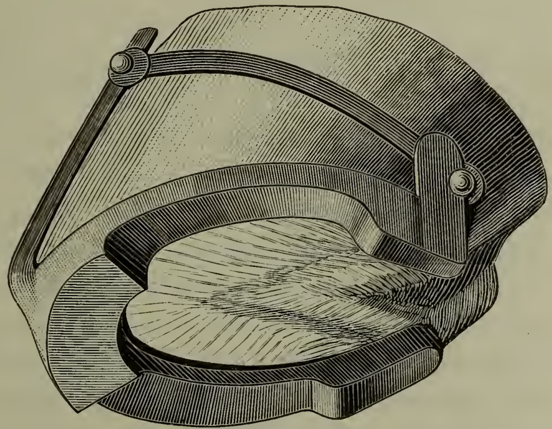
Fig. 622.



Vordere Ansicht eines an den Huf befestigten Hufeisens ohne Nägel.

oder mit „Charlier tips" beschlagen lassen will, wird vielleicht nichts gegen ein solides Eisen ohne Nägel einzuwenden haben. Und damit wäre schon ungemein viel für die Konservirung der Hufe gewonnen, wenn — der „nailless horseshoe" sich besser bewährt als ältere Erfindungen ähnlicher Gattung.

Fig. 623.



Ein an den Huf befestigtes Hufeisen ohne Nägel von unten gesehen.

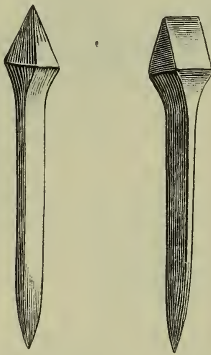
## Der Winterbeschlag

kann mit Recht als der dunkelste Punkt der Hufbeschlagslehre bezeichnet werden, denn nicht genug an dem, daß das Problem der Herstellung eines in jeder Beziehung befriedigenden Winterbeschlages immer noch ungelöst dasteht, vermehren die bisher üblichen Schärfungen nur die vielen Übelstände des gewöhnlichen Beschlages. Da indessen die meisten meiner Leser sich kaum von einem kurzen Hinweis auf die auch im Winter sehr praktischen Charlier-tips be-

friedigt fühlen dürften, sehe ich mich genötigt, auch die gebräuchlichsten Schärfungsmethoden Revue passiren zu lassen.

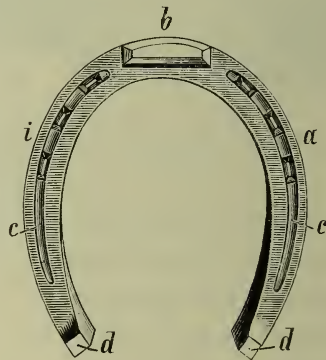
Die einfachste Schärfung geschieht mittelst sog. Eisnägel (Fig. 624), die gewöhnlich auf die Art angebracht werden, daß man einen oder zwei Zehennägel auf jeder Seite aus dem Eisen entfernt und dafür die mit geschärften Köpfen versehenen, gehärteten und keilförmigen Eisnägel einschlägt. Da aber diese Schärfung wegen der schnellen Abnützung der Eisnägel jedesmal, wenn das Pferd herausgenommen wird, erneuert werden muß, was dem Hufhorn nicht zuträglich sein kann, sind Eisnägel, die nur an das Eisen befestigt werden, entschieden vorzuziehen. Sollten Nägel dieser Gattung angewendet werden, dann sind besondere Nagellöcher

Fig. 624.



Eisnägel.

Fig. 625.




Bodenfläche eines linken Hintereisens.
a Äußere Seite; i innere Seite; b Griff; c Falz; d Stollen.

in das Eisen zu schlagen, von welchen zwei an der Zehe und eines an dem Ende jedes Eisenschenkels angebracht werden. Diese Löcher werden in schiefer Richtung nach aufwärts eingeschlagen, so daß der Eisnagel knapp vor dem Tragrand herauskommt, worauf er niedergebogen und abgezwickt wird.

Die Eisnägel sind jedoch, wie gesagt, nur als ein Notbehelf zu betrachten. Dies erklärt die noch immer bestehende Vorliebe für scharfe Stollen. Ich bin jedoch so fest von der Schädlichkeit aller Arten von Stollen überzeugt, daß ich mir nicht das Vergnügen versagen kann, gegen dieselben ins Feld zu ziehen. Zu diesem Zwecke will ich zuerst die auch an Sommereisen vorkommenden Stollen (Fig. 625) besprechen. Was diese betrifft, erklären deren Anhänger, daß dieselben, nachdem sie dem Pferde einen sicheren Gang verleihen, stets von Nutzen sind, für schwere Zugpferde aber geradezu unentbehrlich bezeichnet werden müssen.

Nun, wenn die Stollen wirklich das Ausgleiten verhüten sollen, müssen die-

selben sehr hoch sein, denn daß der in Rede stehende Zweck mit niedrigen Stollen nicht erreicht wird, lehrt die tägliche Erfahrung. Außer daß, wie wir weiterhin sehen werden, die Schädlichkeit der Stollen mit ihrer Höhe zunimmt, sind aber hohe Stollen auch einer verhältnismäßig sehr schnellen Abnützung unterworfen. Schon nach Verlauf von 8 Tagen pflegt der äußere Stollen auf die Hälfte und der innere auf ein Viertel seines ursprünglichen Umfangs reduzirt zu sein. Nach 14 Tagen ist kaum noch etwas von dem äußeren Stollen zu sehen und an dem inneren Eisenschenkel läßt sich nur noch ein Stollenstumpen wahrnehmen. Daß diese Stumpen das Ausgleiten eher fördern als verhüten, kann jeder Stallknecht bestätigen. Nichtsdestoweniger bleibt das Eisen in dieser Gestalt 4—6 Wochen liegen. Das Pferd geht also die letzten Wochen vor Erneuerung des Beschlags faktisch auf stollenlosen Eisen und da es auch während dieser Zeit seine gewöhnliche Arbeit ohne Anstand verrichtet, ist wohl die Frage berechtigt, weshalb es nicht ebenso gut beständig die Stollen entbehren könnte.

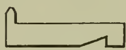
Wenn wir uns aber nun in Anbetracht dieser nicht zu bestreitenden Thatsachen zugestehen müssen, daß der Nutzen der Stollen in den meisten Fällen ein eingebildeter ist, werden wir selbstverständlich den unleugbaren Nachteilen derselben um so größere Beachtung schenken müssen. Zu diesen zählt in erster Reihe, daß die Stollen den Strahl vom Erdboden entfernen und so seine Wirksamkeit aufheben. Die unausbleiblichen Folgen hiervon sind, daß der Hufmechanismus gestört, die Ernährung der Weichteile des Hufes herabgesetzt und die Hornbildung vermindert werden, was Alles ein zunehmendes Schwinden des Hornstrahles nach sich zieht. Sobald dieser aber zu schwinden beginnt, wird auch der Hufmechanismus noch mehr in Mitleidenschaft gezogen. Die Hufwände ziehen sich in den Trachten zusammen, die Elastizität des Ganges nimmt ab und die Diensttauglichkeit des Pferdes erleidet eine bedeutende Einbuße. Dies ist hauptsächlich das Resultat des Umstandes, daß alle Stöße, von welchen die Extremitäten während der Bewegung getroffen werden, mit ungebrochener Heftigkeit sich bis zu den Gelenken, Sehnen und Bändern fortpflanzen und hier Anlaß zu Entzündungen, Verkürzungen der Sehnen und Bänder u. s. w. geben.

Ein weiterer Übelstand der Stollen ist, daß sie das Eisen schwerer machen, wodurch einerseits den bei der Bewegung thätigen Sehnen und Gelenken eine größere Anstrengung auferlegt wird und anderseits zur Befestigung des Eisens mehr Nägel genommen werden müssen, was außer einer weiteren Beschränkung der Elastizität des Hufes eine sich stets erneuernde Beschädigung der Hufwand herbeiführt. Und schließlich darf auch nicht übersehen werden, daß die mit Stollen versehenen Eisenschenkel leicht Anlaß zum Streichen geben.

Eisen, die außer dem Stollen auch einen am Zehenteil angebrachten Griff haben (Fig. 625), sind weniger schädlich als solche, an welchen der Griff fehlt. Mit letzteren steht nämlich das Pferd auf einer schiefen Fläche, wodurch nicht nur die natürliche Stellung und Belastung der Extremitäten verändert wird, sondern auch die Sehnen und Bänder leiden. Alle die hier erwähnten Übelstände treten schärfer bei den vorderen als bei den hinteren Extremitäten zu Tage, weil erstere den größeren Teil des Körpergewichts zu tragen haben. Sollte also irgend ein Pferdebesitzer seine Pferde durchaus auch im Sommer mit Stolleneisen beschlagen wollen, so möge er wenigstens solche nur unter die Hinterhufe der armen Tiere legen.

Für diejenigen meiner Leser, welchen der Glauben an die Unentbehrlichkeit der Stollen ins Fleisch und Blut übergegangen, habe ich hier die Abbildung eines Stolleneisens beigefügt (Fig. 626), welches im Militärwochenblatte Nr. 66, 1882, von einem Regimentskommandeur der Kavallerie aufs wärmste empfohlen worden ist. Die Stollen dieses 1 cm dicken Eisens werden dadurch gebildet, daß man die untere Fläche desselben auf etwa 4 cm vor dem zu formirenden Stollen schräge um $^1/_2$ cm tief ausschneidet, so daß am Fersenrande ein etwa 1 $^1/_2$ cm langer und $^1/_2$ cm hoher Stollen entsteht. Trage- und Bodenfläche des Eisens bleiben dabei völlig horizontal und doch gibt der so entstandene Stollen dem Huf einen besseren Halt gegen Gleiten. Daß das Eisen kurz vor dem Fersenrande etwas geschwächt wird, hat den ferneren Vorteil, daß es hier leichter federt, während die Stärke von 5 mm an der schwächsten Stelle, die außerdem, weil sie dem Boden entrückt ist, am wenigsten durch Verschleiß leidet, bei guter Eisenqualität völlig ausreicht, um ein etwaiges Brechen zu verhüten.

Fig. 626.



Vereinfachtes Stolleneisen.

Oberstlieutenant Spohr berichtet in seinem mehrfach zitirten Werke: „Die Bein- und Hufleiden der Pferde", daß die Proben, welche er Gelegenheit hatte, mit dieser „ebenso einfachen und praktischen, wie sinnreichen Konstruktion" vorzunehmen, durchaus zufriedenstellend ausgefallen. Nach vierwöchentlichem Gehen auf ziemlich hartem, steinigem Boden waren immer noch etwa 2 mm Stollenhöhe vorhanden. Ein Brechen des Eisens an der schwachen Stelle kam nicht vor.

Das Gerede von der Unentbehrlichkeit der Stollen wird am besten durch die Thatsache widerlegt, daß die Pferde in England und Frankreich sich auch in sehr bergigem Terrain vortrefflich ohne dieselben behelfen. Dieselbe Erfahrung ist auch in Deutschland gemacht worden. Eine der größten Autoritäten auf dem Gebiete der Hufbeschlagskunst, der weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus be-

kannte Graf Einsiedel, schreibt hierüber im „Hufschmied“ Nr. 7, 1885: „Ganz abgesehen von dem Beweise, den Frankreich und England liefert, dürfte die Thatsache sprechen, daß z. B. in Dresden alle Pferde der Straßenbahnen vorne ohne Stollen arbeiten, daß viele schwere Rollwagenpferde in gleicher Weise beschlagen sind und daß bei mir zu Hause die Arbeitspferde meines Pächters ohne Stollen und Griffe allwöchentlich die steilen Berge der Stadt Bautzen mit schweren Getreide-, Kartoffel- und Kohlenladungen erklimmen, herabsteigen und sich dabei wohl befinden. Ich hoffe, daß dies die Anhänger der Stollen ermuntern wird, auch bei schweren Lastpferden die stollenlosen Eisen zu versuchen, und werden sie dann finden, wenn die Pferde sich an mäßiges, ihre Sehnen konservirendes Rutschen gewöhnt haben, daß ich nicht ganz unrecht habe.“

Meine eigene Erfahrung stimmt vollkommen mit dem hier Angeführten überein. In meinem Stall wurden nie Stolleneisen geduldet und dennoch mußten meine Pferde auf dem Wege zu der nahegelegenen Stadt Jönköping mehrere sehr bedeutende Anhöhen passiren, von welchen eine zu den gewaltigsten des mittleren Schwedens zählt.

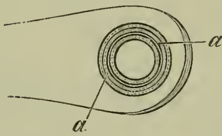
Daß die Stollen ihre Schädlichkeit durch das Schärfen nicht verlieren, liegt auf der Hand. Sie werden dadurch im Gegenteil noch gefährlicher, weil das Pferd sich mit den inneren Stollen leicht sehr bedenkliche Beschädigungen an der Krone und anderen empfindlichen Hufteilen zufügen kann. Und da nun die Eisen außerdem jedesmal, wenn die Stollen geschärft werden sollen, abgenommen werden müssen, wodurch auch der beste Huf ruinirt wird, ist es jedenfalls als ein Fortschritt zu begrüßen, daß in neuerer Zeit solche Stollen, die je nach Bedarf an das Eisen befestigt oder von demselben entfernt werden können, allgemeine Verbreitung gefunden.

Am gebräuchlichsten sind die sog. Schraubstollen (Fig. 628). Die Eisen, an welche Schraubstollen angebracht werden sollen, müssen alle Eigenschaften eines guten, stollenlosen Sommereisens besitzen, haben aber an den Schenkelenden zwei Schraubenlöcher (Fig. 627), welche nach unten zu eine Erweiterung zeigen (Fig. 627 a), in welche die Schraube (Fig. 628 a) versenkt liegt (Fig. 629). Die eben erwähnte Erweiterung des Schraubenloches gibt dem Stollen besseren Halt und verhindert das Abbrechen desselben. Die inneren Eisenschenkel erhalten aus nahe zur Hand liegenden Gründen stumpfe Stollen (Fig. 629). Der hier und da übliche Griff kann durch am Zehenteil des Eisens angebrachte Schraubstollen ersetzt werden.

Die größte Haltbarkeit besitzen nicht zu hohe Stollen. Stumpf gewordene Stollen können ein bis zweimal geschärft werden. Um ihnen größere Widerstandsfähigkeit zu verleihen, pflegt man sie nach dem Zuspitzen zu härten. Noch stärker

sind die neuartigen Schraubstollen mit Stahladern (Fig. 630), d. h. aus Stahl und Eisen angefertigte Stollen, so daß der Stahl den ganzen Stollen wie mit feinen Adern durchzieht. Solche Stollen sind nicht nur stärker als die gewöhnlichen, sondern schärfen sich auch sozusagen von selbst, indem sich das Eisen schneller abnützt als der Stahl.

Fig. 627.




Schraubenlöcher.

Fig. 628.

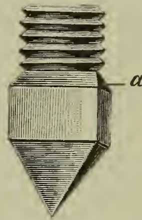
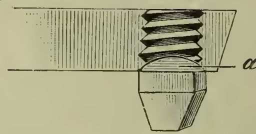
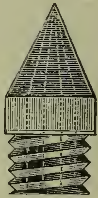



Fig. 629.




Schraubstollen.

Fig. 630.



Schraubstollen mit Stahladern.

Sowie alle Schraubenlöcher an Eisen mit Schraubstollen dieselbe Weite haben sollen, müssen auch die Schraubenenden an allen Stollen dieselbe Stärke erhalten, so daß jeder beliebige Schraubstollen zu jedem Schraubenloch passen könne.

Das Ein- und Abschrauben der Stollen wird am besten mit einem eigens hierzu angefertigten Schraubstollenschlüssel bewerkstelligt. Ein vorzügliches Modell

Fig. 631.



Schraubstollenschlüssel.

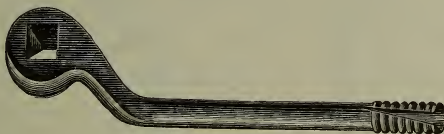
zu einem solchen ist in Fig. 631 abgebildet. Dasselbe ist englischen Ursprungs und eignet sich besonders zum Entfernen abgelaufener Stollen und Stollenstumpfe. Dieser Schlüssel, der zu Stollen jeder Form und Stärke paßt, wird aus Stahl angefertigt. Der vordere Teil (Gabel) soll nicht unter 1 cm dick sein. Vor allen Dingen sind möglichst scharfe Kanten sowohl an der gezahnten als auch an der glatten Gabelfläche herzustellen, denn dann greift er besser. Selbstverständlich muß die Gabel gehärtet werden. In Fig. 632 ist ein anderes weniger vielseitiges Modell dargestellt, welches jedoch den Vorteil bietet, daß das Griffende einen Bohrer zum Reinigen der Schraubgewinde bildet.

Da gegenwärtig mit Schraubenlöcher versehene Eisen mit dazu passenden

Schraubstollen von den größeren Hufeisenfabriken bezogen werden können, gibt es keinen vernünftigen Grund mehr für die Beibehaltung der veralteten festen Stollen.

Was mich betrifft, halte ich jedoch gute Steckstollen für noch zweckmäßiger als Schraubstollen. Der Leiter der englischen Hufbeschlagslehranstalt zu Rostock, Heinrich Behrens, rühmt den von ihm mit Vorliebe benützten amerikanischen Einsteckstollen in seinem Lehrbuch der englischen Hufbeschlagskunst folgende Vorzüge nach:

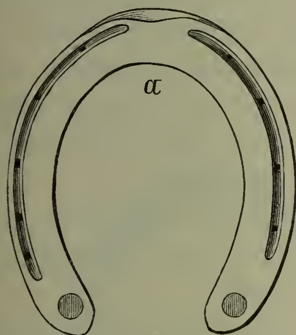
Fig. 632.



Schraubstollenschlüssel mit Bohrer zum Reinigen der Schraubgewinde.

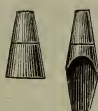
1) Ein Pferd, welches mit Steckstollen beschlagen ist, kann im Stalle die Annehmlichkeit eines Eisens ohne Stollen genießen. Die Stollen sind nämlich ohne

Fig. 633 a.



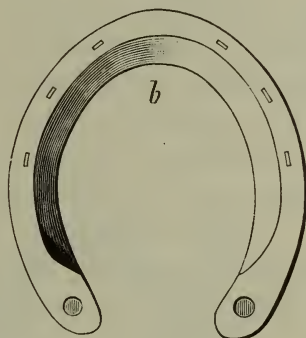

a Bodenfläche eines Eisens mit Steckstollenlöcher.

Fig. 633 c.



Steckstollen.

Fig. 633 b.




b Hufflläche eines Eisens mit Steckstollenlöcher.

Nachteil für die Stollenlöcher herauszunehmen, was bei Schraubstollen nicht der Fall ist.

2) Die ganz aus Stahl angefertigten Steckstollen sind stärker als die Schraubstollen und brechen nicht ab, wenn nur der Stahl nicht verbrannt worden und die Steckstollen im Maße zu der Größe des Pferdes und der Arbeitsleistung passen.

3) Sowohl die Steckstollen als auch die für sie bestimmten Löcher in den Eisenschenkeln sind leichter und schneller anzufertigen als Schraubstollen und Schraubenlöcher.

4) Das Schärfen des Beschlages mittelst Steckstollen ist infolge der in Punkt 2 und 3 erwähnten Umstände billiger als mittelst Schraubenstollen.

Fig. 633 a b zeigen die von Behrens benützte Eisenform. Die hierzu gehörenden Steckstollen, ein spitzer und ein stumpfer, sind in Fig. 633 c dargestellt.

Bei Anwendung der Schärfung der Pferde durch Hufeisen mit Einsteckstollen mit runden konischen Zapfen werden, nachdem das Hufeisen aufgeschlagen ist, je nach Bedürfnis entweder nur stumpfe, oder auch ein scharfer und ein stumpfer, oder zwei scharfe Stollen in die Löcher hineingesteckt — ein leichter Schlag mit dem Hufhammer oder einem anderen Instrumente auf den Kopf, resp. Spitze des Stollens genügt zu deren Einkeilung — sie drücken sich beim Niedertreten des Pferdes in das konische Loch ein und sitzen fest.

Wenn in das Stollenloch eines Hufeisens ein Stollen auch auf die vorschriftsmäßige Weise eingesteckt und eingekeilt ist, so wird, wenn dasselbe nun beim zweiten Stollen geschieht, immer eine Lösung des ersten Stollens eintreten. Es ist daher unumgänglich notwendig, daß bei Festmachung dieses zweiten Stollens auch der erste Berücksichtigung finde. Durch abwechselnd auf beide Stollenköpfe ausgeführte Schläge wird Festsitzen der Stollen mit Sicherheit erreicht.

Soll der Stollen los sein, so wird durch leichtes Schlagen von allen Seiten gegen den Kopfteil desselben, welches wiederum mittelst eines festen Gegenstandes, Hammer, Schraubenschlüssel u. s. w. geschehen kann, der Stollen gelockert und einige Schläge auf die flache Seite des Eisens bewirken sein Herausfallen. Nur bei sehr abgeschliffenen Stollen und bei solchen, die fast gar nicht gewechselt wurden, ist es notwendig, daß man, während man auf das Eisen schlägt, den Kopf des Stollens mit einer Kneipzange anfaßt.

Zu starke Schläge auf Stollenköpfe beim Einkeilen der Stollen und an die Stollenköpfe beim Lösen der Stollen, können Formveränderungen (Erweiterungen) der Stollenlöcher, also Herausfallen der Stollen veranlassen.

Die zur Anfertigung der Steckstollenverschärfung erforderlichen Werkzeuge nebst Probeeisen, Probestollen und Stahlprobe, auch Stahl zu Steckstollen, sind zu beziehen aus der englischen Hufbeschlagslehranstalt zu Rostock (siehe „Englischer Hufbeschlag von Heinrich Behrens").

Ein anderes Wintereisen ist das vom Grafen Einsiedel konstruirte Rinneisen, eine Nachbildung der englischen Renneisen. Graf Einsiedel bezeichnet diese Eisen (Fig. 634 u. 635) als einen bewährten Notbehelf für alle, selbst für schwere Arbeitspferde, bei gutem Eisenmaterial und runden Hufen. Das Vordereisen des Rinneisens ist mit einem sehr tiefen, zwei scharfe Ränder bildenden Falz versehen. Die Hintereisen sind in den Trachtenenden hoch und schmal und haben zwischen dem ersten und zweiten Nagelloch je eine Kappe, um das Eisen in der Zehe nicht zu schwächen. Da dieser Beschlag sich 30 Jahre hindurch aufs beste bewährt

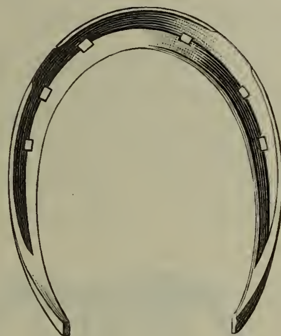
hat, ist es zu beklagen, daß die Anfertigung desselben sehr große Ansprüche an die Geschicklichkeit des Schmiedes stellt.

Fig. 636 bringt ein vor vielen Jahren vom Stabsroßarzt Neumann konstruirtes Doppeleisen, das, obgleich es sich recht gut zum Winterbeschlag eignet, nie größere Verbreitung gefunden. Wie aus der Abbildung hervorgeht, besteht dieses Eisen aus dem eigentlichen, auf gewöhnliche Art zu befestigenden, Hufeisen a

Fig. 634.

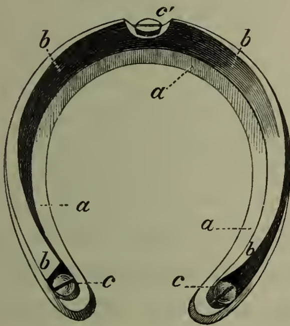


Fig. 635.



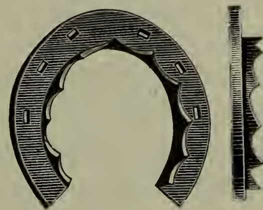
Einsiedel's Rinneisen.

Fig. 636.




Neumann's Doppeleisen.

Fig. 637.

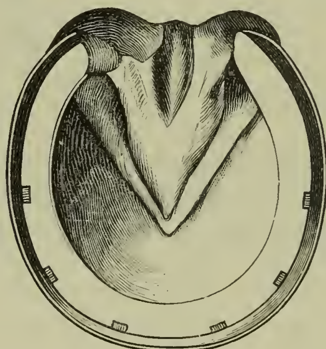


Kiuttu-Eisen.

und einem dreieckigen, unten sehr scharfen Eisen b, welches mittelst dreier Schrauben c an ersterem festgeschraubt wird. Das Eisen ist am Schluß 11 mm und an den abgerundeten Schenkelenden 13 mm hoch. Sein Gewicht beträgt 820 gr. Bei dieser Gelegenheit sei mir auch gestattet, den Leser mit einem von einem finnländischen Verehrer des Trabsports, Herrn F. Kiuttu, erfundenen Wintereisen bekannt zu machen. Dieses Eisen (Fig. 637) wird in dem finnländischen Traberkalender

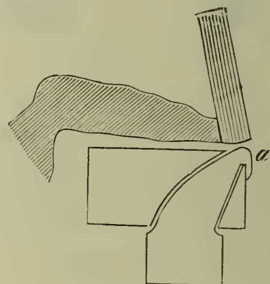
pro 1883—84 also beschrieben: „Herr F. Kiuttu hat für seinen Traberhengst Weikko, der stets eine besondere Anlage zum Streichen gezeigt, ein ebenso sinnreiches als zweckmäßiges (?) Eisen konstruirt, das vielleicht zu den zahlreichen Triumphen des Weikkos mit beigetragen. Besagtes Eisen ist aus Stahl und möglichst leicht; die innere Kante ist rechtwinklig umgebogen und mittelst der Feile zu 8 bis 10 scharfen Zacken mit nach rückwärts gerichteten Spitzen geformt. Zur Befestigung dienen 6 leichte Sommernägel. Das Kiuttueisen bringt den Vorteil mit sich, daß es dem Pferde beim Fußen einen außerordentlich sicheren Halt gewährt und außerdem eine gleichmäßigere Belastung des Hufes im Zustande der Ruhe ermöglicht, als mit gewöhnlichen Wintereisen erreicht werden kann."

Fig. 638.



Behrens' Winkeleisen.

Fig. 639.




Delpérier's genietete Stollen.

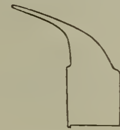
Das hier beschriebene Eisen ist offenbar eine Variation des von H. Behrens konstruirten „Winkeleisens" (Fig. 638), nur ist bei letzterem die äußere und nicht die innere Kante der Bodenfläche des Eisens umgebogen; auch fehlen die Zacken. Abgesehen von dem diesen beiden Eisen anhaftenden Übelstande, daß sie den Strahl der Berührung mit dem Erdboden entrücken, wird der Fachmann nur mit Schaudern an die furchtbaren Rucker denken können, welche bei jedem Schritt die Gelenke, Sehnen und Bänder des mit Kiuttueisen beschlagenen Pferdes treffen müssen.

Große praktische Bedeutung scheint jedoch einer neuen Erfindung auf dem Gebiete des Winterbeschlages, nämlich Delpériers genieteten Stollen (crampons rivés) zuerkannt werden zu müssen. Diese Stollen oder Nägel (Fig. 639) werden in eigens für dieselben angebrachte, schräg nach außen verlaufende, an der oberen und äußeren Kante des Hufeisens ausmündende Nagellöcher eingeschlagen und dort vernietet. Von Wichtigkeit ist, daß diese Nagellöcher ihre untere, größere Öffnung auf derselben Linie als die übrigen Nagellöcher erhalten, und daß die

obere, kleinere Öffnung auf der Kante des Eisens zu sitzen kommt. Solche Nagellöcher können sowohl an den Schenkelenden wie auch an der Zehe angebracht werden. Zu den Nägeln (Fig. 640) wird das beste Eisen genommen.

Die Vorteile der Delpérier'schen Schärfungsvorrichtung sind nach der „Monographie des Ferrures à Glace“ par M. J. B. Delpérier (Léon), Vétérinaire folgende:

Fig. 640.



Delpérier-Nagel.

1) Können die Nägel an dem Eisen festgenietet werden, ohne mit dem Hufhorn in Berührung zu kommen;
2) lassen sich dieselben im Bedarfsfalle auch von ungeübten Leuten leicht und schnell an dem Eisen befestigen;
3) halten sie länger als gewöhnliche Eisennägel, welche außerdem das Hufhorn zersplittern;
4) sind sie äußerst billig; 1000 Stück kosten nur 10 Francs;
5) passen sie für jeden Dienst, jeden Beschlag und jeden Boden;
6) verhüten sie das Ausgleiten mindestens ebensogut wie Eisnägel gewöhnlicher Gattung.

Daß die Delpérier'sche Schärfungsvorrichtung nur einen zu 12 Stunden berechneten Arbeitstag aushält, ist nicht zu bestreiten. Da es aber einerseits nicht vorteilhaft für das Pferd sein kann, auch während der Ruhe im Stalle Stollen oder Eisnägel unter den Füßen zu haben und es anderseits nur einige wenige Minuten in Anspruch nimmt, die abgenützten Nägel mit neuen zu ersetzen, welche außerdem kaum einen Pfennig per Stück kosten, dürfte die geringe Haltbarkeit dem praktischen Wert dieser Schärfungsvorrichtung kaum Abbruch thun. Thatsächlich hat dieselbe auch in Paris allgemeine Anerkennung gefunden und daselbst beinahe alle anderen Schärfungsmethoden verdrängt. Ganz besonders verdient hervorgehoben zu werden, daß die Pariser Omnibusgesellschaft seit 15 Jahren sämtliche ihre Pferde nach dem Delpérier'schen Systeme scharf beschlagen läßt. Eine Verbesserung der Delpérier'schen Schärfevorrichtung stellt das nach dem Erfinder benannte Fumet'sche Eisen dar. Dieser Beschlag besteht aus einem gewöhnlichen Eisen, das am Ende der Schenkel und an den seitlichen Zehenteilen mit Stollenlöchern zur Aufnahme von stählernen Stollen versehen ist, welch letztere die Form einer Pyramide mit der Basis eines Trapez's und eine Länge von 20—22 Millimeter erhalten haben. Das Gewicht der Stollen ist zirka 10 Gramm. Das Fumet'sche Eisen wird wie ein gewöhnliches aufgelegt. Nachdem dies geschehen, wird das Hufhorn, welches über die im Zehenteil des Eisens angebrachten Stollen-

löcher liegt, mit einem der Form jener Löcher entsprechenden warmen Eisen durch das Nagelloch hindurch etwas weggebrannt, damit es nicht auf den Stollen drücken und dessen Herausfallen verursachen könne. An den Trachtenenden haben die Stolllöcher ihre obere Öffnung außerhalb des Huftragrandes; ein Wegbrennen des Hufhornes ist somit dort nicht von Nöten. Das Einschlagen der Stollen kann mit einem beliebigen harten Gegenstand, auch von einem vollkommen ungeübten Menschen, in der kurzen Zeit von 2 Minuten bewerkstelligt werden. Ebenso leicht ist das Entfernen derselben. Da die Stollen sich beim Niedertreten fest in das Loch eindrücken, empfiehlt Mons. Fumet, dieselben zur Vermeidung von schädlichem

Fig. 641.

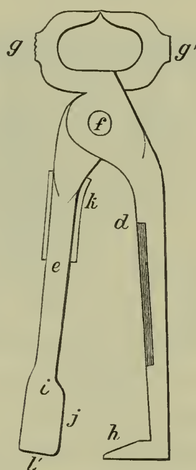
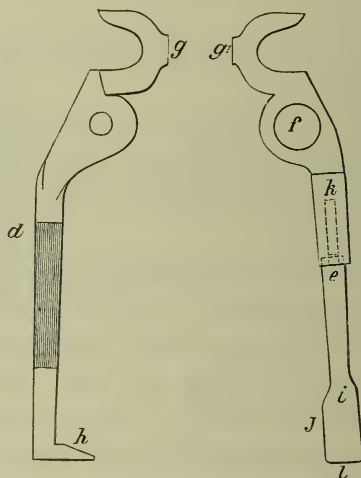



Fig. 642.




Delpérier's „Universal-Hufbeschlagsinstrument".

Druck so einzuschlagen, daß ihr freies Ende die Mündung des Stollenloches nicht erreiche oder gar überrage. Wir haben hier also eine Variation der amerikanischen Einsteckstollen vor uns. Nur ist beim Fumet'schen Eisen die Stollenöffnung keine runde, sondern wurde dieselbe der eigentümlichen Form der Stollen angepaßt. Jedenfalls scheint dieser neue Winterbeschlag entschiedene praktische Vorzüge vor dem Delpérier'schen System zu besitzen, denn die Gesellschaft der französischen Tierärzte beschloß nach genauer Prüfung, das Fumet'sche Eisen ihrem Belohnungsausschuß zu überweisen.

Delpérier bedient sich beim Gebrauch seiner Erfindung eines ebenfalls von ihm konstruirten Werkzeuges, das wegen seiner vielseitigen Verwendbarkeit wohl den Namen „Universal-Hufbeschlagsinstrument" verdient (Fig. 641 u. 642). Dieses

Werkzeug besteht aus einer kleineren Beschlagszange, die bei f auseinandergenommen werden kann. Die beiden Maulseiten bilden den Hammer (g, g'); das Ende des Schenkels (e) ist ein Wirkmesser (l) und dasjenige des Schenkels (d) ein Nietmeisel; außerdem hat der Schenkel (d) eine Raspel und eine Hauklinge bei j.

Zu den neueren Erfindungen, die den Zweck haben, einen praktischen Hufbeschlag für glatte Fahrbahnen herzustellen, gehören auch die H-förmigen Steck- und Schraubstollen von Herrn Jos. Neuß senior. Der Erfinder äußert sich über dieselben wie folgt:

„Gestützt auf die üblen Erfahrungen, welche mit den Stollen der bisher üblichen Form gemacht worden sind, habe ich Stollen konstruirt, die einen bei der Abnützung stets gleichbleibenden H-förmigen Querschnitt haben (Fig. 643, 644, 645). Die drei rechtwinklig zu einanderstehenden Stahlbahnen wirken auch dann, wenn

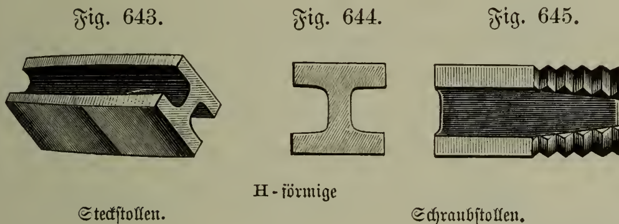


Fig. 643. Fig. 644. Fig. 645.

H-förmige Steckstollen. Schraubstollen.

die Gesamtfläche konvex geworden ist, mit ihren stets scharf bleibenden Längskanten in entgegengesetzter Richtung für den Halt auf dem Boden und verhindern also das Ausgleiten nach irgend einer Seite hin, so lange wie nur ein Stückchen des Stollens vor dem Eisen vorsteht. Daß die so konstruirten Stollen sich ebenso vorteilhaft während des Sommers auf Asphalt bewähren, als im Winter auf Eis, hat die Erfahrung gelehrt. Es lassen sich nach demselben Querschnitt sowohl Steckstollen wie Schraubstollen herstellen. Ich rate aber entschieden so viel wie möglich zu Anwendung der ersteren, denn beim Schraubstollen bleibt immer der Übelstand zu beachten, daß beim Ein- und Ausschrauben die Sehnen oder Bänder der sehr komplizirten Huf- und Fesselgelenke des Pferdes leicht gezerrt werden und es darf dreist behauptet werden, daß ein großer Teil der Lahmheiten der Pferde im Winter unzweifelhaft hierauf zurückzuführen sind. Man halte nur selbst ein Hufeisen in der Hand und lasse einen Stollen fest einschrauben, dann wird man fühlen, wieviel das Handgelenk dabei auszuhalten hat. Beim Pferde aber, welches im Moment des Ausschraubens die Fessel gebogen hält, ist die Wirkung noch viel schädlicher. Der Steckstollen dagegen wird ohne die geringste Beschwerde für das Pferd im Moment eingesetzt und entfernt. Die beiden auch durch den Schaft

gehenden Rinnen des H-förmigen Querschnitts verhindern das Abbrechen des Stollens und die daneben vorstehenden Stahlbahnen klemmen sich sowohl mit dem ununterbrochenen Gewinde beim Schraubstollen wie mit dem Conus bei den Steckstollen im Loche des Hufeisens so fest, daß bei einiger Vorsicht nie ein Stollen verloren gehen darf."

Die Neuß'schen Patentstollen, deren hier geschilderten Vorzüge theoretisch sehr einleuchtend sind, können von der Firma Leonhardt u. Comp., Berlin NW., Schiffbauerdamm 3, bezogen werden.

In nächstem Zusammenhang mit dem Winterbeschlage steht auch die Frage, wie das lästige Einballen des Schnees bei Pferden am sichersten verhütet werden kann.

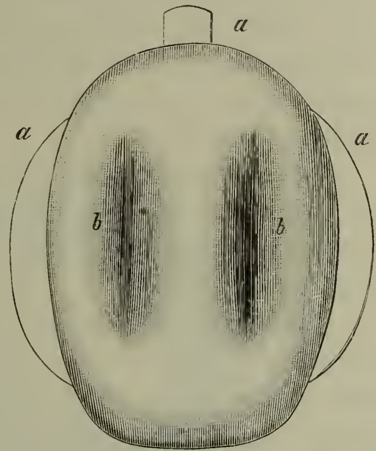
Wie bekannt, tritt sich der Schnee sehr leicht zwischen die Hufeisenschenkel und bleibt hier festsitzen; namentlich ist dies bei dem sogenannten feuchten Schnee der Fall. An diese eingepreßte Schneemasse setzt sich nun bei fortgesetzter Bewegung des Tieres immer mehr Schnee an, bis schließlich die sehr fest eingekeilte Schneemasse zu einem Ballen herangewachsen ist, welcher oft mehrere Zentimeter über die Bodenfläche des Hufeisens hervorragt. Selbstverständlich führen diese Schneeballen einen unsicheren, die Dienstleistung des Pferdes beeinträchtigenden Gang herbei, wenn sie nicht gar zum Niederstürzen des Pferdes, sowie zu Gelenk- und Sehnenlahmheiten Anlaß geben. Man hat deshalb von jeher auf Mittel gesonnen, welche das Einballen des Schnees verhüten könnten. Bevor die Einlegesohlen erfunden waren, behalf man sich mittelst Einschmieren der Sohle und des Strahles mit irgend einem Fett, wie z. B. Grüne Seife, Talg, Schweinefett u. dgl. Diese Mittel hielten jedoch nur sehr kurze Zeit vor; schon nach Verlauf einer halben Stunde war meist von dem eingeschmierten Fett nichts mehr vorhanden. Unter solchen Verhältnissen und da die meisten Pferdebesitzer es als eine absolute Notwendigkeit ansehen, die Pferde auch bei Schneewetter nur beschlagen herauszunehmen, sind die Einlegesohlen als eine wahre Wohlthat zu begrüßen.

Die älteren Gummisohlen von Downie, Harris oder Kenny sind jedoch weniger zu empfehlen, denn der Druck, den sie auf den Strahl und die Sohle ausüben, ist so stark, daß derselbe besonders bei schwachen, wenig gewölbten Sohlen Blödegehen oder Lahmheit hervorrufen kann. Dies erklärt, daß genannte dicken und schweren Sohlen vollkommen von Hartmanns „Patent-Hufpuffer" (Fig. 646) verdrängt worden sind.

Der Hartmann'sche Hufpuffer besteht aus vulkanisirtem Kautschuk. Sein äußerer Umfang entspricht dem des inneren Eisenrandes. Die Bodenfläche des

Puffers zeigt zwei flache Vertiefungen (b, b); die obere Fläche ist der Sohle des Hufes entsprechend nach oben gewölbt und hat in der Mitte eine der Erhöhung des Hornstrahles entsprechende Vertiefung. Seine Dicke ist verschieden; sie richtet sich nach der Stärke des Eisens und nach der Wölbung der Hornsohle. Die zu beiden Seiten vorn über den äußeren Rand hervorragenden Strahlklammern (a, a, a) dienen zur Befestigung des Puffers zwischen den Schenkeln des Eisens, welch' letzteres an seinen Schenkelenden nach innen bis zu den Strahlschenkeln umgebogen ist und auf diese Weise das Verschieben des Puffers nach hinten bezw. das Herausfallen desselben verhindert.

Fig. 646.




Hartmann's „Patent-Hufpuffer".

Zum Ein- und Ausführen des Puffers in die von der Sohle und dem Hufeisen gebildete Höhle, bedient man sich einer besonders hierzu konstruirten Zange, vermittelst welcher der Puffer zusammengebogen in diese Höhle hineingelegt wird. Hierauf öffnet man die Zange und zieht sie zurück, der Puffer nimmt vermöge seiner großen Elastizität seine ursprüngliche Form an und verbleibt in derselben.

Die Vorteile des Hartmann'schen Puffers sind mannigfach. Er läßt sich nach Belieben in den Huf einsetzen und wieder entfernen, er erzielt, weil die zwischen den Hufeisenschenkeln liegenden Teile den Huf bedecken, eine möglichst gleichmäßige Belastung aller Teile der Hufbodenfläche, und da gerade diese Teile (Sohle und Strahl) selbst durch den besten Beschlag in ihrer Thätigkeit gestört werden, so ist er das geeignetste Mittel, diese Thätigkeit wieder zu reguliren. Hartmann hat daher vollkommen Recht, wenn er ein mit Puffern versehenes Pferd mit einem Barfußgehenden in Bezug auf die Funktionen des Hufes vergleicht. Außerdem verhindert der Puffer das Einballen des Schnees und das Eintreten von spitzen oder scharfen Gegenständen in die Sohlenfläche des Hufes. Auf glattem Pflaster, Asphalt 2c. gleiten die Pferde nicht mehr aus. Auch bei der Winterglätte verhindert der Puffer das Ausgleiten; jedoch thut er dies nur teilweise, denn bei starker Eisglätte müssen die Hufeisen noch mit Schraub- oder Steckstollen versehen werden.

Anderseits bleibt aber auch zu beachten, daß der Puffer erfahrungsgemäß bei wenig gewölbter, flacher oder nach unten hervorgedrängter Sohle leicht einen zu starken Druck auf den Zehenteil ausübt, wenn er über die Bodenfläche des

Eisens hervorsteht und daß Pferde, wenn sie zum ersten Male Puffer tragen, manchmal blöde gehen. Die veranlassende Ursache ist stets der über die Bodenfläche des Hufeisens hervorstehende Puffer. Nach Hartmann's Vorschriften soll der gepaßte Puffer in seiner vorderen Hälfte niemals die Bodenfläche des Hufeisens erreichen, sondern muß das Hufeisen an dieser Stelle den Puffer um mindestens 2 mm überragen. Nur gegen sein hinteres Ende kann und darf derselbe etwas überstehen. Im Winter, bei starker Schneedecke, sind Ausnahmen insofern zulässig, als der Puffer überall die Bodenfläche des Hufeisens überragen darf. Dann erfüllt er seinen Zweck, das Gleiten zu verhindern, um so besser. Bei erneutem Beschlage, mit Verwendung alter, abgelaufener Puffer, kann man auch Sägespäne unter den Puffer bringen, um denselben in der gewünschten Höhe über der Bodenfläche des Eisens zu erhalten.

Stets schädlich wirkt des Stehen der Pferde auf den Puffern im Stalle; die Folgen sind Strahl- und Sohlenfäule, Anschwellen der Beine und Sohlenquetschungen (siehe „Die Verwendung des Gummi im Hufbeschlage" von Ant. Lungwitz).

Meine eigene Erfahrung bezüglich der Hartmann'schen Gummipuffer beschränkt sich darauf, daß ich ein Paar Wagenpferde, deren Hufe vollkommen normal waren, einen ganzen Winter hindurch in sehr kupirtem Terrain mit diesen Puffern gehen ließ und sich hierbei nicht nur keinerlei Übelstände — wie z. B. Blödegehen und Verlieren der Puffer — ergaben, sondern auch konstatirt wurde, daß der Gang der sehr schneidigen Tiere, was Sicherheit betrifft, nichts zu wünschen übrig ließ. Freilich waren sowohl der Schmied als der Kutscher auf das Passen und Einlegen der Puffer sorgfältig eingeschult. Da mir aber diese persönliche Erfahrung nicht maßgebend genug erscheint, glaube ich im Interesse dieser nützlichen Erfindung zu handeln, wenn ich hier einen vom bulgarischen Veterinär Dr. Kalning im „Hufschmied" veröffentlichten Bericht über einen Ritt über den Balkan beifüge, der geeignet ist, den praktischen Nutzen der Hartmann'schen Puffer in das gehörige Licht zu stellen. Dr. Kalning schreibt wie folgt:

„In den ersten Tagen des Januars 1884 machten 14 Offiziere, begleitet von ebenso vielen Reitknechten, einen Ritt aus Schumla über den Balkan nach Sofia. Diese Entfernung von 380 km sollte in 3 Tagen zurückgelegt werden, es vergingen aber infolge der weiter angeführten Hindernisse 4 Tage. Alle Pferde, die diese Strecke machen sollten, wurden bei mir beschlagen; 14 mit einfachen Eisen, mit zwei stumpfen Stollen, 10 mit einem geschärften Stollen, 2 mit türkischen Eisen und 2 mit Hartmann'schen Hufpuffern. Zu dieser Zeit war auf dem Balkan tiefer, frisch gefallener Schnee und infolge des warmen Wetters war der

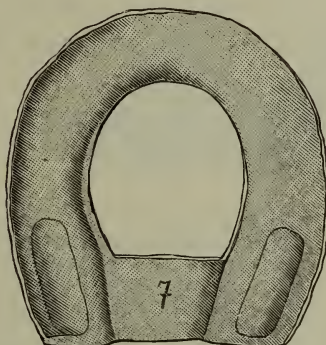
Schnee weich und klebrig. An vielen Stellen auf der Südseite, fast an einem jeden Berge, war Glatteis, vermischt mit kleinen Steinen und Sand, so daß die Fläche sehr rauh war und die Eisen sich schnell abnützten. Die gefährlichsten Stellen waren, wo das Eis vom Schnee bedeckt war. Infolge eines solchen Weges war der Ritt nicht nur schwer, sondern sogar höchst gefährlich; es ballte sich zwischen den Eisenarmen Schnee ein, so daß die Pferde jeden Augenblick stolperten; die Stollen stumpften sich ab, die Tiere rutschten aus, fielen und drohten oft in den Abgrund zu stürzen. Die Allüre mußte aber dennoch eingehalten werden, da der Zweck des Rittes war, in 3 Tagen das Ziel zu erreichen. Die zwei mit Hufpuffern beschlagenen Pferde hielten jedoch aus, sie traten leicht,

Fig. 647a.




Kautschuk-Hufeisen-Garnitur von der Bodenfläche gesehen.

Fig. 647b.




Dieselbe von der Huffläche gesehen.

sicher auf und glitschten auch auf dem steilsten Berge nicht ein einziges Mal aus. Von den übrigen Pferden erreichten nur sieben das Ziel, unter diesen ein mit türkischen Eisen beschlagenes. Dieser Fall spricht deutlich für die Vortrefflichkeit der Hufpuffer im Winter in gebirgigen Gegenden, besonders wenn noch Acht darauf gegeben wird, daß diese zwei Pferde weniger ermattet in Sofia ankamen."

Neuere Erfindungen auf diesem Gebiete sind die Kautschukunterlagen System Robert in Paris und die diesen nahe verwandten, aber haltbareren Kautschuk-Hufeisen-Garnituren System Eloy Mensiers Fig. 647 (a b). Da dieselben jedoch bisher keine größere Verbreitung gefunden, sei ihrer hier nur der Vollständigkeit wegen gedacht.

Die von den Gebrüdern Sachs und dem Hufschmied Siebert in Berlin erfundenen Korksohlen sollen sich praktisch nicht bewährt haben. Wie es in dieser

Hinsicht mit den von Hugo Prerauer, Agentur und Kommission, Berlin O., Wallnertheaterstraße 33, auf den Markt gebrachten, aus Faserstoff geflochtenen Hufpuffern steht, vermag ich leider nicht anzugeben. Nach den Versicherungen des Erzeugers sollen dieselben, da sie aus einer äußerst zähen Faser hergestellt sind, äußeren Eindrücken länger als Strohpuffer widerstehen und auch die Funktionen des Hufes nicht im mindesten hemmen. Sie sind bequem mit der bloßen Hand in das Eisen zu zwingen und besorgt dann das Tier von selbst die vollständige Befestigung vermittelst der eigenen Körperschwere beim Auftreten.

Hiermit glaube ich den gegenwärtig gebräuchlichen Winterbeschlag einigermaßen erschöpfend beschrieben zu haben. Ich füge deshalb nur noch hinzu, daß derselbe zweifellos in vielen Fällen ohne jeden Nachteil entbehrt werden könnte, wenn nur die Pferdebesitzer einsehen lernen wollten, daß ein gelindes Rutschen weit nützlicher für die Sehnen und Gelenke ist, als die heftigen Rucker, welche diese Teile treffen, sobald die scharfen Stollen in den hart gefrorenen Boden eingetreten werden.

Wir gehen nun zum Beschlag unregelmäßiger und kranker Hufe über.

## Der Beschlag unregelmäßiger und kranker Hufe.

Dies ist ein Kapitel, welches noch mehr als die vorhergehenden geeignet ist, uns von der Schädlichkeit des Beschlages zu überzeugen, denn alle — oder doch nahezu alle — Fehler und Leiden, von welchen der Huf heimgesucht werden kann, lassen sich auf die vom Beschlage hervorgerufenen Störungen im Hufmechanismus zurückführen. Wir stehen also hier vor der traurigen Thatsache, daß der Schmied zuerst den Huf ruinirt und ihn dann durch Beschlagskünste wieder herzustellen sucht. Er folgt hierbei unbewußt dem Fundamentalsatze der Homöopathie „Gleiches muß durch Gleiches vertrieben werden". Und so lange sowohl die Schmiede als auch die Pferdebesitzer es als ein Axiom betrachten, daß der Hufbeschlag ein notwendiges Übel ist, läßt es sich nicht absehen, wie dem Pferdegeschlecht eine so vernunftwidrige Behandlung erspart werden könnte. Helfen kann da nur die Erkenntnis, daß das beste Heilmittel gegen die meisten Huffehler und Hufkrankheiten nicht ein mehr oder weniger sinnreicher Beschlag, sondern Barfußgehen ist. Erst wenn sich diese Erfahrung in den weitesten Kreisen Bahn gebrochen, wird das Gerede von der absoluten Unentbehrlichkeit des Beschlages nicht mehr als unfehlbarer Glaubenssatz hingestellt werden können. Hierzu nach Kräften beizutragen, wird auch in dem vorliegenden Abschnitte mein Bemühen sein.

Um eine bessere Übersicht über die gewöhnlichsten Hufübel zu erhalten, wollen wir dieselben nach Leisering und Hartmann folgendermaßen einteilen:

1) Formveränderungen des Hufes: Flachhuf, Vollhuf, Bockhuf, Zwanghuf, schiefer Huf und Rehhuf.

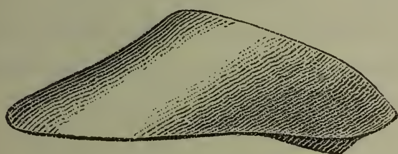
2) Zusammenhangsstörungen: Hornspalte, Hornkluft, hohle Wand, Strahlfäule, spröde, bröcklige und weiche Hufe.

3) Verletzungen der vom Hufe eingeschlossenen Teile: Vernagelung, Nageltritt, Steingalle.

Eine vierte Abteilung umfaßt die fehlerhaften Bewegungen, wie: Streichen und in die Eisen hauen.

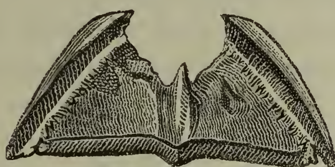
Dieser Einteilung folgend, haben wir uns zuerst mit dem Platthuf zu beschäftigen.

Fig. 648a.



Platthuf.

Fig. 648b.



Querdurchschnitt durch den Platthuf.

Platthuf wird jener Huf genannt, dessen Sohle nicht gewölbt, sondern flach ist und in gleicher Höhe mit dem Tragrande steht. Außerdem haben die Wände des Platthufes, besonders an der Zehe, eine sehr schräge Richtung, wodurch der Umfang des Tragrandes bedeutend größer als jener des Kronrandes wird. Die Zehe ist lang, die Trachten sind meist niedrig, schwach und nicht selten umgebogen; Strahl und Ballen sind stark entwickelt (Fig. 648 a u. b).

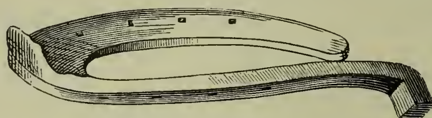
Diese Hufform kommt beinahe ausschließlich an den Vorderfüßen vor. Sehr häufig ist dieselbe mit loser Wand verbunden; außerdem gibt sie leicht Veranlassung zum Streichen, zur Entstehung von Steingallen, Sohlenquetschungen u. s. w.

Bei gewissen groben Arbeitsschlägen ist der Platthuf eine charakteristische Rasseneigentümlichkeit. In höherem Grade kann er aber das Pferd für schnellen Dienst auf harten Straßen unbrauchbar machen. Es ist daher bei der Beurteilung von Platthufen stets sowohl der Gebrauchszweck des Pferdes, als auch die Beschaffenheit der Hornwand zu berücksichtigen. Bei starkem, gesundem Horn wird der Platthuf um so weniger zu bedeuten haben, wenn das betreffende Tier nicht täglich schnelle Arbeit auf dem Pflaster zu verrichten braucht und die Stellung der Extremitäten normal ist.

Zu den Ursachen des Platthufes kann alles gezählt werden, was schwächend

auf die Sohle und deren Stützpunkt einwirkt, also: Ausschneiden der Sohle und deren Verbindung mit dem Tragrande, anhaltende Nässe, Auflegen glühender Eisen, Beschlag mit hohlen, muldigen Eisen ohne Tragrand- und Abdachungsfläche (Fig. 649) u. s. w. Daß der Platthuf beinahe ausschließlich an den Vorderhufen

Fig. 649.

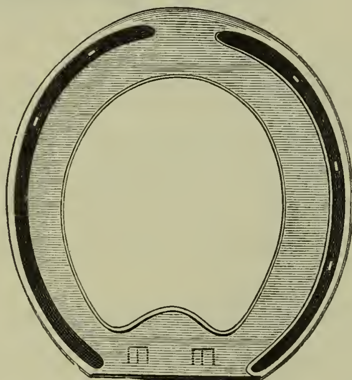


Fehlerhaftes, muldig gerichtetes Eisen.

vorkommt, hat seine Erklärung darin, daß diese einerseits von Natur aus weniger gewölbte Sohlen haben und anderseits mehr belastet werden als die Hinterhufe.

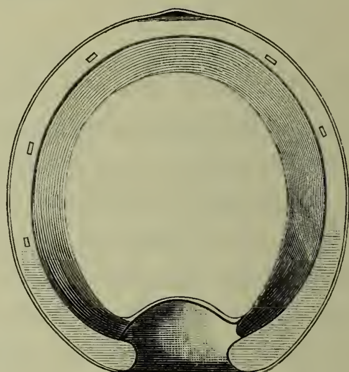
Die Behandlung muß sich, da eine Heilung der in Rede stehenden Hufform ausgeschlossen ist, auf thunliche Beseitigung der Ursachen sowie auf Schonung

Fig. 650.



Geschlossenes Eisen. Bodenfläche.

Fig. 651.



Geschlossenes Eisen. Huffläche.

der Sohle und Eckstreben beim Beschlage beschränken. Zu diesem Zwecke benützt man bei Platthufen größeren Grades und wenn die Tiere viel auf dem Pflaster gehen müssen, das sog. geschlossene Eisen (Fig. 650 u. 651), welches besonders bei geschwundenen oder sehr empfindlichen Trachtenwänden dem Hufe das Tragen erleichtert. Einfache Platthufe werden mit einem gewöhnlichen, jedoch etwas breiteren Eisen beschlagen, welches eine so starke Abdachung erhält, daß die flache Sohle keinem Drucke ausgesetzt wird. Durch den schräg nach innen abgedachten Tragrand soll die Wand zusammengehalten und eine weitere Senkung der

Sohle verhindert werden. Zum Aufschlagen der Eisen sind nur dünne Hufnägel zu verwenden, auch empfiehlt es sich, den Beschlag möglichst selten zu erneuern, damit das Horn unter dem Eisen nachwachsen könne und der Schmied in die Lage komme, die Hufnägel in fest zusammenhängende Hornmasse zu treiben.

Ist das platthufige Pferd genötigt, viel auf nassem Boden zu gehen, so muß die Sohle durch Einschmieren mit dickem Terpentin gegen die erweichende Einwirkung der Feuchtigkeit geschützt werden. Dies geschieht in der Weise, daß man die betreffenden Hufteile mäßig mit dem Terpentin bestreicht und dann mit einem warmen Eisen, jedoch ohne die aufgetragene Masse anzubrennen, so lange darüber fährt, bis der Terpentin vom Horne aufgenommen ist. Dieses Einschmieren bringt bei der Benützung von geschlossenen Eisen noch den Vorteil mit sich, daß derjenige Teil des Strahles, welcher an das Eisen anliegt, nicht so leicht in Fäulnis übergeht.

Die flache Sohle durch Gummipuffer oder ähnliche Vorrichtungen schützen zu wollen, wäre ein entschieden unheilbringendes Beginnen. Wir dürfen nämlich nicht vergessen, daß die flache Sohle auch schwach ist und demnach nicht im Stande wäre, den Druck der Einlagesohlen zu vertragen. Dagegen kann es in vielen Fällen angezeigt sein, ausgebrochene Stücke an den Wänden des Tragrandes mit Hufkitt zu ergänzen. Das hierzu vielfach verwendete Defays'sche künstliche Hufhorn wird folgendermaßen zubereitet:

Man nimmt gute Guttapercha, erweicht sie in warmem Wasser, zerschneidet sie in kleine Stücke und schmilzt sie in einem verzinnten Tiegel mit gleichem Gewichtsteil Ammoniak-Gummi unter fortwährendem Umrühren zusammen, so daß sich alle Teile gut zusammenmischen. Sodann werden aus der chokoladenfarbig aussehenden Masse Stangen geformt, die sich zum beliebigen Gebrauche aufbewahren lassen. Will man eine etwas weichere Substanz erzielen, z. B. zum Ausfüllen von Hornspalten, so mischt man 2 Teile Guttapercha mit 1 Teil Ammoniak-Gummi zusammen.

Bevor das Defays'sche Hufhorn auf den Huf gebracht wird, müssen die betreffenden Hufteile erst gehörig entfettet werden. Dies geschieht am besten durch Schwefeläther, den man mittelst Wergbauschen nachdrücklich einreibt. Entfettet man nicht ordentlich, so hält das künstliche Hufhorn nicht.

Das stangenförmige Hufhorn wird nun über gelindem Feuer in einem Tiegel geschmolzen oder wenn es bei durchdringenden Hornspalten und getrennten Wänden gebraucht werden soll, in heißem Wasser erweicht und auf die betreffenden Hufstellen aufgetragen, welche vorher mit einigen Raspelstrichen rauh gemacht worden. Dann formt man mit den naßgemachten Fingern das, was man bilden will, z. B. einen Tragrand oder einen Strahl und drückt die weiche Masse fest an den entsprechenden Hufteil. Schließlich macht man ein Eisen warm und streicht mit diesem

über die eingedrückte Masse, um derselben eine gute Gestaltung und bessere Verbindung mit dem natürlichen Horn zu geben.

Falls das künstliche Hufhorn zur Ergänzung des Tragrandes in Anwendung gebracht wurde, darf das Eisen natürlich nicht eher aufgelegt werden, als bis die Masse kalt geworden. Sobald dies geschehen, ist dieselbe aber ebenso fest und elastisch wie das natürliche Hufhorn. Daß man dessen ungeachtet so weit als möglich vermeidet, Nägel in das künstliche Horn einzuschlagen, liegt auf der Hand.

Bei dieser Gelegenheit sei jedoch erwähnt, daß dem Defays'schen Präparate die Gefahr droht, durch ein Material verdrängt zu werden, welches unter dem Namen „Huflederkitt" in den Handel kommt (käuflich bei M. M. Rotten, Berlin NW., Schiffbauerdamm 29a). Von dunkelbrauner Farbe und einer lederartigen, elastischen Beschaffenheit, erweicht der Hufkitt in heißem Wasser zu einer zähen, klebrigen Masse, welche sich durch Kneten und Drücken mit der befeuchteten Hand beliebig formen läßt. Durch Begießen mit kaltem Wasser erhärtet die erweichte Masse innerhalb 20—30 Minuten und nimmt ihre zähe, lederartige Beschaffenheit wieder an. Schneidet man den Hufledertitt in kleine Stücke und erwärmt diese in einem Tiegel über gelindem Feuer, so schmilzt derselbe zu einer dickflüssigen, klebrigen Masse zusammen, welche dieselben Eigenschaften besitzt wie die Defay'sche künstliche Hornmasse. Sie unterscheidet sich jedoch von letzterer dadurch, daß sie schneller erkaltet, dabei aber ihre ursprüngliche Elastizität bewahrt und sich daher, fest und innig mit der Hornwand verbindend, an diese festnageln läßt, während die Defay'sche künstliche Hornmasse nach dem Erkalten sich verdichtet und zusammenzieht, infolgedessen sich nicht mit der Hornwand verbindet, sondern als fremder Körper wirkt. Der Hufledertitt behält bei hohen und niederen Temperaturgraden gleiche Elastizität, eine Eigenschaft, welche denselben außerordentlich geeignet macht zu Hufunter- und -Einlagen. Der bereits benützte Hufledertitt läßt sich jederzeit durch Einschmelzen wieder verwenden, während die Defay'sche Hornmasse durch einmaligen Verbrauch ihre Klebefähigkeit verliert. Schließlich besitzt der Hufledertitt der Defay'schen Hornmasse gegenüber noch den Vorzug des billigeren Preises, indem das Kilo des ersteren 6 ℳ, das der letzteren 8 ℳ kostet. Die Fälle, in welchen der Hufledertitt mit großem Nutzen verwendet worden ist, sind:

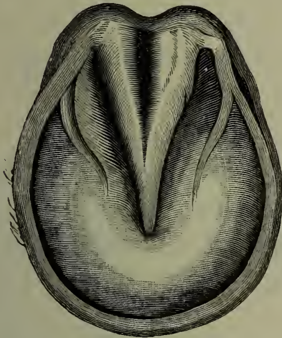
1) Herstellung eines dichten, resp. geeigneten Tragrandes bei losen und hohlen Wänden;
2) Herstellung eines künstlichen Teiles der Hornwand bei Knollhufen;
3) Herstellung einer Sohleneinlage.

(Siehe „Auszug aus den Rapporten über die Krankheiten bei den Dienstpferden der Armee pro IV. Quartal 1887".)

Der Vollhuf kann als ein höherer Grad des Platthufes bezeichnet werden. Charakteristisch für denselben ist, daß seine dünne Sohle nach unten gewölbt über den Tragrand hervorsteht. Seine Wände sind meist mürbe und brüchig und mit Ringen versehen, auch pflegen dieselben unter der Krone eingefallen zu sein.

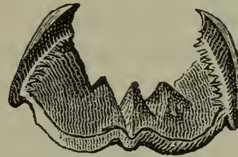
Diese Hufform hat alle Nachteile des Platthufes, nur treten dieselben in einem noch erhöhten Maße hervor. Pferde mit solchen Hufen sind deshalb zu schneller Arbeit auf hartem Boden nicht zu gebrauchen, können jedoch bei zweckmäßiger Behandlung auf weichem Boden noch nützliche Verwendung finden. Bei

Fig. 652.



Vollhuf.

Fig. 653.



Querdurchschnitt durch den Vollhuf.

der Beurteilung von Vollhufen ist indessen stets Rücksicht auf die Verbindung der Wand mit der Sohle zu nehmen, denn die sog. lose Wand ist eine häufige Begleiterin dieser Hufform.

Die Ursachen des Vollhufes sind dieselben wie beim Platthufe. Je länger und heftiger eine oder mehrere dieser Ursachen auf den Platthuf einwirken und je zeitlicher sich der Platthuf bei einem jungen Pferde ausbildet, desto wahrscheinlicher ist auch die Entstehung des Vollhufes. Dr. H. Möller (siehe dessen hochinteressantes Werk „Die Hufkrankheiten des Pferdes") behauptet sogar, daß der Vollhuf sich auch bei ausgewachsenen Tieren aus dem Platthufe entwickeln könne. Als eine weitere Ursache sind ererbte Anlagen anzusehen.

Die Behandlung bleibt darauf beschränkt, die Entwicklung des Vollhufes zu verhindern und die mit demselben verknüpften Übelstände, wie Dienstuntauglichkeit, Lahmgehen u. s. w. hintanzuhalten. Bei gesunder Wand und so lange noch eine genügende Menge Horn zur Bildung des Tragrandes vorhanden ist, kann man ein stark abgedachtes ziemlich breites Eisen verwenden, das mit dünnen Hufnägeln befestigt wird. Fehlt es dagegen an Wandhorn, so muß der Tragrand

durch Auftragen von Hufkitt, Leder oder Filz künstlich erhöht werden, damit das Eisen die Sohle nicht drücke. Bei schwachen, niedrigen Trachten und schadhaften Seitenwänden empfiehlt sich die Anwendung des geschlossenen Eisens. Sehr empfindliche Sohlen werden durch Einlage von Filz- oder Ledersohlen geschützt. Die Schwächung der Sohle durch Auswirken, sowie alles Auswirken der Hufe ist selbstverständlich zu vermeiden. Von der Sohle darf nur das abgestorbene Horn entfernt werden und anstatt dem Hufe extra Feuchtigkeit zuzuführen, sorge man dafür, daß derselbe durch Bestreichen mit Teer vor der schädlichen Einwirkung der Nässe geschützt werde.

Der Beschlag des Vollhufes darf nicht zu oft erneuert werden, da das mürbe und brüchige Wandhorn das häufige Abnehmen und Aufnageln nicht verträgt. Ebenso ist darauf zu sehen, daß ein mit einem Vollhufe behaftetes Pferd nicht in die Lage komme, das Eisen an diesem Fuße zu verlieren und sich so eine hochgradige Lahmheit zuzuziehen.

Hat ein Pferd zwei Vollhufe, so darf man beim Beschlagen mit Rücksicht darauf, daß das Tier nur unter großen Schmerzen würde stehen können, die Hufeisen nicht von beiden diesen Füßen zugleich herunternehmen, sondern ist der Beschlag des einen Fußes vollständig fertig zu machen, bevor der des anderen in Angriff genommen wird.

H. Behrens spricht in seinem „Englischen Hufbeschlag“ die Ansicht aus, daß das Pferd auch an einem nur scheinbaren Vollhufe leiden könne, d. h. mit anderen Worten, an einem Hufe, der sich durch wiederholtes Entfernen des überflüssigen Sohlenhornes in einen Platthuf verwandeln läßt. Obgleich ich nun diese Ansicht des angesehenen Fachmannes hier nicht mit Stillschweigen habe übergehen wollen, glaube ich dennoch nachdrücklichst betonen zu müssen, daß es noch keinem Beschlagskünstler gelungen ist, einen wirklichen Vollhuf durch Auswirken in einen Platthuf umzugestalten. Bevor man zum Auswirken der Sohle eines Vollhufes schreitet, hat man sich daher sorgfältig davon zu überzeugen, ob irgend welches überflüssiges Horn zum Wegschneiden vorhanden ist. Wird dies unterlassen und ohne weiteres darauf losgeschnitten, so kann dem Pferde unheilbarer Schaden zugefügt werden.

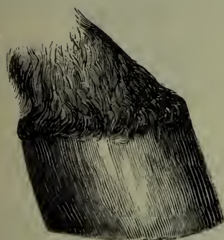
Der Bockhuf (Fig. 654) zeigt eine fast senkrecht zum Erdboden gehende Zehenwand und steile Trachten, welche nahezu ebenso hoch sind als die Zehe. Die Sohle ist stark ausgehöhlt und der tief zwischen die Eckstreben gelegene Hornstrahl schwach entwickelt. Die Wände des Bockhufes sind gewöhnlich ziemlich dünn, jedoch ist das Horn eines solchen Hufes meist von guter Beschaffenheit.

Die Ursachen des Bockhufes sind sehr verschiedenartig. Derselbe kann angeboren sein, kommt aber häufig als Begleiter fehlerhafter Stellungen der Extre-

mitäten vor, z. B. bei rückständiger Stellung, Bärenfüßigkeit (Fig. 655), Stelzfuß (Fig. 656) u. s. w. Außerdem tritt der Bockfuß nicht selten bei Pferden auf, die längere Zeit an Spat, chronischer Hufgelenkslahmheit und solchen Übeln gelitten, welche eine stärkere Belastung der Zehe und eine Entfernung der Trachten vom Boden herbeiführen. Schließlich kann diese Hufform auch durch fehlerhaftes Auswirken — zu starkes Beschneiden der Zehe und Schonen der Trachten — sowie durch Eisen mit hohen Stollen verursacht werden.

Da der Bockhuf an und für sich gewöhnlich keine ernsteren Nachteile für das betreffende Pferd mit sich bringt, ist derselbe in der Regel den leichteren Huf-

Fig. 654.



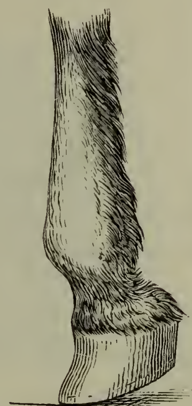
Bockhuf.

Fig. 655.



Bärenfüßigkeit.

Fig. 656.



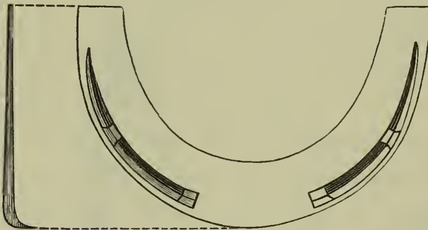
Stelzfuß.

fehlern zuzuzählen. In manchen Fällen ist er sogar als unumgänglich notwendiger Ersatz für andere Mängel anzusehen, indem er durch diese hervorgerufene Mißverhältnisse ausgleicht und so ein gleichmäßiges Fußen ermöglicht. Fehlerhaft in der eigentlichen Bedeutung des Wortes ist der Bockhuf nur, wenn er an gesunden, korrekt gestellten Gliedmaßen vorkommt.

Bei der Behandlung muß natürlich hierauf Rücksicht genommen werden. Angeborener oder durch Krankheit hervorgerufener Bockhuf darf durchaus nicht Gegenstand irgend einer Behandlung werden, denn alles, was man in dieser Richtung vornehmen könnte, würde dem Tiere nur zum Schaden gereichen. Das Niederschneiden der Trachten eines Bockhufes, der infolge einer krankhaften Verkürzung der Beugesehnen entstanden, würde z. B. aller Wahrscheinlichkeit nach zur Entstehung eines Stelzfußes führen. In solchen Fällen hilft nur die Tenotomie, d. h. die Durchschneidung der erkrankten Sehnen.

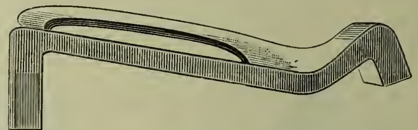
Sollte der Bockhuf dagegen infolge fehlerhaften Beschlags entstanden sein, ohne daß die Sehnen oder Gelenke hierdurch in Mitleidenschaft gezogen wurden, so muß der weiteren Entwicklung des Übels durch vernünftige Hufbehandlung vorgebeugt werden. Man wird zu diesem Zwecke bei sorgfältiger Schonung der Zehe und des Strahles die Trachten ganz allmählich niederwirken. Hierdurch wird die zu steile Lage des Fessel- und Kronenbeines allmählich abgeändert, die zu kurze Zehenwand wird länger, die zu hohen Trachtenwände kürzer, die Einwirkung der Last während der Bewegung wird mehr auf die Trachte und den Strahl geleitet und die Ausdehnung des Hufes gefördert. Als Beschlag sind,

Fig. 657.



Halbmondeisen von der Bodenfläche und von der Seite aus gesehen.

Fig. 658.



Schnabeleisen.

wenn möglich, die sog. Halbmondeisen zu verwenden, die an ihren Enden messerförmig dünn auslaufen (Fig. 657), oder auch greife man zu dem modificirten Charliereisen.

Anders aber stellt sich die Sache in solchen Fällen, wo beim Bockhuf die Trachten, weil zu kurz, nicht genügend belastet werden. An solchen Hufen müssen die Trachten nicht nur geschont, sondern auch durch Filz- oder Ledereinlagen erhöht werden. Außerdem benütze man Eisen mit verstärkten Schenkelenden. Die Zehe wird nur dann verkürzt, falls sie zu lang sein sollte.

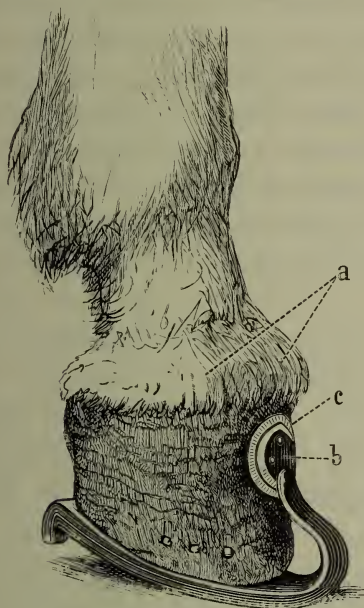
Der Stelzfuß (Fig. 656) ist ein höherer Grad des Bockhufes. Bei dieser Hufform steht das Fesselbein nahezu senkrecht; ja es hat sogar bisweilen eine der normalen Stellung entgegenstehende Richtung nach vorn. Das mit einem Stelzfuße behaftete Pferd tritt nur mit der Zehe auf, während die Trachten gar nicht mehr mit der Bodenfläche in Berührung kommen.

Dieses Übel ist unheilbar. Mit dem sog. Schnabeleisen (Fig. 658) beschlagen, läßt sich das bedauernswerte Tier allerdings noch zu leichteren Dienstleistungen in langsamer Gangart verwenden. Da dieses Eisen aber trotz seiner sinnreichen Konstruktion ein Marterwerkzeug ist, welches infolge seiner Form und Schwere schädlich auf die angegriffenen Beugesehnen einwirken muß, kann vom

Standpunkte der Humanität aus nicht ernst genug von der Benützung desselben abgeraten werden.

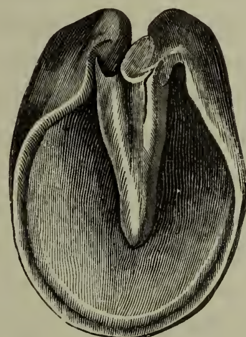
Günstige Resultate sollen sich dagegen mit dem Neuschild'schen Bügeleisen (Fig. 659) erzielen lassen. Der bewährte Fachmann A. Lungwitz schreibt hierüber im „Hufschmied": „Das Bügeleisen nach Neuschild, welches in den weitesten Kreisen bekannt zu werden verdient, hat mir schon mehrmals ausgezeichnete Dienste geleistet, weniger bei dem gewöhnlichen Sehnenstelzfuße, bei welchem Fessel und

Fig. 659.




Stelzfuß mit Bügeleisen nach Neuschild beschlagen.
a Knochenauflagerungen an der Krone; b blattförmiges Ende des Bügels; c untergenietete Lederscheibe.

Fig. 660.



Zwanghuf.

Schienbein senkrecht stehen, als bei abnorm nach rückwärts gestelltem Hufe infolge alter Sehnenleiden mit Ankylose des Hufgelenkes. Der Bogen des Bügels nach vorn hinaus darf nur so lang gefertigt werden, als gerade zur Verhinderung des Vornüberkippens nötig ist; an das blattförmige Ende b wird ein Stück ca. 6 mm starkes Wachsleder c mit 2 oder 3 Nieten befestigt und dieses Blatt so an die Zehenwand angelegt, daß sein oberes Ende ca. einen Querfinger breit vom Kronenrande der Hornkapsel endet. Die Stollen mache man nicht zu hoch; erfahrungsgemäß gehen die Pferde gut, wenn bei gleicher Belastung aller 4 Füße noch 0,5—1 cm Raum zwischen Stollen und Erdboden bleibt.

Zwanghuf wird jeder Huf genannt, der an den Trachten zusammengezogen ist. In seinem ersten Stadium wird derselbe daran erkannt, daß die Ballen zusammengerückt erscheinen und die mittlere Spaltfurche schwindet, so daß dort nur eine schmale tiefe Spalte fühlbar ist. Allmählich wird der Strahl schmäler; die Eckstreben beschreiben einen nach der Hornwand gerichteten Bogen, anstatt von den Trachtenwinkeln in gerader Richtung gegen die Strahlspitze zu laufen; das Pferd geht blöde, stolpert leicht und tritt nicht ordentlich durch.

Gelingt es nun nicht, der weiteren Entwicklung des Übels Einhalt zu thun, so treten die Abweichungen von der normalen Form immer schärfer hervor (Fig. 660). Der Huf wird immer schmäler und länger in der hinteren Hälfte; die Eckstreben beschreiben einen noch größeren Bogen nach der Hornwand zu; die Fersenwände, welche ihre normale Richtung verloren, stehen schief nach einwärts; die Wölbung der Sohle nimmt zu und das Blödegehen artet in Lahmheit aus.

In den höchsten Graden stehen die hohen Trachten mit ihren Eckwinkeln sehr nahe an einander, der Strahl ist total verschwunden, an seiner Stelle ist eine tiefe, schmutzige und übelriechende Furche entstanden und die Ballen liegen dicht an- oder übereinander.

Durch den von diesen krankhaften Formveränderungen verursachten Druck wird natürlich auch das Wachstum der Hornwand gestört; das Horn wird hart und spröde und verliert seine ursprüngliche Stärke und Elastizität. Dies erklärt auch, weshalb Kronrandspalten und Steingallen so oft an Zwanghufen vorkommen.

Während der Ruhe streckt das Pferd den leidenden Huf vor. Sind beide Vorderfüße zwanghufig, so geschieht dies abwechselnd. Das Tier liegt viel und äußert Schmerzen, was besonders gleich nach dem Aufstehen und während der ersten Schritte nach vorhergegangener Ruhe hervortritt. Außerdem sind steile Fessellage, struppirte Beine, verknöcherte Hufbeinknorpel und Strahlfäule die gewöhnlichen Begleiter des Zwanghufes.

Aus allem dem geht hervor, daß Zwanghuf ein Leiden ist, welches die Leistungsfähigkeit des Pferdes in hohem Grade herabsetzt und speziell die damit behafteten Tiere nahezu unbrauchbar für den Stadtdienst macht. Man kann denselben deshalb auch als einen der bedenklichsten Huffehler bezeichnen.

Einen guten Maßstab für die Beurteilung des Zwanghufes liefert uns die Beschaffenheit des Strahles. Dr. H. Möller (siehe „Die Hufkrankheiten des Pferdes") schreibt hierüber: „Je mehr der Schwund des Strahles vorgeschritten, um so größer ist die Ausbildung des Zwanghufes und um so bedenklicher der Zustand."

Derselbe Verfasser hebt weiter hervor, daß die Zeit des Bestehens ebenfalls

am Hufe selbst zum Teil festgestellt werden kann. Es kommt hierbei vorzugsweise auf die Beweglichkeit des Hufes in seinen hinteren Abteilungen an. Um diese festzustellen, umfasse man den unbeschlagenen Huf mit beiden Händen so, daß die Daumen auf die Sohlenschenkel und Eckstreben, die übrigen Finger auf die äußere Fläche der Hornwand zu liegen kommen und versuche nun, inwieweit der Huf noch Bewegungen, d. h. Erweiterung und Verengerung zuläßt. Läßt sich in der angegebenen Weise eine deutliche Beweglichkeit nachweisen, dann ist immer noch Hoffnung auf Heilung vorhanden. Ist dieses aber nicht der Fall, zeigt sich der Huf bei dieser Untersuchung vollständig starr, erscheint die weiße Linie an der eingezogenen Wand atrophirt, dann ist mit Sicherheit auf Unheilbarkeit des Leidens zu schließen. Tiere mit solchen Hufen sind nur noch auf weichem Boden brauchbar.

Ursachen. Der Zwanghuf entwickelt sich oft aus kleinen, schmalen Hufen, die bei den edlen Pferderassen — besonders bei den orientalischen — durchaus nicht zu den Seltenheiten gehören. Außerdem wird aber diese Hufform durch alle jene Einwirkungen hervorgerufen, die während der Entwicklungsperiode des Pferdes die normale Ausbildung der Sohle beeinträchtigen, wie: zu wenig Bewegung, zu trockene Hufe, vernachlässigte Hufpflege, zu frühzeitiger und unzweckmäßiger Beschlag u. s. w. Abweichungen von der normalen Stellung der Gliedmaßen (namentlich aber die bodenweite und bodenenge Stellung) pflegen ebenfalls eine Anlage zu Zanghufbildung hervorzurufen.

Was den fehlerhaften Beschlag betrifft, so besteht derselbe hauptsächlich in unrichtigen Auswirkungen und mangelhafter Konstruktion der Eisen. Die hier in Betracht kommenden gewöhnlichsten Fehler beim Auswirken sind folgende:

1) Zu geringes Niederwirken der Seiten und Trachtenwände, so daß dieselben zu hoch bleiben und durch Entfernung des Strahles vom Erdboden die Erweiterung des Hufes beeinträchtigen.

2) Zu starkes Schwächen der Eckstreben, wodurch sie dem Einwärtsziehen der Wand keinen genügenden Widerstand mehr zu leisten vermögen.

3) Übermäßiges Schwächen und Niederschneiden des Strahles, so daß derselbe ganz klein und verkümmert wird und zur Erweiterung des Hufes nichts beizutragen vermag.

4) Das verderbliche „Luftmachen" mittelst Durchschneiden der Verbindung der Strahlschenkel mit der Eckwand, wodurch die erweiternde Wirkung des Strahles auf den Huf gänzlich aufgehoben wird.

Die Beschlagsfehler, welche am meisten zu der Entstehung von Zwanghufen beitragen, sind: zu hohl und muldig gerichtete, zu weit nach rückwärts gelochte und mit hohen Stollen oder Seitenkappen an den Schenkelenden versehene Eisen.

Die Behandlung. Daß Zwanghuf beinahe nie barfußgehende Pferde heimsucht, ist ein Umstand, der bei der Behandlung dieses Leidens nicht außer Acht gelassen werden darf. Kann man den Patienten eine Zeit lang barfuß auf feuchtem Boden gehen lassen, oder ihn, ebenfalls barfuß, zum Eggen frisch gepflügten Ackers verwenden, benütze man also die Gelegenheit. Hat das Leiden nicht schon einen hohen Grad erreicht, bedarf es oft keiner weiteren Kur. Verknöcherten Hufbeinknorpeln kann aber selbstverständlich die frühere Elastizität nicht wiedergegeben werden. Muß dagegen das Tier auf härterem Boden arbeiten, so lasse man es wenigstens mit dem auf Seite 153 beschriebenen modifizirten Charliereisen oder in Ermangelung eines solchen mit dem gewöhnlichen Halbmondeisen beschlagen. Wer sich mit diesen Eisen nicht befreunden kann, greife, vorausgesetzt, daß der Strahl noch einigermaßen erhalten ist, zu dem geschlossenen Eisen. Bevor ein solches aufgelegt wird, nimmt man mit der Raspel ein wenig Horn von den Trachten ab, so daß nach dem Aufschlagen des Eisens ein Spielraum von 1 mm zwischen diesem und den Trachtenwänden vorhanden ist. Während nun bei der Belastung des Fußes die Trachten auf dem Eisen einen Stützpunkt finden, tritt die ausdehnende Wirkung des Strahles und der Eckstreben in Kraft und ist diese, wie Dr. H. Möller versichert, oft allein im Stande, das Übel zu heilen. Dieses Verfahren muß durch häufiges Einschlagen, sowie durch Fortlassen der nicht durchaus notwendigen Nägel unterstützt werden und sind die Nägel überhaupt so weit als möglich am Zehenteile des Eisens anzubringen. Für Pferde, die auf dem Pflaster gehen müssen, empfiehlt sich dieser Beschlag besonders. (Möller, „Hufkrankheiten".)

Bei der Zubereitung des Zwanghufes wird die Zehe so weit als möglich verkürzt und von den umgebogenen Eckwänden so viel weggeschnitten, daß der etwa noch vorhandene Strahl mit dem Boden in Berührung kommt.

Eine von der hier geschilderten Behandlung in manchem abweichende Kurmethode beschreibt Oberstlieutenant Spohr in seinem Werke über „die Bein- und Hufleiden der Pferde" folgendermaßen:

„Die Kur des Zwanghufes ist ebenso einfach wie sicher. Sie besteht in möglichst vielem Barfußgehenlassen des betreffenden Tieres, in möglichst geringem Beschlag (halbmondförmigen, Vierteleisen), bei öfterer Anwendung feuchter Einschläge der Hufe und Unterschenkel mit nachfolgendem Abbaden und Massiren.

Mein in zahlreichen Fällen fast schematisch und ausnahmslos mit vollem Erfolge angewendetes Verfahren war folgendes:

1) Abnahme des Eisens, sehr mäßiges Verkürzen des Tragrandes (der meist stark über die Sohle nach unten vortritt) so weit, daß eine von innen nach außen

um 1—2 mm abfallende Fläche von 1,50 cm Breite entsteht. Zu starkes Verkürzen muß vermieden werden, weil es sonst mit dem Barfußgehen bald vorbei ist. Durch die etwas schiefe Tragefläche wird die Neigung der Sohle, durch ihre Ausdehnung die Hufwand ebenfalls zu erweitern, vermehrt. Von Sohle und Strahl lasse ich nur etwa gänzlich abgestorbene oder faulige Teile entfernen.

2) Die Hufe werden bei Nichtgebrauch des Tieres feucht eingeschlagen und zwar in achtfach gefaltene Leinwand, welche in warmer Jahreszeit gänzlich, in kalter nur mit den vier inneren Lagen in Wasser von 20 ° C. eingetaucht und so weit ausgedrückt wird, daß sie sich noch pappig an den Huf anlegt. Über diese Leinwand, welche, wenn man den Huf mitten darauf setzt, mit ihren nach aufwärts umgeschlagenen Enden den Fessel noch umfassen muß, kommt ein doppeltes Stück Woilach von passender Größe, und wird das Ganze um den Fessel herum mit einem mindestens 2 cm breiten Hufbande, ohne zu pressen, befestigt. Das Schienbein vom Fessel aufwärts bis zum Fußwurzel- bezw. Sprunggelenk, wird ebenfalls feucht eingewickelt. Diese Wicklungen werden täglich je nach dem Dienst 2 bis 3 mal (also nach 4—5 Stunden) erneuert, Schienbein und Huf dabei in 20 ° C. Wasser abgebadet und trocken oder nahezu trocken massirt. Für die Nacht läßt man die Leinwand etwas weniger ausringen.

Diese Behandlung wird je nach dem Grade des Übels 8—14 Tage fortgesetzt, von da ab der Huf und das Schienbein nur Nachts feucht eingeschlagen, bei Tag lediglich einmal abgewaschen und darnach völlig trocken gerieben (im Winter nur trocken massirt).

3) Nach 8—14 Tagen pflegt der Huf beschlagen werden zu können. Die Beschaffenheit des Beschlages richtet sich nach dem für den betreffenden Huf nötigen Schutz. Vierteleisen sind besser als halbe, halbe besser als ganze. Müssen letztere angewendet werden, so lasse ich die Tragefläche des Eisens um 1 mm nach außen abdachen, den Tragrand des Hufes aber horizontal schneiden.

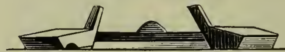
Durch die Abdachung der Tragefläche des Eisens nach außen, wie gering diese auch scheinen mag, wird bei jedem Auftreten des Pferdes der die Ausdehnung der Hufwand bewirkende Druck der Sohle verstärkt. Eine stärkere Abdachung des Eisens als um 1 mm auf $1,_2$ bis $1,_5$ cm Breite ist nicht ratsam, weil dann die Erweiterung des Hufes zu gewaltsam erfolgt und leicht lose Wand entsteht. Bei sehr schwachen Wänden kommt dies ohnehin schon selbst bei nur 1 mm Abdachung vor und muß dann von diesem Mittel, den Huf auf mechanische Weise schneller in seine normale Form zurückzuführen, Abstand genommen werden. Man gelangt auch ohnedies, wenn auch langsamer, zum Ziel.

Das Lahm- oder Klammgehen wird bei vorstehender Behandlung, wenn nur

die Deformation des Hufes und nicht anderweite medikamentliche Mißhandlung Schuld trägt, allemal in 8 bis höchstens 14 Tagen mit Sicherheit beseitigt. Die Zurückführung des Hufes in seinen normalen Zustand erfordert stets eine Periode völliger Huferneuerung, also 7—10 Monate und mehr."

Neu an der hier geschilderten Methode ist eigentlich nur die feuchte Einwicklung des Schienbeines vom Fessel aufwärts und die darauf folgende Massirung. Die feuchte Behandlung des Zwanghufes aber, sowie das Auflegen eines Strebeeisens, sind alte bewährte Mittel. Was z. B. die Befeuchtung betrifft, wird bereits in älteren Lehrbüchern empfohlen, dieselbe mittelst Fußbäder aus lauem Wasser täglich ein- bis zweimal je eine halbe Stunde zu bewirken. Das Strebeeisen dagegen (Fig. 661) wurde, wenn ich nicht irre, im Jahre 1840 vom Grafen Einsiedel aus England nach Deutschland eingeführt. Wie aus der Abbildung hervorgeht,

Fig. 661.



Einsiedel'sches Strebeeisen von hinten gesehen.

besitzt dieses zwei Eckstrebenaufzüge, die an der Kante der oberen Eisenfläche, am Ende desselben emporragen. Das Eisen ist so zu richten, daß die Aufzüge in die Strahlfurchen, also zwischen Strahl und Eckstreben genau und fest einpassen. Die obere Eisenfläche ist vom Anfang des Trachtenteiles an bis zum Ende des Eisenarmes nach außen abgedacht, so daß die Trachtenwände auf dieser dachförmigen Neigung nach auswärts rutschen und sich so erweitern müssen, wenn das Pferd den Huf auf den Erdboden setzt.

Selbstverständlich muß bei der ersten Verwendung solcher Eisen große Vorsicht beobachtet und die Neigung des Tragrandes nach außen nur allmählich gesteigert werden, wenn man Lahmheiten vermeiden will. Außerdem ist das Strebeeisen aus nahe zur Hand liegenden Gründen nicht anwendbar, wenn Sohlenwinkel-Quetschungen vorhanden sind.

In der Kunst, den sehr verschiedenen Eckstrebenwänden erforderliche Anlehnung mit dem Aufzuge zu geben, liegt die nicht zu unterschätzende Schwierigkeit bei der Herstellung und Anwendung des Strebeeisens.

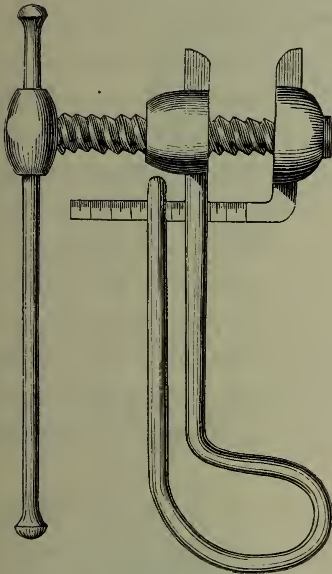
Schließlich sei auch noch erwähnt, daß beim Strebeeisen Platz für die Erweiterung der Trachten gelassen werden muß, diese also nicht wie die Zehe und Wand den äußeren Rand des Eisens decken darf.

Bei richtiger Verwendung des Strebeeisens läßt sich innerhalb 3—4 Monaten eine Trachtenerweiterung von 1 cm erreichen.

Die Defays'sche Erweiterungsschraube (Fig. 662) zu befürworten, kann ich mich nicht entschließen, denn erstens habe ich sie nie selbst erprobt und zweitens erscheint mir dieselbe denn doch als ein zu gefährliches Instrument, um, sei es noch so geschickten Schmieden, in die Hand gegeben werden zu können.

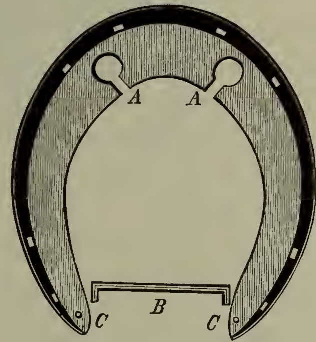
Dasselbe gilt in noch höherem Maße von dem amerikanischen Erweiterungseisen (Fig. 663), welches von seinem Erfinder (siehe Russell „On scientific

Fig. 662.



Defays'sche Erweiterungsschraube.

Fig. 663.




Amerikanisches Erweiterungseisen.
A Zehenausschnitte. B Schlüssel.
C Löcher zum Einsetzen des Schlüssels.

Horseshoeing") als außerordentlich wirksam gepriesen wird. Dieses Eisen ist aus Stahl. Durch die Einschnitte bei A soll bewirkt werden, daß das Eisen der federartigen Erweiterung in den Trachtenenden nachgibt. B ist ein Schlüssel, mit welchem die Schenkelenden zusammengehalten werden, bis das Eisen aufgenagelt ist. Dieser Schlüssel wird in die kleinen Löcher bei C eingesetzt, während der Schmied die Hufnägel einschlägt. Nachdem sämtliche Nägel befestigt worden sind, wird der Schlüssel herausgenommen und die federartige Erweiterung, die nun eintritt, soll die Trachten auseinandertreiben. Ob wohl die Pferdehufe in Amerika eine so gewaltsame Anwendung des mechanischen Erweiterungsverfahrens vertragen?

Interessant wäre es dagegen zu erfahren, ob sich der von Herrn Professor Zschokke im „Schweizer Archiv der Tierheilkunde" XXVI. Band, 1884, 6. Heft, beschriebene Huferweiterer in der Praxis bewährt hat. Dieser Apparat

besteht aus einem starken, kurzen Kautschukstrang, der an jedem Ende einen aus solidem Draht verfertigten stumpfen Haken trägt. Die Haken werden an den Eckstreben eingesetzt und der Kautschukstrang läuft, ausgedehnt vorne um den Zehenwand herum. Bei seiner Tendenz, sich zusammenzuziehen, bringt er die Eckstreben nach außen und unterstützt die Hufausdehnung beim Gehen.

In Frankreich ist auch das Barbier'sche Huferweiterungs-Eisen vielfach empfohlen worden. Dieses Eisen bestand aus einem gewöhnlichen, mit einer starken stählernen Feder versehenen Hufeisen. Es war leicht, hatte die Nagellöcher in gehöriger Entfernung von den Trachten und zeigte an jedem Tragrandende eine kleine Kappe. Die Feder bestand aus einem Mittelteil, welcher auf der Tragrandfläche des Zehenteiles befestigt wurde und aus zwei Armen, welche wie diejenigen eines V auseinandergingen und sich in die seitlichen Strahlfurchen einlegten. Dieses Eisen, dessen Wirkung angeblich, sowohl während des Ganges als im Zustande der Ruhe, eine konstante war, ist kürzlich von dem französischen Roßarzte Sarrazin verbessert worden. Das Sarrazin'sche Eisen ist ein geschlossenes mit englischem Falz, zeigt aber sonst genau dieselbe Federvorrichtung wie das von Barbier erfundene Vorbild. Herr Sarrazin meint, daß er durch obige Veränderung eine sicherere Wirkung der Feder erzielt habe und erklärt, daß sein Eisen sich im Gegensatz zu dem Barbier'schen auch bei Zwanghufen mit niedrigen Trachten anwenden lasse, jedoch müsse man dafür sorgen, daß die Arme der Feder bei empfindlichen Hufen nicht mehr als 1 cm auseinandergingen.

Es scheint, daß die Amerikaner den Franzosen die Feder-Idee abgelauscht haben, denn gegenwärtig wird in amerikanischen Fachzeitschriften eifrig Propaganda für ein mit ähnlicher Vorrichtung versehenes Eisen gemacht (Fig. 664), mit welchem Bruder Jonathan auch Hornspalten kuriren will. Möglich, daß der Zwanghuf unter der Einwirkung der Feder wieder seine normale Gestalt annimmt, aber geheilt ist er darum noch lange nicht und sicher wird sich der Hufzwang wieder einstellen, sobald kein Mittel gegen denselben mehr zur Anwendung gelangt.

Bisweilen ist die Verengerung des Hufes auf eine Seite, meistens die innere, beschränkt. Ein solcher Huf (Fig. 665) wird als ein einseitiger, halber Zwanghuf bezeichnet. Derselbe hat gewöhnlich seine Ursache in einer fehlerhaften Stellung der Gliedmaßen und ist in diesem Falle unheilbar. Ist dagegen der halbe Zwanghuf durch unverständige Hufpflege hervorgerufen worden, so pflegt seine Beseitigung mit keinen größeren Schwierigkeiten verknüpft zu sein. Man wird dann bei der Zubereitung des Hufes darauf sehen, daß die einwärts gebogene Wand nicht stärker belastet werde als die normale, und außerdem, behufs der zu bewirkenden Erweiterung der schiefen Seite, ein halbes Zwangeisen (Fig. 666) anwenden.

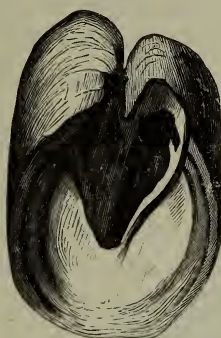
Schließlich gibt es noch eine dritte Art Zwanghuf, dessen Kennzeichen darin besteht, daß die Hornsohle eine durch Verengerung des Hufes an seinem Tragrande verursachte, übermäßige Wölbung zeigt. Dieses Übel wird „Sohlenzwanghuf“ genannt. Das sicherste Heilmittel ist, das Pferd eine längere Zeit barfuß auf

Fig. 664.



Amerikanisches Federeisen.

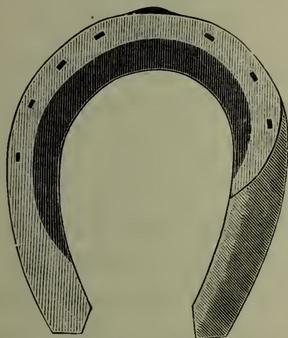
Fig. 665.



Halber Zwanghuf.

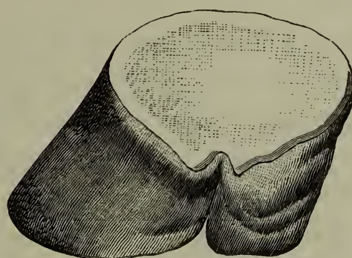
feuchter Weide gehen zu lassen und ihm dabei die Sohle regelmäßig alle 14 Tage zu beschneiden. Kann aber der Beschlag aus irgend einem Grunde nicht vermieden

Fig. 666.



Halbes Zwangeisen.

Fig. 667.



Schiefer Huf.

werden, so empfiehlt es sich, nach Möller, zuerst eine starke Beschneidung des Hufes vorzunehmen und insbesondere den zentralen Teil der Hornsohle (in der Nähe der Strahlspitze) so weit als möglich, d. h. bis sie dem Fingerdruck leicht nachgibt, zu verdünnen. Dies muß alle 14 Tage wiederholt werden. Dann läßt man ein Hufeisen mit horizontalem Tragrande auflegen und nimmt, nachdem das Eisen auf=

gepaßt worden, an den eingezogenen Stellen mit einer Raspel so viel von der Hornwand weg, daß eine etwa 1—2 mm breite Lücke zwischen Huf und Eisen entsteht. Dieser Beschlag wird alle 3—4 Wochen erneuert und der Huf in dieser Zeit recht feucht erhalten.

Bei dieser Gelegenheit sei nochmals daran erinnert, daß das Erweiterungsverfahren, nach welcher Methode dasselbe auch vorgenommen werden möge, bei Hufen mit Verknöcherung der Hufknorpel unmöglich irgend eine Wirkung, wohl aber bedeutende Schmerzen hervorrufen kann. Die Behandlung dieses Leidens muß sich daher darauf beschränken, die Heftigkeit des während der Bewegung entstehenden Stoßes durch Leder-, Filz- oder Guttaperchaeinlagen zu mildern.

Als schiefen Huf bezeichnet man jeden Huf, an dem die eine Wandseite steil, kurz und eingezogen, die andere dagegen lang und schräg gestellt ist (Fig. 667). Ein weiterer Unterschied zwischen den Wandseiten besteht darin, daß die Fleischkrone an der steileren Wand höher liegt und meist auch breiter ist, als an der entgegengesetzten.

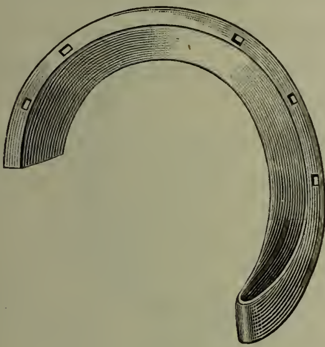
Eine pathologische Erscheinung ist nur der infolge fehlerhafter Schenkelstellung (bodenweit, bodeneng) entstandene schiefe Huf. Hat derselbe aber seine Ursache in fehlerhaftem Beschneiden oder Beschlag, so fällt er vollständig in das Gebiet der Hufbeschlagskunst. Der schiefe Huf ersterer Gattung bildet sich stets in der Periode der Körper- resp. Hufentwicklung aus und kann, so lange er der Stellung der Gliedmaßen entspricht, als ein natürliches, nützliches, ja notwendiges Gegengewicht zu der fehlerhaften Schenkelstellung, die ihn hervorgerufen, angesehen werden.

Bei der Beurteilung eines schiefen Hufes muß also immer die Schenkelstellung berücksichtigt werden, denn schädlich ist meist nur der schiefe Huf, welcher, durch fehlerhafte Hufzubereitung oder Beschlag hervorgerufen, bei normaler Stellung der Gliedmaßen vorkommt, sowie auch derjenige, der schiefer ist, als es die Stellung der Gliedmaße erfordert. Zu beachten bleibt außerdem, daß der schiefe Huf sehr oft mit Steingallen und loser Wand verbunden ist und häufig, besonders bei schmalbrüstigen, hinten eng gestellten Tieren, Veranlassung zum Streichen gibt.

Die Ursachen sind teilweise bereits erwähnt worden. Hinzuzufügen wäre noch, daß die Bildung des schiefen Hufes selten lange auf sich warten läßt, wenn die an fehlerhaft gestellten Extremitäten sitzenden Hufe nicht genügend abgenützt und beschnitten werden, z. B. bei zehenweiter Stellung ein Zulangwerdenlassen der inneren Hornwand. Zu den äußeren Einflüssen, welche die Entstehung von schiefen Hufen begünstigen können, gehört auch zu frühes und angestrengtes Arbeiten der jungen Pferde, wobei dieselben sich mit ganzer Kraft anstemmen müssen, um die Last fortzubringen, sowie fehlerhafter Beschlag mit ungleich hohen Stollen, zu enge oder schief nach innen abgedachte Richtung eines Eisenschenkels u. s. w.

Behandlung. Die Heilung des schiefen Hufes läßt sich nur während der Entwicklungsperiode des betreffenden Tieres erhoffen. Aber auch während dieser Periode wird sich die Behandlung im Wesentlichen darauf beschränken müssen, eine weitere Entwicklung des Übels zu verhüten und die störenden Folgen desselben möglichst zu beseitigen. Das Hauptaugenmerk ist hierbei darauf zu richten, eine gleichmäßige Belastung des Hufes zu erzielen. Zu diesem Zwecke wird man darauf zu achten haben, daß die am stärksten belastete steile Wandseite nicht zu lang werde und der Beschlag es der eingezogenen Wand erleichtere, wieder eine normale Form anzunehmen. Letzteres wird dadurch erreicht, daß man von dieser Wand ungefähr 1—2 mm mit der Raspel fortnimmt, so daß dieselbe nicht mit dem

Fig. 668.



Das Dreiviertel-Eisen. Bodenfläche.

Fig. 669.



Rehhuf.

Eisen in Berührung kommen kann und sodann, vorausgesetzt, daß die Beschaffenheit des Strahles dies zuläßt, ein geschlossenes Eisen auflegt. Außerdem ist für regelmäßige, nicht zu seltene, Erneuerung des Beschlages zu sorgen, damit die Hornwand nicht zu weit in der fehlerhaften Richtung nachwachsen könne.

Sollte dagegen der schiefe Huf durch unrichtigen Beschlag entstanden sein, so sucht man durch entsprechendes Niederwirken — wobei die regelmäßige Seite, als die stärkere, stark niedergewirkt, die schiefe aber, als die schwächere, möglichst geschont werden muß — das Mißverhältnis zwischen den beiden Wänden auszugleichen. Gelingt dies nicht, so lege man ein Eisen auf, dessen auf der schiefen Seite liegender Schenkel etwas dicker als der andere geschmiedet ist, oder auch benütze man ein Eisen, an welchem der für die niedrige Wand bestimmte Schenkel von der Mitte des Zehenteiles an allmählich ansteigt, und der andere von derselben Stelle gegen das Schenkelende zu an Dicke allmählich abnimmt. Letzterer kann vor der Trachte endigen und heißt dann „Dreivierteleisen" (Fig. 668).

In den höchsten Graden des schiefen Hufes, bei welchen sich die schiefe Wand mit dem Tragrande gegen die Mittellinie des Hufes einwärts neigt (sog. halber Zwanghuf) empfiehlt sich die Anwendung eines halben Zwangeisens (siehe Fig. 666).

Ist aber der schiefe Huf von Natur aus durch unrichtige Schenkelstellung bedingt, so unterläßt man, wie gesagt, lieber alle künstlichen Heilversuche und trachtet nur, daß sich das Übel nicht verschlimmere.

Der Rehhuf, welcher häufiger an den Vorderfüßen als an den Hinterfüßen vorkommt, entsteht infolge einer Entzündung der Huflederhaut. Seine Kennzeichen sind eine lange, unnatürlich geformte, meistens oben eingebogene Zehenwand, hohe steile Trachten, sehr breite, weiße Linie, gewöhnlich nach unten gewölbte Sohle, brüchiges, mürbes Wandhorn und Ringbildung an der Wand (Fig. 669).

Eine weitere Folge der gelockerten Verbindung zwischen der Hornwand, der Fleischwand und dem Hufbeine ist, daß die Einwirkung der Körperlast auf den leidenden Fuß eine Senkung des Huf- und Strahlbeines hervorruft. Gleichzeitig entsteht die eben erwähnte Einknickung an der Krone.

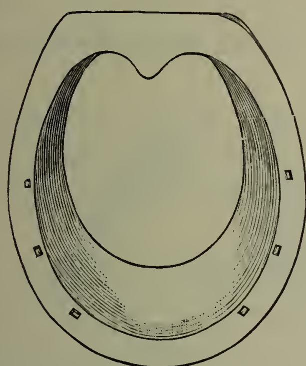
Der Rehhuf kann nach einem einzigen heftigen Anfall akuter Huflederhautentzündung (Verschlag) entstehen, hat aber meistens seine Ursache in einer periodisch wiederkehrenden Hufentzündung, in welchem Falle Jahre verfließen können, bevor er zur vollen Ausbildung gelangt. Eigentümlicherweise kommt dieses Leiden am häufigsten bei hochedlen und ganz schweren, gemeinen Pferden vor. Besonders charakteristisch ist der Gang eines mit Rehhuf behafteten Pferdes. Dasselbe wirft die Vorderfüße vor und tritt mit den Trachten zuerst auf.

Die gewöhnlichsten äußeren Ursachen sind: Erkältungen, ungewohnte Anstrengung in schneller Gangart, Diätfehler und langandauerndes Stehen.

Die Behandlung dieses schweren Leidens zerfällt in eine Palliativ- und eine Radikalkur, jedoch ist erstere als die wichtigste anzusehen, denn die Radikalkur muß bis auf Weiteres als schwierig, langwierig und unsicher bezeichnet werden (siehe Möller, Hufkrankheiten). Bei der Palliativkur gilt es vor Allem, der Sohle Schutz zu bereiten. Von dieser darf daher auch nichts weggeschnitten werden und wäre es speziell ein grober Fehler, den ohnedies sehr schwachen Zehenteil der Sohle durch Auswirken noch mehr zu schwächen. Die knollenförmige Zehenwand wird dagegen mit der Raspel verkürzt und von den gewucherten Blattschichten befreit. Was den Beschlag betrifft, empfiehlt sich ein gewöhnliches Eisen ohne Stollen in allen den Fällen, wo die Sohle noch im Besitz ihrer normalen Wölbung ist; sollte die Sohle platt und nach unten hervorgewölbt sein, so muß jedoch ein breiteres Eisen in Anwendung treten und bei ausgebrochenem Tragrand benützt man vorzugsweise ein geschlossenes Eisen mit breiterem, gut abgedachtem Zehenteil (Fig. 670).

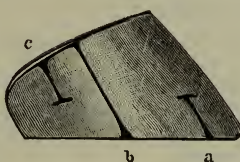
Das Aufrichten des Eisen an der Zehenwand kann mit Rücksicht auf die anzustrebende, sehr notwendige Schonung der letzteren nur befürwortet werden. Unterlagen von Leder oder Filz leisten ebenfalls bisweilen gute Dienste. Dr. H. Möller empfiehlt außerdem stete Aufmerksamkeit auf den Beschlag; damit die Hufeisen nicht verloren gehen, ist öfteres Einfetten der Wand sowohl wie auch der Sohle mit harzigen Salben, Einschmieren mit dickem Terpentin und vorsichtiges Reinigen der Sohle geboten. So behandelt, lassen sich die mit Rehhufen behafteten Pferde, so lange das Übel nicht den Grad erreicht hat, daß der Beschlag zu einer Unmöglichkeit wird, noch recht gut auf weichem Boden gebrauchen. Und das ist wahrlich kein geringes Resultat.

Fig. 670.



Stegeisen für Rehhuf.

Fig. 671.




Huf mit Hornspalten.
a Tragrandspalte, b durchlaufende Spalte,
c Kronrandspalte.

Die sog. Radikalkur, welche vollständig in das Gebiet der Tierheilkunde fällt und deshalb hier mit Stillschweigen übergangen werden muß, nimmt gewöhnlich auch im besten Falle eine Zeit von 6—9 Monaten in Anspruch.

Von den Formveränderungen des Hufes wenden wir uns nun zu den Zusammenhangsstörungen des Hornes. Nach der von uns benützten Einteilung der Hufleiden haben wir uns da zunächst mit den Hornspalten zu beschäftigen:

Hornspalten nennt man Trennungen in dem Zusammenhang der Hornwand, welche in der Richtung der Hornröhrchen liegen.

Nach der Ausdehnung der Spalten unterscheidet man:

a) Kronrandspalten, welche sich von dem oberen Rand der Wand mehr oder weniger weit nach unten erstrecken, den unteren Rand der Hornwand aber nicht erreichen (Fig. 671 c).

b) Tragrandspalten, welche vom Tragrand ausgehen und nur ein Stückchen aufwärts steigen (Fig. 671 a).

c) Durchlaufende Hornspalten, welche die ganze Länge der Hornwand durchlaufen (Fig. 671 b).

Nach der Tiefe ihres Eindringens in die Hornwand sind die Spalten entweder:

a) oberflächliche, welche nur die äußeren Schichten der Hornwand durchdringen oder

b) durchgehende, welche durch die ganze Hornwand hindurch bis auf die Fleischwand dringen.

Nach dem Sitze der Spalte gibt es schließlich:

a) Zehenspalten (Fig. 671 a).

b) Seitenwandspalten (Fig. 671 b).

c) Trachtenwandspalten (Fig. 671 c).

d) Eckstrebenspalten.

Die Hornspalten kommen am häufigsten an den Vorderhufen und zwar an der inneren Seite derselben vor.

Oberflächliche Hornspalten rufen nie Lahmheit hervor, durchgehende geben dagegen oft Anlaß zu mehr oder weniger ausgesprochenem Lahmgehen und können auch bedenkliche Leiden, wie Quetschungen der Fleischwand, Entzündungen und Eiterungen verursachen.

Bei der Beurteilung von Hornspalten ist zu beachten, daß Tragrandspalten sowie solche, die bei korrekter Stellung der Extremitäten an normalen Hufen vorkommen und nicht von Lahmgehen begleitet sind, nur geringe Bedeutung haben. Am schwierigsten ist die Heilung von Kronrand-, Seitenwand- und Eckstrebenspalten, sowie von solchen, die an unnormalen und kranken Hufen entstehen.

Die Ursachen. Unter diesen steht der Beschlag in erster Reihe. Peters schreibt hierüber in seiner überaus lehrreichen Broschüre: „Die Formveränderungen des Pferdehufes": Ein sehr wichtiger Punkt ist der, daß Hornspalten nur unter Beschlag entstehen und mit Aufhören desselben von selbst heilen. Eine Anlage zu Hornspalten haben alle Pferde mit fehlerhaften Stellungen und schiefen, ungleich belasteten Hufen. Dasselbe gilt von trockenen, spröden Hufen, besonders wenn diese gleichzeitig dünne Wände haben, Zwanghufen und sehr weiten Hufen. An letzteren entstehen meistens Tragrandspalten, wohingegen die weiten Hufe mehr von Kronrandspalten heimgesucht werden.

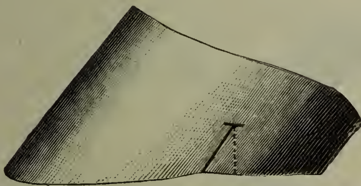
Zu den äußeren Ursachen gehören: ungleiche Belastung de Hufwand, durch zu hohe oder zu niedrige, nicht vom Eisen unterstützte Trachten hervorgerufene Dehnungen, zu kurze, zu enge oder muldig gerichtete Eisen, hohe Stollen, Schwächen der Hornwand durch Beraspeln, zu starke Hufnägel, das Auflegen glühender Eisen, Kronentritte, während schneller Bewegung auf hartem Boden entstehende heftige

Erschütterungen, die Einwirkung starker und anhaltender Trockenheit auf das Hufhorn u. s. w.

Die Behandlung. Das getrennte Horn heilt niemals durch eine Wiedervereinigung, sondern erfolgt die Heilung der Hornspalten auf die Art, daß neues, gesundes Horn von der Krone aus nachwächst. Die Behandlung muß demnach darauf ausgehen, das weitere Aufspalten des Hornes zu verhindern und wird dies teils durch Beseitigung der etwa noch vorhandenen Ursachen, teils durch Verhütung fortgesetzter Zerrungen erreicht.

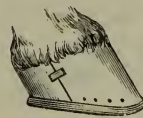
Spröde, trockene Hufe müssen also feucht eingeschlagen werden; bei fehlerhaften Stellungen tritt eine diesen entsprechende Zubereitung des Hufes ein und bei Zwanghuf gilt es, baldmöglichst eine Erweiterung der eingeklemmten Hufteile zu bewirken. Daß sämtliche diese Zwecke am sichersten durch Barfußgehen des Pferdes auf feuchtem Grasboden erreicht werden können, liegt auf der Hand. Ich

Fig. 672.



Hohlgeschnittene Hornspalte.

Fig. 673.



Gebrannte durchlaufende Hornspalte.

beschränke mich daher darauf, hervorzuheben, daß oberflächliche, kurze Spalten mit den Ursachen, die Anlaß zu ihrer Entstehung gegeben, von selbst zu verschwinden pflegen.

Es kann indessen auch notwendig werden, durch Fixirung der Spaltränder weiteren Zerrungen vorzubeugen. Hierbei wird, je nachdem man es mit Tragrand- oder mit Kronrandspalten zu thun hat, verschiedenartig vorgegangen.

Bei der Behandlung von Tragrandspalten gilt es vor Allem, das fortgesetzte Aufspalten des Hornes zu verhindern. Beim Platthufe geschieht dies durch Auflegen eines Eisens mit schräg nach innen abgedachtem Tragrand, wodurch der natürlichen Neigung eines solchen Hufes, sich zu erweitern, wirksam entgegengetreten wird.

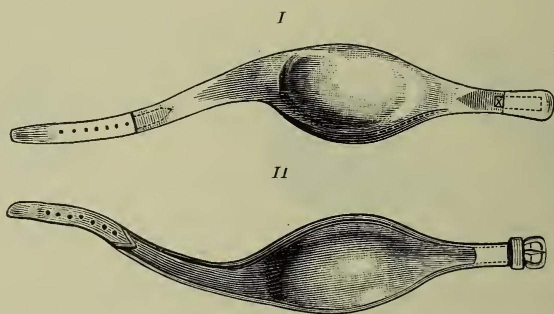
Um ein weiteres Aufspalten der nachwachsenden Hornwand zu verhüten, wird an dem oberen Ende der Spalte mit dem Rinnmesser oder dem Glüheisen eine kleine Querfurche von 1—2 cm Länge hergestellt, die sich bis zur Blattschicht erstrecken muß. Außerdem ist der Teil des Tragrandes, der unter der Spalte liegt, so weit niederzuschneiden, daß derselbe nicht mehr mit dem Eisen in Berührung kommt. Dieses Hohlschneiden hat sich nach hinten bis dahin zu erstrecken, wo eine

Senkrechte vom oberen Hornspaltende einfällt (Fig. 672). Bei Zehenspalten dagegen wird der Tragrand ungefähr 8 mm zu beiden Seiten der Spalte so weit niedergeschnitten, daß ein Zwischenraum zwischen der Hufwand und dem Eisen entsteht.

Durchlaufende Hornspalten an den Seiten- oder Trachtenwänden werden in England allgemein auf die Art behandelt, daß man etwa $1,_5$ cm unterhalb der Krone mit dem Glüheisen eine tiefe Querfurche herstellt, durch welche die Spalte in zwei Teile geteilt wird (Fig. 673), worauf der obere an der Krone sitzende Teil wie eine Kronrandspalte behandelt wird. Der Beschlag besteht unterdessen in einem geschlossenen Eisen.

Das Fixiren der Spaltränder, welches bei tief eindringenden und mehr oder weniger durchlaufenden Hornspalten absolut notwendig werden kann, geschah in älteren Zeiten mittelst Leinwandbänder von ungefähr 3 cm Breite, die in mehreren

Fig. 674.




Hornspaltriemen.

Lagen möglichst fest um den Huf gebunden wurden, nachdem zuvor jede Lage einen Anstrich von dickem Schiffsteer erhalten. Dieser etwas primitive Verband ist jedoch nunmehr durch zuverlässigere Fixirungsmethoden verdrängt worden, unter welchen auch der sog. Hornspaltriemen erwähnt zu werden verdient.

Der Hornspaltriemen (Fig. 674 I u. II) besteht aus einem Lederriemen, der an einem Ende mit Schnalle, am andern mit Schnallenlöchern und nach der Mitte zu mit einem breiten, blattförmigen Teile versehen ist, welch' letzteres bei Zehenspaltriemen in der Mitte des Riemens, bei Seitenspaltriemen jedoch mehr seitwärts nach der Schnalle zu angebracht ist. Außerdem muß der Riemen für flache Hufe, um an solchen gut zu sitzen, stark gebogen sein, während er für steile Hufe fast ganz gerade sein kann. Der breite, blattförmige Teil muß, und das ist das Wichtigste, an seinem oberen, an der Krone anliegenden Rande eingenäht sein, so daß der ganze blattförmige Teil etwas ausgehöhlt erscheint und sich wie eine hohl-

gemachte Hand fest um die Krone des Hufes anlegt. Die Schnallenlöcher endlich müssen ziemlich dicht beisammenstehen, damit sie ein bequemes zeitweiliges Strafferschnallen des Riemens gestatten.

Die Anwendung des Hornspaltriemens ist äußerst einfach. Nachdem die Hornspalte gereinigt ist, wird auf dieselbe ein eingefetteter Wergbausch gelegt und der Riemen mit dem blattförmigen Teile so darüber geschnallt, daß derselbe die Hornspalte mit Wergbausch ganz bedeckt und die Krone fest wie von einer hohlen Hand umschlossen ist. Der Hornspaltriemen kann Tag und Nacht im Stall und bei der Arbeit umgeschnallt bleiben; nur alle 3—4 Tage ist es nötig, denselben abzunehmen, um die Spalte mit frischem Werg und Fett zu versehen, was bei nassem Wetter oder schmutzigen Wegen besser alle Tage einmal zu geschehen hat.

Die Benutzung des Hornspaltriemens zur Heilung der Hornspalten hat anderem Verfahren gegenüber nicht zu unterschätzende, beachtenswerte Vorzüge, die außer andern besonders in dreierlei bestehen:

1) Gestattet er die permanente und intensive Anwendung und Einwirkung von fettigen Substanzen auf Krone und Spaltränder, wodurch einerseits das Horn elastischer und weicher erhalten und anderseits ein normaleres Wachstum von der Krone aus befördert und zugleich ein Wiederaufspringen der Spalte sicherer verhindert wird.

2) Läßt er sich recht gut neben oder richtiger gesagt zugleich in Verbindung mit anderen Fixirungsmethoden anwenden, was sich bei sehr beweglichen, klaffenden Hornspalten mit weit auseinanderstehenden Spalträndern ganz besonders empfiehlt.

3) Ist er auch prophylaktisch im Winter bei harten Wegen und spröden Hufen, sowie bei solchen, die zu Hornspalten geneigt sind und wiederholt daran leiden, vorteilhaft zu verwenden.

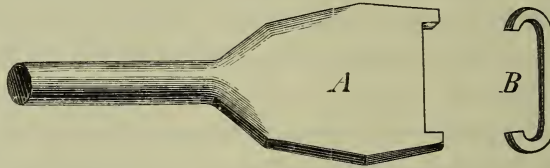
Bei exakter Anwendung des Hornspaltriemens ist der günstigste Erfolg unleugbar, so daß die Pferde, auch wenn sie infolge der Hornspalte lahm gehen, während der Kur nicht zu stehen brauchen, sondern immer noch zu leichtem Dienst zu verwenden sind. (Siehe „Der Hufschmied“ 1884, Nr. 7.)

Eine modernere Fixirungsmethode ist indessen, die Spaltränder mittelst einer Eisenklammer (Agraffe) zusammenzuhalten. Zu diesem Zweck wird das glühende Brenneisen (Fig. 675 A) so auf die Umgebung der Hornspalte applizirt, daß die beiden vorstehenden Teile desselben zur Seiten der Spalte in die Hornwand einbrennen. Sodann werden die scharfen Enden der Agraffe (Fig. 675 B) mit einer Zange in die durch das Brenneisen hergestellten Vertiefungen der Hornwand eingedrückt, und ist es nun ein Leichtes, durch Zusammendrücken der Agraffe die Spaltränder näher an einander zu bringen. Nach dem Heften der Spalte füllt

man dieselbe mit irgend einem Klebemittel aus, um das Eindringen von Schmutz zu verhüten.

Eine dritte Methode besteht in dem Nieten der Spalte. Dieselbe kann jedoch nur von sehr geübten Schmieden ausgeführt werden und eignet sich auch wegen

Fig. 675.

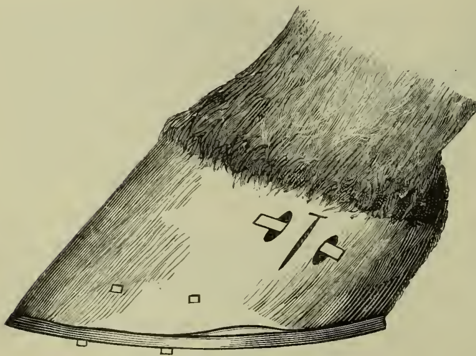



Brenneisen und Agraffe zum Fixiren der Spaltränder.

der geringen Stärke der Seiten- und Trachtenwände höchstens für Zehenspalten. Wie beim Nieten der Spalten vorgegangen wird, zeigt Fig. 676.

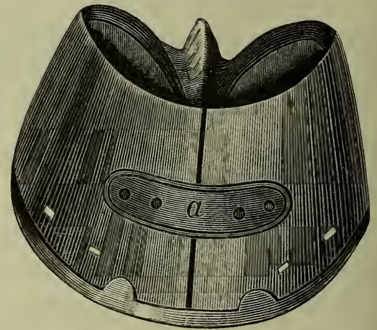
Schließlich werden auch dünne Metallplättchen zum Fixiren der Spaltränder verwendet. Das Plättchen (Fig. 677 a) wird rotwarm an die für dieselbe bestimmte

Fig. 676.



Huf mit genieteter Hornspalte.

Fig. 677.




Huf mit durchlaufender Zehenspalte, die mit einem Metallplättchen fixirt ist.

Stelle angedrückt und etwas eingelassen, hierauf abgekühlt und mit kleinen Holzschrauben, deren Länge der Dicke der harten Schichte der Hornwand entsprechen muß, angeschraubt. Diese Methode eignet sich zur Fixirung aller Spalten, mit Ausnahme der an den Trachtenenden vorkommenden. Da sie aber ebenso wie das Nieten blos von sehr geübten Schmieden ausgeführt werden kann, lasse ich sie hier nur der Vollständigkeit wegen einfließen. Schließlich sei noch erwähnt, daß das

Fixiren von Spalten mit unregelmäßigem, zickzackähnlichem oder wellenförmigem Verlauf meist keinen Zweck hat, denn bei dieser Art Hornspalten ist nicht nur keine bedeutende Beweglichkeit der Spaltränder vorhanden, sondern finden auch die Befestigungsmittel in den flach übereinander geschobenen Rändern keinen rechten Halt. Solche Spalten sind durch ein vorsichtiges Wegschneiden der übereinander geschobenen Hornränder bis auf fest zusammenhängende Hornmassen im ganzen Verlauf der Spalte gründlich zu reinigen, und hat die weitere Behandlung in täglichen Waschungen mit reinem Wasser und Bestreichen der beschnittenen Stelle mit Buchenteer zu bestehen.

Zu der Behandlung der Kronrandspalten übergehend, kann ich mir nicht versagen, aus der weiter oben zitirten Arbeit des großherzoglichen Oberroßarztes F. Peters noch folgende Zeilen hervorzuheben:

„So leicht und sicher die Heilung der Hornspalte beim Barfußgehen zu erreichen ist, so mühsam und unsicher ist ihre dauernde Heilung unter Beschlag, wenn dieser durch weiteren Gebrauch des Pferdes erfordert wird. Nach Vernieten der Spaltränder, Brennen der Krone u. s. w. habe ich keine Erfolge gesehen. Da die Spaltung entsteht, weil der Kronenrand sich zu stark ausdehnen muß, so ist auch nicht einzusehen, in welcher Weise die künstliche Vereinigung der Spaltränder die Heilung befördern soll. Letztere könnte nur dann Erfolg haben, wenn die Spaltung des Kronenrandes durch Zugkräfte statt durch vermehrte Druckkräfte zu Stande käme. Daß dies nicht der Fall, zeigt die Hornspalte beim lebenden Pferde, bei welcher sich die Ränder übereinander schieben, wenn Belastung eintritt."

Aber wenn auch die Gelehrten bezüglich der Ursachen und zweckmäßigsten Behandlung der Kronrandspalten noch zu keiner Einigung gelangt sind, geben sie doch alle einstimmig zu, daß die Heilung der Kronrandspalten schwieriger als jene der Tragrandspalten ist. Es läßt sich auch absolut nicht bestreiten, daß erstere öfter Lahmheit verursachen und, falls es nicht gelingt, ihrer weiteren Entwicklung Einhalt zu thun, meistens ziemlich schnell in durchlaufende, unheilbare Spalten ausarten.

Peters' Methode, Kronenrandspalten zu kuriren, ist folgende: Er beginnt damit, die Spaltränder bis auf die Weichteile abzutragen, so daß ein halbkreisförmiger Ausschnitt an der Krone entsteht. Hierdurch wird zunächst die Lahmheit aufgehoben, weil die Weichteile nun nicht mehr geklemmt werden können. Damit aber das von der Fleischkrone produzirte junge Horn nicht sofort wieder zerknickt werde, muß jeder Druck, der rückwirkend aus dem Eckstrebenwinkel nach jenem Punkt gerichtet ist und das Trachtenstück zu dislogiren strebt, aufgehoben werden.

Dies bewirkt Peters durch Verkürzung des gesamten Endstückes der Trachtenwand und Anwendung eines runden oder geschlossenen Eisens, dessen Strahlplatte den Strahl zum Tragen richtig heranzieht. Auf diese Art wird das Sohlengewölbe verhindert sich übermäßig durchzubiegen, und mittelbar gewinnt die Trachtenwand durch ihre Verbindung mit Eckstreben und Strahl eine sichere und dennoch elastische Unterstützung.

Peters erklärt, daß die Heilung der Spalte unter den angegebenen Maßnahmen fast immer gelinge. Das geschlossene Eisen setzt er nicht eher beiseite, als ein etwa 1½ cm langes Hornstück herabgewachsen ist. Beim Beschlage mit dem gewöhnlichen Eisen aber sorgt er dafür, daß dasselbe überall gleichmäßig aufliegt und dessen Stützfläche durch eine dicke Lederschichte vom Tragrand der Wand getrennt ist, so daß die Bewegungen des Eckstrebenwinkels auf der elastischen Unterlage möglichst wenig gehindert werden.

Was das hier von Peters empfohlene Abtragen der Spaltränder betrifft, ist dasselbe ein altes, bewährtes Verfahren. Dahingegen pflegen die meisten Fachmänner sich nicht hierauf zu beschränken, sondern bedienen dieselben sich meistens noch einer der üblichen Fixirungsmethoden. Außerdem wird das Einreiben des Kronrandes mit einem gelind reizenden Mittel, wie z. B. mit Spanischer Fliegentinktur, verdünntem Lorbeeröl u. dgl. befürwortet. Der Gebrauch des Brenneisens ist ebenfalls sehr beliebt. Bei durchlaufenden Zehenspalten wird der Tragrand der Zehenwand so weit niedergeschnitten, daß er etwa 4—6 mm vom Hufeisen entfernt bleibt; auch erhält das Eisen zwei Seitenkappen, welche dazu beitragen, die getrennten Hufteile zusammenzuhalten (siehe Fig. 677 S. 202).

Sehr schwere Pferde dürfen nicht zu anstrengender Arbeit verwendet werden, bevor nicht neues, gesundes Horn ungefähr 1—2 cm tief heruntergewachsen ist.

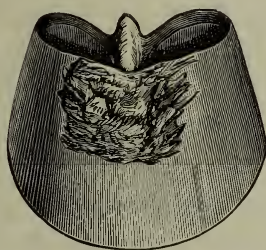
Sollten Teile der Fleischwand zwischen den Spalträndern hervorgequollen sein, so muß die Behandlung des Pferdes einem geschickten Tierarzte überlassen werden. Dasselbe gilt mit Bezug auf eiternde oder mit starkem Lahmgehen verknüpfte Hornspalten.

Schließlich will ich noch erwähnen, daß gleiche Teile Honig und Wachs, über gelindem Feuer und unter beständigem Umrühren zusammengeschmolzen, eine gute Salbe zum Ausfüllen klaffender Hornspalten abgeben. Diese Salbe wird, nachdem der Huf zuvor mit lauem Wasser sorgfältig gereinigt worden, im warmen Zustande aufgetragen.

Hornkluft wird jede Zusammenhangsstörung im Bereiche der Hornwand genannt, welche quer zur Richtung der Hornröhrchen verläuft (Fig. 678). Solche Trennungen können entweder oberflächlich sein, in welchem Falle sie vollkommen unschädlich sind, oder auch bis auf die Weichteile durchdringen.

Ursachen. Die Hornklüfte entstehen nicht selten infolge von Eiterungen innerhalb der Hufkapsel; häufig werden dieselben aber auch durch Kronentritte, sowie durch Brechen der Hornröhrchen an sehr trockenen oder mit eingezogenen Wänden versehenen Hufen hervorgerufen. Im letzteren Falle haben die Hornklüfte aber ihren Sitz meistens an den tieferen Abschnitten der Hornwand und nicht an der Krone. Außerdem kann das beliebte Durchraspeln beim Zunieten der Hufnägel Anlaß zur Entstehung von Hornklüften geben.

Fig. 678.



Huf mit Hornkluft.

Behandlung. Oberflächliche Hornklüfte erfordern gar keine Behandlung; dieselben wachsen immer tiefer herunter und verschwinden so allmählich von selbst. Nichtsdestoweniger ist es stets angeraten, den Huf weich zu erhalten und das Eindringen von fremden Körpern durch Ausfüllung der Kluft mit Baumwachs oder Hufkitt zu verhüten. Hoftierarzt Reinert in Athen wendet zu diesem Zweck folgenden, von ihm erfundenen, Hufkitt an: Colophonium, gelbes Wachs und Emplastrum Diachylon, von jedem 5 Teile, im Wasserbade zusammengeschmolzen, denen, je nachdem die Witterung kälter oder wärmer ist, $^1/_2$—1 Teil gemeinen Terpentins zugegeben wird. Dieser Kitt soll besser als die weiter oben beschriebene Defay'sche Hornmasse haften.

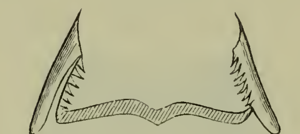
Durchdringende Hornklüfte oder solche, die nahe an der Krone sitzen, werden dagegen ähnlich wie durchgehende Hornspalten behandelt, d. h. man verdünnt die drückenden Hornränder mittelst des Rinnmessers und der Raspel, so daß sie keinen Druck auf die Weichteile ausüben können. Sollte indessen schon eine Quetschung der nachbarlichen Weichteile eingetreten sein, so sind kalte Umschläge zu machen und sodann mit Bleiessig befeuchtete Wergbauschen mäßig fest aufzulegen. Beim Beschlage vermeidet man das Einschlagen von Nägeln an dem Punkte, wo sich die Kluft befindet und sorgt dafür, daß jener Abschnitt der Wand auch vollständig frei zu liegen kommt.

Wenn die Hornkluft infolge des natürlichen Wachstums der Hornwand schon in der Nähe des Tragrands angelangt ist, wird das spröde Wandstück unter der Kluft mittelst des Wirkmessers entfernt und die hierdurch entstehende Lücke mit Hufkitt ausgefüllt.

Da Kronentritte — eine der gewöhnlichsten Ursachen der Hornklüfte — häufig bei an Dummkoller leidenden Pferden vorkommen, ist ein Pferd, an dessen Hufe Hornklüfte sichtbar sind, stets mit Mißtrauen zu betrachten.

Hohle Wand. Unter hohler Wand versteht man in der weißen Linie bestehende Trennungen der Hornwand von der Fleischwand (Fig. 679). Mit dem Namen Getrennte Wand bezeichnet man eine Lostrennung der Hornwand von der Hornsohle, wobei das Horn der weißen Linie teilweise zerstört ist. Eine getrennte oder lose Wand kann natürlich nur an dem unbeschlagenen Hufe wahrgenommen werden, und zwar nachdem die weiße Linie gereinigt und der die Spalte ausfüllende Schmutz entfernt worden. Das zerstörte Horn zeigt sich hier als ein graues, übel riechendes Pulver. Erst nachdem auch dieses beseitigt worden, läßt sich die Ausdehnung der entstandenen Trennung beurteilen.

Fig. 679.



Querdurchschnitt eines Hufes mit rechts getrennter und links hohler Wand.

Getrennte Wände kommen sehr häufig an Platt- und Vollhufen, sowie an allen solchen Hufen vor, die weiches Horn und schwache Wände haben. Ihr gewöhnlicher Sitz ist an der inneren Seiten- oder Trachtenwand der Vorderhufe. Je näher sie gegen die Trachten zu liegen und je weiter die Lücke in der weißen Linie ist, desto ungünstiger stellt sich die Prognose. Pferde, welche mit diesem Übel behaftet sind, eignen sich um so weniger zur Dienstleistung auf hartem Boden oder auf Pflaster, als die getrennten Wände sehr leicht wiederkehren.

Ursachen. In erster Reihe steht unter diesen, was die getrennte Wand betrifft, eine übermäßige Erweiterung des Hufes an seiner Tragrandfläche, woraus sich das häufige Vorkommen dieses Leidens an weiten Hufen zur Genüge erklärt. Zu den äußeren Ursachen gehören: fehlerhafte, die andauernde Einwirkung von Trockenheit, Feuchtigkeit und Unreinlichkeit begünstigende Hufpflege, fehlerhafter Beschlag — z. B. das Beschlagen weiter Hufe mit Eisen, die einen horizontalen Tragrand haben, zu festes Anziehen der Nägel beim Vernieten, ungleiches Aufliegen der Eisen — übertriebenes Einschlagen der Hufe, schnelle Arbeit auf hartem Boden, starkes Beschneiden der Sohle und des Tragrandes, Verbrennen der weißen Linie beim Aufpassen des Eisens u. s. w. Die hohle Wand dagegen wird durch Krankheitsprozesse an der Fleischwand, eiternde Steingallen, Vernagelungen 2c. hervorgerufen.

Behandlung. Eine Wiedervereinigung der getrennten Teile der Hornwand und Hornsohle kann natürlich nicht stattfinden. Die Heilung der getrennten Wand wird daher dadurch bewirkt, daß die entstandene Lücke wegwächst, oder mit anderen Worten durch Nachschub neugebildeten, zusammenhängenden Hornes ausgefüllt wird. Die Hauptaufgabe bei der Behandlung einer getrennten Wand besteht also darin, zu verhindern, daß auch das nachwachsende Horn von dem Übel

angegriffen werde. Zu diesem Zwecke sind die hohlen Stellen bis auf den Grund sorgsam von dem mürben Horn und sonstigen Unreinigkeiten zu reinigen und hierauf mit einem weichen Klebemittel, wie z. B. Baumwachs, venetianischem Terpentin, Teer (Defay's Hufkitt eignet sich als zu hart nicht hierzu) und Werg auszufüllen, damit nicht neuerdings Sand, Schmutz, kleine Steine u. dergl. sich hineinlagern. Außerdem müssen selbstverständlich die etwa bekannten äußeren Ursachen beseitigt werden. Um die weitere Trennung der Wand nach aufwärts zu verhindern, ist der Tragrand an der getrennten Stelle etwas zurückzuschneiden und außer Berührung mit dem Hufeisen zu setzen. Das stollenlose Eisen erhält einen breiten Tragrand, der bei Hufen mit sehr schrägen Wänden außerdem eine geringe Abdachung nach einwärts haben muß und wird mit Seitenkappen versehen. Das Einschlagen von Hufnägeln in die getrennte Wand ist selbstverständlich zu vermeiden. Bei hochgradig getrennten Wänden, deren Trennung sich über größere Abschnitte des Tragrandes erstreckt, empfiehlt sich die Anwendung eines geschlossenen Eisens.

Die hohle Wand wird ähnlich behandelt. Da aber dieser Krankheitszustand unheilbar ist, läßt sich mit der Behandlung nichts anderes erreichen, als die üblen Folgen desselben thunlichst hintan zu halten. Leider kann bei Pferden, die schnelle Arbeit verrichten müssen, in dieser Beziehung nicht gar viel erreicht werden. Der Vollbluthengst Crécy z. B., dessen Training ich Tag für Tag zu beobachten in der Lage war, litt an hohler Wand am rechten Vorderhuf, und obgleich der wertvolle Hengst nach allen Regeln der Kunst behandelt wurde, bedurfte es nur einer etwas harten Bahn, um ihn, wenn nicht geradezu kampfunfähig, so doch weniger taktfest zu machen.

Strahlfäule besteht in einer fauligen Zersetzung des Strahlhornes, die meistens von der mittleren Strahlgrube ausgeht und sich von dort auf die benachbarten Strahlpartien ausdehnt. Die nächste Folge dieses Prozesses ist, daß der Strahl weich, mürbe und rissig wird und in seinen Zwischenräumen eine übelriechende, grauweiße Flüssigkeit absondert, die das Strahlhorn immer mehr und mehr zerstört und endlich selbst den Fleischstrahl bloßlegen kann. Hat das Übel diesen hohen Grad erreicht, so verursacht es auch gewöhnlich mehr oder weniger ausgesprochenes Lahmgehen. Sehr häufig bilden sich infolge von Strahlfäule schräg von rückwärts und unten nach vorwärts und oben verlaufende Ringe, welche, ohne daß man den Fuß aufzuheben braucht, das Vorhandensein des Leidens verraten.

Strahlfäule ist eine sehr gewöhnliche Krankheit, die bald nur an einem, bald an mehreren, oder sogar an allen vier Füßen auftritt. Die Hinterfüße werden jedoch weit häufiger als die Vorderfüße von Strahlfäule heimgesucht.

So lange das Übel keinen höheren Grad erreicht hat, pflegt die Heilung

keine besonderen Schwierigkeiten zu bereiten. Im entgegengesetzten Falle ist die Beurteilung minder günstig; auch führt langwierige Strahlfäule häufig zur Entstehung von Zwanghuf.

Ursachen. Da Strahlfäule, wie der Name andeutet, ein Fäulnisprozeß ist, dürfte auch Unreinlichkeit in den meisten Fällen als nächste Ursache dieses Leidens bezeichnet werden können. Außerdem sind individuelle Anlagen, andauerndes Müßigstehen im Stalle, Beschlag mit hohen Stollen, zu hohe Trachten- und Seitenwände, starkes Beschneiden des Strahles und Zwanghufe den gewöhnlichsten Entstehungsursachen zuzuzählen. Wir dürfen eben nicht übersehen, daß das sicherste Mittel, den Strahl gesund zu erhalten, ist, denselben in konstante Berührung mit dem Erdboden zu bringen.

Behandlung. Strenge Reinlichkeit ist die erste Bedingung einer erfolgreichen Kur. Die Strahlfurchen sind daher häufig mit einer nassen Bürste zu reinigen und darnach mit irgend einem antiseptischen, austrocknenden Mittel, wie z. B. Alaun, Eisen- oder Kupfervitriol, Zinkvitriol, Karbolsäurelösung (10—20 % in Spiritus), Tannin ꝛc. zu behandeln. Ich glaube jedoch, bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt lassen zu sollen, daß die metallischen Mittel, besonders aber die konzentrirte Kupfervitriollösung, außer ihrer unbestrittenen Heilkraft die unangenehme Eigenschaft haben, das Hufhorn spröde zu machen und auch auf die Weichheit adstringirend einzuwirken. Ein bewährtes Mittel gegen hochgradige Strahlfäule ist:

| | |
|---|---|
| Kreosot . . . . . . . . . | 1 Teil. |
| Schwefeläther . . . . . . . | 6 Teile. |
| Konzentrirter Spiritus . . . | 10 Teile. |

Diese Mischung wird gut geschüttelt und sodann zur Befeuchtung von Wergbauschen angewendet, die man in alle Vertiefungen des Strahles eindrückt. Zuvor muß jedoch alles abgestorbene, losgetrennte Horn vom Strahle entfernt werden. Herunterschneiden der zu hohen Trachten, pedantische Reinlichkeit, reichliche, trockene Streu, entsprechender Beschlag und viel Bewegung sind weitere, unerläßliche Maßnahmen. Bemerkenswert ist, daß Strahlfäule bei unbeschlagenen Pferden höchst selten vorkommt. Barfußgehen, namentlich auf der Weide, wird daher in solchen Fällen, wo Schwund des Strahles und eingezogene Wände vorkommen, viel zur Wiederherstellung eines gesunden Strahles beitragen.

Möller empfiehlt als Nachkur das Bestreichen mit Theer oder Carbolöl (1:10). Jedenfalls darf aber die vorhergehende Behandlung nicht eher aufhören, als bis das Strahlhorn ein gesundes Aussehen bekommen. Sollte der Strahl sehr zerfetzt und zerklüftet sein, ist es am zweckmäßigsten, die Desinfektionsmittel in flüssiger




Anglo-Arabischer Vollbluthengst.

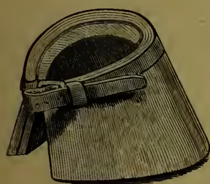
Form anzuwenden und zwar so, daß die betreffende Flüssigkeit in die Spalten des Strahles gegossen, und nachher ein mit demselben Mittel getränkter Wergbausch möglichst tief in die Lücken eingedrückt wird.

Ein aufmerksamer Pferdewärter wird aber dieser Mittel selten bedürfen, sondern dafür Sorge tragen, daß die ersten Zeichen von entstehender Strahlfäule durch zweckmäßige Hufpflege, gute Streu, passenden Beschlag und reichliche Bewegung auf trockenem Boden beseitigt werden.

Vernachlässigte Strahlfäule geht nicht selten in Strahlkrebs über.

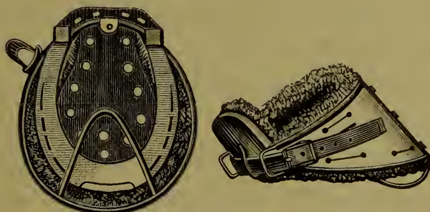
Harte, spröde Hufe besitzen infolge der großen Trockenheit ihrer Hornmasse nicht den erforderlichen festen Zusammenhang, so daß sich bei geringstem Anlaß Stücke aus der Wand ablösen.

Fig. 680.



Englischer Hufüberzug aus Filz.

Fig. 681.



Schild's „Patent metallic Soaking Boot“.

Dieser Fehler kommt am häufigsten an den kleinen Hufen edler Pferde vor. Derselbe ist außerdem eine sehr gewöhnliche Erscheinung an Zwanghufen und tritt öfter an den Vorder- als an den Hinterhufen auf.

Die Ursachen sind: angeborene, fehlerhafte Hornproduktion, schlechte Hufpflege — besonders zu starkes Trockenhalten der Hufe —, Zerstörung der Glasur durch zu starkes Beraspeln, Aufbrechen der Eisen, krankhafte Beschaffenheit der Kronwand und Fleischwand, anhaltendes Stehen der Pferde auf erhitzender Streu u. s. w.

Behandlung. Wie aus den hier angeführten Ursachen hervorgeht, ist behufs Verbesserung der spröden Hufe vor Allem anzustreben, dem Hufhorn die normale Weichheit und Geschmeidigkeit wiederzugeben. Dies läßt sich am sichersten durch fleißige Anwendung erweichender Fußbäder bewirken. Eine permanente Befeuchtung des Hufes erzielt man auf sehr bequeme Art mittelst Anwendung der englischen Hufüberzüge aus Filz (Fig. 680), die an den Huf festgeschnallt und nach Belieben angefeuchtet werden können. Dasselbe gilt von Schild's „Patent metallic Soaking Boot“ (Fig. 681) der mit Schwamm gefüttert ist. Auf das

Einschlagen hat ein nachdrückliches Einfetten mit Glyzerin und Vaselin zu folgen. Nach meiner Erfahrung leistet auch die englische Huffalbe „Hoplemuroma“ von W. Clark vorzügliche Dienste bei der Behandlung spröder Hufe.

Der Beschlag ist so einzurichten, daß das Eisen möglichst gleichmäßig aufliege. Das Eisen sei leicht, am liebsten aus Stahl, und werde mit dünnen, geschmeidigen Hufnägeln befestigt.

Müssen Pferde mit spröden Hufen zur Dienstleistung auf hartem Boden herangezogen werden, so empfiehlt sich die Einlage einer Leder-, Filz- oder Gummisohle.

Weiche Hufe haben, wie der Name andeutet, ein weiches, mürbes Horn, das am Tragrande leicht abbröckelt und sich infolge seiner Unfähigkeit, die Körperlast zu tragen, nach einwärts biegt, wodurch die Weichteile gedrückt werden.

Am häufigsten kommt diese fehlerhafte Beschaffenheit des Hufhornes an weiten, platten, sowie an gelblichweißen Hufen vor. Im höheren Grade macht dieselbe die Pferde untauglich zu schneller Arbeit auf hartem Boden.

Die Ursachen sind angeborene Anlagen, andauernde Einwirkung von Feuchtigkeit und schnelles Austrocknen nach vorhergegangener Anfeuchtung.

Behandlung. Die weichen Hufe müssen zunächst durch Einschmieren mit Theer, Asphaltlack oder dickem Terpentin gegen anhaltende Nässe geschützt werden. Der Terpentin wird am zweckmäßigsten auf die Art angewendet, daß man die gereinigte Sohle mit demselben bestreicht und dann mittelst eines rotwarmen Eisens einschmoren läßt. Der weiche Huf ist aber nicht nur vor zu großer Nässe, sondern auch vor starker Trockenheit und besonders vor schnellem Wechsel in diesen Beziehungen zu bewahren. Bei der Zubereitung des Hufes zum Beschlag ist ein möglichst gleichmäßiges Fußen anzustreben. Die Eisen sollen leicht und die Hufnägel lang und dünn sein. Lücken, die infolge von Ausbrechen größerer oder kleinerer Hornstücke an der Wand entstehen, werden mit Huffitt ausgefüllt.

Hiermit haben wir die nächste Abteilung erreicht, welche Verletzungen der vom Hufe eingeschlossenen Teile umfaßt. Wir beginnen diesen Abschnitt mit

Der Vernagelung. Wenn beim Aufschlagen des Eisens ein Hufnagel von der rechten Richtung abweicht und mit seiner Spitze die inneren empfindlichen Teile (Fleischwand und Fleischsohle) berührt oder verletzt, so bezeichnet man dies als Vernagelung. Im leichtesten Grade der Vernagelung gibt das Pferd beim Einschlagen der Nägel gar keinen Schmerz zu erkennen, sondern fängt erst nach mehreren Tagen an zu hinken; im höheren Grade jedoch äußert das Tier sofort beim Einschlagen der Nägel deutlichen Schmerz durch heftiges Aufzucken, was sich beim Anziehen und Umnieten der Nägel wiederholt. Den sichersten Schutz, den man seinem Pferde gegen das ärgerliche Vernageln gewähren kann, liegt freilich

in der Verwendung eines geschickten und erfahrenen Schmieds, denn ein solcher hört, ob der Nagel recht geht oder nicht. Unfehlbar ist aber dieses Schutzmittel durchaus nicht. Die Vernagelung kann nämlich dadurch entstehen, daß die Nagelspitze durch in der Hornwand zurückgebliebene alte Nagelstumpen aus ihrer Richtung getrieben wird; auch läßt es sich denken, daß das Tier während des Beschlagens dem Aufhalter den Fuß entreißt und dann beim Auftreten sich den Nagel eintritt. Gegen solche Fatalitäten bietet die Geschicklichkeit des Schmiedes keine Garantie. Was indessen nie vorkommen darf, ist, daß die Verbindung zwischen Wand und Sohle, d. h. gerade der Punkt, wo die Hufnägel eingetrieben werden, durch unverständige Beschneidung geschwächt, die Wand zu stark beraspelt, zu enge, zu tief und zu weit gelochte Eisen oder zu starke, splittrige, sowie unrichtig gezwickte Hufnägel angewendet und die Nägel fehlerhaft angesetzt, resp. eingeschlagen und zugenietet werden.

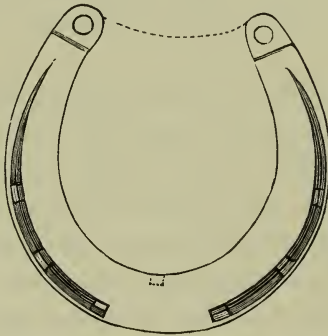
Behandlung. Eine Vernagelung geringeren Grades pflegt keine üblen Folgen nach sich zu ziehen, wenn nur der verletzende Nagel sofort herausgezogen und vermieden wird, an seine Stelle einen anderen Nagel einzuschlagen. Schont das Pferd trotzdem den Fuß oder will man besondere Vorsicht üben, so empfiehlt es sich, einen Tag hindurch kalte Fußbäder zu appliziren. Sollten dagegen die Weichteile verletzt worden sein, so ist eine umständlichere Behandlung geboten. Daß dies geschehen, ist anzunehmen, wenn Blut an dem herausgezogenen Nagel klebt oder aus dem Nagelloch hervorquillt. In diesem Falle muß das Eisen abgenommen und das Wandhorn an dem Punkte, wo die Vernagelung stattgefunden, mit dem Rinnmesser abgetragen werden. Darauf wird das Nagelloch trichterförmig, 8—10 mm, erweitert, und etwa zurückgebliebene Nagelstifte, Splitter oder Nieten herausgezogen. Die angelegte Öffnung, die den Zweck hat, dem etwa entstehenden Eiter Abfluß zu verschaffen, verschließt man mit weichem Werg, um das Eindringen von Unreinigkeiten zu verhindern, und sorgt einige Tage hindurch für fleißiges Kühlen mittelst Fußbäder und Umschläge.

Wird die Vernagelung erst so spät entdeckt, daß sich bereits Eiter bilden konnte, so ist das betreffende Nagelloch trichterförmig zu erweitern und müssen dann auch die Ränder des stehenbleibenden Hornes gehörig verdünnt werden. Selbstverständlich hat in diesem Falle eine genaue Untersuchung stattzufinden, ob sich in der Wunde ein fremder Gegenstand befindet oder nicht. Zeigt das Pferd heftigen Schmerz und fühlt sich der Huf warm an, so ist auf vorhandenen Eiter zu schließen. So lange der Eiter schwarzgrau ist, empfiehlt sich die Applizirung von kalten Fußbädern; zeigt derselbe jedoch eine weißgelbe Farbe, oder mindern sich bei der Anwendung der Kälte die Schmerzen nicht, so sind warme Heusamenbäder angezeigt.

Beim Beschlage wird dafür gesorgt, daß die beschädigte Stelle nicht vom Hufeisen gedrückt werden könne, weshalb man den Tragrand daselbst so weit niederzuschneiden hat, daß er nicht mit dem Eisen in Berührung kommt.

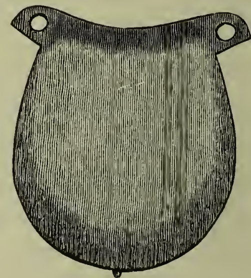
In solchen Fällen, wo eine fortgesetzte Behandlung, auch nachdem das Pferd wieder beschlagen worden, notwendig erscheint, kann man ein Deckeleisen (Fig. 682 und 683) auflegen. Dieses Eisen besteht aus einem leichten Schraubstolleneisen, dessen Stollenenden mit Schraubenlöchern versehen und zur Aufnahme der Deckelvorsprünge vorbereitet sind. An dem inneren Rand des Zehenteils befindet sich ein Loch, das zur Aufnahme des Deckelstiftes dient. Der Deckel besteht aus 2 bis 3 mm starkem Eisenblech und ist mit zwei durchlöcherten Vorsprüngen versehen, die auf die eingesetzten Schenkelenden des Schraubstolleneisens gelegt durch niedrige Schraubstollen in ihrer Lage erhalten werden. Der an dem vorderen abgerundeten Teile befindliche Stift greift in das Loch am Zehenteil des Verbandeisens ein.

Fig. 682.



Zum Verbandeisen eingerichtetes Hufeisen.

Fig. 683.



Deckel zum Verbandeisen.

**Nageltritt** nennt man jede Verletzung, welche durch Eindringen spitzer Gegenstände wie Nägel, Stein- oder Glassplitter in die von der Hufkapsel eingeschlossenen Teile verursacht wurde. Die Sohle besitzt meistens genügende Widerstandsfähigkeit, um das Eindringen fremder Körper nicht zu gestatten. Beim Strahle ist dies jedoch nicht der Fall, weshalb auch Verwundungen der genannten Art am häufigsten die Strahlgruben und die unter denselben liegenden Gebilde betreffen. Am gefährlichsten ist der Nageltritt, wenn er die Mitte des Strahles trifft, denn von diesem Punkte aus kann schon ein ganz kurzer Nagel die Hufbeinbeugesehne und das Strahlbein erreichen. Aus der Lage der Hufbeinbeugesehne ergibt sich auch, daß Nageltritte an Platthufen besonders bedenklich erscheinen.

Einen sicheren Maßstab für die Beurteilung von Nageltritten gewährt das

von denselben hervorgerufene Lahmgehen. Entsteht bedeutende Lahmheit kurz nachdem der fremde Körper in den Fuß eingedrungen, so ist aller Wahrscheinlichkeit nach die Beugesehne oder sogar das Strahl- oder Hufbein beschädigt und haben wir es dann mit einem sehr bedenklichen Leiden zu thun.

Besondere Beachtung verdienen auch starke Auftreibungen der Krone, sowie Anschwellungen in der Köthe dicht über und zwischen den Ballen. Erstere lassen auf eine Entzündung des Hufgelenks schließen, letztere deuten eine Miterkrankung des Strahlpolsters an.

Behandlung. Die erste Aufgabe bei derselben ist, den etwa noch im Hufe steckenden fremden Körper zu entfernen. Dies läßt sich in der Regel am leichtesten mittelst einer Zange bewerkstelligen, jedoch ist große Vorsicht hierbei geboten, damit nicht Stücke oder Splitter des Fremdkörpers im Hufe stecken bleiben. Man wird daher auch in derselben Richtung ziehen, in welcher der Nagel oder was es sonst sein möge, in den Huf eingedrungen ist. Daß der so herausgezogene Fremdkörper nicht weggeworfen werden darf, sondern dem Tierarzte vorzuzeigen ist, versteht sich von selbst. Der Fachmann kann nämlich oft aus der Form und dem Aussehen des eingetretenen Nagels wichtige Schlüsse bezüglich der Beschaffenheit der entstandenen Wunde ziehen. Im Zusammenhang hiermit sei auch erwähnt, daß rostige Nägel häufig Veranlassung zu langwierigen und bösartigen Eiterbildungen geben.

In betreff der weiteren Behandlung empfehlen die meisten Autoritäten, die ganze Sohle soweit auszuschneiden, daß sie auf den Druck der Finger nachgibt. Dr. Möller verdünnt außerdem das Horn in der Nachbarschaft der Verletzung, bis etwas Blut durchschwitzt und beschneidet auch den Strahl, damit derselbe bei Belastung des Fußes keinem Drucke ausgesetzt werde. An dem Punkte, wo der Fremdkörper eingedrungen, wird eine trichterförmige Öffnung hergestellt. Darauf folgt die Behandlung mit kaltem Wasser, welche gewöhnlich 4—6 Tage in Anspruch nehmen wird. Am zweckmäßigsten läßt sich dieselbe auf die Art bewerkstelligen, daß man den Patienten bei Tag in kaltes, fließendes Wasser stellt und ihm während der Nacht im Stalle kalte Umschläge macht. Da aber eine solche Behandlung sich während der kalten Jahreszeit von selbst verbietet und fließendes Wasser auch nicht überall zu haben ist, müssen in vielen Fällen die kalten Umschläge allein genügen. Dieselben sind alle 10 Minuten zu erneuern. Das beliebte Einschlagen des verletzten Hufes in Kuhdünger führt zu Verunreinigungen der Wunde und kann daher nicht anempfohlen werden.

Noch besser als mit den gewöhnlichen Umschlägen läßt sich die Wasserbehandlung mit dem in Fig. 684 und 685 abgebildeten Gummiapparat bewerkstelligen.

Dieser Apparat besteht aus einem mit festem Bodenteil versehenen Gummisack, der über den leidenden Fuß gezogen, sodann mit Wasser angefüllt und zugeschnallt wird. Auf diese Art steht das Pferd bis zu den Knien im Wasser, ohne in seinen Bewegungen im Stande irgendwie behindert zu sein. Solche Apparate, welche mit gleichem Nutzen bei vielen anderen Huf- und Sehnenleiden angewendet werden können, liefert die Firma Gebrüder Sachs, Gummiwarenfabrik, Berlin, Neustädtische Kirchstraße 1. Erfunden sind dieselben von Herrn Neuß senior.

Fig. 684.

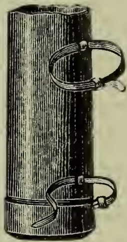


Fig. 685.



Kühlapparat.

Wird mit der hier geschilderten Behandlung nach Verlauf von 3—4 Tagen keine Besserung erzielt, so ist Eiterung zu erwarten und muß dann die Behandlung einem erfahrenen Tierarzte übertragen werden. Bis zum Eintreffen desselben sind lauwarme Fußbäder anzuraten.

Steingallen nennt man Quetschungen jener Teile der Fleischsohle, welche unmittelbar über dem Hornsohlenwinkel zwischen den Eckstreben und der Trachtenwand liegen. Eine solche Quetschung verursacht Ergießungen von Blut zwischen Fleischwand und Hornsohle, wobei das Blut in das Horn eindringt und dort rote, gelbe, blaue oder schwärzliche Flecke erzeugt, die beim Auswirken sichtbar werden. Unter Umständen, nämlich wenn die Quetschung heftig und andauernd gewesen, kann auch Eiterung eintreten.

Steingallen entstehen am häufigsten an der inneren Seite der Vorderhufe. Ringbildung an der Trachtenwand kann als ein nahezu sicheres Zeichen für das Vorhandensein von Steingallen betrachtet werden.

Die Ursachen bestehen teils in besonderen Anlagen, teils in zufälligen, äußeren Einwirkungen. Zu den ersteren gehören lange, weiße Fesseln, eine durch fehlerhafte Stellung der Vorderfüße bedingte ungleichmäßige Verteilung der Last, zu schwache, eingezogene Trachten, Zwanghuf, Platthuf, Vollhuf, schiefer Huf, trockene und spröde Hufe. Die zufälligen äußeren Ursachen sind: hohe Stollen, fehlerhaftes Beschneiden — besonders das zu starke Niederschneiden der Trachten, und des Strahles, sowie das Ausbohren der Eckstreben und ungleichmäßiges Beschneiden der Trachten — fehlerhafter Beschlag (zu enggerichtete und zu kurze Eisen, nach innen abgedachter Tragrand, zu festes Aufliegen der Eisen, zu langes Liegen derselben u. s. w.), schließlich auch andauernder Gebrauch auf Pflaster oder außergewöhnlich hartem Boden.

Sehr bemerkenswert ist, daß Pferde, die barfuß gehen und deren Hufe sorgfältig gepflegt werden, nie an Steingallen leiden.

Den sichersten Maßstab für die Beurteilung der Steingallen bietet uns die von denselben hervorgerufene Lahmheit. Ist diese unbedeutend oder schont das Pferd überhaupt nicht, so ist kein Grund zur Beunruhigung vorhanden. Mit bedeutender Lahmheit verbundene Steingallen sind dagegen stets als bedenklich anzusehen. Im Übrigen gilt der Erfahrungssatz, daß Pferde, die an Steingallen leiden, sich nicht zur schnellen Arbeit auf Pflaster und hartem Boden eignen.

Die Behandlung muß natürlich vor Allem trachten, die Ursachen des Übels zu beseitigen. Liegen dieselben in einer ungleichmäßigen Belastung der Trachtenwände, so ist ein entsprechendes Beschneiden das rechte Mittel. Sollten dagegen die Steingallen durch schwache oder eingezogene Trachtenwände verursacht sein, so muß dem Eisen ein horizontaler Tragrand gegeben und von der leidenden Trachte mit der Raspel so viel Horn weggenommen werden, daß ein Raum von ungefähr 1 mm zwischen dem Tragrand und dem Eisen entsteht. Was hier von der dem Tragrand des Eisens zu gebenden Richtung gesagt worden, gilt jedoch nicht in solchen Fällen, wo die Steingallen ihre Ursache in einer bei den Trachtenwänden hervortretenden Neigung, sich zu erweitern — wie z. B. beim Platthuf — haben; dann muß nämlich der Tragrand im Gegenteil eine gelinde Abdachung nach einwärts erhalten. Eine weitere Behandlung wird selten erforderlich sein, wenn das Pferd, wie bei trockenen, nicht eiternden Steingallen meistens der Fall ist, nicht lahm geht; jedoch muß der Huf selbstverständlich eine sorgfältige Pflege erhalten und weich erhalten werden. Bei geringgradigen Lahmheiten sind außerdem noch kalte Umschläge anzuwenden.

Bedeutende Lahmheit, sowie vermehrte Wärme und Schmerz in den hinteren Hufteilen deuten auf das Vorhandensein von Eiter und muß in diesem Falle für die Entleerung desselben gesorgt werden. Daß das hierzu erforderliche operative Eingreifen nur einem Tierarzte anvertraut werden darf, liegt auf der Hand.

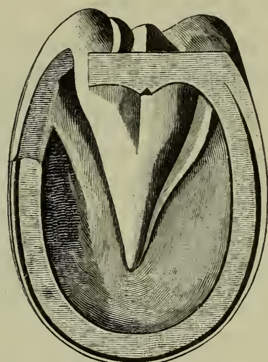
Veraltete Steingallen lassen sich nur ganz allmählich durch sorgfältige Hufpflege und verständigen Beschlag beseitigen. Diese Hufpflege bezweckt hauptsächlich, den Huf weich und elastisch zu erhalten und was den Beschlag betrifft, hat derselbe für leichtere Pferde aus dem weiter oben beschriebenen Dreivierteleisen, für schwerere und stark durchtretende Pferde mit schwachen Trachtenwänden dagegen aus einem Stegeisen zu bestehen, an welchem der Schenkelteil, welcher unter der Steingalle zu liegen käme, fehlt (Fig. 686), so daß der Tragrand der kranken Wand auf keinerlei Weise gedrückt werden kann.

Das von ungeschickten Schmieden beliebte Verfahren, bei Steingallen mit

dem Wirkmesser den ganzen Sohlenwinkel zu durchwühlen und dann in die Wunde geschmolzenen Zucker, Scheidewasser u. dgl. einzubringen, ist natürlich gänzlich zu verdammen. Dasselbe gilt von dem widersinnigen Gebrauch abgerichteter oder mit sog. Notstollen versehener Eisen.

Den Steingallen ähnlich sind die Sohlenquetschungen, jedoch kommen letztere auf der ganzen Sohlenfläche und nicht nur im Sohlenwinkel vor. Veranlassung zu solchen Quetschungen gibt alles, was die Sohle drückt, wie z. B. kleine Steine, welche sich zwischen der Abdachung des Eisens und der Sohle festklemmen, muldige Eisen, Gehen auf frischem Schotter u. s. w. Die äußeren Kennzeichen der Sohlenquetschungen sind denjenigen der Steingallen sehr ähnlich, indem sie ebenfalls in roten, blauen, gelben oder grauen Flecken bestehen. Diese Ähnlichkeit erstreckt sich auch zur Behandlung. In erster Linie ist also alles zu entfernen, was einen Druck auf die Sohle ausüben könnte, außerdem aber sorge man dafür, daß das Eisen nebst einer zweckmäßigen Abdachung eine solche Stärke erhalte, daß die Sohle vom Erdboden entfernt und hierdurch gegen Druck geschützt werde.

Fig. 686.



Stegeisen für Hufe mit Steingallen.

Verbällung nennt man eine durch Quetschung hervorgerufene oberflächliche Entzündung der Fleischballen, welche von Schmerz, Wärme und einem trippelnden, blöden Gang begleitet ist.

Die gewöhnlichsten Ursachen sind: harte, gefrorene Wege, zu kurze Eisen, Stegeisen und das sog. „Einhauen".

Die Behandlung besteht in Beseitigung der Ursachen, Ruhe, weiche Streu und kalte Umschläge.

Es erübrigt jetzt nur noch, den bei gewissen fehlerhaften Stellungen und Gangarten erforderlichen Beschlag zu besprechen. Wir beginnen zu diesem Zwecke mit dem Streichen.

Streichen nennt man jene fehlerhafte Bewegung, bei welcher das Pferd mit einem Fuße an die innere Fläche der korrespondirenden Gliedmaße der entgegengesetzten Seite anschlägt oder anstreift. Die Pferde streichen sich am meisten im Trab und mit den Hinterfüßen. Das Streichen kann natürlich in höherem oder geringerem Grade erfolgen. Bei der leichtesten Art des Streichens wird die Haut an der inneren Fläche der Fessel des einen Fußes ganz oberflächlich von der

Trachtenwand des entgegengesetzten Fußes resp. von dem Rand des inneren Eisenschenkels verletzt, so daß nur haarlose Flecken entstehen. Solches Streichen kommt hauptsächlich dann vor, wenn die Pferde sehr ermüdet sind und andauernd im Trab angestrengt werden. Sollten aber die Pferde sich schon streichen, wenn man sie ein wenig antreibt oder sie nicht mit genügender Aufmerksamkeit führt, so hat man es mit einer bedenklicheren Form des Streichens zu thun, bei welcher der Huf mit der Seiten- und Trachtenwand den gegenüberstehenden Fuß anschlägt und so eine starke Quetschung bezw. Verwundung des Hautgewebes verursacht, die Anschwellung, bedeutendes Hinken und Eiterung zur Folge haben kann. Im höchsten Grade des Streichens wird, ohne vorhergehende Ermüdung, durch das Anschlagen der Zehenwand des Hufes, bei jeder Trabbewegung sowohl die innere Fläche des Fessels, als auch die innere Fläche des Schienbeins, ja bisweilen sogar des Knies, stark verwundet, wodurch auch Sehnenleiden, Überbeine und Beinhautentzündungen entstehen können.

Ein Pferd, das sich auf letztere Art streicht, kann nur mit großer Gefahr geritten oder gefahren werden, denn schlägt es sich einmal etwas nachdrücklicher, so fällt es hin, als ob es von einer Kugel getroffen worden wäre.

Die Ursachen des Streichens sind sehr verschiedenartig. Am häufigsten bestehen sie in von Überanstrengung, Futtermangel oder hohem Alter hervorgerufener Schwäche, fehlerhafter, nachlässiger Führung seitens des Reiters oder Fahrers, unrichtiger Anspannung, unregelmäßiger Stellung oder Gangart, fehlerhafter Hufform (zu große, zu hohe und schiefe Hufe), fuchtelnden, kreuzenden Gang, und vor allem in fehlerhaftem Beschlag (zu große, schwere und zu weite Hufeisen mit hohen, unrichtig gestellten Stollen und hervorragenden Nieten).

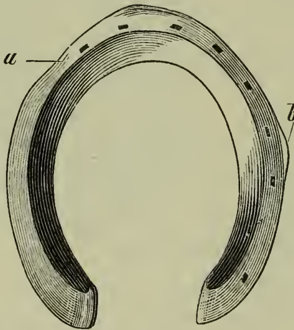
Barfußgehende Pferde streichen sich selten oder nie.

Die Behandlung hat demnach zunächst die Beseitigung der Ursachen anzustreben. Sollten dieselben in fehlerhaftem Beschlag und dadurch hervorgerufenem unregelmäßigen Gang liegen, so genügt es jedoch nicht, die Ursachen erkannt zu haben, sondern muß dann auch ermittelt werden, mit welchem Teil des Hufes das Pferd sich streicht. Bisweilen ist dies eine sehr einfache Aufgabe. Es ist nämlich eine sehr gewöhnliche Erscheinung, daß der in Rede stehende Bestandteil des Hufes oder des Eisens infolge des Streichens blank gescheuert oder blutig wird. Häufig sucht man aber auch vergebens nach solchen Zeichen. In diesem Falle hilft man sich dadurch, daß man die leidende Stelle mit feuchtem Lehm anstreicht und das Pferd sodann traben läßt; klebt später Lehm an dem gegenüberstehenden Fuße, so muß dies an dem Punkt sein, womit das Streichen geschieht.

Der beste Beschlag für Pferde, die sich streichen, ist das modifizirte Charlier-

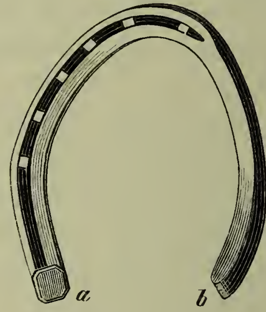
eisen (Fig. 617). In Ermangelung eines solchen leisten auch leichte Mondscheineisen vorzügliche Dienste. Sollte man jedoch aus irgend einem Grunde Eisen dieser Art nicht verwenden wollen oder können, so muß das Pferd sog. Streicheisen (Fig. 687 u. 688) tragen. Der Benützung der Streicheisen muß indessen eine sorgfältige Hufzubereitung vorausgehen, wobei auch darauf zu sehen ist, daß die Hufwand des angeschlagenen Fußes nicht zu hoch bleibe. Bei schiefen Hufen wird das Beschneiden allein aber selten ausreichen, sondern außerdem ein Eisen angewendet werden müssen, an welchem der innere Eisenschenkel dicker und höher als der äußere ist.

Fig. 687.




Rechtes Vordereisen, Huffläche.

Fig. 688.




Rechtes Hintereisen, Bodenfläche.
a äußerer Stollenschenkel. b innerer eingezogener Streichschenkel.

Bezüglich der Hufzubereitung sei noch erwähnt, daß man an den Stellen, mit welchen sich das Pferd streicht, vom unteren Rande des Hufhornes mit der Raspel so viel wegnimmt, als ohne Nachteil für den Huf geschehen kann. Außerdem wird der Huf gut abgerundet und dem Eisen, wie aus den obigen Figuren hervorgeht, eine entsprechende Richtung gegeben.

Streicht sich das Pferd z. B. mit den vorderen Teilen der inneren Wand, so wird der Arm des Eisens an dieser Stelle schmäler gemacht und abgerundet (Fig. 687 a), und an dieser Stelle gar kein oder blos ganz vorne ein Nagelloch eingeschlagen. Eine am äußeren Arme angebrachte zweite Kappe (Fig. 687 b) verleiht dem Beschlag größere Festigkeit. Nach derselben Methode wird verfahren, wenn sich das Pferd mit einem hinteren Hufteile streicht.

Pferde, die sich mit den Hintereisen streichen, werden mit einem Eisen der in Fig. 688 dargestellten Form beschlagen, an welchem der schmälere Streichschenkel (b) möglichst bodeneng eingezogen ist, so daß die Hornwand denselben überragt. In diesen Eisenschenkel werden keine Nagellöcher eingeschlagen. Dagegen

pflegt man, um das Verschieben des Streicheisens zu verhindern, am äußeren Schenkel eine Seitenkappe anzubringen. Daß beide Schenkel gleich hoch sein müssen, versteht sich von selbst.

In Fällen, wo das Streichen durch keines der hier angegebenen Mittel beseitigt werden kann, bleibt nichts anderes übrig, als die Gliedmaßen durch Anlegen praktischer Streichkappen (siehe I. Band Seite 529—531) vor Verletzungen zu schützen.

Fig. 689.



Einhauen mit der Zehenspitze an die Ballen des Vorderhufes.

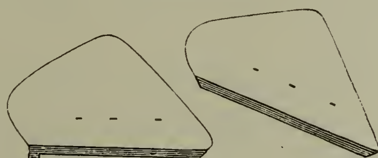
Oberflächliche Streichwunden sollen nach Haubner (siehe dessen „Landwirtschaftliche Tierheilkunde", 9. Auflage, Seite 601) zur Verhütung von Entzündungen in den Lymphgefäßen mit Karbolöl (1 : 20) eingerieben werden. Derselbe Verfasser erwähnt, daß harte, durch Streichen verursachte Geschwülste kleiner werden, wenn man sie einmal täglich mit einer aus 1 Teil Terpentinöl und 3 Teilen grüner Seife bestehenden Mischung einreibt.

Fig. 690.



Einhauen an die Bodenfläche des Vordereisens.

Fig. 691.



Einhauen der Zehenwand des Hinterhufes.

Unter Einhauen versteht man jene fehlerhafte Gangart, bei welcher die Pferde mit dem Hinterfuß an den Vorderfuß anschlagen. Außer der nervenreizenden Musik, die hierdurch hervorgerufen wird, bringt das Einhauen noch den Nachteil mit sich, daß es Verletzungen der Ballen und Sohle des Vorderhufes, Abtreten der Vordereisen, Hängenbleiben des Hinterfußes und hierdurch auch Stürzen des Pferdes veranlassen kann.

Die Ursachen sind: durch Überanstrengung oder schlechte Kondition hervorgerufene Ermattung, fehlerhafter Bau (schwacher Rücken, zu kurzer Rumpf mit langen Beinen, vorständige Stellung der Hinterbeine, rückständige der Vorder-

beine, überbautes Hinterteil), steife Schultern, mangelhafte Führung seitens des Reiters oder Fahrers, unrichtige Hufzubereitung und fehlerhafter Beschlag (lange Zehen und niedrige Trachten, zu lange Vordereisen, hohe, nach rück- und auswärts gerichtete Stollen, Hintereisen, die auf den Zehen vorstehen u. s. w.).

Das Einhauen geschieht nicht bei allen Pferden auf dieselbe Weise. Manche schlagen z. B. mit der Zehenspitze an die Fersen oder Ballen des Vorderhufes an (Fig. 689). Andere berühren die Bodenfläche der Sohle des Vorderhufes (Fig. 690) und schließlich gibt es auch Pferde, welche mit der Zehenwand unter die Schenkelenden des Vordereisens geraten und an diese anstoßen (Fig. 691).

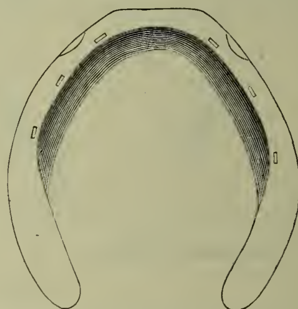
Die Behandlung hat selbstverständlich in erster Reihe darauf auszugehen, die zufälligen Ursachen zu beseitigen, welche etwa Anlaß zu dem fatalen Geklapper gegeben. Man wird daher nachsehen, ob nicht möglicherweise die Eisen zu lang ausgefallen. Außerdem aber muß beim Zurichten der Hufe dafür gesorgt werden, daß der Schmied die Trachten des Vorderhufes schont und die Zehen sämtlicher Hufe kürzt.

Fig. 692.



Schenkelende des vorderen Einhaueisens.

Fig. 693.



Hinteres Einhaueisen, Huffläche.

Der zweckmäßigste Beschlag für einhauende Pferde ist wiederum das modificirte Charliereisen oder in Ermangelung eines solchen das gewöhnliche Halbmondeisen. Von den sog. Einhaueisen habe ich nie irgend welchen nennenswerten Nutzen gesehen. Wie bekannt, haben diese Eisen am Vorderhuf abgeschrägte Schenkelenden (Fig. 692), wohingegen die für die Hinterhufe bestimmten, am Zehenteil quer abgeschlagen und schief nach rückwärts abgedacht sind, so daß der Tragrand der Zehenwand dieselben überragt (Fig. 693).

---

Obgleich noch verschiedenes hinzufügen wäre, wage ich es nicht, vorliegendem Kapitel größeren Umfang zu geben. Ich habe mich in demselben bemüht, dem Leser ein einigermaßen anschauliches und vollständiges Bild der Hufbeschlagskunst vor Augen zu führen. Möge es mir auch gelungen sein, zu beweisen, daß die Hufbeschlagslehre keine schönere Aufgabe hat, als das Pferdegeschlecht allmählich von dem unheilbringenden Beschlagszwang zu befreien.

## Dreizehntes Kapitel.

# Die gewöhnlichsten inneren und äußeren Krankheiten des Pferdes.

Falls es notwendig wäre, dieses Kapitel mit einem Motto zu versehen, würde keines besser passen, als das englische Sprichwort: „A little knowledge is a dangerous thing“ (Oberflächliche Kenntnisse bringen Gefahr), denn wie fatal die mangelhafte Fachbildung auch auf allen jenen Gebieten sein möge, die bisher in diesem Handbuche beleuchtet worden sind, ist sie doch am meisten zu fürchten, wenn sie bei der Behandlung kranker Pferde zu Tage tritt. Daraus folgt auch, daß ich durchaus nicht beabsichtige, im vorliegenden Kapitel die Geschäfte der Herren Quacksalber zu besorgen. Was ich anstrebe ist nur, den Leser in Stand zu setzen, zu beurteilen, wann schleunige Hilfe eines erfahrenen Tierarztes notwendig ist, wann dieselbe entbehrt werden kann und was der Pferdewärter sowohl in dem einen als dem anderen Falle zu thun hat. Dieses relativ unbedeutende Ausmaß von Kenntnissen wäre meiner Ansicht nach auch dann unentbehrlich, wenn man überall nur einen Katzensprung zum Tierarzt hätte. Da dies aber nicht der Fall, betrachte ich es als die gebieterische Pflicht eines jeden Pferdebesitzers, sich von der Krankheitslehre so viel anzueignen, daß er nicht vollkommen ratlos vor dem erkrankten Tier zu stehen braucht.

Bevor ich nun näher auf die Lehre von den Krankheiten des Pferdes, deren Erkennung und Heilung eingehe, möchte ich dem Leser empfehlen, seinem Gedächtnisse folgende Aussprüche anerkannt tüchtiger Fachmänner einzuprägen, nämlich: 1) „Je mehr Jemand von der Physiologie versteht, desto weniger Vertrauen wird er in Medizinen setzen,“ und 2) „Die Natur heilt durch stillen, unablässigen Gebrauch ihrer Kraft. Ihre Medizinen sind Luft, Wärme, Futter, Wasser und Schlaf, deren Anwendung vom Instinkt vorgeschrieben werden. Der beste Arzt ist daher der Mann, welcher den Gesetzen der Natur die größte Beachtung schenkt.“

Würden diese einfachen Wahrheiten nicht so oft bei der Behandlung kranker Tiere außer Acht gelassen, bliebe den Pferdebesitzern mancher schwer zu verschmerzende Verlust erspart.

Die Krankheiten werden gewöhnlich in äußere und innere eingeteilt, obgleich die Grenzen zwischen diesen beiden Krankheitsformen nicht immer leicht zu

ziehen sind. Zu den äußeren Krankheiten zählt man diejenigen, welche auf der Oberfläche des Körpers — z. B. auf der Haut und den Extremitäten — vorkommen, zu den inneren die, welche ihren Sitz in den inneren Organen haben. Außerdem gibt es lokale, allgemeine, schnell verlaufende (akute), langsam verlaufende (chronische), gutartige, bösartige, ansteckende, nicht ansteckende, periodisch wiederkehrende, primäre, (solche, die unmittelbar nach Einwirkung einer Ursache entstehen), sekundäre (solche, die Folgen einer anderen Krankheit sind), angeborene, ererbte u. a. Krankheiten.

Die Bestimmung der Natur einer Krankheit (Diagnose) ist die erste Klippe, an welcher der Quacksalber zu scheitern pflegt. Es ist nämlich sehr leicht zu sehen, daß ein Tier krank ist, ungemein schwierig aber kann es unter Umständen sein, zu erkennen, was demselben eigentlich fehlt. Und dennoch ist letzteres behufs Anordnung einer zweckmäßigen Behandlung vollkommen unerläßlich. Wir werden uns daher vor Allem darüber Klarheit zu verschaffen haben, was bei der Untersuchung eines kranken Pferdes zunächst zu beachten ist.

Eine solche Untersuchung wird auf die Thätigkeit der einzelnen Organe und auf die Lebensäußerungen, verglichen mit dem gesunden Zustande, gerichtet.

Bei jedem kranken Pferde macht sich eine mehr oder weniger deutliche Herabstimmung in der Thätigkeit des Gehirns und der Sinne bemerkbar. Das Tier zeigt sich weniger lebhaft, aufmerksam oder empfindlich als sonst; der Blick und das Ohrenspiel sind verändert, der Gang hat an Elastizität verloren u. s. w.

Schmerzen gibt das Pferd dadurch zu erkennen, daß es nach dem leidenden Teil hinsieht, sich mit Schwierigkeit bewegt, sehr empfindlich gegen Druck ist u. s. w. Sind die Atmungsorgane oder das Gehirn angegriffen, so legt sich das Tier nicht nieder und nimmt im Zustande der Ruhe unregelmäßige Stellung an. Pferde, die an Kolik oder Entzündung in den Verdauungswerkzeugen leiden, werfen sich dagegen gewaltsam zu Boden, wälzen sich, beißen, scharren, stampfen und schlagen nach dem Bauch.

Eine weitere Lebensäußerung, die von der Krankheit verändert wird, ist das Atmen. Im gesunden Zustande atmet das Pferd 8—12 mal in der Minute; beim kranken Pferde aber kann das Atmen entweder beschleunigt oder langsamer sein. Mehr oder weniger beschleunigt ist das Atmen bei allen Fiebern, Entzündungen und Krampfanfällen, sowie wenn die Atmungsorgane angegriffen sind. Ein langsameres Atmen ist die Folge von Schwächezuständen, Blutungen, stillem Koller, Lähmungen und Schlaganfällen.

Das Atmen geschieht im gesunden Zustande mit ruhigen, gleichmäßigen, nahezu unhörbaren Atemzügen und ohne merkbare Erweiterung der Nasenlöcher. Im kranken Zustande dagegen atmet das Pferd entweder mehr mit den Rippen

oder auch mehr mit den Flanken und den Bauchmuskeln, falls nicht sämtliche diese Körperteile hierbei mitwirken. Außer obigen Abweichungen bemerkt man bei Schleimbildungen und Entzündungen einen schnaubenden, bei Kehlkopfleiden einen pfeifenden, bei Schleimbildungen, welche den Durchgang der Luft erschweren, einen schnarchenden, beim Vorhandensein heftiger Schmerzen einen stöhnenden und beim Herannahen des Todes einen röchelnden Laut.

Kurzer, trockener, unterdrückter und schmerzhafter Husten deutet auf entzündliche Reizung oder Entzündung in den Luftwegen, wobei die Schleimabsonderung in diesen Organen entweder vermindert ist oder auch gänzlich aufgehört hat.

Feuchter, rauher und loser Husten tritt ein, nachdem die Entzündung verschwunden und die Schleimabsonderung wieder in Gang gekommen ist. Dies ist der Fall bei katarrhalischen Leiden.

Schwacher und von Atemnot begleiteter Husten kommt bei Krankheiten in den Schleimhäuten der Atmungsorgane — speziell der Lungen — vor.

Die ausgeatmete Luft ist wärmer als gewöhnlich bei Lungenentzündungen, und übelriechend bei Eiterbildung in den Lungen, sowie bei Vorhandensein von Wunden in der Nase und der Maulhöhle.

Der Futterzustand des Pferdes und die Form seines Bauches geben ebenfalls wertvolle Aufschlüsse. Große Magerkeit und ein aufgeschürzter Leib deuten z. B. auf fehlerhafte Fütterung oder längere Krankheit. Ein gespannter Bauch ist das Symptom von Gasbildung in den Gedärmen.

Das Haar soll wie bekannt, glatt und glänzend sein. Ist dasselbe rauh und glanzlos, so leidet das Pferd wahrscheinlich an irgend einer fieberhaften Krankheit oder auch ist die Ernährung in irgend einer Richtung vernachlässigt worden.

Bei der Untersuchung der Haut ist nachzusehen, ob dieselbe rein oder schmutzig, mit Wunden oder Ausschlag behaftet ist, ob sie überall eine gleichmäßige Temperatur hat, oder sich an gewissen Stellen, wie z. B. an den Ohren und den Extremitäten, kälter oder wärmer anfühlt, sowie auch, ob sie lose oder fest auf den Rippen anliegt.

Die Schweißabsonderung ist entweder vermehrt oder unterdrückt und hat bei kranken Tieren einen üblen Geruch.

Die Geschwülste, die möglicherweise an der Oberfläche des Körpers entdeckt werden können, sind entweder warm oder kalt, weich oder hart. Entzündete Geschwülste sind hart, warm und schmerzhaft. Weich und kalt sind dagegen solche, die Luft, Blut, Eiter und Wasser enthalten. In letzterem Falle sind sie teigig, (ödematös.)

Der Puls wird beim Pferde am besten an der Kinnbackenarterie (Fig. 694)

gefühlt. Es geschieht dies auf der linken Seite des Pferdes, indem man den ersten und zweiten Finger der rechten Hand an die innere Seite des Kinnbackens andrückt, während der Daumen an der äußeren Seite gehalten wird, um der Hand eine ruhige Lage zu geben. Sollten die Drüsen im Kehlgange angeschwollen sein, so muß der Puls an der Schläfen- oder Ellbogenarterie gefühlt werden.

Bei gesunden volljährigen Pferden zählt man im Durchschnitt 36—42 Pulsschläge in der Minute, wobei zu beachten ist, daß die Zahl der Pulsschläge beim

Fig. 694.



Wie der Puls beim Pferde zu fühlen ist.

nervösen Vollblut größer als bei dem lymphatischen Arbeitspferde ist. Den Puls richtig zu beurteilen, ist eine Fertigkeit, die nur durch Übung erworben werden kann. Sich dieser Mühe zu unterziehen, ist aber nicht Jedermanns Sache und deshalb könnte auch Mancher, der einem kranken Gaule mit wichtiger Miene den Puls fühlt, ebenso gut einem Ferkel den Schweif kneifen. Das wissenschaftliche Resultat wird in beiden Fällen ganz dasselbe bleiben.

Der Puls kann schneller oder langsamer als im normalen Zustande sein. Langsamer ist er bei Blutverlust, stillem Koller, Lähmungen, Schlaganfällen u. s. w., beschleunigt bei allen fieberhaften oder Entzündungskrankheiten. 50 Pulsschläge

in der Minute sind z. B. ein Anzeichen von Fieber, 75 deuten auf einen sehr bedenklichen Zustand und bei 100 hat die Krisis ihren Höhepunkt erreicht. Ist der Puls hart, so fühlt man einen kräftigen Schlag gegen die Fingerspitzen, ist er dagegen weich, so spürt man nur einen schwachen Schlag. Ein ähnliches Verhältnis findet beim regelmäßigen und unregelmäßigen Pulsschlag statt, letzterer, der auch intermittirend genannt wird, entsteht dadurch, daß die Zusammenziehungen des Herzens nur langsam auf einander folgen und einige von ihnen so schwach sind, daß sie nicht im Stande sind, jene Blutmenge herauszupressen, die zur Erweiterung der Pulsadern erforderlich ist.

Der Herzschlag gibt ebenfalls Aufschluß über die Beschaffenheit des Blutumlaufes. Derselbe wird in der Regel nur an der linken und unteren Seite des Brustkorbes, hinter dem Ellbogen gefühlt und ist entweder deutlich und kräftig, oder undeutlich und schwach — bisweilen sogar so schwach, daß er nicht fühlbar ist — stoßend oder doppelt. Ein beschleunigter, voller und harter Puls, der im Verein mit einem unmerklichen Herzschlag auftritt, ist als ein bedenkliches Symptom anzusehen.

Die sichtbaren Schleimhäute sind bei dem kranken Pferde trocken, rot, gelblich, mit Blasen oder Wunden behaftet u. s. w. Die Zunge ist belegt, klebrig, außergewöhnlich feucht oder trocken; das Zahnfleisch zeigt einen rötlichen Streifen an der Zahnreihe. Diese Symptome deuten auf einen fieberhaften oder entzündlichen Zustand. Ist die Thätigkeit der Leber unterdrückt, so erhalten die Schleimhäute immer ein gelbliches Aussehen.

Eine ergiebige Absonderung an den Schleimhäuten der Augen und der Nase tritt bei allen katarrhalischen Leiden dieser Organe ein. Die Schleimabsonderung aus den Augen kann gutartig sein, ist aber mitunter auch so scharf, daß sie die Haare an den Kinnbacken des Pferdes wegfrißt. Der Nasenausfluß ist entweder gutartig, schleimig und weiß, oder gelblich, dick, blutgemischt und einseitig, d. h. nur aus einem Nasenloch herausfließend. Eine vermehrte Schleimabsonderung im Maule findet statt bei Entzündungen in den Schleimhäuten des Maules, Krankheiten der Zunge u. s. w. Dieser Schleim ist rein, weiß und zäh — fadenbildend.

Der Appetit kann vermehrt oder vermindert sein. Letzteres tritt bei allen Fieber- und Entzündungskrankheiten ein, kann aber auch durch lokale Leiden in der Maulhöhle, wie Zahnweh, Entzündungen in der Zunge und dem Gaumen u. s. w. hervorgerufen werden. Stark vermehrter Appetit kommt bei dem sog. Wolfshunger vor.

Das Schlucken ist erschwert oder vollkommen aufgehoben bei Zungen-, Maul- und Halsentzündungen.

Der Durst nimmt bei allen Fieber- und Entzündungskrankheiten bedeutend zu. Ist der Kopf angegriffen, wie z. B. beim Koller, so pflegen die Pferde beim Trinken den Kopf bis über die Nasenlöcher ins Wasser zu tauchen.

Der Kot zeigt bei kranken Pferden auffallende Veränderungen. Bald wird er mit längeren Zwischenpausen und in größeren Massen abgesondert, bald findet das Gegenteil statt. Dies hat seinen Grund darin, daß die wurmähnliche Bewegung der Gedärme nicht immer mit derselben Energie vor sich geht. Verstopfungen werden teils durch mechanische Hindernisse, wie Darmsteine, harte Futterballen, eingeklemmte Brüche, Gedärmverschlingungen u. s. w., teils durch Entzündungskrankheiten verursacht. Diarrhöen dagegen werden durch Reizungen der Schleimhaut, plötzlichen Futterwechsel, Erkältungen u. s. w. hervorgerufen. Der Kot kann weich oder hart sein. Weicher Kot deutet auf vermehrte Schleimabsonderung in dem Verdauungsapparat. Die Farbe des Kotes wird in der Regel von der Farbe des Futters und der Thätigkeit der Leber beeinflußt. Störungen in der Gallenabsonderung geben sich durch eine lichtere Farbe des Kotes zu erkennen. Der Geruch des Kotes ist in hohem Grade von der Verdauungsthätigkeit abhängig. Ist diese geschwächt oder sonst in irgend einer Weise unnormal, so nimmt der Kot einen sauren, widrigen Geruch an. Bei katarrhalischen und gastrischen Leiden pflegt der Kot mehr oder weniger mit Schleim überzogen zu sein. Das Vorkommen von Blut oder Eiter im Kot deutet auf das Vorhandensein von Wunden im Darmkanale. Eine sehr gewöhnliche Erscheinung sind Würmer im Kote. Dies ist das einzige sichere Anzeichen, daß solche Parasiten ihren Wohnsitz im Körper des Pferdes aufgeschlagen haben.

Der Urin ist allerdings mit Bezug auf seine Menge von der trockeneren oder feuchteren Beschaffenheit des Futters, sowie von der Quantität des genossenen Getränkes abhängig, wird aber in dieser Beziehung auch von anderen Umständen berührt. So nimmt die Urinmenge in demselben Maße ab, als die Schweißabsonderung zunimmt. Erkrankungen der Nieren und der Blase, sowie das Vorhandensein mechanischer Hindernisse (Steine, Sand, Gries, Anhäufung von Schmutz an der Vorhaut u. s. w.) haben denselben Effekt. Bei Fieber- und Entzündungskrankheiten ist der Urin rot, dünn und wässerig, bei allen fauligen Krankheiten dagegen getrübt, dick, zäh, braun, stinkend, bei Nierenkrankheiten blutig, schleimig u. s. w.

Wie Lahmheit und deren Ursachen beim Pferde entdeckt werden, ist bereits ausführlich beschrieben worden (siehe II. Band Seite 85—88).

Dies wären die hauptsächlichsten Krankheitszeichen (Symptome), welche bei der Untersuchung kranker Pferde, sowohl was die Krankheitsbestimmung (Diagnose), als auch die Voraussagung des wahrscheinlichen Verlaufes der Krankheit (Prog-

nose) betrifft, zu berücksichtigen sein werden. Wir kommen nun zu der Heilung. Dieselbe kann in zweierlei Weise erfolgen, nämlich: 1) durch die im Organismus wirkenden Kräfte (Naturheilung) oder 2) durch den Effekt angewendeter Heilmittel (Kunstheilung). Ohne Mitwirkung der Naturkräfte kommt überhaupt keine Heilung zu Stande und wird daher jede vernünftige Heilmethode darauf gerichtet sein müssen, das Heilbestreben des Organismus möglichst zu fördern. Selbstverständlich gilt es hierbei in erster Reihe, den inneren Grund der Krankheit zu beseitigen. Die Aufgabe der Kunstheilung kann nur sein, da anregend und fördernd einzugreifen, wo die Naturheilung allein nicht ausreichen oder zu unsicher wirken würde. Ein Gegensatz zwischen diesen beiden Heilmethoden ist also nicht vorhanden, sondern bildet die Kunsthilfe nur eine Vervollständigung der das eigentliche Heilgeschäft besorgenden natürlichen Kräfte im Organismus. Daß sich dieses unanfechtbare Prinzip nicht mit der Verabreichung von Arzneien und Giften oder mit der Anwendung von Aderlässen verträgt, liegt auf der Hand. Die Heilmittel, welche uns die Natur selbst zur Verfügung stellt, sind: Abstellung oder Minderung der Krankheitsursachen, Wasser, Kälte, Wärme, frische Luft, Bewegung, Massage, und eine zweckentsprechende Diät.

Was speziell die Massage betrifft, erlaube ich mir, dem Leser Dr. Eduard Vogel's interessante Schrift: „Die Massage, ihre Theorie und praktische Verwertung in der Veterinärmedizin" ganz besonders zu empfehlen.

Die Massage, bestehend in Streichen, Drücken, Kneten, Reiben und Klopfen kranker Körperteile, bewirkt innere Aufsaugung und ist daher angezeigt bei Kontusionen, Zerrungen, Stauchungen, Quetschungen, Verrenkungen, Gelenksteifigkeiten, Geschwülsten, Gallen, Sehnen- und Scheideentzündungen, Sehnenverhärtungen, Überbeinen, gewissen Augenentzündungen u. s. w. Bezüglich der Technik dieser Behandlungsmethode verweise ich auf das eben genannte Spezialwerk, dem ich hier nur der Vollständigkeit wegen folgende kurze Andeutungen entnehme.

Das Streichen geschieht mit der vollen Handfläche über den kranken Körperteil hinweg. Die anfangs leichten Streichungen steigern sich allmählich bis zu ziemlich beträchtlichem Kraftaufwande, um dann wieder methodisch abzunehmen.

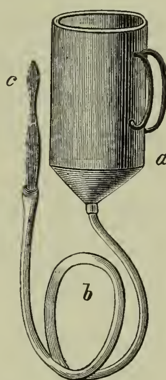
Beim Kneten sucht man mit den Fingerspitzen einer oder beider Hände in das zu bearbeitende Gewebe einzudringen und streicht oder knetet dann mit der Hand und dem Ballen walkend nach.

Das Klopfen erfolgt in der Art, daß man entweder mit der flachen Hand oder der Faust einige Minuten lang kräftige klatschende Bewegungen ausführt oder aber mit den schmalen Kanten der Hände hackend arbeitet.

Der Angriff der erkrankten Stelle erfolgt nicht von der Mitte aus, sondern vom Rande her und wird allmählich gegen die Mitte zu vorgegangen.

Zur Anwendung von Klystiren benützt die neuere Schule nur noch selten die von Molière besungene Spritze, sondern meist einen Irrigationsapparat. Fig. 695 zeigt einen solchen, den sich Jedermann selbst herstellen kann. Derselbe besteht aus einem an der Spitze abgerundeten Holzrohre (30 cm lang, 2 cm dick), an dessen Ende ein 3 cm langer, 2 cm dicker Gummischlauch und an diesem ein ca. 1 Liter fassender Blechtrichter oder Blechgefäß angefügt ist. Nachdem das Rohr in den Mastdarm eingeführt ist, wird die Flüssigkeit eingefüllt. Durch geringere oder stärkere Hebung des Trichters fließt sie langsamer oder schneller in

Fig. 695.




Irrigationsapparat.

Fig. 696.

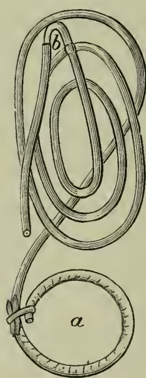
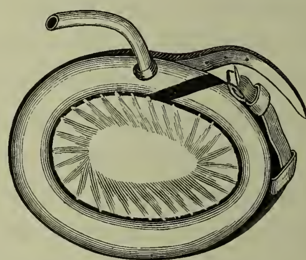



Fig. 697.



Kühlapparate.

den Mastdarm ein. Ein solcher Apparat ist schon aus dem Grunde der altmodischen Spritze vorzuziehen, weil man mit demselben jedes erforderliche Quantum Wasser in den Mastdarm eintreiben kann, ohne durch wiederholtes Einführen der Spritze oder durch den scharfen Wasserstrahl Reizungen in der Schleimhaut des Darmes hervorzurufen.

Wie kalte Umschläge bereitet werden, läßt sich am zweckmäßigsten bei Besprechung derjenigen Fälle, wo solche angezeigt sind, näher beschreiben. Die Berieselung kranker Teile geschieht mittelst eines Gummischlauches, durch den man ununterbrochen Wasser über die betreffende Stelle rieseln läßt. Ein leicht herzustellender und billiger Kühlapparat ist in Fig. 696 abgebildet. Das untere Ende des Gummirohres ist verkorkt und zugebunden und ein entsprechendes Stück desselben, welches vorher mit einer glühenden Nadel durchlöchert worden, locker um den kranken Körperteil gebunden. Das obere Ende wird entsprechend heberartig

über den Rand eines gefüllten Eimers gehängt, wobei man, um Knickungen zu vermeiden, ein gekrümmtes Bleirohrstück einschaltet oder auch bei einem Faß an eine im Spunde befestigten Holzröhre anbringt. Kostspielige Kühlungsapparate mit am Körper des Pferdes aufzuhängenden Wassergefäßen, die durch ein Gummirohr mit einem Schlauche der in Fig. 697 dargestellten Art verbunden sind, lassen sich durch diese einfache Vorrichtung recht gut ersetzen.

Wir werden nun zu der Behandlung der einzelnen Krankheiten übergehen und beginnen zu diesem Zweck mit den Leiden, welche der Laie ohne Zuziehung eines Tierarztes der Heilung zuführen kann. Zu diesen gehören vor Allen:

Verwundungen leichterer Art, denn solche sind nahezu alltägliche Vorkommnisse in jedem größeren Stall. Bei heftigen Blutungen genügt die natürliche Blutstillung meistens nicht, sondern wird beinahe immer eine Kunsthilfe notwendig sein. Entscheidend für die Gestaltung derselben ist, ob die Blutung eine venöse (von einer Blutader kommend) oder eine arterielle (von einer Pulsader kommend) ist. Arterielle Blutungen kennzeichnen sich dadurch, daß das Blut hellrot von Farbe ist und stoßweise hervorspritzt, während das Blut einer Vene dunkel ist und gewöhnlich in einem gleichmäßigen Strome aus der Wunde fließt. Die Pulsaderblutungen sind natürlich die gefährlichsten und auch am schwersten zu stillen. In zweifelhaften Fällen wird man gut thun, wenn möglich einen starken Druck zwischen dem Herzen und der Wunde zu Wege zu bringen; nimmt die Blutung darnach ab, so hat man es mit einer Pulsaderblutung zu thun, im entgegengesetzten Falle ist die Blutung eine venöse. Geringere Blutungen sind meistens venös und stillen sich entweder ganz allein oder nach Anwendung von kaltem Wasser. Die Stillung arterieller Blutungen kann dagegen mit Schwierigkeiten verknüpft sein. Viele Laien verlieren schon beim Anblick des heftig hervorströmenden Blutes alle Besinnung und wickeln entsetzt eine Kompresse nach der anderen um die Wunde. Dies ist aber ein sehr gefährliches Beginnen, denn die Tücher saugen das Blut gierig ein, was nicht selten zur Folge hat, daß eine ganz unbedeutende Wunde, die ein Kind mit dem Finger hätte schließen können, Anlaß zu lebensgefährlichen Blutungen gibt. Die sicherste Hilfe bietet das Zuhalten der Öffnung, aus welcher das Blut herausfließt. Sollte die Blutung dennoch andauern, so bindet man einen festen oder wasserdichten Gegenstand, z. B. ein Stück rohes Fleisch, ein Stück Kork oder eine Münze über die Gefäßöffnung. Als Druckverband verwendet man Werg oder Charpie.

Das äußerste Mittel ist die Anwendung des Glüheisens. Dasselbe hemmt die Blutung durch den Brandschorf, welcher die Gefäßöffnung verschließt. Die Hauptsache bei der Benützung des Glüheisens ist, daß dasselbe weißwarm sei,

andernfalls kann es keinen festen Brandschorf erzeugen. Zur Schonung des umgebenden Gewebes streut man vorher geschnittenes Werg, Hornspäne oder pulverisirtes Colophonium auf, welche Substanzen durch Verkohlung einen festen Schorf bilden. Ein bedenklicher Umstand bei der Anwendung des Glüheisens bleibt indessen immer die nachfolgende bedeutende Eiterung.

Noch sicherer als das Glüheisen wirkt die Unterbindung (Ligatur), jedoch ist dies eine Operation, deren Ausführung dem Tierarzte überlassen werden muß.

Gerissene oder gequetschte Wunden heilen nur durch Eiterung. Nachdem losgerissene Haut- und Fleischlappen, deren Heilung nicht zu erwarten ist, weggeschnitten worden, sucht man die Wundenreinigung durch Ausspritzen mit temperirtem Wasser und in eben solchem Wasser getauchte, mäßig ausgerungene Kompressen, die mit Wolle umwickelt werden, zu fördern. Von dem kühlenden Verfahren mit brunnenfrischem Wasser darf höchstens während der ersten 24 Stunden vorübergehend Gebrauch gemacht werden.

Kniewunden, die infolge eines Sturzes auf dem Pflaster oder harter, geschotterter Chaussee entstanden sind, pflegen, wenn sie leichterer Art sind und richtig behandelt werden, keine Schandflecke zu hinterlassen. Ist die Wunde dagegen so tief, daß sie zu einer Verletzung des Kapselbandes und Ausfließen von Gelenkschmiere geführt hat, so sind auch im glücklichsten Fall böse Folgenübel nicht ausgeschlossen, weshalb die Behandlung nur von einem erfahrenen Tierarzte mit Aussicht auf Erfolg unternommen werden kann.

Oberflächliche Kniewunden sind vor Allem behutsam zu reinigen. Dies geschieht am zweckmäßigsten auf die Art, daß man einen in laues Wasser getauchten reinen Schwamm über die Wunde ausdrückt, ohne dieselbe hierbei zu berühren. Man vermeidet so nicht nur eine schädliche Reizung der empfindlichen Wunde, sondern auch das Beschmutzen des zum Reinigen benützten Wassers, welches über die Wunde herabfließend, allen etwa anhaftenden Schmutz fortspült. Hiermit wird ungefähr eine Viertelstunde fortgefahren, worauf die soeben geschilderte Behandlung mit mäßig kühlen und mäßig feuchten Kompressen unter wollener Bedeckung ihren Anfang nimmt.

Überbeine sind die Folgen von durch mechanische Verletzungen hervorgerufenen Knochenhautentzündungen. Werden letztere allsogleich bemerkt und mit kühlenden Umschlägen behandelt, so kommt es selten oder nie zur Entstehung von Überbeinen. Auch frische Knochenauftreibungen können allenfalls durch feuchte Wärme und oft wiederholtes Pressen mittelst eines glatten Holzstückes vertrieben werden. Ältere, verknöcherte Neubildungen weichen jedoch einer solchen Behandlung nicht, weshalb man, falls dieselben infolge ungünstiger Lage den Gebrauchswert der Pferde

herabsetzen, genötigt sein wird, ein geeignetes Zerteilungsmittel zur Hilfe zu nehmen. Das Brenneisen, welches stets von weitem sichtbare Schandflecke hinterläßt, dürfte wohl nur ausnahmsweise hierzu verwendet werden. Beliebter sind die englischen Blistersalben, unter denen Melville's „Ossoline" unbedingt als die wirksamste bezeichnet werden muß, obgleich sich auch mit diesem Präparat bei älteren und starken Knochenauftreibungen gar kein oder doch nur ein sehr geringer Erfolg erzielen läßt und außerdem jede Anwendung solcher metallischen Salben mit ernsten Gefahren für den Patienten verknüpft ist.

Nahe verwandt mit den Überbeinen ist die in England unter dem Namen „Sore shins" bekannte, besonders bei Rennpferden häufig vorkommende Knochenhautentzündung, welche ihren Sitz auf dem unteren Drittel der vorderen Fläche des Schienbeines hat. Daß meistens nur Rennpferde von diesem Übel heimgesucht werden, hat seine Erklärung darin, daß die Füße während des Rennlaufes in dem Momente niedergesetzt werden, wo die Schienbeine mehr oder weniger vorgestreckt sind, was zur Folge hat, daß der von den Trachten ausgehende Stoß in vertikaler Richtung auf den unteren Teil des Schienbeines weiter verpflanzt wird.

Das erste sichtbare Symptom ist verminderte Sprungkraft im Galop, besonders auf hartem Boden. Folgen nun ein paar scharfe Galope, so wird das Pferd wahrscheinlich auch im Schritt klamm gehen. In diesem Stadium können warme Umschläge und absolute Ruhe noch immer baldige Heilung bewirken. Wird aber die anstrengende Arbeit fortgesetzt, so tritt vollständige Lahmheit ein und auf der vorderen Fläche des Schienbeines entstehen weiche Anschwellungen, welche nach einiger Zeit hart wie Knochen werden.

In leichteren Fällen besteht die Behandlung in der Verabreichung gelind abführender, saftiger Futtermittel, warmer Umschläge und andauernder, vollkommener Ruhe. Nachdem die Wärme und die Schmerzen verschwunden, folgen kühlende Umschläge, Berieselungen und vorsichtiges Massiren.

Die Hasenhacke (siehe II. Band Seite 82) ist eine Auftreibung der an der hinteren Fläche des Sprunggelenkes sitzenden Sehnen und Bänder oder — wenngleich selten — der dort befindlichen Sprunggelenksknochen. Bezüglich der Ursachen ist auf das Seite 82 des II. Bandes gesagte zu verweisen. Es genügt, hier hervorzuheben, daß sich das Leiden namentlich bei säbelbeinigen und geschnürten Sprunggelenken entwickelt.

Die Hasenhacke entsteht gewöhnlich sehr schnell, sogar plötzlich. Sie zeigt sich zuerst in der Gestalt einer harten, warmen und schmerzhaften Anschwellung, die während ihrer Entwicklung von starkem Lahmgehen begleitet zu sein pflegt. Zugleich mit der Entzündung verschwindet aber auch die Lahmheit, wogegen die Geschwulst unverändert bleibt.

So lange sich die Hasenhacke noch im Entzündungsstadium befindet, wird sie mit kühlenden Umschlägen, auch Lehmanstrich, behandelt. Alte Hasenhacken sind nur als Schönheitsfehler anzusehen. Man verschone daher das Pferd mit einer Behandlung derselben.

Spat (siehe II. Band Seite 71) gehört ebenfalls zu den Beinleiden, deren Heilung nur ganz ausnahmsweise zu erwarten ist. Dieckerhoff empfiehlt die operative Öffnung des Schleimbeutels der inneren Sehnenschenkel vom Schienbeinbeuger als wirksamstes Mittel; andere Tierärzte vertrauen nur auf das Brennen und die Laienwelt greift mit Vorliebe zu den englischen Blistersalben.

Weit besser als mit unsicheren, schwer ausführbaren Heilmitteln zu experimentiren, ist jedoch der Entstehung des Übels nach Kräften vorzubeugen. In dieser Beziehung haben sich die Pferdebesitzer leider noch große und zahlreiche Unterlassungssünden vorzuwerfen. Bevor nicht allgemein auf die Verschiedenheit der Leistungsfähigkeit verschiedener Pferde Rücksicht genommen und dafür gesorgt wird. daß immer eine gewisse Übereinstimmung zwischen der individuellen Leistungsfähigkeit und dem auferlegten Arbeitsmaße herrsche, wird der Spat stets zahlreiche Opfer unter den besten Pferden fordern.

Die Schale ist in den meisten Fällen eine mit Lahmgehen verknüpfte chronische Entzündung des Kronengelenkes, die zur Bildung von Knochenauflagerungen in der Umgebung des Gelenkes führt. Haben diese Auflagerungen eine mehr ringförmige Gestalt, so bezeichnet man sie mit dem Namen Ringbein. Die Vorderfüße werden häufiger als die Hinterfüße von diesem Übel ergriffen, jedoch kommt dasselbe mitunter auch auf allen 4 Füßen vor.

Die Ursachen sind, besonders bei gemeinen und lymphatischen Pferden, erbliche Anlagen, abnorme Stellungen, sowie mechanische Einwirkungen, die eine entzündliche Reizung am Kronengelenke und den zu demselben gehörenden Bändern hervorrufen.

Die Voraussagung ist nicht günstig. Das Lahmgehen pflegt besonders bei edlen Pferden und wenn die Vorderfüße angegriffen sind, sehr hartnäckig zu sein. Wird dem Patienten Ruhe gegönnt, so entstehen allmählich Knochenauflagerungen am Krongelenk. Dann verschwindet wohl das Lahmgehen ganz oder teilweise, aber gleichzeitig ist zu bemerken, daß die Beweglichkeit des Gelenkes bedeutend abgenommen hat und wird nun das Tier aufs Neue zu anstrengender Arbeit verwendet, so pflegt auch die Lahmheit wiederzukehren.

Eine Hauptsache bei der Behandlung ist andauernde Ruhe (nicht unter drei bis fünf Wochen), worauf das Tier nur ganz allmählich wieder in Gebrauch ge-

nommen werden darf und zu Anfang, d. h. so lange Wärme vorhanden ist, anhaltendes Kühlen mit kalten Berieselungen.

Alte Schale lohnt keine Behandlung.

Entzündung des Fesselgelenkes kennzeichnet sich durch plötzliches Lahmgehen, verbunden mit unvollkommenem Durchtreten und Überköthen. Weitere Symptome sind Wärme und Schmerz. Als die gewöhnlichsten Ursachen können Verstauchungen und Verdrehungen bezeichnet werden.

Die Behandlung hat anfangs in kühlenden Umschlägen zu bestehen. Wie Vogel sehr richtig hervorhebt, sind Verstauchungen von jeher und lange Zeit fast die einzigen Indicationen für Massage gewesen und werden selbst vollkommene Ausrenkungen jetzt häufig in wenigen Tagen zur Heilung gebracht und zwar so vollständig, daß keinerlei üble Folgen zurückbleiben. Vogel empfiehlt folgende Massagebehandlung. Man beginnt mit einer Einleitungsmassage, indem täglich zweimal den Schmerzen entsprechende Streichungen über das Gelenk vorgenommen und dann Prießnitzumschläge, jedoch nur über Nacht, gemacht werden. Erst mit dem Nachlaß der Schmerzen und der Spannung lassen sich die Streichungen mit den Fingerspitzen oder der hohlen Hand mit mehr Nachdruck ausführen, dehnen sich allmählich auf 15—20 Minuten aus und werden nach 5—6 Stunden wiederholt. Dabei darf keine Stelle der Geschwulst unberücksichtigt bleiben und sind insbesondere einzelne Vertiefungen an den Streck- oder Beugesehnen zu beachten. Schon am zweiten oder dritten Tage, je nach dem Nachlasse der akuten Synovitis, verbindet man bei aufgehobenem Fuße mit den Streichungen passive Bewegungen mit dem Gelenke, die große Vorsicht erheischen und nur 1—2 Minuten andauern dürfen.

Bähungen oder warmes Baden des Fußes unterstützen die Massage.

Gallen sind runde, weiche und in der Regel schmerzlose Geschwülste an den Gelenken oder Sehnenscheiden. Sie entstehen infolge von vorherrschenden Anlagen, übermäßigen Anstrengungen, die Gelenke oder Sehnenscheiden treffenden schädlichen Einwirkungen, kraftlosen, wässerigen Futter u. s. w. Diese Ursachen rufen eine krankhafte Anhäufung von Gelenkschmiere hervor, welche zu Erweiterungen der Gelenkkapsel führen.

Gallen sind in den meisten Fällen nur Schönheitsfehler. Beeinträchtigend für die Gebrauchsfähigkeit werden sie nur dann, wenn sie von Entzündungssymptomen begleitet sind. Dies ist jedoch zum Glück ein sehr seltener Fall. Mir ist wenigstens während meiner langen Praxis noch nie ein Pferd vorgekommen, das durch Gallen zum Invaliden gemacht worden wäre. Dagegen habe ich unzählige äußerst leistungsfähige Pferde geritten und gefahren, die mit Riesengallen behaftet gewesen.

Frisch entstandene Gallen habe ich mit Erfolg auf folgende Weise behandelt: Ich nahm eine Leinwandbinde, die ich vorher in Wasser von 20 ° C getaucht und kräftig ausgerungen hatte und wickelte dieselbe um das Sprunggelenk. Über diese Leinwandbinde wickelte ich sodann noch eine Flanellbinde, wobei ich mein Hauptaugenmerk darauf richtete, mittelst des Verbandes einen gleichmäßigen aber nicht übertriebenen Druck auf die Gallen hervorzurufen. Anregung zu dieser Behandlung gab mir das im Jahre 1881 erschienene englische Werk: „Veterinary Notes for Horse Owners“ by Horace Hayes. Drei Jahre später erschien die bekannte, verdienstvolle Arbeit des Herrn Oberstlieutenants Spohr: „Die Bein- und Hufleiden der Pferde,“ mit deren Anleitung es mir leicht wurde, die englische Methode bedeutend zu verbessern. So ließ ich nun das Bein nach der 4—5 Mal täglich erfolgenden Abnahme des Verbandes jedesmal mit Wasser von 20 ° C abwaschen und darauf erst mit Stroh, dann aber auch mit der Hand kräftig reiben, bis Wärme eintrat. Während der Nacht blieb der Verband ruhig liegen; damit derselbe aber nicht gar zu lange trocken bleibe, wurde die nasse Leinwand für die Nacht weniger ausgedrückt.

Näheres über diese, auch bei Piephacken und Sehnenscheiden-Entzündungen mit bestem Erfolg angewendete Behandlungsmethode, findet der Leser in dem oben angeführten Werke des Herrn Spohr.

Wie genannter Herr Verfasser hervorhebt, ist der Zweck des hier geschilderten Verbandes durch Vermittlung und Anregung des tierischen Organismus, feuchte Wärme zu erzeugen. Die anliegende, zuerst kühle, nasse Leinwand drängt zunächst das Blut aus den äußersten Spitzen der in der Haut liegenden Kapillargefäße zurück, worauf dasselbe später aus den großen Blutgefäßen mit vermehrtem Andrange in dieselben zurückströmt. Diese Blutbewegung wird noch vermehrt durch die erhöhte Innervation, welche durch die elektrischen Strömungen bewirkt wird, die dem Kontakte des kalten Wassers mit der Haut und ihrem weitverzweigten Nervensystem entspringen. Endlich aber dringt das Wasser in die, durch die bald entstehende erhöhte Wärme weiter geöffneten Poren der Haut selbst ein und wirkt zur Lösung und Zersetzung von Ausscheidungsstoffen in Dunstform mit.

So wird ein Lösungs- und Ausscheidungsprozeß eingeleitet, der vom Momente der wieder eingetretenen erhöhten Hautwärme bis zum völligen Trocknen der Leinwandbandage anhält.

Dieser Dünstungsprozeß, so kann man ihn füglich nennen, erhöht den Stoffwechsel, auf welchem alle wirkliche Heilung beruht. Nachdem die Leinwand des Verbandes nahezu oder ganz trocken geworden, muß der Verband erneuert werden. Es ist jedoch dann eine Abfrischung der Haut durch Waschung mit Wasser von

18—19° C zweckmäßig, wodurch in Verbindung mit nachfolgender starker Frottirung, zuerst mittelst trockenen Strohs, dann mittelst der bloßen Hand, die Spannkraft der Haut erhöht und sie für den neuen Verband durch Anregung ihrer Thätigkeit besser vorbereitet wird.

An alten Gallen herumzukuriren ist indessen ein ebenso hoffnungsloses als überflüssiges Unternehmen.

Durch Ruhe und Einreibung mit englischem Blister können die Gallen allerdings für einige Zeit vertrieben oder wenigstens in ihrem Umfange reduzirt werden. Sobald aber das Pferd wieder in Arbeit genommen wird, pflegen dieselben sich wieder einzustellen.

Piephacke ist eine am äußeren und hinteren Rand des Sprunggelenks — dem sog. Sprungbeinhöcker — hervortretende Geschwulst, die, ursprünglich in einem Lympherguß in dem Schleimbeutel oder einer entzündlichen Anschwellung des Zellgewebes bestehend, bei unrichtiger Behandlung in eine chronische Verhärtung übergeht.

Die Piephacke entsteht infolge von, namentlich bei Bahn- oder Schifftransporten leicht vorkommenden, Quetschungen der Spitze des Sprunggelenks, fehlerhafte Reitdressur mit forcirtem auf die Hinterhandsetzen und Zurücktreten, Überanstrengung beim Ziehen schwerer Lasten und unregelmäßiger (säbelbeiniger oder steiler) Stellung der Hintergliedmaßen.

Die gewöhnliche Behandlung besteht in der Anwendung von kühlenden Mitteln, z. B. Lehmanstrich und darauffolgender Einreibung von Blister. Wer die heilkräftige Wirkung der feuchten Wärme erprobt hat, wird sich jedoch sicher auch bei der Piephacke nur dieses Mittels bedienen.

Stollbeulen sind Geschwülste, die ihren Sitz auf dem Ellbogenhöcker haben und durch Druck beim Liegen verursacht werden. Charakteristisch für die Stollbeule ist, daß dieselbe plötzlich entsteht und anfangs von Wärme und Schmerz begleitet ist. Erfolgt nun nicht Zerteilung, so nimmt die Geschwulst eine derbe oder schwammige Form an.

Die Behandlung ist ganz dieselbe wie bei der Piephacke. Selbstverständlich muß gleichzeitig weiteren Quetschungen vorgebeugt werden. Als Schutzmittel gegen Eisendruck empfiehlt sich das Anlegen eines starken hohlen Gummiringes, welcher über das Ellbogengelenk geschoben, den Höcker desselben gegen die Berührung des Eisens schützt; außerdem ist für bequemen Stand und reichliche Streu zu sorgen.

Kleinere, nicht zu flache Stollbeulen lassen sich auch mit starkem Bindfaden abbinden.

Warzen sind an allen Teilen des Körpers vorkommende, mit einem mehr oder weniger verdickten Oberhautüberzuge versehene, krankhafte Wucherungen der

Hautpapillen. Bisweilen vergehen die Warzen von selbst, weit öfter aber weichen dieselben nur einer zweckmäßigen Behandlung. Bei reinlich gehaltenen Pferden kommen Warzen überhaupt nur sehr selten vor.

Sind die Warzen nicht zu platt, so empfiehlt sich das Abbinden. Diese Operation ist am leichtesten auszuführen, wenn die Warze die Form eines Pilzes hat. Man legt dann eine Schlinge von Bindfaden um den Stiel und zieht sie so fest als möglich zu. Hierdurch wird die Ernährung der Warze unterbrochen, sie wird kalt, welk und fällt zuletzt ab, wenn man nicht vorzieht, sie früher abzuschneiden.

Warzen, die so flach sind, daß sie sich nicht abbinden lassen, müssen mit dem Messer ausgeschält werden, was selbstverständlich nur von einem geschickten Tierarzte ausgeführt werden darf.

Sehnenentzündung zeigt sich, wenn akut, durch Anschwellung und Wärme an jenem Teil des Schienbeines, wo die Beugesehnen ihren Sitz haben. Das Pferd geht lahm, schont den leidenden Fuß in der Ruhe und gibt Schmerzen zu erkennen, wenn man mit den Fingern längs der betreffenden Sehnenscheide streicht. Die gewöhnlichsten Ursachen dieses bedenklichen Leidens sind: Überanstrengung, Zerrungen der Sehne durch Fehltritte, Ausgleiten u. s. w.

Bei der Behandlung akuter Entzündungen der Sehnen und ihrer Scheiden ist vor Allem für absolute Ruhe zu sorgen. Gleichzeitig wird feuchte Wärme auf die weiter oben geschilderte Weise nebst Massage in streichender Form in Anwendung gebracht. Letzteres läßt sich Anfangs am leichtesten bei aufgehobenem Fuße mittelst der unteren Fläche der Finger gegen die Haare ausführen. Nach einigen Tagen kann sie jedoch auch am stehenden Fuße vorgenommen werden. Eine 2 bis 3 Mal täglich in der Dauer von 10—20 Minuten durchgeführte Massage genügt in den meisten Fällen. Man halte sich jedoch vor Augen, daß dieselbe jedesmal so lange fortgesetzt werden muß, bis der Schmerz zum Weichen gebracht worden ist. Daß ein Pferd, welches an akuter Sehnenentzündung gelitten, nur mit äußerster Vorsicht wieder in Dienst genommen werden darf, versteht sich von selbst.

Die chronische Form dieses Übels, welche sich durch Verdickung, Anschwellung und Knoten in der Sehnenscheide kennzeichnet, wird ebenfalls mit feuchter Wärme und Massage behandelt, nur muß das Wasser, welches zum Anfeuchten der Leinwandbinden und dem Abwaschen des Beines verwendet wird, etwas kälter als bei der Behandlung akuter Sehnenentzündungen sein (15° zu ersterem, 18° zu letzterem Zweck). Der Verband wird nur 3 Mal in 24 Stunden erneuert, nämlich Morgens und Nachmittags nach dem Putzen und Abends ungefähr eine Stunde nach

dem Abfüttern. Die Abwaschungen des Beines können nach und nach bis zu 10 Minuten ausgedehnt werden. Die nach jeder Abwaschung folgende Massirung hat so lange fortgesetzt zu werden, bis wiederum Wärme in der Gliedmaße wahrzunehmen ist. Noch kräftiger als das bloße Abwaschen wirkt eine mit einer Gartenspritze gegebene Douche.

Während der Kur gebe man dem Patienten keinen Hafer, sondern sorge für eine kühlende Diät. Festzustellen, welche Sehne angegriffen ist — der Fesselbeinbeuger, die Kronbein- oder die Hufbeinbeugesehne — kann für den Laien eine ziemlich schwierige Aufgabe sein. Die sichersten Aufschlüsse über den Sitz des Übels gibt uns die Art und Weise, wie das Pferd auftritt. Sind z. B. die Kronbein- oder Hufbeinbeugesehnen angegriffen, so biegt und hebt das Pferd den betreffenden Fuß nur mit großer Mühe, weshalb es auch in diesem Fall die Zehe auf dem Boden schleppen und im Zustand der Ruhe das Knie ein wenig vorbiegen wird, um die leidende Sehne zu schonen. Sitzt das Übel dagegen in dem Unterstützungsband der Hufbeinbeugesehne oder dem Fesselbeinbeuger, so wird das Bein ohne Schwierigkeiten gehoben und Schmerz nur beim Niedersetzen des Fußes geäußert. Weitere charakteristische Symptome sind, daß Entzündung der Kronbeugesehne eine Anschwellung an der hinteren Fläche des Schienbeines hervorruft, wohingegen die Anschwellung mehr seitwärts bemerkbar ist, wenn die Hufbeinbeugesehne angegriffen. Hat das Unterstützungsband einen Knax bekommen, so entsteht nur selten eine sichtbare Anschwellung, dagegen pflegt die Schmerzempfindung dann desto größer zu sein, was deutlich zu bemerken ist, wenn man das Bein stark biegt und einen Druck auf das Band ausübt. Auch der Fesselbeinbeuger läßt sich am besten auf die Weise untersuchen, daß man das Bein aufhebt und mit den Fingern die näher am Schienbein gelegenen, sich in zwei Äste zweigenden Teile der Sehne befühlt. Dieser Punkt ist nämlich in den meisten Fällen der Sitz der Entzündung.

**Sattel- und Geschirrdruck** entsteht dadurch, daß sich die Poren der Oberhaut infolge anhaltenden Druckes des Sattels, des Kummets oder anderer Geschirrteile verschließen und somit eine Unterdrückung der Hautausdünstung bewirken. Dies führt aber naturgemäß zu einer Überfüllung der Kapillargefäße mit Kohlensäure und nachfolgender Entzündung, welch' letztere sich durch Anschwellung und Hitze in dem betreffenden Körperteil kund gibt. Unter der Einwirkung stärkeren und anhaltenden Druckes können sogar Druckwunden entstehen.

Satteldruck wird sehr häufig dadurch hervorgerufen, daß der Sattel zu kurz für den Reiter ist. Wenn dies der Fall, wird nämlich das Reitergewicht auf den hintersten Teil der Sitzfläche des Sattels geworfen und hierdurch die Haut des Pferdes unmittelbar hinter dem Sattel einem empfindlichen Druck ausgesetzt, der

sich besonders in schnelleren Gangarten und wenn das Tier einen Satz macht, auf das unangenehmste fühlbar machen muß. Dieselbe Wirkung tritt ein, wenn der Reiter anstatt mitten im Sattel zu weit rückwärts sitzt, mit ungleich langen Bügeln reitet, schlafend im Sattel hängt u. s. w. Daß auch schlechtere oder schadhafte Polsterung des Sattels Satteldruck hervorrufen kann, ist selbstverständlich (Siehe I. Bd. Seite 228).

Falls das Pferd allsogleich nach der Heimkehr sorgfältig in der Sattellage frottirt werden kann, ist es mit gar keiner Gefahr verbunden, sofort abzusatteln, und wenn das Tier auch noch so erhitzt sein sollte. Läßt sich dagegen eine solche Abreibung aus irgend einem Grunde nicht bewerkstelligen, so gebietet die Vorsicht, den Sattel mit nachgelassenen Gurten einstweilen liegen zu lassen.

Was nun die Behandlung der Satteldrücke betrifft, kann ich, auf langjährige persönliche Erfahrung gestützt, nicht eindringlich genug empfehlen, der feuchten Wärme den Vorzug vor der Anwendung kühlender Umschläge zu geben. Durch kalte Umschläge wird die Hautausdünstung gehindert, das Blut aus den Kapillargefäßen zurückgetrieben und so das Bestreben der Natur, den Schaden durch gesteigerten Stoffwechsel zu heilen, direkt bekämpft. Die naturgemäß entstandene Hitze darf daher nicht unterdrückt werden, sondern ist dieselbe nur innerhalb ihrer normalen Grenzen zu halten. Dadurch erklärt sich auch der geradezu überraschende Erfolg nachstehender, so weit mir bekannt, zuerst von Herrn Oberstlieutenant Spohr befürworteten Heilmethode:

Man nimmt zunächst eine in verschlagenes, am besten sonnenwarmes Wasser (20—30 ° C) getauchte und etwa vierfach zusammengefaltete Kompresse von solcher Größe, daß die zu behandelnde Stelle noch handbreit nach jeder Richtung überragt wird. Nachdem diese Kompresse derart ausgerungen worden, daß sie sich noch pappig anfühlt, wird sie auf den Druckschaden gelegt und mit einer, mittelst einer Gurte zu befestigenden, alten wollenen Sattelunterlage überdeckt. Ein zu festes Anziehen dieser Gurte muß, als den Stoffwechsel behindernd, ausdrücklich untersagt werden.

Die so aufgebundene, je nach der Jahreszeit und Außentemperatur mehr oder weniger dicht überdeckte Kompresse bleibt fast bis zum Trockenwerden, also 2 bis 3 Stunden, liegen und wird dann wieder erneuert. Diese Behandlung führt in 9 Fällen unter 10 nach 2—3 maligem Erneuern der Kompresse, die eventuell für die Nacht, etwa Abends um 9 oder 10 Uhr, zum letztenmal erneuert, aber etwas nasser gehalten, liegen bleibt, spätestens bis zum anderen Morgen, zur völligen Beseitigung der Schwellung, mag diese vom Sattel, vom Kummet oder vom Sattel- resp. Deckengurt herrühren.

Die Behandlung offener, eiternder Druckwunden besteht ebenfalls in Anwen-

dung feuchter Wärme; jedoch wird in solchen Fällen etwas wärmeres Wasser (24° C) zu den Kompressen genommen, deren Erneuerung sich nach der Ergiebigkeit und sonstigen Beschaffenheit der Eiterbildung richten muß. Der Eiter soll reichlich aber weißlich, etwa wie wässerige geronnene Milch aussehen. Ist er konsistenter, gelblich, oder zeigen sich auf der Wundfläche gar Wucherungen, so haben die Umschläge zu lange gelegen und müssen schneller erneuert werden. Hat sich schon wirkliches wildes Fleisch gebildet, so ist es zweckmäßig, die Kompressen kühler (17—19° C) zu nehmen, rascher zu wechseln und die Wundfläche, namentlich die wuchernden Stellen, flüchtig mit brunnenfrischem Wasser und der Klystier- oder Staubwundspritze abzuspritzen. Je mehr die Wucherungen sich schon ausgebildet, um so kräftiger muß gespritzt und diese Manipulation mehrfach wiederholt werden.

Mit dieser Behandlung wird fortgefahren, bis die Wunde sich zu schließen beginnt, worauf etwas kühleres Wasser (16—19° C) zu den Kompressen genommen wird und diese feuchter zu halten sind. Hierbei gilt die Regel, daß die Kompressen desto stärker ausgerungen werden sollen, je weniger Hitze in dem zu behandelnden Körperteile vorhanden ist. (Siehe Spohr, „Die Bein- und Hufleiden der Pferde.")

Muß das an Sattel- oder Geschirrdruck leidende Pferd durchaus zur Arbeit verwendet werden, so ist die Wunde, so weit möglich, vor Druck zu schützen. Zu diesem Zwecke werden zu beiden Seiten des Druckschadens ein oder zwei Stückchen dicken Filzes an die Polsterung des Sattels oder des Kummets angenäht, so daß nicht nur die Wunde, sondern auch ihre nächste Umgebung vollkommen frei liegt. In Ermangelung dieser Schutzvorrichtung lege man Stroh unter. Über die Wunde selbst legt man schließlich noch einen mit frischer, ungesalzener Butter oder süßem Rahm bestrichenen Lappen, welcher ebenfalls an den Sattel oder das Kummet anzuheften ist. Gegen Gurtendruck schützt ein Stückchen Schafpelz, das mit der Wollseite gegen den wunden Fleck gelegt wird.

Läßt sich das vom Kummet gedrückte Wagenpferd mit Sielengeschirr fahren, so wird dies natürlich die Heilung sehr beschleunigen.

**Hautjucken** wird durch in der Haut zerstreut liegende, größere oder kleinere, härtere oder weichere Knötchen hervorgerufen, die bald nur an einzelnen Körperteilen — meistens unter der Mähne, der Schweifrübe, der inneren Fläche der Schenkel u. s. w. — bald an der ganzen Haut vorkommen. Infolge des beständigen Juckens werden die Haare abgescheuert und die Haut bekommt ein entzündetes, wenn nicht gar wundes Aussehen. Dieses Übel scheint seine Wurzel in Ursachen zu haben, welche störend auf die Funktionen der Haut einwirken, wie z. B. unterdrückte Hautausdünstung, durch schmutzige Decken oder mangelhafte

Putzpflege hervorgerufener Reiz, plötzlicher Übergang von knappem und kraftlosem zu reichlichem und hitzigem Futter u. s. w. Obwohl vollkommen ungefährlich, kann das Jucken doch sehr lästig werden. Reinlichkeit, magere, kühlende, gelind abführende Diät (z. B. Kleien, Masch, Mohrrüben und Gras, wenn solches zu haben) und bei örtlichem Hautjucken eine öftere Reinigung der juckenden Stellen mit lauem Seifenwasser — ein sehr beliebtes Hausmittel ist auch starkes Salzwasser — ist Alles, was erforderlich, um baldige Heilung herbeizuführen. Außerdem sorge man für scharfe Bewegung, behufs Anregung der Hautthätigkeit.

Die Räude ist eine im hohen Grade ansteckende, mit Ausschlag verbundene Hautkrankheit, welche durch die sog. Räudemilben hervorgerufen wird. Diese dem unbewaffneten Auge unsichtbare Parasiten entwickeln sich nie von selbst, sondern die Räude ist stets die Folge von direkter oder indirekter Ansteckung; jedoch gedeihen die Räudemilben besser auf schlecht genährten, schmutzig gehaltenen Tieren als auf solchen, deren Futter und Putzpflege allen hygienischen Anforderungen entspricht.

Haubner unterscheidet folgende Räudearten beim Pferde:

a) Sarcoptes-Räude, veranlaßt durch Sarcoptes equi. Erscheinungen: starkes Jucken, zerstreute Knötchen mit Ausgehen der Haare und kleinen Krusten. Ausbreitung: anfangs Kopf, Hals, Schultern, schließlich der ganze Rumpf.

b) Dermatocoptes-Räude, veranlaßt durch Dermatocoptes communis. Erscheinungen: Jucken, fleckweise gehäufte Knötchen mit Krusten und Borken. Ausbreitung: namentlich Kehlgang, Mähne, Schweifgrund, Flanke, innere Schenkelfläche, Schlauch.

c) Dermatophagus-Räude. Fußräude, veranlaßt durch Dermatophagus bovis. Erscheinungen: Jucken an den Füßen, besonders des Nachts, Stampfen, Reiben ꝛc. Ausgehen der Haare, starke Abschuppung, Krusten, Borken, schließlich Hautverdickung. Ausbreitung: Fessel der Hinterfüße meist bis zum Sprunggelenke, selten höher hinauf und an den Vorderfüßen. Fast nur im Winter; heilt im Sommer (wenigstens scheinbar) ab.

Da beginnende Räude leicht mit anderen juckenden Ausschlägen und Parasiten zu verwechseln ist, empfiehlt es sich immer die Diagnose mit Hilfe des Mikroskops sicher zu stellen. In allen zweifelhaften Fällen ist es außerdem geraten, die kranken Tiere zu separiren.

Jede Behandlung der Räude muß selbstverständlich zum Ziel haben, die Milben und ihre Brut zu töten, denn — ohne Milben keine Räude. Die Tierheilkunde bewirkt dies durch verschiedene äußere Mittel, wie Karbolsäure, Petroleum, Theer, Tabak, Schwefel, Pottasche ꝛc. Von diesen dürfte wohl der Theer und das Petroleum die unschädlichsten sein, wohingegen alle übrigen mehr oder weniger be-

denkliche Folgen für die Gesundheit des Tieres nach sich ziehen können. Meiner Erfahrung nach wirkt Berger's 40 prozentige Theerseife bei Hunden sehr kräftig und sicher. Zur Anwendung empfiehlt sich auch die von Dr. Wagenfeld befürwortete Salbe, welche, aus 1 Teil grüner Seife und 2 Teile Theer durcheinander geschmolzen bestehend, mäßig warm, aber noch dünnflüssig, auf die betreffenden Stellen aufgetragen werden soll. Wagenfeld äußert mit Bezug auf diese Salbe in seiner „Gründlichen Anweisung, die Krankheiten des Pferdes zu heilen" folgendes:

„Der Theer fällt nach einiger Zeit samt der Oberhaut ab und zwar unterläßt man deshalb das sehr mühsame und kaum mögliche Abwaschen desselben. Die Heilung gibt sich dadurch zu erkennen, daß die Haut wieder weich und geschmeidig, glatt und ohne Schuppen erscheint, daß sie wieder eine dunkle Farbe annimmt und daß zahlreiche kleine Haare wieder zum Vorschein kommen."

Sogar der eifrige Vorkämpfer für die arzneilose Heilung, Oberstlieutenant Spohr, bricht nicht unbedingt den Stab über die Anwendung des Theers, obwohl er selbstverständlich auch bei der Räude der Wasserkur den Vorzug gibt. Wie er meint, wäre die einfachste und sicherste Kur folgende:

Die betreffenden Stellen werden mit einem in frisches Brunnenwasser getauchten grobleinenen Lappen kräftig gerieben, bis derselbe sich stark erwärmt hat, was nach 2—3 Minuten der Fall zu sein pflegt; alsdann bedeckt man die Hautstelle mit einem anderen, ebenfalls in brunnenfrisches (9—10° C) Wasser getauchten Lappen, der ziemlich stark ausgerungen und mit Wolle (an den Beinen bei der sogenannten Fessel- und Fußräude mit 3—4 fach gewickelter Bandage, am Leibe mit einem 6 fach gefalteten Woilach) dicht und dick überdeckt wird. Sobald sich infolgedessen bedeutende Wärme entwickelt, was in der Regel nach 1½ — 2 Stunden eintritt, wird die Bandage ꝛc. abgenommen und die Abreibung mit brunnenfrischem Wasser wiederholt, nachher die Stelle mit Stroh trocken gerieben, aufs Neue mit feuchten Umschlägen ꝛc. bedeckt u. s. w.

Oberstlieutenant Spohr behauptet, daß diese Kur absolut sicher sei und bei frischer, nicht allzusehr eingewurzelter Räude schon in 24 Stunden Erfolg habe, wenngleich sie in schlimmeren Fällen 8—14 Tage fortgesetzt werden müsse, wobei man sich aber auf eine dreimal täglich erneuerte Wickelung bezw. Eindeckung und Abreibung beschränken könne.

Nach der Ansicht des hier angeführten Verfassers vermögen die Milben die plötzlichen Temperaturunterschiede, welche ihnen bei dieser Behandlung geboten werden (10° C des frischen Wassers bis zu 39° C der erhöhten Bluthautwärme), nicht zu ertragen, und dürfte ihnen das Dasein auch durch die mechanische Zerstörung der von ihnen gebohrten Kanäle, sowie durch die so herbeigeführte direkte

Vernichtung ihrer Eier oder wenigstens die gründliche Störung in dem Entwicklungsgang der Brut verleidet werden.

Originell ist diese Anwendung der Wasserkur jedenfalls. Die Verantwortung für die Behauptung, daß sie auch unfehlbar zum Ziele führe, muß ich leider Herrn Oberstlieutenant Spohr überlassen, da mir, Gott sei Dank, in meiner Praxis noch nie ein räudiges Pferd vorgekommen. Käme ich aber in die Lage, die Behandlung eines solchen Patienten übernehmen zu müssen, würde ich dieselbe unbedingt mit der Wasserkur einleiten und erst falls diese mißlingen sollte, zu anderen Mitteln, z. B. Theer oder Petroleum, bezw. Paraffinöl greifen. Was speziell das Paraffinöl betrifft, wird dasselbe in England als eine Art Spezifikum gegen Räude betrachtet. Und da nun das Erdöl keine giftigen Eigenschaften besitzt — die Bewohner des russischen Petroleumdistriktes Baku nehmen bei vorkommenden Erkrankungen sogar Petroleumbäder — halte ich die englische Heilmethode wohl eines Versuches wert. Der Hergang bei derselben ist folgender: Zuerst werden alle von der Räude ergriffenen Körperteile gründlich mit warmem Wasser und Seife abgewaschen, um die Schuppen, unter welchen sich die Milben verborgen halten, zu entfernen. Nachdem dies geschehen, reibt man die betreffenden Stellen einmal täglich gründlich mit Paraffinöl ein und läßt das Pferd nach der jedesmaligen Einreibung womöglich in der Sonne trocknen. Diese Methode wird von Mr. Trasbot, Professor an der englischen Tierarzneischule zu Alfort, als außerordentlich wirksam empfohlen.

Eine innere Behandlung ist, da sie zur Heilung der Räude nicht das mindeste beiträgt, vollkommen unnötig. Dagegen ist ein rationelles diätetisches Verhalten eine unerläßliche Voraussetzung für den Erfolg der Kur, also: kräftiges, reichliches Futter, sorgfältige Hautpflege, reinlicher Stall und Schutz gegen Kälte und Nässe.

Selbstverständlich muß gleichzeitig mit der Kur eine gründliche Desinfektion der Stallungen, Gerätschaften und des Geschirres vorgenommen werden. Kann man die Tiere nach der Kur in einen anderen Raum unterbringen, so ist dies nicht zu unterlassen.

Läuse bohren sich nicht wie die Milben in die Haut ein, sondern halten sich auf deren Oberfläche, wo sie starkes Jucken, Haarausfall und Schuppenbildung verursachen. Ihre Lieblingszufluchtsorte sind die Schweifrübe, der Hals und der Rücken, wo sich ihre Gegenwart durch die an die Haare angeklebten Eier zu erkennen gibt.

Eine zuverlässige Methode, die Läuse und ihre Brut zu vertilgen, ist meiner Erfahrung nach, die von denselben aufgesuchten Körperstellen mit Seifenwasser zu waschen und so lange die Haare noch feucht sind, mit feingesiebter Buchenasche zu

bestreuen, welche mittelst einer Bürste nachdrücklichst eingerieben wird. Diese Behandlung wird nach einigen Tagen zur Vertilgung der mittlerweile herausgekommenen Brut wiederholt.

Mauke ist eine eigentümliche, rotlaufartige Ausschlagskrankheit, welche am hinteren Teil der Fessel auftritt. Dieses Leiden kommt beinahe ausschließlich an den Hinterfüßen vor, bisweilen nur an einem, öfter aber an beiden Füßen.

Das erste Symptom von Mauke ist eine empfindliche, warme, mit Röte und starkem Jucken verbundene Anschwellung. Nach einigen Tagen zeigt sich in der Fessel eine klare, an Thautropfen erinnernde Ausschwitzung, die bald gelblich, klebrig und scharf wird. Die Haare an der Fessel sträuben sich borstenähnlich, das Pferd fiebert und schont beim Gehen. Wird nun nicht den Fortschritten des Übels Einhalt gethan, so entstehen Risse in der Haut und die ausgeschwitzte Flüssigkeit nimmt eine bösartige Beschaffenheit an, wodurch tiefe, querverlaufende Schrunden in der Haut gebildet werden. Vernachlässigte Behandlung während des ersten Stadiums der Krankheit kann auch zur Folge haben, daß rotbraune, feuchte und leicht blutende, warzige Granulationen (Feigwarzen) an der angegriffenen Stelle entstehen. Es ist sogar nicht ausgeschlossen, daß die scharfe Ausschwitzung allmählich hinter der Hornwand des Hufes eindringt und dieselbe schließlich vom Fleischhuf ablöst. Sehr oft, bei längerer Dauer der Mauke fast immer, hinterläßt das Übel auch eine teigige, ödematöse Anschwellung am Schienbein, die langsam derber und fester werdend, sich zu dem unheilbaren sog. Elephantenfuß ausbildet.

Die Ursachen der Mauke sind: durch Erkältung veranlaßte Unterdrückung der Hautausdünstung, mit Kälte gepaarte Feuchtigkeit und Nässe, Unreinlichkeit, fehlerhafte Fütterung (zu trockenes, stimulirendes Futter), auf andauernde Unthätigkeit folgende Überanstrengung, schlechte Stallluft und unter Umständen auch Ansteckung. Mit Bezugnahme auf letztgenannte Ursache sei hier erwähnt, daß zwei englische Professoren den Tierheilkunde, Hering und Williams, an den Füßen von mit chronischer Mauke behafteten Pferden eine Milbe entdeckt haben, welcher Hering den Namen Sarcoptes Hippopodus gegeben. Gemeine, lymphatische, mit vielem Behang versehene Pferde, disponiren besonders zur Mauke, auch sollen Tiere mit weißen Füßen oder weißem Behang öfter von dieser Krankheit befallen werden, als solche mit dunklen Fesselhaaren. Von den schwereren Rassen wird dem Clydesdalepferde eine ausgesprochene Disposition zur Mauke nachgesagt. Hieraus darf jedoch durchaus nicht der Schluß gezogen werden, daß edle Pferde gegen dieses Übel gefeit sind. Die leichteste Form von Mauke, welche der Engländer mit dem Namen „cracked heels“ (gesprungene Fersen) bezeichnet, kommt im Gegenteil außerordentlich häufig in den Renn- und Jagdställen vor. Wahrscheinlich ist dies die Folge der vereinigten Ein-

wirkung des stimulirenden Futters und der Reizung, welcher die zarte Fesselhaut ausgesetzt wird, wenn während der scharfen Galoparbeit spitzige Staub- und Steinpartikelchen gegen die Fessel anschlagen und dort, von dem Schweiße festgehalten, haften bleiben.

Zum Glück sind gesprungene Fesseln sehr leicht zu heilen. In leichteren Fällen genügt es, dieselben mit etwas frischer, ungesalzener Butter (das in Wasser lösliche Glyzerin eignet sich nicht hierzu) einzuschmieren, so oft das Pferd den Stall verläßt. Nach der Heimkehr wird diese Einreibung erneuert oder man nimmt dann auch Glyzerin dazu. Außerdem ist die Fessel mehrere Male täglich m Kartoffelmehl zu bestreuen.

Mittelst dieser einfachen Kur wird man in den meisten Fällen verhüten können, daß Mauke aus den gesprungenen Fesseln entsteht. Sollte sich aber bereits Ausschwitzung eingestellt haben, so müssen energischere Maßregeln ergriffen werden. Der Patient ist dann in einer gut ventilirten, mit reichlicher, reiner Streu versehenen Box aufzustellen und die kranke Fessel Morgens und Abends mit warmem Wasser zu reinigen, worauf man sie mit folgender Mischung bestreicht: gleiche Teile fein pulverisirte tierische Kohle und Schwefelblume mit so viel Leinöl vermischt, als erforderlich ist, um dem Ganzen die Consistenz des Rahms zu geben.

Kühlendes Futter, je nach der Jahreszeit Wiesengras oder Wurzelwerk, sowie Kleienmasch, täglich einige Klystiere von ½ Liter Wasser (20 ° C) vor dem Füttern applizirt und besonders sorgfältige Hautpflege unterstützen die Heilung sehr wesentlich.

Äußere Augenentzündung kann ihren Sitz in den Augenlidern, in der Bindehaut, Hornhaut, Nickhaut und der Karunkel haben (Siehe I. Band Seite 588 bis 591). Bald ist nur einer dieser Bestandteile des Auges, bald mehrere und nicht selten sämtliche angegriffen.

An den Augenlidern kennzeichnet sich die Entzündung durch Anschwellung, vermehrte Wärme, Schmerzhaftigkeit, Thränenabsonderung und höhere Rötung. Sitzt das Übel in der Bindehaut, der Nickhaut und der Karunkel, so äußern die Tiere gewöhnlich größeren Schmerz und Lichtscheu; die Bindehaut ist sehr rot und angeschwollen und die Absonderung von Schleim und Thränen gesteigert. Ist die Hornhaut angegriffen, so wird dieselbe bald von einer meistens bläulichen Wolke überzogen, welche das Sehvermögen stört oder geradezu aufhebt; die Schmerzen und die Lichtscheu sind groß und starke Thränenabsonderung tritt ein.

Die Ursachen solcher Entzündungen sind Erkältungen (namentlich Zugluft), äußere Schädlichkeiten, wie eingedrungener Staub, Getreidegrannen, Insekten, Schläge, Stöße, scharfe Stoffe (z. B. Kalk, scharfe Salben ꝛc.), schlecht ventilirte Ställe, Katarrhe, Drüse, Influenza u. s. w.

Die Behandlung hat zunächst mit einer genauen Untersuchung auf das etwaige Vorhandensein fremder Körper zu beginnen. Dies kann nur auf die Art bewerkstelligt werden, daß man die Augenlider mit dem Zeigefinger und den Daumen auseinanderhält und umkehrt. Sollte sich nun irgend ein fremder Körper zeigen, so ist derselbe sofort mit einer feinen Pincette oder in Ermangelung einer solchen mit einem feuchten Schwamm, einem dünnen, seidenen Lappen, dem Bart einer Gänsefeder oder dgl. zu entfernen. Scharfe Stoffe, die ins Auge gedrungen, werden am besten mit schleimigem Wasser weggespült. Sodann legt man ein in Wasser von 24—25 ° C getauchte, mäßig ausgerungene Leinwandkompresse auf und überdeckt dieselbe dicht mit mehrfach zusammengelegter Wolle. Dieser Verband läßt sich bequem an dem Stirnriemen und dem Backenriemen der Halfter befestigen. Sobald sich die Kompresse stark erwärmt hat, wird dieselbe erneuert.

Ist die Entzündung nicht durch Eindringen fremder Körper, sondern z. B. durch einen Schlag oder Stoß hervorgerufen, so empfiehlt sich anhaltendes Kühlen mittelst 4 fach zusammengelegter, in Wasser von 10—15 ° C getauchter Leinwandkompressen, welche ohne alle trockene Überdeckung aufgelegt werden.

Gelind abführendes Futter, eventuell auch einige Klystiere, begünstigen die Heilung.

Hiermit haben wir die Liste jener äußeren Krankheiten erschöpft, deren Behandlung der Pferdebesitzer getrost auf eigene Hand unternehmen kann. Wir gehen daher nun zu den gewöhnlichsten inneren Krankheiten über.

Diarrhöe ist beim Pferde selten von Bedeutung. Sie wird hervorgerufen durch Diätfehler, zu viel, zu kaltes oder schlechtes Wasser, plötzlicher Übergang zu Grünfutter, Magen- und Darmkatarrh u. s. w. Mit den Ursachen verschwindet meistens auch die Diarrhöe. Trockenes Futter und abgeschlagenes Wasser beseitigen leichtere Fälle von Diarrhöe. Ist aber das Übel ernsterer Art, so darf der Laie sich überhaupt nicht mit der Behandlung desselben befassen, denn nur der Tierarzt ist im Stande, zu beurteilen, ob die Diarrhöe nicht möglicherweise das Symptom eines gefährlichen Leidens, z. B. Darmentzündung ist. Wird in solchen Fällen die Diarrhöe vertrieben, so verschlimmert sich das Hauptleiden und das Pferd kann infolgedessen draufgehen.

Kolik ist der gemeinsame Name für eine ganze Reihe von Krankheiten der Verdauungswerkzeuge, welche oft sehr plötzlich auftreten und schnell ein tötliches Ende nehmen können. Wie gewöhnlich Kolikerkrankungen unter den Pferden sind, geht schon daraus hervor, daß von 100 an inneren Krankheiten leidenden Pferden im Durchschnitt wenigstens 40 an Kolik erkrankt und von 100 krepirten Pferden 40 % der Kolik zum Opfer gefallen sind.

Je nach den Ursachen der Erkrankung unterscheidet man: Überfütterungs-, Blähungs-, Erkältungs-, Wurm- und Vergiftungskolik, und nach dem Sitze der Krankheit: Magen-, Darm-, Nieren-, Blasen- und Leberkolik. Die Symptome dieser verschiedenen Koliken auseinanderzuhalten, ist für den Laien ein Ding der Unmöglichkeit. Zum Glück hat dies wenig zu bedeuten, wenn man sich der nachstehend beschriebenen Behandlung bedient. Bei der Kolik, sowie bei nahezu allen inneren Krankheiten, kommt es nämlich in erster Reihe darauf an, das Blut an die Oberfläche des Körpers zu ziehen, die Hautthätigkeit zu fördern, die erregten Nerven zu beruhigen und etwa vorhandene schädliche Sekrete zu entfernen. Dies erreichen wir sicher, schnell und vollständig durch folgende, so viel ich weiß zuerst vom königl. preußischen Kreis-Tierarzte E. Renner empfohlene Behandlung, welche dadurch, daß sie ohne Rücksicht auf die spezielle Diagnose des vorliegenden Kolikfalles durchgeführt werden kann, von unschätzbarem Werte für den Laien ist.

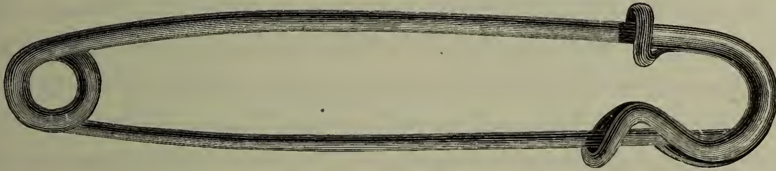
Da es also bei der Anwendung dieser Heilmethode vollkommen gleichgiltig ist, welche Form die Kolik angenommen, brauche ich die verschiedenen Kolikarten hier nicht näher zu beschreiben, sondern beschränke ich mich darauf, nur die gewöhnlichsten allgemeinen Symptome anzuführen. Diese sind: Unruhe, das Pferd scharrt mit den Vorderfüßen, schlägt mit den Hinterfüßen nach dem Bauch, wedelt mit dem Schweif, legt sich nieder, macht Versuche sich zu wälzen, steht wieder auf, um sich gleich aufs Neue hinzuwerfen u. s. w. In einigen Fällen verhalten sich aber die Pferde auch ruhiger und liegen viel. Die meisten Kolikpatienten verschmähen sowohl Futter als Getränk, obwohl einige in den schmerzensfreien Pausen zwischen den Anfällen noch etwas Nahrung zu sich nehmen. Schweißausbruch, Schnauben, Stöhnen und beschleunigtes Atmen sind sehr gewöhnliche Nebenerscheinungen. Ohren und Beine fühlen sich kalt an. Der Kotabsatz ist meistens verzögert oder ganz aufgehoben; ausnahmsweise beginnt die Kolik aber auch mit Diarrhöe. Manche Patienten stellen sich häufig, aber erfolglos, zum Uriniren an.

Sofort nach Wahrnehmung dieser Symptome, wird der Patient in einen geräumigen, warmen Stand — noch besser einer Box — auf kniehoche, weiche Streu gestellt und ihm alles Futter entzogen. Sollten sich noch Futterreste in der Krippe befinden, müssen dieselben allsogleich entfernt werden. Abgeschlagenes Wasser darf das Tier jedoch nach Belieben saufen, weshalb es von Vorteil ist, ein gefülltes Wassergefäß neben der Krippe zu befestigen.

Nachdem dies geschehen, erhält das Pferd ein Klystier von $\frac{1}{2}$—$\frac{3}{4}$ Liter Wasser, dessen Temperatur auf 20° C gebracht ist. Dieser nie zu versäumenden, einleitenden Behandlung folgt nach Verlauf von etwa 5 Minuten ein gründliches trockenes Abreiben mit festen Strohwischen, wozu 2—3 Mann erforderlich sind.

Einer reibt die Beine, einer die rechte und einer die linke Seite bis unter den Bauch, wohlgemerkt mit einem Strohwisch in jeder Hand. Sobald der Zweck dieser Abreibung, eine deutliche Zunahme der Hauttemperatur, erreicht ist, kann zur feuchten Einpackung des Rumpfes geschritten werden, welche in nachstehender Weise erfolgt: Ein großes und grobes Leintuch von der Breite, daß es Bauch und Brust des Pferdes vollkommen bedeckt, und der Länge, daß es wie eine Bauchbinde um den Rumpf des Pferdes gewickelt werden kann, wird in Wasser von 18—20 ° C getaucht, kräftig ausgerungen und sodann von unten fest um den Rumpf des Patienten gewickelt. Sollte ein einziges Leintuch hierzu nicht ausreichen, wird man zwei nehmen müssen. Über das nasse Leinen kommen sodann, ebenfalls mög-

Fig. 698.



Sicherheitsnadel.

lichst fest und dicht gewickelt, zwei oder drei alte und trockene, wollene Decken. Bei dieser Einwicklung mit Wolle ist zu beobachten, daß die Geschlechtsteile bei Hengsten und Wallachen frei gelassen werden müssen. Und nicht weniger wichtig ist es, daß die Wicklung so bewerkstelligt werde, daß kein Luftzutritt zu den nassen Leinen und den eingewickelten Körperteilen stattfinden könne. Die Befestigung der wollenen Decken geschieht mit feinen Hufnägeln oder noch besser mit starken Sicherheitsnadeln der in Fig. 698 dargestellten Form und Größe. Das Festbinden ist nicht nur weit umständlicher, sondern auch unbequemer für den Patienten.

Durch diese Einwicklung wird binnen Kurzem eine bedeutende Reaktion gegen die Oberfläche des Körpers hervorgerufen. Die in dem Leintuche enthaltene Feuchtigkeit verdunstet, der Dunst aber wird von der wollenen Bekleidung festgehalten. Hierdurch entsteht eine erhöhte Hautwärme, unter deren Einwirkung die Haut sich ausdehnt, die Poren sich öffnen und Schweiß ausbricht, was wiederum zur Folge hat, daß der Stoffwechsel geordnet wird und Heilung eintritt.

Ein günstiger Verlauf steht mit Sicherheit zu erwarten, wenn das nasse Leintuch allmählich, d. h. innerhalb ½—2 Stunden warm wird. Erwärmt sich dasselbe aber sehr schnell, z. B. in 5—10 Minuten, so ist zu befürchten, daß die

Kolik bereits in Entzündung der inneren Organe übergegangen. Anzeichen beginnender Genesung sind: Schweißausbruch, ruhigeres Benehmen, deutlich vernehmbare Blutzirkulation und Verschwinden des starren Ausdrucks in den Augen. Während des normalen Genesungsprozesses pflegen die Pferde sich niederzulegen. Zuerst tritt eine Periode der Ruhe ein; später folgen indessen nicht selten unruhige Momente, hervorgerufen durch gesteigerte, schmerzhafte aber heilsame Thätigkeit der Gedärme. Solche unruhige Perioden, während welcher die Patienten sich hinwerfen, seufzen, wieder aufstehen u. s. w. bezeichnen also nur scheinbar eine Verschlechterung. Hat der Kolikanfall schließlich nach Verlauf von $1/4$—6 Stunden sein Ende erreicht, so steht das Pferd auf, schüttelt sich und begibt sich zur Krippe. Nun gilt es aber, vorsichtig zu sein! Man nimmt die Decken und das Leintuch herunter, frottirt das Pferd anhaltend und nachdrücklich mit trockenen Strohwischen am Bauch, den Seiten und dem Rücken und bedeckt ihn sodann allsogleich wieder mit trockenen, wollenen Decken, die ihm nur ganz allmählich abgenommen werden dürfen. Eine Versäumnis dieser Vorsichtsmaßregeln kann totbringende Erkältungen zur Folge haben. Der rechte Zeitpunkt zum Abnehmen der Decken und des Leintuches ist eingetreten, wenn das Pferd sich vollkommen beruhigt hat und alle bedrohlichen Symptome verschwunden sind. Futter darf dem genesenen Tiere erst acht bis zwölf Stunden nach Befreiung von der Einwicklung gereicht werden. Es erhält dann zuerst ein wenig Heu und nach Verlauf von weiteren 4—8 Stunden eine halbe Portion Hafer, mit welcher knappen Diät es sich 1—2 Tage zu begnügen haben wird. Selbstverständlich muß während dieser Zeit jede Anstrengung vermieden werden. Ruhige Bewegung im Freien ist jedoch sehr anzuempfehlen.

Dies wäre die Behandlung gut verlaufender Fälle. Bei eintretender Verschlimmerung des Zustandes genügt aber nicht eine nur einmalige Einwicklung. Bemerkt man, daß sich das nasse Leintuch sehr schnell erwärmt, muß also für schleunige Erneuerung der Einpackung gesorgt und höher temperirtes Wasser (25 bis 30 ° C) hierzu genommen werden; auch ist dann eine 3—4fache Umwicklung mit Wolle angezeigt.

Mir ist aber, wie bereits erwähnt, in meiner Praxis nie vorgekommen, daß die erste Einwicklung nicht nach Verlauf von höchstens einer Stunde zum gewünschten Ziele geführt hätte. Ermutigt durch diesen Erfolg, habe ich die Wasserkur häufig in noch einfacherer Form angewendet. Ich ließ das Pferd auf den Stallhof hinausführen und ihm dort Rücken und Bauch mit 8—10 Eimern kalten Wassers begießen, worauf das Tier schnell in den Stall zurückgeführt und dort auf die oben beschriebene Art in 3—4 wollene Decken eingewickelt wurde. Sobald Ge-

nesung eingetreten, werden diese Decken abgenommen und das Tier von zwei Leuten gründlich mit Stroh frottirt.

Auch mit dieser Methode, welche speziell auf Reisen und Märschen von großem praktischen Werte ist, habe ich stets die günstigsten Erfolge erzielt. Ich gestattete den Patienten immer, sich zu wälzen, denn obwohl ich nicht leugnen will, daß das Wälzen ausnahmsweise zu Darmverschlingungen führen kann, bin ich doch der Ansicht, daß dasselbe zur Linderung der Schmerzen beiträgt und deshalb in der Regel gestattet werden solle. Üble Folgen hiervon habe ich nie beobachtet.

Oberstlieutenant Spohr, dessen vortreffliche, auch vom königl. preußischen Kriegsministerium durch besondere Anerkennung ausgezeichnete Schrift: „Die Kolik der Pferde", in der Hand eines jeden Pferdebesitzers sein sollte, empfiehlt dem Kolikpatienten zur Beförderung des Kotabgangs in den ersten 3 Stunden alle halben Stunden ein kleines Klystier von $\frac{1}{2}$—$\frac{3}{4}$ Liter Wasser in der Temperatur von 18—20° C zu verabreichen. Auch nach erfolgtem Kotabgang gibt Spohr sofort noch ein kleines Klystier von brunnenfrischem Wasser zur kräftigen Anregung des Darms. Diese Methode leuchtet gewiß jedem vorurteilsfreien Praktiker ein. Dagegen muß ich auf das Entschiedenste von der Benützung von Medizinen, wie Aloë, Opium, Terpentin ꝛc. abraten. Besonders der Terpentin besitzt die sehr unangenehme Eigenschaft, häufig einfache Kolik in totbringende Darmentzündung umzuwandeln und muß es deshalb auf das lebhafteste bedauert werden, daß das edle Roß gerade bei Kolikerkrankungen so oft der Tortur unterworfen wird, welche mit der Applizirung von Terpentin verknüpft ist.

Würmer. Das Pferd wird hauptsächlich von zwei Eingeweidewürmern belästigt, nämlich dem Spulwurm (Ascaris megalocephala) und dem Pallisadenwurm (Strongylus armatus). Der 3—4 cm lange Spulwurm, welcher dem Regenwurm ähnlich sieht, kommt meist im Dünndarm vor. In großen Mengen vorhanden, bewirkt dieser Parasit, daß das von ihm heimgesuchte Pferd abmagert, das Haar rauh und glanzlos wird, der Appetit bald zu-, bald abnimmt, der Anfangs aufgedunsene Bauch geschürzt erscheint und der Kot mit Schleim überzogen wird. Der Pallisadenwurm dagegen — ein fadenähnlicher Wurm von ca. 4 cm Länge — bewohnt den Grimm- und Blinddarm und verursacht selten irgend welche Störung im Allgemeinbefinden des Pferdes, etwas Jucken im Mastdarm ausgenommen. Kommt derselbe aber in sehr großen Mengen vor, so kann er Anlaß zu Koliken geben. Würmer kommen öfter bei jungen als bei älteren Tieren vor. Das einzige sichere Erkennungszeichen ist der Abgang von Würmern. Alle übrigen auf die Gegenwart von Würmern deutenden Anzeichen sind trügerisch und kommen auch bei anderen Krankheitszuständen vor.

Dann und wann eine Dosis Salz ist ein gutes Präservativmittel gegen Würmer. An einem sicheren und dabei nicht in anderer Richtung schädlich wirkenden Wurmmittel fehlt es dagegen noch immer.*) Das unschädlichste, welches ich kenne, ist folgendes: 64 gr Quassiawurzel werden eine halbe Stunde in 2 Liter Wasser gekocht und der Flüssigkeit, nachdem dieselbe gesiebt worden, 16 gr Salz zugesetzt; blutwarm als Klystier zu verwenden. Behält das Pferd dieses Klystier eine halbe Stunde oder länger, so wird dasselbe die etwa durch die Würmer verursachten Beschwerden sicher mildern. Im entgegengesetzten Falle muß die Operation am nächsten Tage erneuert werden. Ich hebe jedoch ausdrücklich hervor, daß die Beseitigung der Wurmbeschwerden alles ist, was mit besagtem Mittel erreicht werden kann. Dies ist aber schon mehr, als die übrigen sog. wurmwidrigen Mittel bieten können, und was speziell die stets in Verbindung mit der Wurmkur gebrauchten Abführmittel (Salze, Aloë) betrifft, so schaden dieselben dem Pferde, ohne den Würmern irgendwie weh zu thun.

Husten ist keine selbständige Krankheit, sondern nur ein Krankheitssymptom. Indessen ziehen sich die Pferde, besonders wenn sie bei rauhem, windigem Wetter in schnellen Gangarten gefahren oder geritten werden, nicht selten einen anhaltenden, trockenen, kurzen Husten zu, der von keiner anderen Krankheitserscheinung begleitet ist. Ebenso verhält es sich mit dem durch Stallausdünstungen verursachten sog. Stallhusten. Solcher Husten läßt sich schon durch einen leisen Druck am Kehlkopfe hervorrufen, was bei dem Lungenhusten nicht der Fall ist. Die Behandlung ist sehr einfach. Man legt feuchte, 3—4fach mit Wolle umwickelte Kompressen um die Kehle des Patienten (Fig. 699 zeigt ein praktisches Kopfstück aus dickem Wollstoff zum Befestigen der Leinenkompresse), gibt ihm leicht verdauliches, gelind eröffnendes Futter (Kleienmasch, Grünfutter, Mohrrüben) nebst verschlagenem, reinem Wasser, sorgt für reine Stallluft, sowie für Belebung der Hautthätigkeit durch fleißiges Putzen und Frottiren und schützt das Pferd vor weiteren Erkältungen. Ganz dieselbe Behandlung tritt bei dem von geröteten Nasenschleimhäuten, Nasenausfluß und Fiebererscheinungen begleiteten Katarrh ein, bei welchem jedoch warmes Verhalten und Ruhe noch dringender geboten ist.

Druse ist die Kinderkrankheit des Pferdegeschlechts. Wie Haubner hervorhebt, ist die Eigenartigkeit dieser Krankheit bedingt durch die dem Pferde in der Jugend eigentümliche Reizbarkeit des Lymphapparates (lymphatische Konstitution), die sich mit dem zunehmenden Alter verliert, weshalb die Druse meist im jüngeren

*) In einer englischen Fachzeitschrift wurde kürzlich empfohlen, dem an Würmer leidenden Pferde jeden Morgen einen Theelöffel fein gehackter Buxbaumblätter zu geben. Viel benutzt wird auch das Areka-Pulver.

Alter, namentlich vom 1. bis 5. Lebensjahre, vorkommt und von da ab immer seltener und milder wird.

Die ersten Anzeichen der Krankheit sind Husten, Mattigkeit, wenig Appetit, Rötung der Nasenschleimhaut und Anschwellen der Lymphdrüsen im Kehlgange. In der weiteren Entwicklung folgen reichlicher Nasenausfluß und Anschwellung des ganzen Kehlganges.

Fig. 699.



Kopfstück.

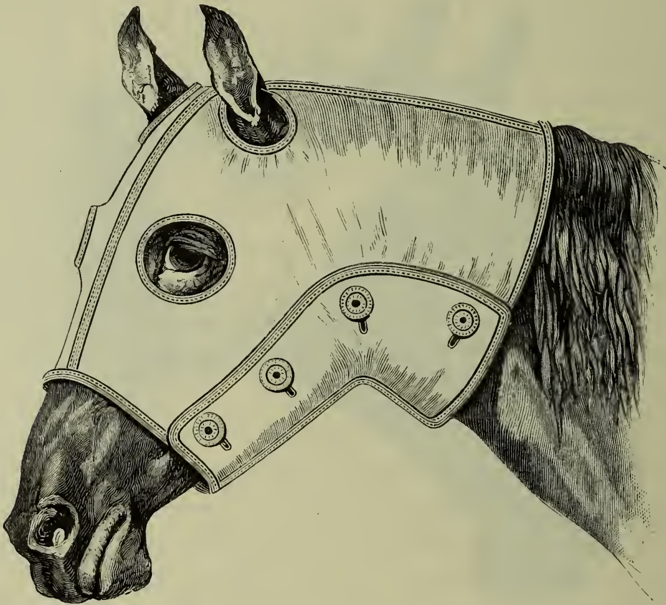
Die Ursachen sind angeborene oder erworbene Anlagen, unpassendes oder verdorbenes Futter, warme, schlecht ventilirte Stallungen, Mangel an Bewegung im Freien und Ansteckung. Genießen die Füllen bei gutem Futter viel Bewegung im Freien und werden sie in sorgfältig ventilirten, zugfreien, weder zu warmen noch zu kalten Stallungen gehalten, so überwinden sie sogar angeborene Disposition zur Druse.

Sogleich nach dem Erscheinen der ersten Symptome der Druse hat folgende Behandlung Platz zu greifen: Der Hafer wird dem Patienten gänzlich entzogen. Im Stalle wird eine gleichmäßige, dunstfreie Temperatur unterhalten; Heu und Stroh dürfen die Tiere so viel fressen, als sie zu ihrer Sättigung bedürfen. Sollten dieselben nach Verlauf von 8—14 Tagen größere Lebhaftigkeit an den Tag legen, kann man ihnen wieder etwas Hafer geben. Die erkrankten Tiere an milden,

windfreien Tagen ein Stündchen ins Freie zu lassen, ist nicht nur nicht schädlich, sondern geradezu förderlich für die Heilung; dies jedoch nur unter der Voraussetzung, daß wildes Herumjagen mit nachfolgender Erhitzung, sowie längeres Stillstehen vermieden werden.

Auf diese Weise wird beginnende gutartige Druse leicht und gründlich geheilt, bevor es zur Entstehung heftigeren Fiebers kommt. Zum Einhüllen der ange-

Fig. 700.



Kopfstück.

schwollenen Kehlgangsdrüsen bedient man sich eines aus dickem Wollstoff angefertigten Kopfstücks der in Fig. 700 dargestellten Form. Die Eröffnung etwa entstehender Abscesse überlasse man der Natur. Jedenfalls aber darf dieselbe nicht früher vorgenommen werden, als bis die Geschwulst vollständig reif geworden. Bei bedeutenden, schmerzhaften Anschwellungen empfiehlt sich das Auflegen von beruhigenden Kompressen, die mit Wasser von 20—25° C befeuchtet, mäßig ausgerungen und 3—4 fach mit Wolle umwickelt werden. Frottiren der Haut und bei Fiebererscheinungen auch Klystiere von ca. ½ Liter Wasser in der Temperatur von 20° C, unterstützen die Heilung.

Vom Gebrauch der lauwarmen Breiumschläge, der Heusamendämpfe zum Einatmen und der beliebten Drusenpulver ist entschieden abzuraten. Die Breiumschläge

geben Anlaß zu Erkältungen, die warmen Dämpfe wirken schwächend und erschlaffend auf die Schleimhäute und die Pulver sind im günstigsten Falle gänzlich nutzlos.

Schon der Altmeister Träger verlieh in seinem klassischen Werke: „Die Füllenkrankheiten" der Ansicht Ausdruck, daß die naturgemäße, arzneilose Heilmethode bei keiner Pferdekrankheit so dringend geboten sei, als bei der Druse. Es wäre im Interesse des Pferdegeschlechts sehr zu wünschen, daß sich alle Pferdebesitzer zu dieser Ansicht bekehrten, denn so manches vielversprechende Füllen ist durch zurückgetretene, medizinisch vergiftete Druse fürs ganze Leben zum Krüppel gemacht worden.

Zu denjenigen Krankheiten übergehend, deren Behandlung größere Kenntnisse erfordert, als dem Laien im Allgemeinen zur Verfügung stehen, sende ich voraus, daß es nicht meine Absicht ist, mit der Besprechung derselben Anregung zu gewagten Experimenten zu geben. Ich werde mich daher darauf beschränken, die wichtigsten Krankheiten dieser Gattung, ihre gewöhnlichsten Symptome, sowie auch die Maßregeln, welche der Pferdewärter bis zur Ankunft des Tierarztes zu ergreifen hat, in knapper Fassung zu beschreiben.

Wir beginnen zu diesem Zweck mit der

Lymphgefäß- und Lymphdrüsenentzündung, welche meistens eine Folge falsch angefaßter, mit scharfen Mitteln betriebenen Behandlung äußerer Entzündungen, Wunden und Quetschungen ist. Durch Aufsaugung und weiterer Ausbreitung der reizenden Stoffe entstehen nämlich fortschreitende Entzündungen, die auch die Lymphgefäße ergreifen und dort schließlich Eiterung verursachen können.

Die entzündeten Lymphgefäße treten als sicht- und fühlbare, lange, schmerzhafte und warme Stränge hervor, welche meist an der Innenseite der Schenkel dem Verlaufe der großen Blutader folgen.

Die einleitende Behandlung besteht in Abstellung der Ursachen, in Gewährung von Ruhe und Verabreichung leicht verdaulichen, gelind abführenden Futters.

Periodische Augenentzündung (Mondblindheit). Diese mit Recht sehr gefürchtete Krankheit ergreift in der Regel nur ein Auge auf einmal. Ihren Namen hat sie daher, weil sie periodisch auftritt, d. h. die 1—3 Wochen dauernden Anfälle kehren gewöhnlich innerhalb 4—5 Wochen wieder und führen schließlich zur Erblindung des Auges. Am häufigsten erscheint die Mondblindheit bei Pferden von 3—8 Jahren. Die Ursachen sind erbliche Anlagen, Zahnwechsel, schwer verdauliches, hitziges Futter (z. B. Erbsen-, Klee- und Wickheu), naßkalte Witterung, Sumpfklima, Aufenthalt in heißen, mit scharfen Dünsten erfüllten Stallungen und möglicherweise auch Ansteckung.

Man erkennt die Krankheit daran, daß das angegriffene Auge plötzlich kleiner zu werden scheint, empfindlich und lichtscheu wird und Thränen absondert. Bald

macht sich auch eine bleifarbige Verdunkelung der durchsichtigen Hornhaut bemerkbar, die Kristalllinse wird lichtgrau und die Pupille ist verengt. Nachdem sich diese Erscheinung durch einige Tage gesteigert, nehmen sie wieder ab und nach 1 bis 3 Wochen könnte der oberflächliche Beobachter glauben, daß Alles vorüber. Dem Fachmann jedoch wird es, besonders nach mehreren Anfällen, nicht entgehen, daß das Auge kleiner als gewöhnlich und matter, die durchsichtige Hornhaut mehr oder weniger getrübt und das obere Augenlid faltig geworden ist.

Eine Heilung läßt sich nur ganz ausnahmsweise bei sehr frühzeitiger und einsichtsvoller Behandlung erwarten.

Rheumatische Augenentzündung wird durch Erkältung, namentlich Zugluft, hervorgerufen. Das Auge ist lichtscheu und empfindlich, die Thränenabsonderung anhaltend und ergiebig, die Bindehaut gerötet und die durchsichtige Hornhaut am Rande matt getrübt.

Ich würde eine solche Augenentzündung ruhig mit feuchter Wärme behandeln (in Wasser von 18—22 ° C getauchte, mäßig ausgerungene und 3—4 fach mit Wolle überdeckte Kompressen) und meines Erfolges ziemlich sicher sein. Wer aber den Glauben an die Wunderthätigkeit der Medizinen noch nicht über Bord geworfen, schicke schnell nach dem Tierarzt, denn die Erfahrung lehrt, daß vernachlässigte rheumatische Augenentzündung zur Erblindung führen kann.

Grauer Staar besteht in einer Verdunkelung der Linse. Diese Trübung kann die Form von kleinen weißen oder bläulichweißen Punkten annehmen, welche das Sehvermögen nur teilweise beschränken (eine häufige Ursache des Scheuens) oder auch die ganze Linse ergreifen. Im ersteren Falle verengert resp. erweitert sich die Pupille noch unter der Einwirkung der bekannten Lichtprobe, im letzteren aber erscheint der graue Staar als ein weißer Vorhang vor der gänzlich unbeweglichen Pupille. Vollkommener Staar, der stets gänzlichen Verlust des Sehvermögens bedingt, ist unheilbar. Sogar die Beseitigung einzelner Staarpunkte gelingt nur in seltenen Ausnahmsfällen.

Schwarzer Staar (Schönblindheit) ist die Folge einer Lähmung der Sehnerven und kennzeichnet sich durch Unbeweglichkeit der Pupille bei sonst nahezu unverändertem Aussehen des Auges.

Lungenkatarrh oder Entzündung der Schleimhaut der Luftröhrenäste, wird durch Erkältung verursacht. Die ersten Symptome dieses Leidens sind ein trockener, kurzer und schmerzhafter Husten, gerötete Nasenschleimhaut, gelindes Fieber, voller, harter Puls und beschleunigtes Atmen. Im weiteren Verlauf des Übels fühlen sich die Ohren und Beine kalt an, das Tier steht unbeweglich mit gespanntem

Rücken, der Durst ist vermehrt, der Appetit aber gering und meistens entweder Diarrhöe oder Verstopfung vorhanden.

Der Patient ist allsogleich in einer geräumigen, mit kniehoher, weicher und reiner Streu versehenen Box aufzustellen, woselbst mit peinlicher Genauigkeit für die stete Zufuhr von reiner, weder zu kalter noch zu warmer Luft Sorge getragen werden muß. Außerdem werden Ganzeinpackungen behufs Erzeugung feuchter Wärme vorgenommen. Zu diesem Zwecke nimmt man ein Leintuch, taucht es in Wasser von 20 ° C, drückt es mäßig aus, wickelt es sodann über den Rücken um die Brustwandungen des Pferdes und bedeckt das Ganze dicht und fest mit zwei trockenen, wollenen Decken. Die Beine des Patienten mit den Handflächen warm zu reiben und darauf mit Flanellbinden zu bandagiren, ist ebenfalls sehr zu empfehlen. Das Futter hat aus Kleienmasch, Mohrrüben, Heu und, falls die Jahreszeit es ermöglicht, auch aus etwas Wiesengras zu bestehen. Verschlagenes Wasser darf das Pferd trinken, so viel und so oft es nur mag.

Langsame Bewegung im Freien — selbstverständlich bei günstiger Witterung — ist von wohlthätigstem Einfluß auf das Allgemeinbefinden des Patienten. Man beachte jedoch wohl, daß der Übergang vom bloßen Spazierengehen zu wirklicher Arbeit nach erfolgter Genesung nur ganz allmählich geschehen darf.

Kehlkopfentzündung entsteht infolge von Erkältungen und andauerndem Aufenthalt in dunstigen Stallungen. Ihre Kennzeichen sind: Niedergeschlagenheit, schmerzhafte Anschwellung am Kehlkopf, steife, vorgestreckte Haltung des Kopfes, rauher, unterdrückter Husten, beschleunigtes Atmen, voller Puls, gerötete Nasenschleimhaut, Schlingbeschwerden u. s. w.

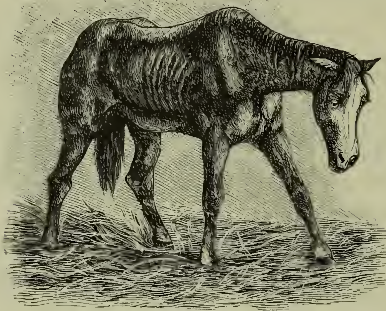
Die Anwendung erwärmender Wasserumschläge wird die Hilfe des Tierarztes in den meisten Fällen überflüssig machen.

Lungenentzündung (Pneumonia) besteht in einer akuten Entzündung eines größeren Teils der Lunge mit Ausschwitzung eines plastischen Exsudates in das Lungengewebe. Junge und kräftige Tiere sind dieser Krankheit am meisten ausgesetzt. Die Ursachen sind: Erkältungen, Einatmen scharfer Dünste, Eindringen fremder Stoffe in die Luftröhre oder Lungenbläschen (z. B. beim Eingeben flüssiger Medizinen), Rippenbrüche u. s. w.

Die Krankheit beginnt mit Niedergeschlagenheit und Fieber. Der Puls, der nicht selten bis zu 80 Schlägen in der Minute steigt, ist voll und hart. Das Atmen ist beschleunigt (ca. 30 pro Minute), schmerzhaft, aber nur falls das Leiden eine Komplikation durch Zutritt von Brustfellentzündung erfahren. Die Schleimhaut der Augen und der Nase erscheint stark gerötet. Aus der Nase entleert sich ein bernsteingelber, schnell zu gelben Krusten trocknender Ausfluß. Das Atmungs=

geräusch ist mehr oder weniger unterdrückt. In der weiteren Entwicklung der Krankheit nehmen die Atembeschwerden stetig zu. Die Tiere legen sich nicht, sondern nehmen eine charakteristische Stellung ein, deren wesentlichste Kennzeichen — schlaff herabhängende Ohren, gesenkter Kopf und Hals und gespreizte Vorderbeine — in Fig. 701 deutlich dargestellt sind. Beine und Füße sind eiskalt.

Fig. 701.



Stellung des Pferdes bei Lungenentzündung.

Sehr oft ist die Lungenentzündung mit Brustfellentzündung (Pleuritis) verknüpft. In diesem Fall findet außer Verdichtung (Hepatisation) der Lunge auch Ausschwitzung in dem freien Brustraum statt, wodurch die Brustfellblätter nicht selten verklebt werden. Tritt nun außerdem Eiterung in der Lunge hinzu, so ist das Pferd voraussichtlich nicht mehr zu retten.

Da die Brustfellentzündung nahezu dieselben Symptome wie die Lungenentzündung hat, halte ich es für überflüssig, erstere Krankheit näher zu beschreiben.

Das erste, was der Pferdewärter zu thun hat, wenn er bei einem Pferde die Symptome der Lungenentzündung wahrnimmt, ist, schleunigst nach dem Tierarzt zu schicken. Darauf wird er den Patienten in einem mit hoher Streu versehenen Raume unterbringen, wo reine, eher kühle als warme Luft herrscht. Die weitere einleitende Behandlung besteht in vorsichtigem, leichtem Frottiren des ganzen Körpers, Auflegen warmer Decken, behutsamem Reiben der Beine mit den beiden Handflächen, Bandagiren der Extremitäten mit Flanellbinden, Applizirung eines Kaltwasserklystiers und Verabreichung frischen Wassers.

Nachdem er dies bewerkstelligt hat, kann er der Ankunft des Tierarztes mit dem guten Bewußtsein entgegensehen, daß er alles gethan, was in seiner Macht gestanden, um dem Fachmanne die erfolgreiche Behandlung der gefährlichen Krankheit zu erleichtern.

Influenza ist eine mit Recht gefürchtete Krankheit epidemischen Charakters, welche bald als katarrhalisches, gastrisches und typhöses Leiden, bald als ansteckende Lungen-Brustfellentzündung (Pleuro-Pneumonia contagiosa) auftritt.

Was die Erscheinungen dieser Krankheit betrifft, bestehen dieselben hauptsächlich in Niedergeschlagenheit, Appetitmangel, vermehrtem Durst, Fieber, gesteigerter Körperwärme, weichem, aber beschleunigtem Puls (50 bis 80 Schläge in der

Minute), breitspuriger Stellung der Vorderbeine, schlaffem, schwankendem Gang, geschwollenen Augenlidern, gelblicher Färbung der Bindehäute des Auges und der Maulschleimhaut, belegter Zunge, trockenem warmem Maul, Lichtscheu, mit Schleim überzogenen, übelriechenden Exkrementen, geschwollenen Beinen, Abmagerung und bisweilen auch Symptomen von Kolik oder Lungen-Brustfellentzündung.

Am häufigsten tritt die Influenza im Herbst und Frühjahr, also während des ohnehin schwächenden Haarwechsels auf. Man will beobachtet haben, daß regnerische, sowie ungewöhnlich trockene Witterung der Verbreitung der Seuche günstig ist; anderseits lehrt die Erfahrung, daß solche Witterungsverhältnisse keineswegs als notwendige Bedingung für den Ausbruch einer Influenzaepidemie anzusehen sind. In der Regel tritt die Krankheit auf dem Lande viel gelinder als in den Städten auf. Vorzugsweise werden dicht besetzte, schlecht ventilirte und schmutzige Stallungen von derselben heimgesucht, wie denn überhaupt ungesunde Stallverhältnisse und dadurch hervorgerufene Blutverunreinigung als die Grundursachen der Seuche bezeichnet werden müssen. Daß die Influenze auch in anscheinend musterhaft gehaltenen Ställen vorgekommen, verändert nichts an dieser Thatsache. Schwere Zugpferde, die im Herbst ein sehr langes Haar bekommen, erkranken gewöhnlich am schwersten. Die Krankheit verschont indessen weder Stuten noch Wallachen, junge, alte, starke oder schwache Tiere, wenngleich die Verluste bei geschwächten, abgehetzten und schlecht gehaltenen Pferden am größten zu sein pflegen.

Die erkrankten Pferde sind allsogleich zu separiren und in einem kühlen, sorgfältig ventilirten, mit reichlicher, reiner Streu versehenen Stall aufzustellen.

Die Behandlung besteht in 3—4facher Einwicklung des Rumpfes — unter Umständen auch der Brust — mittelst grober, in Wasser von 20 ° C. getauchter Leinwand, die je nach der Beschaffenheit der Außentemperatur einfach oder doppelt mit Wolle bedeckt wird. Bei großer Hitze ist die wollene Überdeckung nur einfach zu nehmen; auch braucht sie dann nicht so fest umgelegt zu werden. Außerdem sind Kaltwasserklystiere von circa $1/2$ Liter Wasser und in der Temperatur von 20 ° C. neben öfterem Frottiren des Körpers und Einwickeln der Beine zu empfehlen. Die Diät hat in eröffnendem Futter — Grünfutter, Rüben, Kleienmasch — Hafer- und Maisschrot — zu bestehen. Reines Wasser gebe man dem Patienten zum beliebigen Genuß. Ganz dieselbe Behandlung hat bei der ansteckenden Lungen-Brustfellentzündung einzutreten. Eine überaus lehrreiche Abhandlung über die Influenza, ihre Entstehungsursachen, Verhütung und naturgemäße Heilung ohne Anwendung von Arznei, findet der Leser in der vom Oberstlieutenant Spohr verfaßten Preisbewerbungsschrift „Die Influenza“, Hannover, Schmorl & v. Seefeld 1889. Das Resumé dieser vorzüglichen Arbeit lautet fol-

gendermaßen: „Die Influenza ist eine durch gesunde Stallhaltung durchaus zu vermeidende, durch richtige hygienische Behandlung unter Herstellung sanitärer Stallverhältnisse leicht und vollständig zu heilende Krankheit. Sie wird nur tödlich durch fortgesetzte falsche Stallhaltung oder falsche, vor allem medikamentliche, Behandlung."

Der Rotz ist eine in hohem Grade ansteckende, absolut tödliche Krankheit, die auch auf den Menschen übertragen werden kann und deren nähere Ursache, wie Professor Dr. Schütz im Jahre 1882 nachgewiesen hat, in einem Bacillus besteht. Je nach dem Sitze der Krankheit unterscheidet man den Rotz und den Wurm. Ersterer hat seinen Sitz in der Nase, letzterer — auch Hautrotz genannt — entwickelt sich in der Haut. Zuweilen hat die Krankheit ihren Sitz auch in den Lungen, wo sie eine längere Zeit beschränkt bleibt. Man bezeichnet sie dann mit dem Namen Lungenrotz oder verborgener, latenter Rotz.

Die gewöhnlichste Form ist jedoch der chronische Nasenrotz mit folgenden Erscheinungen: Meistens einseitiger, niemals reichlicher Nasenausfluß, welcher zuerst dünn, zuweilen grünlich ist, später aber schleimig, eiterig, gelblichgrün oder grau, zäh und im höchsten Krankheitsstadium sogar blutig wird und braune Krusten auf der Nasenscheidewand hinterläßt, Anschwellung der Drüsen im Kehlgange auf derselben Seite, wo der Ausfluß vorhanden, schankröse Geschwüre auf der Nasenscheidewand, Anschwellung der Nasenläppchen und Auftreibung der Kiefer- und Stirnhöhle der kranken Seite. Die Krankheit kann sich monatelang hinschleppen, bevor die Tiere an derselben zu Grunde gehen. Der Tod tritt durch Erschöpfung ein oder auch nachdem sich das Leiden zum akuten Rotz entwickelt hat, in welchem Falle sämtliche hier erwähnten Symptome in verschärfter Form und im Verein mit entzündlichem Fieber, Anschwellen der Kehlgegend, reichlichem Nasenausfluß und zahlreichen Geschwüren in der Nase hervortreten. Bei akutem Rotz erfolgt der Tod meistens innerhalb 8—14 Tagen.

Ob man bösartige Druse oder Rotz vor sich hat, ist nicht immer leicht zu entscheiden. Bleiben aber die verdächtigen Symptome Monate hindurch unverändert bestehen, stellt sich der dünne Nasenausfluß ein und lassen sich Blutspuren in den Absonderungen, Auftreibung der Gesichtsknochen oder Anschwellung der Hoden wahrnehmen, so ist das Pferd, auch wenn an demselben keine Geschwüre in der Nase zu entdecken sein sollten, sicher mit Rotz behaftet.

Wurm entwickelt sich entweder langsam oder überaus schnell. In der Regel ist aber der Verlauf, obgleich etwas schneller als beim Nasenrotz, langsam und schleichend. Ein charakteristisches Symptom der Wurmkrankheit ist die Entstehung rundlicher Knoten von der Größe einer Haselnuß an den Schenkeln, dem

Halse, der inneren Fläche des Unterarmes u. s. w. Die akute Form ist außerdem von Fieber und Anschwellung eines oder mehrerer Füße begleitet. Genannte Knoten liegen meistens in Reihen, durch die angeschwollenen Lymphgefäßstränge miteinander verbunden. Im weiteren Verlaufe der Krankheit brechen die Knoten oder Wurmbeulen auf und entleeren eine dünne, gelblichgraue Materie, die in die Tiefe fressende Geschwüre bildet. Schließlich tritt allgemeine Abmagerung, Rotz und Zehrfieber ein und die Tiere gehen elendiglich zu Grunde. Beim akuten Hautrotz brechen die Beulen meistens schon nach 3—4 Tagen auf, beim chronischen dagegen können die Patienten sehr lange den Anschein ungestörten Wohlseins beibehalten.

Nachdem alle Formen des Rotzes auf den Menschen übertragen werden können, müssen die Wärter in verdächtigen Fällen die größte Vorsicht beobachten und sich vor allem davor hüten, die Hände oder das Gesicht mit der ansteckenden Materie zu besudeln. Wie im übrigen mit rotzkranken oder rotzverdächtigen Pferden zu verfahren ist, besagen die veterinärpolizeilichen Vorschriften, auf welche ich auch, was die Desinfektion des Stalles, der Stallgerätschaften, Geschirre, Halfter, Decken u. s. w. betrifft, den Leser hiermit verweise.

Milzbrand (Anthrax) ist eine akute Entzündungskrankheit der schwersten Art, die — obwohl seltener — auch das Pferd heimsucht. Dieselbe tritt entweder sporadisch oder als Seuche auf. Der Ansteckungsstoff besteht in einem mikroskopisch kleinen, stäbchenförmigen Pilz, dem sog. Bacillus anthracis, welcher ebenso wie der Rotzbacillus auf den Menschen übertragen werden kann. Beim Pferde erscheint das Leiden meist als Milzbrandfieber, seltener als Karbunkelkrankheit.

Die gewöhnlichsten Erscheinungen des Milzbrandfiebers sind: Frostschauer, kleiner, unregelmäßiger Puls, beschleunigtes Atmen, gerötete, trockene Schleimhäute, belegte Zunge, stierer Blick, Kolikerscheinungen, Krämpfe, an Gehirnentzündung erinnernde Unruhe oder Gefühllosigkeit u. s. w. Der Tod erfolgt gemeinhin innerhalb 6—24 Stunden.

Die Karbunkelkrankheit kennzeichnet sich durch Entstehung schnell wachsender Beulen an verschiedenen Körperstellen, hauptsächlich aber unter der Brust. Diese Beulen, welche anfangs klein sind, nehmen wie gesagt schnell an Umfang zu und entleeren tropfenweise eine gelbliche, bald dünnere, bald dickflüssige, sulzartige Materie, welche jauchende Geschwüre verursacht. Der Tod erfolgt gewöhnlich innerhalb 3—7 Tagen.

Die Prognose ist äußerst ungünstig; 70—80 % der erkrankten Tiere pflegen der entsetzlichen Seuche zum Opfer zu fallen. Das Hauptgewicht ist deshalb auf zweckmäßige Schutzmaßregeln zu legen. Zu diesen gehören: Vorkehrungen gegen

Ansteckung und Verschleppung des Ansteckungsstoffes, knappe Rationen, erfrischendes, leicht verdauliches Futter, reines Saufwasser, kühles Verhalten sowohl bei Tag als auch namentlich des Nachts, peinliche Reinhaltung der Ställe u. s. w.

Hoffentlich gelingt es mittelst der Pasteur'schen Impfmethode, diese Krankheit aus der Welt zu schaffen.

Die beim Ausbruch des Milzbrandes zu beobachtenden polizeilichen Vorschriften sind: Pflicht der Anzeige, Absonderung der kranken Tiere, Verbot der Schlachtung und Verwertung einzelner Teile, Beschränkung von Operationen und Sektionen kranker Tiere auf Tierärzte, unschädliche Beseitigung der Kadaver und aller Abfälle und gründliche Desinfektion.

Rheumatische Kreuzlähme ist eine vorzugsweise während kalter, regnerischer oder windiger Witterung auftretende Krankheit, deren Heilung oft lange Zeit in Anspruch nimmt. Die charakteristischen Kennzeichen derselben sind folgende: das Pferd, welches möglicherweise frisch und gesund den Stall verlassen, zeigt plötzlich eine verminderte Beweglichkeit im Hinterteil, der Gang wird unsicher und schwankend, das Atmen ist beschleunigt, heftiger Schweißausbruch stellt sich ein, das Tier setzt sich auf das Hinterteil, stürzt zu Boden und kann nur mit Mühe wieder auf die Beine gebracht werden. Die Muskulatur des ganzen Hinterteiles schwillt an und nimmt an Härte zu und der spärlich entleerte Urin ist dunkel, wenn nicht gar mit Blut vermischt. Anfangs ist das Tier unruhig wie bei Kolik, nach einiger Zeit aber wird es wieder ruhiger, ohne daß deshalb eine Besserung eingetreten zu sein braucht, und nach Verlauf von wenigen Tagen tritt der Tod ein.

Diese Krankheit ist mit Recht sehr gefürchtet, denn die Vorhersagung muß im allgemeinen ungünstig genannt werden.

Die rheumatische Kreuzlähme wird am häufigsten durch Erkältung hervorgerufen, weshalb auch alles, was erschlaffend auf den Organismus des Pferdes einwirkt, dasselbe empfänglicher für dieses Leiden macht. Es ist demnach ganz erklärlich, daß gemästete Pferde so oft an Kreuzlähme erkranken. Sonstige Krankheitsursachen sind: der Aufenthalt in dumpfen, schlecht gelüfteten und feuchten Stallungen, sowie Mangel an Bewegung im Freien. Ich erinnere mit Hinblick hierauf an das durchaus nicht seltene Vorkommnis, daß ein Pferd, welches vielleicht mehrere Tage oder gar Wochen nicht aus dem Stall gekommen, plötzlich zu einer anstrengenden Tour bei schlechtem Wetter verwendet wird. Sollte das Tier von einer solchen Expedition kreuzlahm nach Hause kommen, so ziemt es dem Besitzer wahrscheinlich nicht, über „unverdiente Verluste“ zu jammern.

Soll der Patient gerettet werden können, so darf eine zweckmäßige Behandlung

des Leidens nicht auf sich warten lassen. Dieselbe wird damit eingeleitet, daß man das Pferd in einen temperirten, zugfreien, mit reicher Streu versehenen Stall bringt. Sodann beginnt eine Ganzeinpackung des Rückens mit in Wasser von 12—15° C. getauchter und sodann stark ausgerungener Leinwand, welche einfach aufgelegt und 2—4 fach luftdicht mit Wolle überdeckt wird. Diese erwärmenden Umschläge, die andauernd benützt werden müssen, haben sich speziell bei rheumatischer Kreuzlähme vorzüglich bewährt. Eine innere Behandlung ist nicht nur überflüssig, sondern geradezu schädlich. Dagegen empfiehlt es sich sehr, die Kaltwasserbehandlung durch rationelle Massage der Lenden- und Kreuzgegend zu unterstützen. Diese Massage wird im vorliegenden Falle am zweckmäßigsten in Klopfen zu bestehen haben, d. h. man klopfe die angegriffenen Partien mit der flachen Hand oder der Faust 4 bis 5 mal täglich in der Dauer von etwa 5 Minuten. Gelegenheit hierzu bietet sich beim Erneuern der Umschläge. Die Diät bestehe in kleinen Rationen eines leicht verdaulichen, gelind eröffnenden Futters.

Kreuzlähme, die infolge äußerer Gewalt, wie z. B. Kontusionen, Überanstrengung beim Ziehen oder Tragen bedeutender Lasten u. s. w. entstanden, muß mit kühlenden Umschlägen (Wasser 8—10° C) behandelt werden.

Rheumatische Hufentzündung (Rehe, Verschlag) hat ihren Sitz in den Fleischteilen des Hufes. Dieses Leiden ergreift vorzugsweise die beiden Vorderhufe, kommt aber bisweilen, obgleich nur selten, auch in den Hinterhufen vor und tritt gewöhnlich im Verein mit Fieber und allgemeinem Rheumatismus auf. Das Bild der rheumatischen Hufentzündung ist so charakteristisch, daß man nur ein einzigesmal ein an akutem Verschlag leidendes Pferd gesehen zu haben braucht, um das Leiden allsogleich zu erkennen. Bezeichnend für dasselbe ist das Bemühen des Pferdes, die angegriffenen Füße — besonders deren Zehen — möglichst von der Last des Körpers zu befreien. Sitzt das Übel z. B. in den Vorderhufen, so werden die Hinterfüße so weit wie nur irgend thunlich unter den Leib geschoben. Außerdem streckt das Pferd Kopf und Hals in die Höhe und nimmt zugleich eine katzenbuckelige Stellung ein (Fig. 702). Zwingt man nun den Patienten, sich zu bewegen, so bemüht er sich, die eben geschilderte Haltung auch während der Bewegung beizubehalten und macht zu diesem Zwecke ganz kurze Schritte, wobei die Trachten zuerst niedergesetzt werden und das Hinterteil hin- und herschwankt. Sollten dagegen die Hinterfüße allein angegriffen sein — ein seltener Fall — so stellt das Pferd alle vier Füße unter den Leib zusammen und senkt den Kopf.

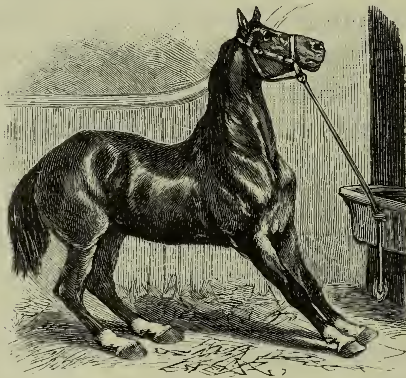
Am meisten leiden die Patienten auf harter, unebener Straße, sowie bei Wendungen. Im Stalle liegen sie am liebsten.

Außer diesen Krankheitszeichen bemerkt man vermehrte Wärme im Huf,

besonders an der Zehenwand, gesteigerte Empfindlichkeit bei jeder den Huf treffenden Berührung, starkes Pulsiren der Schienbein- und Fesselarterie und Fieber. Als Komplikationen treten bisweilen noch Brustfellentzündung, Kolik, Diarrhöe ꝛc. hinzu. Der Appetit pflegt eigentümlicherweise trotz der heftigen Schmerzen nicht zu leiden.

Die Ursachen sind: mangelhaft gepflegte, platte, enge, trockene, spröde und weiche Hufe, kräftiges Futter ohne entsprechende Bewegung, vorausgegangene Hufkrankheiten, Erkältung, erhitzende Futtermittel, Überfütterung, andauerndes Gehen auf harter oder unebener Straße u. s. w.

Fig. 702.



Stellung des Pferdes bei rheumatischer Hufentzündung in den Vorderhufen.

Auch bei diesem Leiden bewährt sich die naturgemäße Behandlung mittelst feuchter, trocken überdeckter Einwicklung nach Oberstlieutenant Spohr's Methode ganz vorzüglich. Dieselbe besteht in der Hauptsache aus folgenden Momenten:

1) Einstellen des Patienten in einen geräumigen mit reichlicher, guter Streu versehenen Box, wo er sich beliebig bewegen kann.

2) Einwickeln der kranken Gliedmaßen vom Hufe aufwärts in genäßte Leinwand (Wasser 19—20° C) und Überdecken derselben mit Flanellbinden.

3) Verabreichung eines Klystiers von ½ Liter Wasser (20° C), welches von 3 zu 3 Stunden, vom zweiten Tage ab alle 4, vom dritten Tage ab alle 6 Stunden erneuert wird.

4) Häufiges Anbieten frischen Brunnenwassers.

5) Fütterung mit Weizenkleie, Gras oder Klee, wenn solcher vorhanden, sonst angefeuchtetes Heu.

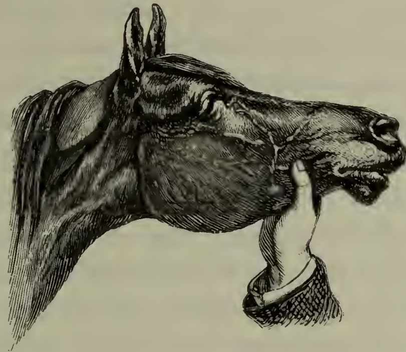
Die Wickelung wird erneuert, sobald die angestrebte reichliche Erwärmung der feuchten Leinwand eingetreten ist. Je mehr die Hitze und Schwellung der Gliedmaßen nachläßt, desto stärker werden die anfänglich nur mäßig ausgerungenen Tücher ausgedrückt und desto länger bleiben sie allmählich liegen.

Starrkrampf (Tetanus) ist die Bezeichnung eines in den willkürlichen Muskeln entstehenden anhaltenden Krampfes, der entweder durch äußere Verletzungen oder durch Erkältung hervorgerufen wird. Im ersteren Falle hat man es

mit dem traumatischen, im letzteren mit dem rheumatischen Starrkrampf zu thun. Am gefährlichsten ist der traumatische; jedoch hat die Größe der Wunde keine Einwirkung hierauf, sondern kann eine ganz unbedeutende Verletzung, ein Nageltritt, eine Vernagelung, ein Kronentritt u. s. w. den Starrkrampf hervorrufen.

Starrkrampf gehört zu den bedenklichsten Krankheiten, von denen ein Pferd heimgesucht werden kann. Ein plötzliches Entstehen derselben kommt sehr selten vor, meistens vergehen einige Tage, ja Wochen, bevor sie sich entwickelt. Der Verlauf ist bald ein so schleuniger, daß der Tod schon nach 2—3 Tagen eintritt, bald ein ziemlich langsamer, der 1—6 Wochen in Anspruch nimmt.

Fig. 703.



Starrkrampfsprobe.

Mit Bezug auf die Krankheitserscheinungen muß bemerkt werden, daß diejenigen Muskeln, welche am häufigsten vom Krampfe angegriffen werden, ihre Lage an den Kinnbacken, dem Halse und dem Rücken haben. Beginnt der Krampf am Kopfe, so tritt beim Emporrichten des letzteren der Blinzknorpel über das Auge hervor (siehe Fig. 703, welche die sog. Starrkrampfsprobe darstellt). Im weiteren Verlaufe der Krankheit ist das Maul fest geschlossen, Schleim und Speichel fließen aus demselben, die Augen sind in den Höhlen zurückgezogen, die Ohren steif aufgerichtet, die Nüstern erscheinen unnatürlich erweitert, Hals und Kopf werden geradeaus gestreckt oder auch in die bekannte Hirschhalsstellung gebracht (daher der Name „Hirschkrankheit"). Der Rücken ist steif, an dem aufgerichteten Schweife sind beständige Zuckungen wahrzunehmen, die Gelenke werden nicht ordentlich gebogen, der Gang ist infolgedessen ein mühsamer und unbeholfener und ein, wenn auch nur kurzes, Rückwärtstreten erscheint vollkommen ausgeschlossen. Wenn der Patient liegt, streckt er alle Viere von sich, als ob er bereits verendet wäre. Der Blick, wie das ganze Benehmen des Tieres, verraten hochgradige Nervenreizung und Furcht. Die festen Exkremente sind klein geballt und ihre Entleerung verzögert; auch das Uriniren ist mit Schwierigkeiten verknüpft. Starke Schweißbildung pflegt selten auszubleiben. Die hier angeführten Symptome entwickeln sich indessen nur nach und nach. Tritt der Tod nicht spätestens innerhalb 14 Tagen ein, so ist Hoffnung auf Genesung vorhanden. Im Durchschnitt endigen jedoch 60—80 % der Krankheitsfälle mit dem Tode.

Es ist der Tierheilkunde leider noch nicht gelungen, eine einigermaßen zuverlässige Behandlung dieser Krankheit ausfindig zu machen. Deshalb braucht aber der Besitzer eines an Starrkrampf erkrankten Pferdes nicht sogleich alle Hoffnung aufzugeben. Das erste, was er zu thun hat, ist, dem Patienten die Eisen abnehmen und ihn in einem dunklen und geräuschlosen Stall aufstellen zu lassen. Außerdem bemühe man sich durch Ganzeinwicklungen eine bedeutende Erregung der Hautthätigkeit hervorzurufen. Zu diesem Zwecke muß die Leinwand in Wasser von 20° C getaucht, mäßig ausgerungen, 3—4 fach umgelegt und schließlich je nach der äußeren Temperatur einfach oder doppelt mit Wollstoff luftdicht überdeckt werden. Ein Erneuern dieser Umschläge findet statt, bevor dieselben ganz trocken geworden. Während des Wechselns ist der Patient am ganzen Körper mit Stroh nachdrücklichst zu frottiren. Zur Erleichterung der Entleerungen gibt man Klystiere von ½ Liter temperirten Wassers (18° C). Das Futter hat aus Kleienmasch, genäßtem Heu u. dgl. zu bestehen; zum Saufen werden Mehltränke gegeben.

Gehirnentzündung ist eine nicht selten vorkommende Krankheit, welche, wenn sie nicht den Tod herbeiführt, gewöhnlich so schwere Folgen (Dummkoller) hinterläßt, daß das Pferd dadurch seinen ganzen Wert einbüßt. Diese Krankheit tritt in zwei Formen auf, welche jedoch in einander überzugehen pflegen, nämlich mit Raserei und mit Betäubung. Besondere Anlagen zur Gehirnentzündung haben junge vollblütige und kräftig genährte, noch im Entwicklungsstadium begriffene Pferde während des Zahnens und bei plötzlichem Wechsel der Lebensweise. Als Gelegenheitsursache ist außerdem jede Einwirkung zu fürchten, welche Blutandrang nach dem Gehirn erzeugt, wie übergroße Anstrengung, durch gewaltsame Dressur, Eisenbahntransport u. dgl. verursachte Aufregung, plötzliche Erkältung, Sonnenstich, dunstiger Stall, unbefriedigter Geschlechtstrieb, fest angezogener Halsriemen, enges Geschirr, erhitzende, schwer verdauliche Nahrung u. s. w.

Die Erscheinungen sind: Unruhe, Reizbarkeit, Betäubung, Abstumpfung, gestörtes Empfindungsvermögen, Lähmungen u. dgl. Die akute Hirnhautentzündung, unrichtigerweise auch rasender Koller genannt, ist innerhalb 12—18 Stunden entschieden und endigt beinahe immer mit dem Tode. Die subakute, mit Betäubung auftretende Gehirnentzündung, nimmt dagegen bald einen schnelleren und bald langsameren Verlauf. Der Ausgang ist aber in den meisten Fällen derselbe.

Der Patient muß schleunigst in einem dunklen, kühlen und gut ventilirten Stall aufgestellt werden, wo er sich frei bewegen kann. In Ermanglung eines solchen Stalles ist ein Schuppen oder eine Scheuer zu diesem Zwecke herzurichten. Falls es die Jahreszeit gestattet, ist jedoch der Aufenthalt auf einem abgelegenen, schattigen und mit sicherer Einfriedigung versehenen Platz am vorteilhaftesten für

den Patienten. Kalte Umschläge resp. Duschen auf den Kopf, sowie Eisblasen hinter den Ohren und Kaltwasserklystiere sind außerdem Mittel, die versucht werden müssen. Die Verabreichung gelind abführenden Futters, wie z. B. Grünfutter, Moorrüben und Kleienmasch vervollständigen die Behandlung, welche der Besitzer bis zur Ankunft des Tierarztes einzuleiten hat.

Dummkoller ist eine der mit Betäubung auftretenden Gehirnentzündung nahe verwandte Hirnkrankheit, welche durch Druck auf das Großhirn und daraus hervorgehenden Schwund verursacht wird. Der sog. rasende Koller dagegen ist Dummkoller mit vermehrtem Blutandrang zum Gehirn.

Daß Dummkoller oft nach Gehirnentzündung entsteht, ist bereits erwähnt worden. Als sonstige Ursachen gelten: besondere Anlagen, die nebenbei gesagt am häufigsten bei großen, schlaffen Marschpferden, bei solchen, die den in vergangenen Zeiten so beliebten Rammskopf ererbt haben, sowie bei Nachkömmlingen von dummkollerigen Pferden beobachtet worden sind, das Zahnen, Voll- oder Dickblütigkeit, plötzlicher, durchgreifender Wechsel in der Lebensweise und Fütterung, Leber- und Magenleiden, hitziges, schwerverdauliches Futter, dunstige Stallung, auf andauernde Ruhe folgende Anstrengung, Müßigstehen bei kräftigem Futter u. s. w.

Der Dummkoller entsteht entweder ganz allmählich und unbemerkt oder mit Symptomen, welche den in der Entwicklung begriffenen Krankheitszustand kennzeichnen.

Die Erscheinungen treten mitunter schon im Stande der Ruhe deutlich hervor, oft lassen sich dieselben aber nur während der Bewegung erkennen. Im ersteren Falle nimmt das Tier unnatürliche Stellungen an. Es stützt z. B. den Kopf wie grübelnd auf die Krippe und verharrt längere Zeit in einer tölpischen, seinen sonstigen Gewohnheiten widerstreitenden Stellung der Extremitäten. Die Augen sind matt und halb geschlossen, so daß das Pferd den Eindruck macht, als ob es schliefe. Plötzlich und ohne jede Veranlassung fährt es zusammen, nimmt gierig ein wenig Futter auf und beginnt zu kauen; diese anscheinende Freßlust ist aber nicht von langer Dauer, denn bald darauf hört das Pferd auf zu kauen und läßt das Futter in halbgekautem Zustande aus dem Maul fallen, so daß man glauben könnte, es habe ganz und gar auf das Fressen vergessen. Säuft das Tier, so taucht es den Kopf bis über die Nasenlöcher ins Wasser und verbleibt ohne zu schlucken in dieser Haltung, bis es durch die entstehende Atemnot gezwungen wird, den Kopf wieder in die Höhe zu heben. Auch in anderen Beziehungen legt der Patient einen auffallenden Stumpfsinn an den Tag. Er achtet z. B. nicht auf den Zuruf, wenn man ihn veranlassen will, in seinem Stand von einer Seite auf die andere überzutreten, läßt sich ohne Widerstand auf die Hufkronen treten oder

in die Ohren krabbeln, bleibt ruhig so stehen, wenn man ihm die Vorderfüße kreuzweise über einander stellt u. s. w. Während der Bewegung hebt er die Füße höher als sonst und zeigt auf nicht zu verkennende Art, daß er nicht mehr zurechnungsfähig ist. Bei manchen Kollerpatienten treten die hier erwähnten Symptome im Stalle weniger deutlich hervor; sobald diese Tiere so viel Bewegung erhalten, daß ihr Blut etwas in Wallung gerät, pflegt sich aber ihr trauriger Zustand auf sehr unangenehme Art bemerkbar zu machen. Sie zeigen sich dann meistens ganz unzugänglich für die Hilfen, drängen unaufhaltsam nach einer Seite, lassen sich nicht dazu bewegen zurückzutreten, bäumen und überschlagen sich, bleiben urplötzlich wie angemauert stehen rc.

Aus dieser Schilderung geht hervor, daß ein kolleriges Pferd absolut nicht zu brauchen ist. Der Koller gilt deshalb auch in den meisten Staaten als Gewährsfehler.

Die Krankheit kann getrost als unheilbar bezeichnet werden. Will man trotzdem etwas für den Patienten thun, so stelle man ihn in einen kühlen, luftigen Stall oder noch besser im Freien auf (selbstverständlich an einem schattigen Ort) und gebe ihm kühlendes, erfrischendes Futter. Die größte Wohlthat, die man ihm erweisen kann, ist freilich, ihn baldmöglichst durch eine freundliche Kugel von seinem jämmerlichen Dasein zu befreien.

Ein Leiden, welches häufig für Koller gehalten wird, ist der Schwindel (Vertigo). Die Schwindelanfälle treten sehr plötzlich und meistens ohne jegliche Vorboten auf. Das Pferd schüttelt den Kopf, spitzt die Ohren, taumelt, bleibt stehen, wirft sich, ohne etwaige Terrainhindernisse zu beachten, heftig zur Seite, stürzt zu Boden und bleibt entweder regungslos liegen oder verfällt in Konvulsionen. Ein solcher Anfall dauert jedoch nie lange; nach Verlauf einiger Minuten erhebt sich das Tier wieder, schüttelt sich und geht weiter, als ob nichts vorgefallen wäre. Trotzdem ist dieses Leiden keineswegs leicht zu nehmen, denn während der Dauer der Anfälle kann der Patient, falls er gerade als Wagenpferd benützt wird, die an der Fahrt beteiligten Personen in sehr gefahrdrohende Situationen bringen. Selbst erinnere ich mich noch lebhaft daran, wie eines Tages das linke Spitzenpferd meines Viererzuges, das bisweilen an Schwindel litt, während eines solchen Anfalles urplötzlich über den Chausseegraben setzte und auf dem jenseitigen frisch gepflügten Acker zu Falle kam. Daß wir nicht umwarfen, war ein reines Wunder, denn ein im Schwindel blind darauflos taumelndes Pferd vom Bock aus aufzuhalten, wird keinem noch so geschickten Kutscher gelingen. Die Fallsucht oder Epilepsie hat ähnliche Erscheinungen, nur wird das Pferd von derselben auch im Stalle und im Stande der Ruhe heimgesucht, was beim Schwindel selten oder nie der Fall ist.

Die Ursachen sind: besondere Anlagen — Sterngucker, sowie Pferde, die den Kopf nach einer Seite geneigt tragen, sollen z. B. zu Schwindel disponiren — der Druck des Kummets auf die Halsvenen, wodurch der Blutrückfluß vom Gehirn gehemmt wird, straff geschnallter Aufsatzzügel, starke Wärme, schnelle Abwechslung von Licht und Schatten, blendende Sonnenstrahlen, heftiges Temperament, harte Arbeit bei knappem Futter, sowie auch starke Fütterung bei wenig Arbeit u. s. w. Meiner Erfahrung nach sind Schwindelanfälle am meisten zu befürchten, wenn die Sonne an einem bewölkten warmen Sommertage plötzlich durch die Wolken bricht; jedoch habe ich auch erlebt, daß Pferde den Schwindel an einem hellen, sonnigen Wintertag bekamen. Reitpferde sind diesem Übel weit weniger wie Wagenpferde ausgesetzt.

Sobald der Kutscher merkt, daß sich bei einem Pferde die Vorboten eines Schwindelanfalles bemerkbar machen, besonders aber wenn das Tier plötzlich stehen bleibt, hat er schleunigst vom Bock zu springen und das Kummet vorzuschieben, so daß dasselbe keinen Druck mehr auf den Hals ausüben kann. Selbstverständlich darf die Fahrt nicht eher fortgesetzt werden, als bis sich das Pferd vollkommen beruhigt hat. Sollte das Kummet ein wenig zu eng sein, so ist außerdem zur Verhütung weiteren Druckes auf die Halsvene anzuraten, ein größeres Tuch zusammengerollt zwischen dem Brustteile des Kummets und der Brust des Pferdes zu befestigen. Es braucht wohl kaum betont zu werden, daß damit nur eine provisorische Abhilfe geschaffen ist und sogleich nach erfolgter Heimkehr für eine dauernde Abänderung des fehlerhaften Kummets gesorgt werden muß. Dem Pferde kaltes Wasser über den Kopf zu gießen oder ein nasses Tuch über die Stirne zu binden, kann unter Umständen ebenfalls von Nutzen sein.

Die vorbauenden Maßregeln bestehen in Verabreichung leicht verdaulicher, eröffnender Futtermittel, in mäßiger Arbeit bei entsprechender Fütterung, in der Anwendung von Sielengeschirr anstatt des Kummets, Abschaffung der Aufsatzzügel und Weglassen der Scheuleder.

Sicheren Schutz gewähren aber diese Maßregeln nicht und muß deshalb ein an Schwindel leidendes Pferd stets mit Vorsicht zum Zugdienst verwendet werden.

Meine Schilderung der gewöhnlichen Krankheiten des Pferdes hat hiermit ihr Ende erreicht. Ich verhehle mir keineswegs, daß dieselbe keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen kann. Darüber werde ich mich aber zu trösten wissen, wenn es mir nur einigermaßen gelungen, die goldene Mittelstraße zwischen dem „zu wenig“ und dem „zu viel“, welche gerade in diesem Kapitel nicht verlassen werden durfte, so wie ich es angestrebt, einzuhalten.

---

## Vierzehntes Kapitel.

# Die Pferderassen.

Was ich unter obiger Rubrik dem Leser zu bieten gedenke, ist in der Hauptsache eine mit Illustrationen versehene Einleitung zur Lehre von der Zucht. Will ich von allen meinen Lesern verstanden werden — und das will ich natürlich — muß ich mich jedoch dazu bequemen, auch dieser Einleitung eine Einleitung vorauszusenden, denn zahlreich sind die mehr oder weniger fremdartig klingenden Fachausdrücke, deren ich mich bei der Beschreibung der verschiedenen Pferderassen notgedrungen werde bedienen müssen.

Das einzige kleine Wort Rasse z. B. hat Stoff zu einer ganzen Literatur gegeben. So weitschweifig beabsichtige ich nun freilich nicht zu werden; einige kurze Definitionen glaube ich aber wie gesagt dem Leser nicht erlassen zu können. Ich beginne ganz folgerichtig mit dem Zunächstliegenden, mit dem Begriffe „Rasse".

Rasse nennt man eine von einer unbestimmten Anzahl Haustiere gebildete Gruppe, welche durch Zusammenleben unter gleichartigen Verhältnissen und durch die natürliche Vererbungskraft gleichartige charakteristische Eigenschaften erworben, welche beibehalten werden, so lange sich nicht der Einfluß neuer Verhältnisse und fremder Blutmischung auf dieselben geltend macht.

In der freien Natur wird die Rasse durch die natürliche Zuchtwahl gebildet und erhalten; im Kulturzustande geschieht dies durch die vom Menschen geleitete künstliche Zucht. Wir unterscheiden daher auch zwischen Natur- und Kulturrassen. Die ersteren vererben nur sog. zoologische Eigenschaften (das Skelett), die letzteren dagegen besitzen wirtschaftlich wertvolle Zuchteigenschaften. Was die Naturrassen betrifft, sind dieselben bereits seit geraumer Zeit beinahe gänzlich verschwunden. Die arabische Pferderasse z. B. ist, obgleich sie ursprünglich zu den Naturrassen gehörte und in gewissen Gegenden auch ihre Reinheit beibehalten hat, überall schon zu einer Kulturrasse erhoben worden. Der seit undenklichen Zeiten in wildem Zustande lebende Tarpan aber, ist ein sagenhaftes Tier, das noch kein glaubwürdiger Reisender zu Gesicht bekommen. Dagegen gibt es noch heutzutage in Asien eine Varietät wilder Pferde, welche vom Naturforscher Przewalski im Jahre 1881 näher beschrieben worden ist. Allerdings hat auch Przewalski diese Pferde nicht mit eigenen Augen gesehen; aber es ist ihm doch gelungen, von den Eingeborenen einiges über dieselben zu erfahren und — was mehr wert ist —

sich in den Besitz der Haut und des Schädels eines authentischen wilden Pferdes zu setzen. Diese Haut ist später ausgestopft worden und befindet sich gegenwärtig im Museum der kaiserlich russischen Akademie der Wissenschaften. Genannte Pferdeart kommt in der Umgegend des Lob-Nor-Sees in Centralasien vor. Wahrscheinlich ist dieselbe die letzte noch vorhandene Spur des wilden asiatischen Pferdes.

Aus allem dem geht hervor, daß wir uns hier nur mit den Kulturrassen befassen können.

Stamm, Herde, Familie sind Bezeichnungen für Unterabteilungen der Rasse. Gleichen diese Unterabteilungen der Stammrasse in allen wesentlichen und charakteristischen Eigenschaften, so nennt man sie rein. Im entgegengesetzten Falle erhalten sie die Benennung unrein, gemischt. Von denjenigen Pferdearten aber, welche infolge ihrer bunten Herkunft nicht in dem Besitz charakteristischer Eigenschaften sind, also auch keinen bestimmten Typus zeigen, sagt man, daß sie keine Rasse haben. Solche Tiere bilden die „Bohême chevaline“, den Pöbel des Pferdegeschlechts, oder, um mit Settegast zu sprechen, „den rasselosen Janhagel“.

Das unveränderte Hervortreten der Rasseeigenschaften in einer Generation nach der andern wird Konstanz genannt. Ältere Forscher, wie z. B. Justinus Mentzel, v. Weckherlin u. a. behaupteten, daß diese unschätzbare Eigenschaft ein Privilegium des reinen, ungemischten Blutes sei. Hermann von Nathusius und nach ihm Settegast, haben jedoch mit unwiderlegbaren Thatsachen die Haltlosigkeit dieser Lehre nachgewiesen. Leider ließ sich Settegast hierbei starke Übertreibungen zu schulden kommen. Er stellte nämlich anstatt der mystischen Blutkonstanz eine nicht weniger mystische, vielfach verdoppelte Vererbungskraft auf, welche, vollkommen unabhängig von der Herkunft, sich seiner Ansicht nach bei einzelnen Individuen geltend mache und deshalb auch von ihm mit dem Namen „Individualpotenz“ belegt wurde. Settegast's in dem bekannten Werke „Die Tierzucht“ veröffentlichte Lehrsätze schienen anfangs berufen zu sein, eine vollständige Umwälzung in der Tierzucht zuwege zu bringen. Man fand es so verlockend, künftighin, befreit von der Sorge um die Fixirung der Rasseeigenschaften durch rationelle Zucht die wunderthätige Individualpotenz allein wirken zu lassen. Bald aber trat eine Reaktion gegen diese Strömung ein und gegenwärtig dürften wohl die meisten denkenden Züchter der Ansicht huldigen, daß eine größere Reihe bekannter und bewährter Vorfahren insofern von eminenter Bedeutung ist, als dieselbe den Beweis liefert, daß nur dem Zuchtzweck entsprechende Tiere als Erzeuger Verwendung gefunden und die angestrebten Rasseeigenschaften somit von Generation zu Generation festere Wurzeln haben schlagen können.

Konstanz darf also nicht ohne weiteres als ein Ammenmärchen aus der guten

alten Zeit bezeichnet werden. Was die neuere Forschung über Bord geworfen hat, ist nur die starre, unveränderliche Blutkonstanz. Diese ist durch die Zuchtkonstanz ersetzt worden, oder mit anderen Worten durch eine Konstanz, die durch gewissenhafte Berücksichtigung aller jener Verhältnisse, welche die Rasseeigenschaften ins Leben gerufen, erzielt worden ist, und die wieder verloren geht, sobald diese Verhältnisse nicht mehr respektirt werden. Die Zuchtkonstanz hat indessen durchaus nicht reine, ungemischte Herkunft zur notwendigen Voraussetzung. Die Stammeltern einer durch Zuchtkonstanz ausgezeichneten Rasse können im Gegenteil aus einer recht bunten Blutmischung hervorgegangen sein. In diesem Falle ist aber die Mischung allmählich so innig geworden, daß die Rasseeigenschaften fixirt werden konnten. Hierbei haben dann außer der Güte der Individuen und der Kunst des Züchters verschiedene lokale Verhältnisse mitgewirkt, wie z. B. die Beschaffenheit der Futtermittel, der Temperatur und des Bodens, die atmosphärische Feuchtigkeit, die Art der Arbeit, welche die Tiere geleistet u. s. w. Die Vererbungskraft hat somit in gewissem Sinne ihre lokale Begrenzung.

Wenn wir aber auch die „allein seligmachende Lehre" der Individualpotenz nicht rückhaltslos acceptiren können, müssen wir doch anerkennen, daß Settegast's kraftvolles Auftreten die unfruchtbare Theorie der Blutkonstanz aus der Welt geschafft und daß die Behauptung, einzelnen Individuen sei eine außergewöhnliche Vererbungskraft zuzusprechen, von der täglichen Erfahrung bestätigt wird. Diese individuelle Überlegenheit scheint ihren Grund in einer größeren Energie der gesamten Lebensthätigkeit zu haben. Unzweifelhaft ist, daß sie in keinem ursächlichen Zusammenhang mit der größeren oder geringeren Reinheit des Blutes steht. Der Stammbaum allein bietet also keine zuverläßlichen Garantien für den Zuchtwert des Individuums, sondern muß außerdem die Leistungsfähigkeit desselben in Betracht gezogen werden. Anderseits aber läßt sich nicht leugnen, daß die Wahrscheinlichkeit einer gleichmäßigen und sicheren Vererbung mit der Anzahl Generationen zunimmt, die bei der Ausbildung der charakteristischen Rasseeigenschaften mitgewirkt haben. Oder mit andern Worten: Zuchtkonstanz, Leistungen und Exterieur sind die drei Faktoren, welche bei der Auswahl der Zuchttiere den Ausschlag geben.

Settegast, welcher keinen Stein der früheren Zuchtlehre auf dem andern ließ, bestritt auch die Möglichkeit von Rückschlägen, d. h. der eigentümlichen Erscheinung, daß einzelne Tiere nicht den Eltern, sondern irgend einem ihrer Voreltern nacharten. Es läßt sich jedoch unschwer beweisen, daß Rückschläge (Atavismus) in allen Rassen, am häufigsten aber bei Kreuzungen vorkommen. Diese Thatsache hat ihre Erklärung in dem Umstande, daß nicht immer sämtliche Eigenschaften

der Zuchttiere bei der nächsten Descendenz sichtbar hervortreten, sondern eine oder mehrere derselben nur als Keim vererbt werden, in welcher Form sie mehrere Generationen hindurch gebunden (latent) verbleiben können, bis sie durch irgend einen Anstoß wieder zur vollen und sichtbaren Entwicklung gelangen. Ist die Rasse rein und verkörpert dieselbe ein mehrere Generationen hindurch angestrebtes Zuchtideal, so fällt der Rückschlag in die bei der Zucht befolgte Richtung und wird derselbe so weniger fühlbar; haben aber bei den Stammeltern der Rasse entgegengesetzte (heterogene) Eigenschaften bestanden, so machen sich die Rückschläge oft auf sehr unangenehme Art bemerkbar. Gänzliches Verschwinden aller Rückschläge als Bedingung für die Anerkennung der Konformität einer Rasse aufzustellen, wäre jedoch eine Ungereimtheit, denn Rückschläge kommen wie gesagt auch im reinsten Blut vor.

Die Methoden, deren man sich bei der Tierzucht bedient, sind:

Reinzucht oder die Paarung innerhalb einer bestimmten Gruppe (Rasse, Stamm, Schlag).

Kreuzung oder die Paarung verschiedener Rassen derselben Art.

Inzucht oder die Paarung von Tieren ein und desselben durch Kreuzung gebildeten Stammes.

(Inzucht im engeren Sinne ist Familienzucht oder Paarung naher und nächster Blutsverwandten).

Blutauffrischung oder die Zuführung neuen Blutes derselben Rasse.

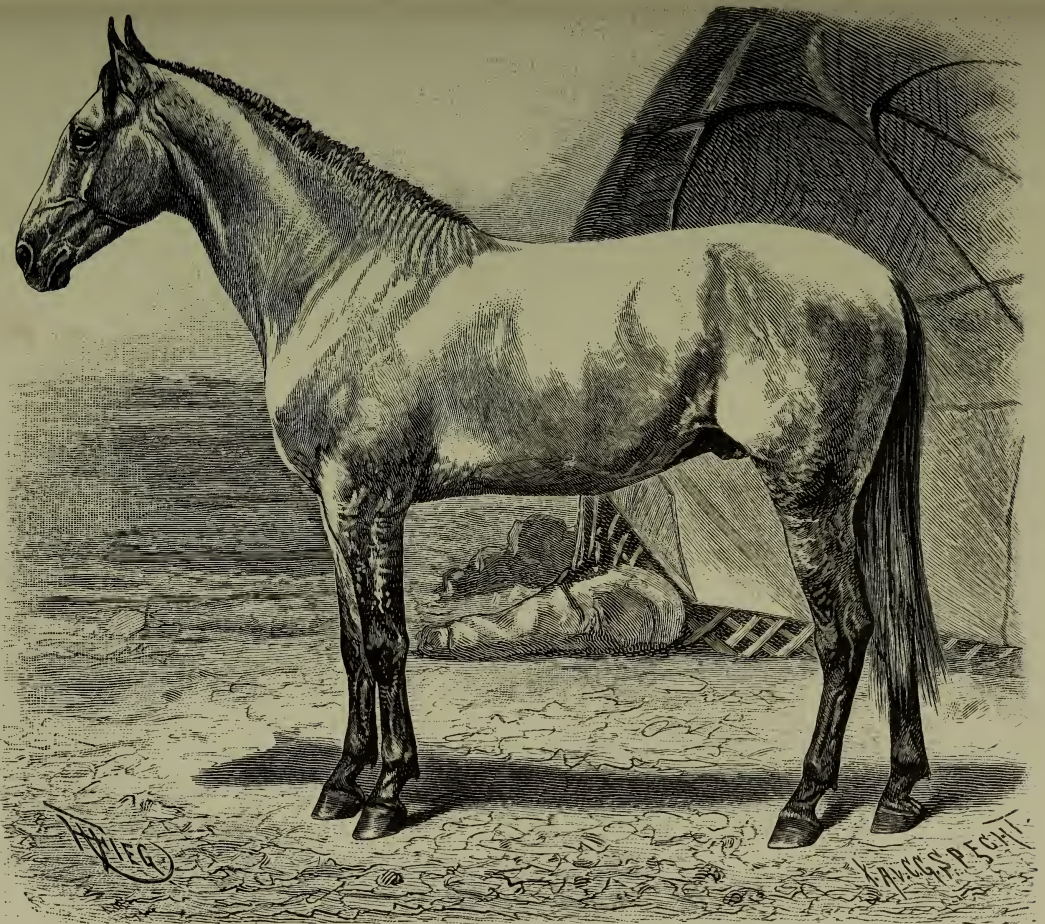
Wie diese Methoden angewendet werden, gehört in das Kapitel der Zuchtlehre, auf welches ich hiermit hinweise. Mit obigen kurzgefaßten Definitionen bezweckte ich, wie bereits hervorgehoben worden, nichts anderes, als dem Leser die in der Rassenlehre vorkommenden Fachausdrücke geläufig zu machen.

Indem ich nun zu der eigentlichen Rassenlehre übergehe, sende ich voraus, daß ich, um meine Darstellung der wichtigsten Pferderassen innerhalb der Grenzen des mir zur Verfügung stehenden Raumes halten zu können, darauf verzichten muß, die einzelnen Länder mit ihren Pferdeschlägen Revue passiren zu lassen. Hoffentlich wird es mir trotzdem gelingen, den reichhaltigen Stoff übersichtlich zu ordnen. Um diesen Zweck zu erreichen, habe ich zu der Einteilung nach vollblütigen, halbblütigen und kaltblütigen Schlägen gegriffen, und werde ich unter diesen drei Rubriken alle jene Pferdearten besprechen, welche Ansprüche auf das Interesse des Züchters erheben können.

## Das Vollblut

hat keinen edleren Repräsentanten als das arabische Pferd reiner Rasse, welches auf der Grenze zwischen den natürlichen und den Kulturrassen stehend, sowohl von dem Naturforscher als auch von dem Hippologen und — Poeten als das nobelste Tier der Schöpfung gepriesen wird. Es fragt sich nur, was eigentlich unter der Benennung „arabisches Pferd" zu verstehen ist. Soll damit der „Sohn der Luft" bezeichnet werden, welcher nach der übereinstimmenden Aussage glaubwürdiger Verfasser nur in Nedjed, dem im mittleren Arabien gelegenen, unzugänglichen Wahabitenreich anzutreffen ist, oder gehören alle im nördlichen Afrika vorkommenden Pferdetypen zu der arabischen Rasse? Meiner Ansicht nach dürfte weder eine so engbegrenzte noch eine so weitgehende Deutung das Richtige treffen — jedenfalls aber werde ich mich, meiner einmal angenommenen Einteilung folgend, zuerst mit dem edelsten Vertreter der Wüstenrasse beschäftigen und sodann auch die übrigen orientalischen Pferderassen vornehmen.

Was nun zunächst das Alter der arabischen Rasse betrifft, so ist dasselbe keineswegs so ehrwürdig als wohl hier und da angenommen wird. Herodot z. B. erwähnt, daß die Araber, die dem Heereszuge des Xerxes folgten, nicht zu Pferd, sondern auf Kamelen gekämpft haben. Aus einer Keilinschrift vom Jahre 733 vor unserer Zeitrechnung geht hervor, daß König Taglatfalazar II. bei seiner Eroberung Arabiens eine so große Beute machte, daß er 30 000 Kamele und 20 000 Stück Rindvieh wegführen konnte; von Pferden wird aber nichts erwähnt. Sogar Sardanapal V., der sich rühmt, er hätte alles zusammengehäuft, was nur Arabien besessen, schweigt von Pferden. Strabo, der den römischen Feldherrn Gallus in Arabien begleitete, sagt: das glückliche Arabien ernährt eine bedeutende Zahl von Rindern, besitzt jedoch weder Pferde, noch Maultiere, noch Schweine, ebenso keine Hühner und Gänse. Diodor und Plinius beschreiben die Tiere, welche in Arabien leben, von Pferden erwähnen sie gar nichts. Diesen Citaten kann noch der aus späterer Zeit stammende Bericht des Publius Vegetius beigefügt werden. Dieser Pferdekenner beschreibt die verschiedensten Pferderassen des Altertums, namentlich jene, die infolge irgend welcher Eigenschaft berühmt waren, von arabischen Pferden schweigt er. Von den allernächsten Pferden, d. i. den nordafrikanischen, führt er an, sie wären die besten Cirkuspferde, fügt aber hinzu, daß sie spanischen Ursprungs seien. Vergebens sucht man in den ältesten griechischen und römischen Schriften nach irgend welcher Erwähnung von arabischen Pferden. Erst Ammianus Marcellinus, der in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts nach Chr. Geb. die Sitten und Gebräuche



Turkmene.

der Saracenen beschreibt, erwähnt ihrer flinken Pferde. Aus allem dem geht zur Evidenz hervor, daß die arabische Halbinsel selbst in den ersten Jahrhunderten nach Chr. Geb. noch keine Pferde besaß. Im 7. Jahrhundert, zur Zeit Mohammeds, wird jedoch das Pferd in Arabien allgemein gebraucht und von diesem Zeitpunkte

Fig. 704.




Arabischer Vollbluthengst.

an ist dasselbe Gegenstand eines förmlichen Kultus seitens der Wüstensöhne gewesen. (Siehe „Zähmung und Abstammung des Pferdes" von Dr. A. Baranski).

In Ägypten erscheint das Pferd viel früher und zwar ungefähr 2400 Jahre vor Chr. Geb.; 1700 Jahre später unterhielten die ägyptischen Könige schon großartige Gestüte.

Wenn wir uns nun von den Geschichtschreibern des Altertums den neueren Verfassern zuwenden, so stoßen wir auf eine wahre Sündflut von poetischen

Legenden, sagenhaften Schilderungen und enthusiastischen Lobgesängen, welche dem nach ungeschminkter Wahrheit forschenden Hippologen wenig wertvolles bieten. Wir sehen uns daher genötigt, mit großen Opfern an Zeit und Mühe alles das zusammenzusuchen, was von vertrauenswürdigen Fachmännern über das arabische Pferd geschrieben worden ist, falls wir uns ein auf Thatsachen basirtes Urteil über den jetzigen Standpunkt genannter Rasse bilden wollen. Die Verfasser, welche ich zu diesem Zwecke befragt habe, sind: Kersting, der Arabien, Ägypten und Persien 1822 und 1825 im Auftrage der russischen Regierung behufs Ankauf von Zuchtmaterial bereist hat, Dr. Löffler, der 1856—1857 die vom Obersten Brudermann geführte österreichische Ankaufskommission begleitete, Fürst Pückler-Muskau, den eifrigen Arabomanen, Gustave de Vaulgrenant, General Daumas, dessen interessantes Werk „Les chevaux du Sahara“ wohl den meisten Hippologen bekannt sein dürfte, Ritter von Vincenti, Captain Roger D. Upton, Verfasser von „Newmarket and Arabia“, Konsul Mazoillier, der lange Jahre in Syrien gelebt hat, u. m. a. Selbst habe ich vom Orient leider nur die europäische Türkei gesehen; da ich aber in Konstantinopel Gelegenheit gehabt, die edelsten Araber des Sultans zu mustern und außerdem in französischen, russischen und österreichischen Gestüten das dort befindliche, hochedle orientalische Zuchtmaterial zum Gegenstand spezieller Studien gemacht habe, glaube ich dennoch behaupten zu dürfen, daß mir der echte Wüstenaraber keine ganz fremde Erscheinung ist. In Europa fabrizirte Araber, sowie berbische, algierische und ägyptische Pferde hat wohl ein Jeder zu Gesicht bekommen.

Fig. 704 bringt das Porträt eines wahabitischen Hengstes aus dem Gestüte Abbas Paschas.

Zu dem interessantesten, was in neuerer Zeit über das arabische Pferd geschrieben worden ist, zählt unzweifelhaft folgender in Baily's Magazine, Mai 1881, mitgeteilter Bericht des Herrn Ritter von Vincenti:

„Der Prophet äußerte einst: „Alles Übel hat zwei Quellen — das Weib und das Pferd.“ Es wäre dies ein höchst befremdender Ausspruch von einem Manne, der selbst dreizehn Frauen gehabt, wenn es nicht eine nahe zur Hand liegende Erklärung für die dunklen Worte gäbe. Mohammed meinte nur, daß nichts den Mann leichter in Versuchung führe als das Verlangen, sich in den Besitz eines schönen Weibes oder eines edlen Pferdes zu setzen. Gewiß war dies der Sinn seiner Worte, denn er hat auch gesagt: „Die besten Güter sind ein kluges Weib und eine fruchtbare Stute.“ Wie viel ist nicht schon über das arabische Pferd geschrieben und — erfunden worden! Jeder Tourist, der von einem Pferdehändler im At-Bazaar zu Stambul an der Nase geführt worden ist, schwört beim Siegel des Propheten, daß er einen Vollblutaraber aus der Nachkommenschaft der fünf

berühmten Pferdefamilien, welche ihre Abstammung direkt auf die fünf Lieblingsstuten Mohammeds zurückleiten, geritten habe. Es hat schon große Schwierigkeiten, ein wirklich gutes Pferd in der syrischen Wüste zu erstehen — von einem Vollblutpferde kann aber absolut nicht die Rede sein. Es gibt nichts betrügerischeres, als den Schwindel, der am Euphrat mit „Arabern“ betrieben wird. Die schlauesten unter den Schlauen sind die armen Teufel, welche an der Biegung des Flusses in der Nähe von Hit wohnen und die ihre Ohren in Gefahr bringen, um Pferde zu stehlen. Werden sie erwischt, so schneidet man ihnen in der Wüste die Ohren glatt ab. Die gestohlenen Pferde gehören meistens den Anezeh, Rualla, Serhan, Beni-Sochr, Beni-Harb, Weld-Ali und Oteybah Stämmen, welche die kolossale Wüstenstrecke von Syrien bis Hedschaz durchstreifen.

An dem unteren Ende des Euphrats bis um Basra herum leben mehrere Pferdezüchter, unter denen die mächtigen Herren Montefik und Zobeir die angesehensten sind. Auf den syrischen Märkten findet man selten Pferde dieser Zucht, denn dieselben werden zumeist auf dem Septembermarkt in Basra von Agenten der anglo-indischen Regierung aufgekauft. Der Anezehstamm, der über die syrische Wüste herrscht, ist berühmt wegen seiner Pferdezucht. Derselbe besitzt sogar vorzügliche Exemplare der unübertroffenen centralarabischen Rasse. Bei diesem Stamm kann man den wertvollen „Originalaraber“ kaufen. Dies muß indessen entweder auf dem Frühjahrsmarkt zu Annah am Euphrat oder auf den periodischen Haltestellen, nie aber durch einen Mäkler bewerkstelligt werden, denn da es keinen Schelmenstreich gibt, dessen Leute dieser Gattung nicht fähig wären, könnte man durch ihre Vermittlung leicht in den Besitz eines „Nedschedi“ von äußerst zweifelhafter Abstammung gelangen. Ich habe das Wort „Nedschedi“ gebraucht; damit wird ein Pferd von „Nedschd“, einem Teile der centralarabischen Hochebene, bezeichnet. Dort bestand und besteht noch heute die beste Zucht in der ganzen Welt. Diese Hochlandspferde kommen aber sehr selten aus den „Schwarzen Bergen“ heraus, welche das Reich der Wahabiten umschließen.

Mitunter senden die arabischen Häuptlinge aus politischen Gründen einige Pferde als Geschenk an die Höfe von Konstantinopel, Teheran und Kairo; Feissul „der Dicke“ z. B. that dies bei der Thronbesteigung des Sultans Abdul-Aziz. Wäre das nicht der Fall, so würden die Pferdehändler in der syrischen Wüste kaum je einen echten „Nedschedi“ zu Gesicht bekommen. Die „Originalaraber“ aber, welche in den Besitz von Europäern gelangen, entsprechen beinahe immer und trotz aller gegenteiligen Versicherungen dem, was wir Halbblut oder Mischrasse nennen. Die vorzüglichste und zugleich seltenste Kreuzung ist die Paarung centralarabischer Hengste mit „schomeritischen“ (in Djebel Schomer gezogenen) Stuten. Häufiger

findet man sog. „schomeritisches“ Blut, dessen Sprößlinge stets von großem Werte sind, obgleich sie alle irgend einen Fehler haben und, was Kraft und Schnelligkeit betrifft, ebenso tief unter den Erzeugnissen der eben erwähnten „Nedschejanik-kreuzung“ stehen, wie diese unter dem reinen „Nedschblute“. Schomberg, wo zu meiner Zeit der brave Emir Tedal seinen Wohnsitz hatte, liegt im Norden der Wüste, in der nächsten Nähe des Wahabitenreiches. Tedal, sowie auch sein ältester Sohn, hatten große Reichtümer im Pferdehandel erworben. Sein Sohn Emir Bendar, dessen in der Umgebung von Tabe gelegenen großen Weidegründe oft von den Beduinen gepriesen worden sind, ist speziell Besitzer von tausend vorzüglichen Stuten. Tedals Vorgänger, der schlaue Reschid, machte glänzende Geschäfte mit den Ägyptern, besonders mit dem Vicekönig Abbas Pascha († 1854), dem großen Liebhaber von Pferden und Tauben.

Die Beduinen selbst haben eine Vorliebe für den leicht gebauten „Hedschatz“-stamm „schomeritischer“ Kreuzung. Mitunter sind gute Hengste dieses Stammes auf den Märkten des oberen Euphrats zu finden, öfter jedoch auf der ersten Station der Mekkakarawane. Der Vollblutaraber hat einen kleinen Kopf, breite Stirn, spitzige Ohren, die sich mit den oberen Enden nahezu berühren, zugespitzte Nase, etwas hervorstehende feurige Augen, einen gebogenen feinen Hals und keine zu dichte Mähne, denn grobes Mähnenhaar gilt als Zeichen unreinen Blutes. Der Beduine schätzt außerdem einen ziemlich scharfen Widerrist, breite Brust, kurzen, aber nicht mit unnötigem Fett beladenen Rumpf, sehnige Beine, kleine, sehr runde und harte Hufe, schönen Schweifansatz und feines, nicht zu dichtes Schweifhaar. Kopf und Extremitäten sind die Körperteile des Pferdes, an denen der Beduine die schärfste Kritik übt. Der größte Wert des Pferdes aber liegt nach der Ansicht der Araber in der Herkunft. „Ein edles Pferd hat keinen Fehler“ ist ein Ausspruch, den ich unter den Zelten oft vernommen.

Es ist mit ganz außerordentlichen Schwierigkeiten verknüpft, wahrhaft gute Hengste von den Beduinen zu erstehen, denn mit einem Hengste verkaufen sie ihr eigenes Blut. Die Pferdehändler in jenen Gegenden wollen die Erfahrung gemacht haben, daß das Fohlen in physischer und psychischer Hinsicht, im Knochenbau, in der Beschaffenheit der Nerven und Blutgefäße, sowie im Temperament dem Hengste nacharte und nur die Haarfarbe von der Mutter erbe. Auch die Krankheiten sollen beinahe immer vom Hengste vererbt werden. Wenn die Beduinen Stuten vorziehen und sich im allgemeinen schwerer von denselben trennen, so hat das seine guten Gründe. Die Stute ist leichter zu reiten und deshalb bequemer in der Wüste. Die Hengste werden meist nur dann geritten, wenn Krieg zwischen zwei Stämmen auszubrechen droht. Außerdem macht die Wartung der Stute weniger Umstände; sie

kann allein auf die Weide gebracht werden und erträgt sowohl Hunger wie Durst weit besser als der Hengst; anderseits ist dieser unzweifelhaft schneller, ermüdet aber auch früher. Hierzu kommt noch, daß Hitze von der Stute weit besser vertragen wird; sie gleicht in dieser Hinsicht der Schlange, deren Kraft mit der Wärme zunimmt.

Wer, sei es Hengste oder Stuten, von den Beduinen kauft, muß immer darauf gefaßt sein, betrogen zu werden. Wenn englische Agenten sich rühmen, fehlerfreie arabische Hengste in der syrischen Wüste zu billigen Preisen gekauft zu haben, so verschweigen sie, daß sie angeführt worden sind oder kolossale Summen hergegeben. Ich war selbst dabei, als ein Hengst der „schomeritischen“ Kreuzung auf dem Pferdemarkte in Annah um einen sehr hohen Preis und außerdem mit der Bedingung verkauft wurde, daß der neue Besitzer dem Verkäufer, sowie dessen nächsten Erben, eine Leibrente auszuzahlen habe. Der Käufer war ein Scheik von Anezeh, der Verkäufer ein Ruallabeduine, welcher sich nur aus Not und unter bitteren Thränen von seinem edlen Tiere trennte. Daß Pferde mit einer Leibrente bezahlt werden, kommt sehr oft vor. Es kann daher geschehen, daß ein Beduine ein wertvolles Pferd im Kriege verliert und dennoch lange Jahre hindurch Bezahlung für dasselbe zu erlegen hat. Englische Agenten behaupten bisweilen, daß die Beduinen der Zucht zuliebe ihre Stuten nicht verkaufen. Dies ist jedoch ein Irrtum; wie ich bereits hervorgehoben, ist es der Hengst allein, der die Verantwortung für die Reinheit des Blutes trägt.

Aus dem, was ich hier mitgeteilt, könnte man leicht den Schlußsatz ziehen, daß es überhaupt ein Ding der Unmöglichkeit sei, einen Vollblutaraber käuflich zu erwerben. Ich bemerke deshalb, daß ich nur von Zuchtpferden erster Klasse gesprochen. Am leichtesten zu kaufen sind die Hengste gemischten Blutes und teuer sind dieselben auch nicht. Ich habe 4- oder 5jährige Hengste von ungefähr 1,50 m gesehen, die für 100—120 Pfd. St. zu haben gewesen wären. Häufig werden auch fehlerfreie Hengste wegen abergläubischer Vorurteile ihrer Besitzer um billiges Geld hergegeben. Eine Rappstute ohne Abzeichen gilt z. B. bei den Beduinen als ein unglückbringendes Tier und der sog. „Sultansstern“ hat ebenfalls eine unheilvolle Bedeutung. Weniger gefährlich, obwohl noch immer bedenklich genug, sind die an den Fesseln vorkommenden Abzeichen. Hat das Pferd eine Bläße unter der Stirn, so harrt des Reiters „ein offenes Grab“. Diese Abzeichen spielen auch in Algier eine wunderbare Rolle.

Der Beduine frägt im allgemeinen wenig darnach, ob seine Stute vom „Hámdani“-Stamm ist, ob sie einen „Sáklavi“- oder einen „Kohlan“-Hengst zum Vater hat oder ob sie eine der Lieblingsstuten des Propheten unter ihren Vorfahren zählt. Was er unbedingt fordert, ist nur, daß die Eltern der Stute fehlerfrei sein sollen, oder mit andern Worten: eine fehlerfreie Stute unbekannter

Herkunft ist ihm lieber als eine fehlerhafte, die sich eines glänzenden Stammbaumes rühmen kann. „Kohelan“ ist eine Bezeichnung, welche in der Wüste nahezu jedem Pferde mit feurigem Blick zu teil wird. Der Beduine gibt seinem Weibe denselben Namen, welcher sich von dem Worte „Kohl“ d. h. einem schwarzen Pulver herleitet, womit die arabischen Weiber ihre Augenlider bestreichen, um so den Glanz ihrer Augen zu erhöhen. Anstatt der alten Geschlechtsnamen Hámdani, Kohlan, Sáklavi, Manáki, Toreyfi, Obeian ꝛc. bedient sich der Beduine nunmehr folgender Benennungen: „hörr“, hochedel, in welchem Falle beide Eltern fehlerfrei sind; „hadschine“, fehlerhaft, wenn die Mutter unedel war; „mekueref“, gemischt, wenn der Vater unedel war, und „berdune“, wenn beide Eltern mit Fehler behaftet waren.

Abd-el-Kader hebt in seinem berühmten Schreiben an den General Daumas hervor, daß ein Vollblutaraber während 3 oder 4 Monate täglich 25 deutsche Meilen zurücklegen könne. Dies ist sicher kein Märchen (??). Mir ist in der Wüste erzählt worden, daß eine gute Vollblutstute im Stande sei, 44 deutsche Meilen in einem Tage zurückzulegen. Die Pferde waren hauptsächlich mit Gerste und Kamelmilch gefüttert und soll besonders letztere ihnen sehr gut bekommen. Ein großer Segen für die Beduinen sind die Heuschrecken, denn dieselben gelten als ein wahres Mannah für Pferde. Die Beduinen behaupten, daß nichts die Muskelbildung beim Pferde mehr fördere, ohne deshalb zu mästen, als dieses sonderbare Futter. Hafer wird als ein zu hitziges Futtermittel angesehen. Die Beduinen füttern ihre Pferde am Abend, wobei sie den Sattel und das Kopfgestell nicht abnehmen; jedoch wird das Gebiß nur auf Kriegsmärschen eingelegt. Ihr Sprichwort ist: „Gerste mit dem Sattel auf dem Rücken, Wasser mit dem Gebiß im Maul.“ Die Pferde bei Sonnenaufgang zu tränken, soll sie mager machen. Während der 40 tägigen Periode der großen Hitze werden die Pferde nur jeden zweiten Tag getränkt.

Ein Nedschd mißt selten mehr als $1,_{50}$ m. Die gewöhnlichsten Farben sind Schimmel, Grauschimmel, Fuchs und Lichtbraun. Rapp und Schwarzbraun gelten als ordinäre Farben. Leider steht die Hufbeschlagskunst bei den Arabern auf einer sehr niedrigen Stufe, so daß manches gute Pferd von den Nedschejanikschmieden zu Grunde gerichtet wird. Unter solchen Verhältnissen ist es ein wahres Glück, daß die Hufe der arabischen Pferde so außerordentlich hart sind.“

So weit die Mitteilungen des Herrn Ritter von Vincenti. Kaum weniger interessant ist der in „Bell's Life“ veröffentlichte Bericht eines englischen Offiziers. Ich glaube daher meinen Lesern ein Vergnügen zu bereiten, wenn ich demselben folgende Zeilen entnehme:

„Das Verkehrteste, was ein Europäer, der arabische Pferde kaufen will, vor-

nehmen kann, ist, von einem Beduinenstamm zum andern zu pilgern. Es gibt nämlich keine gewissenlosere Schurken auf Gottes Erde als die Scheiks und die nomadisirenden Wüstensöhne. Rücksichtslos genug im Verkehr mit den eigenen Genossen, halten sie es für ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit, den „Christenhund" auf jede erdenkbare Art hinters Licht zu führen. Es ist das in ihren Augen geradezu ein religiöses Gebot. Ich glaube wahrhaftig, daß keiner dieser Banditen Anstand nehmen würde, ein Kamel als ein Vollblutpferd edelsten Schlages hinzustellen, wenn es ihm nur gelänge, jemanden zu finden, dem der Unterschied zwischen Pferd und Kamel nicht geläufig. Thatsächlich sind keinem Volke, die Indianer möglicherweise ausgenommen, so viele gute Eigenschaften angedichtet worden, als den Beduinen. Unter anderem ist auch von ihnen gesagt worden, daß sie gute Reiter wären, in Wirklichkeit verhält es sich aber so, daß sie unter aller Kritik reiten. Sie kennen nur zwei Gangarten, einen zackelnden Schritt und einen regellosen Galop, und die Mäuler ihrer Pferde sind ebenso hart und zäh wie sorgfältig gegerbte Büffelhaut. Hierzu kommt noch, daß die arabischen Pferde den europäischen Reiter durch ihre Ungelenkigkeit zur Verzweiflung bringen. Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich behaupte, daß man drei englische Pferde in kürzerer Zeit zureiten könnte, als einen einzigen Araber. Die Schuld liegt jedoch nicht bei den Pferden, deren Temperament und Intelligenz über jedes Lob erhaben ist, sondern bei den Reitern. Ein Pferd von einem Beduinen zu kaufen ist daher ein an sträflichen Leichtsinn grenzendes Wagnis, welches noch dadurch erhöht wird, daß dem Betrogenen in der Wüste nichts anderes übrig bleibt, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Es gibt jedoch ein Mittel, wertvolle Araber zu erstehen, ohne gleichzeitig befürchten zu müssen, das Opfer abgefeimter Betrüger zu werden. Dieser Ausweg ist, sich an solche Männer wie Ali Asker, Muley Cassim oder Abdullah in Bangolore (Indien) zu wenden. Genannte arabische Pferdehändler genießen großes Ansehen in ihrer Heimat. Sie haben ihren ständigen Wohnsitz in Englisch Indien, begeben sich aber jedes Jahr in ihr Vaterland, um dort Pferde anzukaufen. Ich habe selbst zahlreiche Pferde von ihnen gekauft, und obgleich von den Tieren, die sie nach Indien gebracht, Hunderte durch meine Hand gegangen, weiß ich von keinem einzigen Fall, wo sie sich geweigert hätten, ein Pferd, das dem Käufer nicht gefallen, zurückzunehmen oder umzutauschen. Ich erwähne dies, weil es seit der Eröffnung des Suezkanals ebenso leicht ist, ein Pferd von Indien nach England als von London nach Dublin zu führen. Der Transport von Madras oder Bombay nach England kostet alles in allem 25 Pfd. St., eine wahre Bagatelle, wenn es sich um den Ankauf eines wertvollen Arabers handelt. Der Preis eines hocheblen Hengstes wird jedoch selten weniger als 300 Pfd. St. betragen.

Ich fragte Abdullah einst, ob er nicht im Stande wäre, mir einige Stuten edler Abkunft zu verschaffen. Seine Antwort lautete: „Durch Diebstahl oder geschickte Verwendung einer sehr großen Summe Geldes möglicherweise ja; es würde das aber bald bekannt werden und könnte ich mich dann nicht mehr in jener Gegend sehen lassen.“ — „Mag sein,“ erwiderte ich, „aber diejenigen unter deinen Landsleuten, die edle Pferde ziehen, sind Nomaden, welche keinen andern Willen als den ihres Scheiks kennen, und da sie nun außerdem den Wert des Geldes sehr zu schätzen wissen, sollte man wohl glauben, daß sie einem hohen Angebot nicht würden widerstehen können.“ — „Ihr irrt, Sahib,“ antwortete der Araber, „die Leute, von denen wir Pferde kaufen, sind keine Nomaden. Wo sie ihre Pferde hernehmen, geht uns nichts an. Wir begeben uns nur zu den an der Küste gelegenen Orten, wo wir mit unseren Agenten zusammentreffen. Einige der besseren Tiere, die wir von ihnen kaufen, haben sie allerdings selbst gezogen. Diese sind auch mit authentischen Stammbäumen versehen. Bezüglich der Herkunft der übrigen ist uns aber nichts bekannt. Ihr müßt bedenken, daß es in Arabien eine größere Anzahl verschiedenartiger Pferderassen gibt als in Europa, und zu diesen kommen noch die vielen persischen, turkomannischen und berbischen Pferde, welche die nomadisirenden Beduinenstämme ihr eigen nennen. Wer von den Beduinen kauft, hat es sich also nur selbst zuzuschreiben, wenn er angeführt werden sollte.“

Du braver, alter Abdullah! Du würdest gewiß verächtlich lächeln, wenn du sehen könntest, was für Tiere bei uns in Europa als Vollblutaraber edelster Gattung hingestellt werden. Was mich betrifft, kenne ich nur drei Araber edelster Klasse, die in neuerer Zeit nach England eingeführt worden sind, nämlich: General Laurensons grauer Hengst „The Nobblers Snail“, einen Hengst, der vom Oberst Tottenham des 12. Ulanenregiments Mr. Wigram zum Geschenk gemacht wurde, und einen Grauschimmel, der im Besitz der Gemahlin eines früher in Bombay stationirten Generals ist.“

Ein dritter Fachmann, der die arabischen Zuchtverhältnisse an Ort und Stelle studirt hat, ist der französische Gestütsbeamte Gustave de Vaulgrenant. Derselbe äußert sich über das Nedschdpferd wie folgt:

„Wir wollen uns nun etwas mit der centralarabischen Pferderasse beschäftigen, welche leider allzuoft von Leuten gepriesen worden ist, die nie ein einziges Exemplar derselben zu Gesicht bekommen. Möglich ist es allerdings, daß es einem einzelnen Europäer gelungen, in das Reich der Wahabiten einzudringen, wieder herausgekommen ist aber sicher noch kein einziger. Sogar der Sultan wagt es nicht, seine Soldaten hinzuschicken, sondern begnügt sich damit, kleine Garnisonen in Mekka, Medina, Djeddah und andern Städten zu unterhalten. Diese Truppen

leben aber wie Gefangene innerhalb der Stadtmauern, denn die Eingeborenen sind Banditen, welche bis auf den heutigen Tag ihre ganze urwüchsige Wildheit beibehalten haben. Wenn nicht Mehemed Ali im Jahre 1832 das ganze Land erobert und 9 Jahre hindurch besetzt gehalten hätte, würde uns Europäern kaum etwas über die Pferdezucht desselben bekannt geworden sein. Als aber dieser ägyptische Pascha sich 1841 genötigt sah, das eroberte Gebiet zu räumen, nahm er eine große Anzahl Pferde mit sich und diesem Umstande hat man es zu verdanken, daß echte Nedschedis in Ägypten zu sehen gewesen sind. Leider dauerte die Herrlichkeit nicht lange; die Ägypter hüteten nämlich den seltenen Schatz so schlecht, daß bald nichts mehr von demselben übrig blieb. Trotzdem habe ich im Jahre 1848 in Ägypten noch circa 700 echte Nedschedis zu sehen bekommen.

Da man die Nedschdrasse als den Typus der Vollkommenheit im Pferdegeschlecht bezeichnet hat, halte ich es für meine Pflicht, dieselbe eingehend zu beschreiben. Genannte Rasse ist unzweifelhaft die edelste im ganzen Orient, die, bei welcher das Nervensystem die höchste Entwicklung erreicht hat. Der leichte, viereckige Kopf zeigt am Nasenbein eine ziemlich starke Einsenkung, welche die schon von Natur aus sehr großen Nüstern noch größer erscheinen läßt. Das ausdrucksvolle, intelligente Auge ist entzückend schön, der Hals hat eine graziöse Form, das Haar ist fein und glänzend wie Seide und die Bewegungen lassen an Harmonie, Geschmeidigkeit und Elastizität nichts zu wünschen übrig. Dies was die Vorzüge betrifft; nun zu den Fehlern. Das Nedschdpferd ist sehr klein ($1,_{32}$—$1,_{43}$ m), der Rücken und das Kreuz haben wohl die rechte Länge, sind aber nicht nur oft gesenkt, sondern zeigen auch gewöhnlich eine schlechte Verbindung mit dem Hinterteil; die Kruppe ist rund und kurz, die Sprunggelenke erscheinen meist eingeschnürt, die außerordentlich reinen und trockenen Beine sind gar zu fein, die langen, federnden Fesseln zeichnen sich nicht immer durch eine korrekte Stellung aus und die Gänge sind entschieden nicht raumgreifend."

Dieses Urteil des französischen Gestütsbeamten erscheint mir um so beachtenswerter, als derselbe ein eifriger Anhänger der orientalischen Kreuzung war.

Auch der russische Gestütsbeamte Kersting war nicht sehr entzückt über das, was er bei den Beduinen gesehen.

Ein gewisser englischer Offizier, Mr. William Giffard Palgrave, welcher im Jahre 1865 die Hauptstadt der Wahabiten in orientalischer Verkleidung besuchte, beschreibt dagegen die Nedschdpferde als Tiere von geradezu idealischer Schönheit, obgleich auch er zugeben muß, daß sie zu klein sind. Er sah in Feissul des Dicken Gestüt kein einziges Exemplar, das $1,_{60}$ m erreichte; die Durchschnittsgröße war $1,_{50}$ m. Wie dieser zuverlässige Gewährsmann versichert, gibt es nur im Nedschd-

gebiete echte Nedschedis und auch dort nur in sehr geringer, kaum einige Tausend übersteigender Anzahl. Ein solches Pferd wird nie verkauft. Als Mr. Palgrave sich erkundigte, wie die Tiere dieser Gattung in den Besitz ihrer Eigentümer gelangt wären, wurde ihm geantwortet: „Als Beute, Erbschaft oder Geschenk." Als Ehrengabe dürfte auch ein oder das andere Exemplar Nedschd verlassen haben; oft ist dies aber nicht geschehen. Läßt sich einmal die Absendung von Geschenken nach Ägypten, Persien oder Konstantinopel aus politischen Gründen absolut nicht länger aufschieben — Mr. Palgrave erlebte dies zweimal — so werden die mittelmäßigsten Hengste zu diesem Zwecke ausgesucht. Stuten werden unter gar keinen Umständen über die Grenze gelassen. In Hayel und Dschebel-Schomer sah Mr. Palgrave einige sehr gelungene Exemplare jenes Typus, der bisweilen zu erstaunlich hohen Preisen an Europäer verkauft wird. Diese Tiere stammen beinahe immer von einer Dschebel-Schomer-Stute und einem Nedschd-Hengste, zuweilen auch von einer Nedschd-Stute und einem Dschebel-Schomer-Hengste, nie aber von zwei Nedschd-Tieren ab. Bei aller Güte sind die Stuten solcher Kreuzung weniger elegant als die rein gezogenen Nedschd-Pferde und außerdem meist mit irgend einem störenden Fehler behaftet.

Man kann deshalb Schwarznecker nur beistimmen, wenn er in seinem interessanten Werke „Die Pferdezucht" ausruft: „In Summa also ist das edelste Wüstenpferd ein ziemlich mythisches Tier, viel beschrieben, selten gesehen und vielleicht noch seltener oder gar nie nach Europa gekommen, es müßte denn indirekt durch die Auktion der Pferde von Abbas Pascha geschehen sein, der allerdings wohl Lust und Gelegenheit hatte, das Vorzüglichste zu erwerben."

Gleich nach dem echten Wüstenaraber kommt das syrische Pferd in der Rangordnung der orientalischen Rassen. Dieser Schlag wird von dem mächtigen Anazéstamm gezogen, der über das Dreieck herrscht, welches die Wüste zwischen Aleppo, Damaskus und Bagdad bildet. Die Araber nennen denselben Cham. Auch das edle syrische Pferd ist sehr klein, selten größer als $1{,}_{50}$ m. Außer diesem kleinen Schlage gibt es noch einen größeren, der nicht selten die Höhe von $1{,}_{56}$ m erreicht; ersterer ist jedoch der wertvollste, weshalb auch recht viele Exemplare desselben als „echte Vollblutaraber" nach Europa eingeführt worden sind. Die besten syrischen Pferde zeichnen sich durch einen in hohem Grade harmonischen und kräftigen Körperbau aus; leider aber besteht der weitaus größte Teil des in der syrischen Wüste gezogenen Pferdestammes aus rasselosen Tieren, welche, obwohl recht anwendbar zum Reitdienst, zu Zuchtzwecken absolut nicht geeignet erscheinen.

Nahe verwandt mit dem edlen syrischen Pferde ist der sog. Bagdadly oder das Pferd von Bagdad. In Konstantinopel schätzt man denselben sogar höher als den Syrier.

Daß er den Eindruck macht, edler zu sein, kann ich selbst bezeugen. Trotzdem dürfte er infolge seines gar zu feinen Knochenbaues in Europa wenig Bewunderer finden.

Weniger edel, aber größer und knochiger als die hier erwähnten Pferdearten sind die kurdischen Pferde, welche an der östlichen Grenze von Kleinasien in den Distrikten Diarbékir, Mossul, Orfa und Kerkuk zu Hause sind. Ich sah in Konstantinopel einige Exemplare dieser Rasse und gestehe, daß sie mir besser gefielen als die sog. Nedschedis, welche den Stall des Sultans zieren.

Persische Pferde sind ebenfalls keine Seltenheit in der türkischen Hauptstadt. Auf mich machten dieselben keinen bestechenden Eindruck. Der Rumpf war bei allen von seltener Schönheit, nur ruhte derselbe meist auf einem unbeschreiblich elenden Gestell. In Persien soll es jedoch Exemplare geben, die eine auffallende Ähnlichkeit mit den besten arabischen Pferden zeigen.

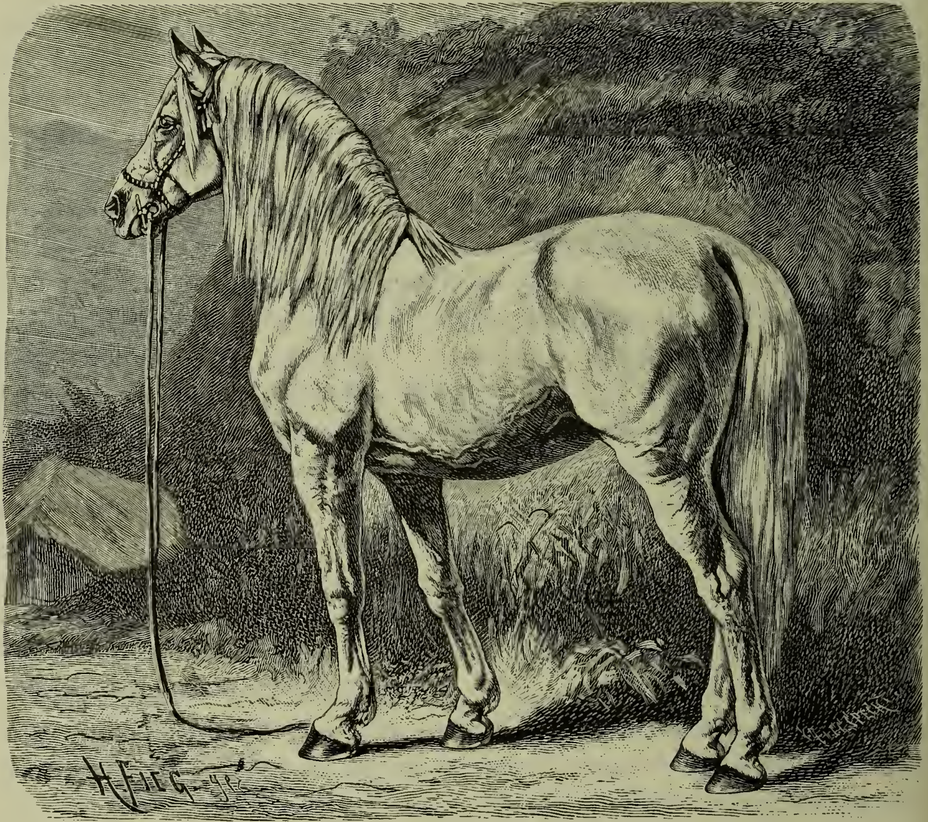
Das Turkomannische Pferd (siehe Kunstbeilage), dessen Zucht von nomadisirenden Stämmen in den zwischen dem kaspischen Meere und dem Aralsee gelegenen Steppen betrieben wird, beschreibt Herr de Vaulgrenant als ein ziemlich großes, muskulöses und gut fundamentirtes, aber unedles Tier, das sich wegen seines geringen Adels nicht zur Kreuzung mit europäischen Rassen eignet. Diese Schilderung scheint jedoch nicht auf die ganze Rasse zu passen, denn thatsächlich sind sehr edle turkomannische Pferde nach Europa eingeführt und dort auch mit großem Erfolge zur Zucht benützt worden. Wahrscheinlich fehlt diesem Schlage, wie den meisten in Kleinasien vorkommenden, ein bestimmter charakteristischer Typus. Thatsächlich unterscheidet man drei Arten dieser Rasse und zwar: die Tekkes, welche auf weiten Märschen durch keinen anderen Pferdeschlag zu ersetzen sind, die Goklands und die Yamuds, welch letztere ihrer außerordentlichen Schnelligkeit wegen besonders geschätzt sind.

Für den Adel des turkomannischen Pferdes spricht auch der Umstand, daß dasselbe, mit dem Araber gekreuzt, das hochedle kaukasische Karabagh-Pferd (Fig. 705) erzeugt hat. Letztere Rasse ist für die asiatischen Pferdeschläge, was das englische Vollblut für die europäische Zucht. An allen Orten, wo die Züchtung schon seit längerer Zeit mit größerer Sorgfalt betrieben wurde, erreichen die ausgewachsenen Pferde dieser Rasse eine Höhe von $1,_{50}$ m; doch gibt es auch viele Tiere in der Landschaft Karabagh, welche kaum $1,_{45}$ m hoch sind. Auf den Hochebenen der Landschaft finden sich hauptsächlich die kleineren Pferdchen, wohingegen auf den Weiden und Abhängen der Berge, wo gewöhnlich ein üppiger Graswuchs vorhanden, die Pferde größer und stärker heranwachsen.

Die karabaghischen Gebirgspferde sind fast ausnahmlos von gedrungenem Bau und ihre Glieder von fester Knochensubstanz. Am Kopfe ist der obere Teil,

die Stirne und das Nasenbein, sehr stark entwickelt; erstere tritt immer deutlich hervor, ihre feurigen Augen sind hervorstechend, aber etwas niedrig gestellt; die mittellangen Ohren stehen weit von einander ab. Nase und Maul sind in der Regel schmal und selten so schön wie bei den edlen arabischen Wüstenpferden gebildet. Der hochaufgesetzte Hals ist eher kurz als lang, mit dem Kopfe aber

Fig. 705.



Karabagh-Pferd.

hübsch verbunden. Leib und Rücken sind kurz, der Widerrist ist hoch und das kurze Kreuz sehr kräftig gebaut. In der Regel sind die Beine der Tiere etwas weit gestellt und fast immer mit derben Sehnen ausgestattet. Alle Muskeln am Körper sind trocken, scharf markirt und jede Fettbildung soll unterdrückt sein. Der ziemlich harte Huf erscheint oft an der Krone etwas zusammengedrückt. Das Temperament ist feurig, aber fromm, und die Gänge lassen besonders im Schritt und

Galop nichts zu wünschen übrig. Als eine weitere Eigentümlichkeit beim Karabagh-pferde wird angegeben, daß es sehr kurzsichtig und infolgedessen auch ungewöhnlich furchtsam sei. Wittert es irgend eine Gefahr, so bleibt es, am ganzen Leibe zitternd, wie festgemauert stehen, anstatt wie die übrigen Steppenpferde sein Heil in der Flucht zu suchen.

Das Karabagh-Pferd edelster Rasse oder der sog. Kohlan soll sich nach den Mitteilungen des Grafen Hutten-Czapski durch eine auffallend goldige Haarfärbung auszeichnen. Ein solches Pferd, dessen Farbe derjenigen am nächsten kommt, welche wir Isabellen nennen, bezeichnet der Eingeborene mit dem Namen Sarylar (goldiges Pferd). Die Haut des Sarylars ist außerordentlich fein, das kurze Deckhaar funkelnd wie Edelstein und die Mähne- und Schweifhaare seidenweich. Außer diesen goldigen Pferden gibt es in Karabagh auch ziemlich viele weißgeborene Schimmel, die Atlas- oder Rosenschimmel genannt werden. (Siehe Dr. Carl Freitag, „Rußlands Pferderassen".)

Die Pferdepflege wird in Karabagh zwar etwas rationeller als in den Steppen betrieben, entspricht aber dennoch keineswegs unsern europäischen Begriffen und Gewohnheiten. Infolgedessen ist die Zucht daselbst sowohl in quantitativer wie in qualitativer Hinsicht zurückgegangen. Die besten Karabaghpferde sollen gegenwärtig in den Gestüten des Obersten Djafar Kouli-Khan gezogen werden.

Die ägyptischen Pferde sind ordinäre Gäule, welche kaum noch eine Spur der in den Vierziger Jahren stattgefundenen Kreuzung mit der Nedschdrasse aufweisen. Zu ihrer Entschuldigung kann jedoch angeführt werden, daß sie sich von jeher mit einem Unterhalt haben begnügen müssen, der jeder anderen Rasse den Garaus gemacht hätte. Außer dem gewöhnlichen Landpferde gibt es in Ägypten noch einen Pferdeschlag, der in seiner ganzen Erscheinung auf eine so auffallende Art von dem orientalischen Typus abweicht, daß die Hippologen hin und her geraten haben, um das Rätsel seiner Entstehung zu lösen. Ich meine das Dongolapferd, diesen schwerfälligen, hochbeinigen, schwarzen Riesengaul, welcher mit seinen melancholisch herabhängenden Ohren und seinen erhabenen Gängen das Pferdeideal aller Begräbnisunternehmer sein müßte, wenn er nicht meistens mit großer Blässe und vier hohen Stiefeln auftreten würde. Da aber diese Mängel nunmehr leicht mit etwas Haarfarbe behoben werden können, steht dem Dongolapferde möglicherweise noch eine Zukunft bevor.

Der orientalische Pferdeschlag, welcher in Europa die größte Verbreitung gefunden, ist unstreitig das im nördlichen Afrika, in Algier, Tunis, Fez, Marokko 2c. vorkommende Berberpferd. Alle Hippologen stimmen darin überein, daß dieses Pferd von der alten numidischen Rasse herstammt, welche während der punischen

Kriege zur Berühmtheit gelangte. Weniger einig ist man bezüglich der ältesten Ahnen des Berberpferdes. Abd-el-Kader behauptete allerdings mit größter Bestimmtheit, daß die Berberrasse arabischen Ursprunges sei, andere Autoritäten aber, die sich rühmen können, größere geschichtliche Kenntnisse zu besitzen, als der tapfere Emir während seines thatenreichen Lebens erworben, verfechten mit mindestens ebenso großem Nachdruck die Ansicht, daß das Berberpferd ein Naturprodukt des nördlichen Afrikas sei. Wie es sich in Wirklichkeit hiermit verhält, dürfte schwer zu bestimmen sein. Wir werden uns daher mit der unbestrittenen Thatsache begnügen müssen, daß das Berberpferd der Neuzeit, sowohl was die äußeren als auch die inneren Eigenschaften betrifft, eine auffallende Ähnlichkeit mit dem numidischen Pferde zeigt und sich außerdem durch einige wichtige „Points" von dem edlen arabischen Pferde unterscheidet. Diese sind, kurz gesagt, folgende:

Die Körperformen des Berberpferdes sind bei weitem nicht so harmonisch wie die des Arabers edler Rasse. Es ist, wenn ich mir den Ausdruck erlauben darf, kantiger wie dieser und hat überhaupt nichts von dem idealen Typus desselben an sich. Das Maß des Berbers beträgt im Durchschnitt $1{,}_{48}$ m, schwankt aber zwischen $1{,}_{38}$ m und $1{,}_{60}$ m. Wie überall ist die Größe von der Beschaffenheit des Bodens und der Fütterung abhängig. Auf den Ebenen Marokkos, sowie in Algier und Tunis wird das Pferd daher größer und schwerer als in den Gebirgsgegenden des nördlichen Afrikas. Der Kopf ist bei den weniger edlen Exemplaren lang und von der bekannten Ramskopfform, wohingegen diejenigen, welche arabisches Blut in ihren Adern haben, die viereckige, trockene und edle arabische Kopfform zeigen. Der Rücken ist kurz und die Nierenpartie kräftig gewölbt. Die Kruppe dagegen erinnert durch ihre spitzige und schmale Gestaltung an diejenige des Maulesels und trägt der niedere Schweifansatz keineswegs dazu bei, diesen Fehler zu verbergen. Berechtigte Anmerkungen können auch gegen die steile Schulter, die kurzen Unterarme und die enge Stellung der Hintergliedmaßen erhoben werden; jedoch werden diese Mängel zum Teil durch die gute Beschaffenheit der Gelenke, die trockenen Beine und das feurige Temperament aufgewogen.

Das Berberpferd wird wegen seiner Ausdauer, Härte und Anspruchslosigkeit von für orientalisches Blut schwärmenden Hippologen als das beste Soldatenpferd der Welt gepriesen. Hiergegen ließe sich einwenden, daß die deutsche Reiterei, obwohl sie bei Sedan und auf anderen Schlachtfeldern Tausende dieser „unübertroffenen" Streitrosse erbeutet, denselben absolut keinen Geschmack hat abgewinnen können und daß der Enthusiasmus für das Berberpferd auch in den Reihen der französischen Kavallerie ganz bedeutend nachgelassen hat. In Nr. 14 des „Bulletin de la réunion des officiers" pro 1875 wird sogar offen ausgesprochen, daß der

Berber nur von den in Afrika stehenden Reiterabteilungen mit Nutzen verwendet werden könne, in Europa aber wegen seines schwachen Hinterteils und seiner elenden Trabaktion als Soldatenpferd absolut zu verwerfen sei.

Das Gerede von der Bedeutung des Berbers als Kriegspferd ist daher vom europäischen Standpunkte aus „cum grano salis“ aufzufassen.

Die edelsten Berberpferde werden in Tunis gezogen, diesen zunächst stehen die Pferde in dem algierischen Teil der Wüste Sahara und in letzter Reihe kommen die marokkanischen Pferde.

Fragen wir uns nun, nachdem wir die hauptsächlichsten orientalischen Rassen kennen gelernt haben, was von den sagenhaften Leistungen zu halten ist, welche arabische Pferde nach der Aussage mehr oder weniger zuverlässiger Zeugen in der Wüste zuwege gebracht, so glaube ich, daß die Antwort nicht anders ausfallen kann, als daß das edle Blut überall und unter allen Verhältnissen — also auch in der Wüste — seine ans Wunderbare grenzende Leistungsfähigkeit bethätigen wird. Daraus folgt aber keineswegs, daß jede Erzählung von unerhörten Ritten, welche in unglaublich kurzer Zeit in einem Lande ausgeführt worden sind, wo der Kilometer eine unbekannte Größe ist, gläubig hingenommen werden muß. Man darf eben nicht vergessen, daß die Wahrheit im Orient selten oder nie ein ungeschminktes Gesicht zeigt. Wer würde es z. B. wörtlich nehmen, wenn der Wüstensohn mit Bezug auf sein Pferd ausruft: „Der Sohn der Luft spricht zum Adler: Komm herunter oder ich fliege hinauf zu dir!“ — „Wenn er in vollem Laufe dahinsprengt, lockt er Thränen aus den Augen.“ — „Sein Gesicht ist so scharf, daß er in dunkler Nacht ein auf dem Boden liegendes Menschenhaar sehen kann.“ — „Er ist so leichtfüßig, daß er auf dem Busen deiner Geliebten tanzen könnte, ohne sie zu verletzen“ u. s. w. Und noch weniger dürfen wir übersehen, daß der arabische Renner jedesmal, wenn er sich mit mittelmäßigen englischen Pferden auf einer Rennbahn gemessen, die geeignet war, sowohl seine Ausdauer als auch seine Schnelligkeit auf die Probe zu setzen, kläglich unterlegen ist. Sehr belehrend in dieser Beziehung war z. B. das Rennen, welches im Jahre 1885 über die drei letzten Meilen (engl. Maß) der Beaconbahn in Newmarket zwischen dem englischen Vollbluthengste Jambic und dem Araber Ali stattgefunden. Jambic*) gab dem Araber bei dieser Gelegenheit 16½ Kilo (was so viel sagen will, als daß letzterer um 16½ Kilo weniger Gewicht trug), siegte aber nichtsdestoweniger mit 20 Pferdelängen! Ähnliche Beispiele könnten in Menge angeführt werden. Es scheint also, daß große Schnelligkeit nicht zu den charakteristischen Eigenschaften der Araber

*) Welch geringen Wert Jambic als Rennpferd besaß, geht schon daraus hervor, daß er von seinem jetzigen Besitzer zum Reitpferde degradirt worden ist.

gehört und ihre gerühmte Ausdauer — wenigstens in schnellen Gangarten — ebenfalls geringer als die der englischen Vollblutrasse ist.

Suchen wir uns nun über den Zuchtwert der orientalischen Rassen zu orientiren, so stoßen wir auf die überraschende Thatsache, daß der Araber, der edelste Repräsentant des Pferdegeschlechts, beinahe vollständig von dem dominirenden Platz verdrängt worden ist, den er noch zu Anfang dieses Jahrhunderts in der europäischen Pferdezucht einnahm. Mit dem bloßen Hinweis auf die wechselnde Laune der Mode läßt sich dies nicht wohl erklären. Wenn gebildete, klug berechnende Züchter aufhören sich eines so edlen Zuchtmaterials, wie es das arabische Pferd unzweifelhaft ist, zu bedienen, muß die Ursache tiefer liegen. Um diese zu erforschen, ist es meiner Ansicht nach notwendig, einen Blick auf die Zuchtresultate zu werfen, welche in Europa mit dem orientalischen Zuchtmateriale erzielt worden sind. Nun, glänzend sind dieselben gerade nicht zu nennen. Außer dem englischen Vollblute gibt es keine einzige europäische Rasse, die mit Hilfe arabischer Zuchtpferde zu Selbständigkeit und Ansehen gekommen, und auch auf die Bildung der englischen Vollblutrasse haben die importirten Araber, wie wir sogleich sehen werden, nur einen beschränkten Einfluß ausgeübt. Ganz besonders hervorzuheben ist, daß von den 180 orientalischen Hengsten, welche seit Jakob I. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts in England zur Zucht verwendet worden sind, nur drei — „The Darley Arabian“, „The Byerly Turk“ und „The Godolphin Barb“ — zu den Stammvätern der englischen Vollblutrasse gezählt werden. Noch weniger ermunternd sind die Ergebnisse der orientalischen Reinzuchten in Europa. Keiner dieser Stämme hat ohne ständige Importe aus dem Orient fortgezüchtet werden können, und da nun solche infolge der veränderten Verhältnisse, die im Heimatlande der arabischen Rasse eingetreten sind, mit jedem Jahre größeren Schwierigkeiten begegnen, führen die europäisch-orientalischen Reinzuchten dort, wo sie noch bestehen, eine kümmerliche, durch fehlende Nachfrage erschwerte Existenz. Und diese fehlende Nachfrage hat ebenfalls ihre guten Gründe, denn unser praktisches Zeitalter weiß nichts anzufangen mit kleinen zierlichen Pferdchen, deren einzige Spezialität Adel und Eleganz ist. Schwarznecker traf deshalb den Nagel auf den Kopf, als er mit Bezug auf die Verwendung des orientalischen Pferdes in Europa folgenden Ausspruch that: „So lange der hauptsächlichste Dienst des Pferdes der unter dem Sattel, so lange das Zuchtideal eine Art mittleres Durchschnittsreitpferd war, ebenso gewandt wie rasch, ebenso bequem wie hübsch, ebenso genügsam wie ausdauernd, kurz, so lange man von dem Pferde von allem etwas, wenn auch nichts eminent Hervorragendes in einer bestimmten Richtung verlangte, so lange war natürlich das nach allen Richtungen hin möglichst harmonische und proportionirte orientalische Pferd der

Inbegriff aller Nützlichkeit, das Universalmittel für alle Zwecke, die Panacee für alle Gestüte; als aber das moderne Prinzip der Arbeitsteilung auch in der Pferdezucht sich Eingang und Geltung verschaffte, als die Tiefkultur des erschöpften Bodens schwere Zugpferde verlangte, als der Kampf um „Kraft und Stoff" auch auf das Pferdefleisch sich ausdehnte, als man die Aufmerksamkeit auf einzelne hervorragende, wirtschaftlich nützliche Eigenschaften lenkte, die man auf Kosten anderer zu kultiviren suchte, kurz, als die Zucht nach Maße und Points begann, da mußte natürlich auch die Hegemonie des orientalischen Pferdes gebrochen werden."

Ja, ohne Zweifel! Für den Araber gibt es keinen Platz in dem modernen Gemeinwesen, in „dem Zeitalter der Spezialitäten", denn er hat, wie gesagt, keine andere Spezialität, als der Urquell aller Veredlung zu sein. Diese eine Eigenschaft stellt ihn aber so hoch, daß sein Verschwinden der Pferdezucht einen unersetzlichen Verlust zufügen würde, dessen Konsequenzen sich vorläufig jeder Berechnung entziehen. Möchten daher freundliche Mächte eine schützende Hand über den edeln Nedschedi halten. Seine Zeit ist gewesen, seine Zeit kann wieder kommen.

Der edelste Stammgenosse des Arabers in Europa ist *das englische Vollblutpferd*. Viele Hippologen haben sogar die Behauptung aufgestellt, daß der Unterschied zwischen diesen beiden Rassen nur in den durch veränderte Lebensverhältnisse hervorgerufenen Verschiedenartigkeiten liege und das englische Vollblut somit unvermischtes orientalisches Blut in seinen Adern habe. Diese Behauptung zeugt jedoch von mangelnder Einsicht in der Geschichte des Vollblutpferdes, denn das Stammregister (General Stud-Book) der Rasse liefert uns den unumstößlichen Beweis, daß *es im Gegenteil kein einziges Vollblutpferd gibt, dessen Stammbaum sowohl auf väterlicher wie mütterlicher Seite ausschließlich auf orientalische Vorfahren zurückgeführt werden könnte*. Sogar in dem Stammbaum (Pedigree) des berühmten Eclipse sind nicht weniger als 15 „unbekannte Stuten" und mehrere Hengste zweifelhafter Abkunft enthalten. Das häufig gehörte Gerede von „einem Stammbaum so rein wie Eclipse's" muß daher als eine sehr gewagte Phrase bezeichnet werden. Rein in der strikten Bedeutung des Worts ist das Vollblut nicht. Der Ursprung desselben zeigt im Gegenteil ein recht buntes Bild, auf welchem außer einer großen Menge Stuten des englischen Landschlages arabische, berbische, türkische, persische und ägyptische Hengste, sowie auch einige in England gezogene Halbbluthengste zu bemerken sind. Die Definition des Begriffes Vollblut muß daher die Frage von der Entstehung der Rasse unberührt lassen; sie lautet: „*Vollblut ist jedes Pferd, dessen Stammbaum sowohl auf väterlicher wie auf mütterlicher Seite ohne*

Lücken auf solche Pferde zurückführt, die im englischen Stud-Book Aufnahme gefunden."*)

Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß man zur Vermeidung willkürlicher Deutungen auch genau definirt hat, was unter den Benennungen orientalisches und anglo-arabisches Vollblut zu verstehen ist. Als orientalisches Vollblut gelten nur solche importirte Orientalen, deren reine Abstammung von einer in ihrem Heimatlande als hochedel anerkannten Familie, nicht nur durch ein amtliches Konsulatszeugnis, sondern auch durch zuverlässige Angaben und authentische Stammbäume bestätigt worden. Zum anglo-arabischen Vollblut aber gehören diejenigen Pferde, die nachweisbar das Produkt einer direkten Kreuzung authentischen englischen und arabischen Vollblutes sind. Sowohl das orientalische wie das anglo-arabische Vollblut ist berechtigt, in den verschiedenen über das Vollblut geführten Gestütsbüchern oder Stud-Books aufgenommen zu werden. Außer den hier angeführten Pferdekategorien gibt es aber keine Rasse, welche die Bezeichnung Vollblut beanspruchen könnte. Es ist somit ein arger hippologischer Schnitzer, von Anglo-normännischem, Hannoveraner- oder Ardenner-Vollblut zu sprechen; für Reinzuchten dieser Gattung haben wir die Benennung reine Anglo-normänner- bzw. Ardennerrasse.

Wollen wir einen klaren Überblick über die Entstehung des englischen Vollbluts gewinnen, so müssen wir ziemlich weit in der Zeitrechnung zurückgehen. Die Thatsache, daß Cäsar bereits Reiterei in England vorgefunden, beweist, daß die englische Pferdezucht ältere Ahnen als die arabische hat.

Im 10. Jahrhundert beginnen die Importe ausländischen Zuchtmaterials. Der Stammvater der französischen Dynastie Capet sandte nämlich um diese Zeit dem König Athelstan von England eine Anzahl edler Pferde zum Geschenk. Im 12. Jahrhundert finden bereits Wettrennen statt, jedoch soll schon der römische Kaiser Severus, welcher im Jahre 208 nach Britannien ging, Rennen mit arabischen Pferden in Wetherby, Yorkshire, abgehalten haben. Die ersten Grundzüge eines geordneten Rennbetriebs treten indessen nicht vor Beginn des 16. Jahrhunderts zu Tage. (Siehe „The History of Newmarket and the Annals of the Turf, by J. P. Hore, London 1885.") König John importirte nicht weniger als 100 flandrische Beschäler auf einmal und Edward II. ließ 50 spanische Pferde nach England kommen. Heinrich VIII. (1509—1547) hielt sich einen Trainer,

*) In Amerika werden jedoch auch solche Tiere zur Registrirung in das Stud-Book zugelassen, welche nur in 5 Generationen eine unvermischte Abkunft von reinem Blut aufweisen. Mit Bezug auf die Herkunft kann also ein bestimmter Unterschied zwischen Individuen des englischen und des amerikanischen Vollbluts bestehen.

der „Keeper of the Barra or Barbary horses“ genannt wurde. Der König muß also Pferde dieses Schlages gehalten haben, was übrigens auch durch die Thatsache bestätigt wird, daß ihm durch den Marquis von Mantua edle Stuten geschickt wurden, welche im Gestüte zu Hampton Court zur Verwendung gelangten. Man kann also auf Grund dieser geschichtlichen Thatsachen annehmen, daß ein veredelter Stutenstamm im Lande vorhanden war, bevor noch an eine systematische Kreuzung mit orientalischem Blute gedacht wurde. Dies wird auch von den meisten hippologischen Forschern bestätigt. So schreibt z. B. James Rice in seiner „History of the British Turf“: „In demselben Maße als die Civilisation zunahm, verbesserte sich auch die Qualität der englischen Pferderasse, so daß wir unter der Regierung James I. bereits einen Stamm einheimischer Pferde besaßen, welcher, speziell was Kraft und Ausdauer betrifft, hohen Anforderungen entsprach. Mit diesen Tieren haben wir später den Grund zu der heutigen Vollblutrasse gelegt.“

Ein noch beredteres und zuverlässigeres Zeugnis für die Güte des englischen Landpferdes vor der Ankunft der Orientalen liefert uns der bekannte hippologische Schriftsteller Markham, welcher im Jahre 1614 folgenden Ausspruch that: „Wenn es strenge Arbeit und Ausdauer gilt, gibt es kein Pferd, das mit dem englischen verglichen werden könnte. Dasselbe hat nicht nur einen recht befriedigenden Körperbau, sondern ist auch stark, tapfer und ausdauernd.“ Vier Jahre später äußerte sich Michael Barrat in seinem „Vineyard of Horsemanship, 1618“ auf ähnliche Weise. Auch dieser Verfasser ist der Ansicht, daß Ausdauer eine typische Eigenschaft des englischen Pferdes sei. König James I. importirte den ersten Araber; es war dies der sog. Markhams Arab (1602). Die meisten hippologischen Verfasser geben an, daß dieser Hengst dem König die für die damaligen Zeitverhältnisse kolossale Summe von 500 Pfd. St. gekostet habe; aus einer im englischen Finanzministerium vorgefundenen Quittung geht jedoch hervor, daß der König nicht mehr als 150 Pfd. St. für den Hengst bezahlt und überhaupt während seiner ganzen Regierung nur 400 Pfd. St. für Pferde ausgegeben hat. Da Markhams Arab sich auf der Bahn nicht bewährte, sanken die Aktien des orientalischen Pferdes in England, so daß es längere Zeit hindurch zu keinem weiteren Import aus dem Orient kam. Auch als Zuchtpferd hat genannter Hengst keine Spuren hinterlassen, ja es ist sogar sehr zweifelhaft, ob er je zur Zucht verwendet worden ist. Der von Cromwells Stallmeister, Place, importirte „White Turk“ wurde dagegen desto fleißiger benützt und dasselbe gilt von den während der Belagerung von Wien erbeuteten drei türkischen Hengsten, unter welchen sich einer der Stammväter der englischen Vollblutrasse, der berühmte Byerly Turk, befand.

Großer Schaden wurde der Zucht durch die Revolution der Cromwell's (1642) zugefügt, indem mehrere der besten Zuchthengste von Ausländern entführt wurden und in der unruhigen Zeit Niemand Muße dazu fand, sich mit der Zucht zu beschäftigen. Indessen sollen später viele Nachkommen jener Hengste wieder den Weg nach England zurück gefunden haben.

Charles II., welcher die von König Charles I. gestifteten Rennen in Newmarket wieder ins Leben rief, war der erste, der auch Stuten einführte. Leider fehlen sichere Angaben über die Anzahl und Herkunft dieser sog. Royal Mares. Es ist allerdings mit Berufung auf unverbürgte Überlieferungen behauptet worden, daß dieselben aus dem Orient stammten, jedoch lassen andere Umstände es viel glaublicher erscheinen, daß die Mehrzahl ungarischer Abkunft gewesen. Während der Regierung der Königin Anna (1700—1715) kam der zweite der orientalischen Stammväter des englischen Vollblutes, der sog. „Darley Arabian" nach England. Derselbe wurde von dem englischen Konsul in Aleppo, Mr. Darley, angekauft und soll ein echter Nedschedi gewesen sein. Einige Jahre später wurde auch der dritte Stammvater des Vollblutes, The Godolphin Arabian, nach England gebracht. Die Überlieferung will wissen, daß dieser Hengst als Geschenk des Kaisers von Marokko an König Ludwig XV. von Tanger nach Frankreich gekommen. Er scheint indessen den Franzosen nicht besonders gefallen zu haben, denn ein Mr. Coke fand ihn damit beschäftigt, eine Wasserkarre durch die Straßen von Paris zu ziehen. Nach England gebracht, ging es ihm anfangs nicht viel besser. Er wurde dort als Probirhengst für den Beschäler Hobgoblin benützt. Die Stute Roxana gab den ersten Anstoß zu seiner Berühmtheit. Hobgoblin weigerte sich nämlich diese Stute zu decken und mußte nun Godolphin für denselben eintreten. Das Produkt dieser Paarung wurde Lath, das berühmteste Rennpferd jener Zeit und das einzige, welches den Kampf mit Childers aufzunehmen wagte. Mit diesem Erfolge war Godolphins Ruf besiegelt. Er wurde später durch seinen Sohn Cade Großvater von Matchem (1748) und durch Regulus Urgroßvater von Eclipse (1764). Nach den Abbildungen zu urteilen, die von Godolphin Arabian vorhanden sind, dürfte er indessen den Beinamen „Arabian" kaum verdient haben; wenigstens macht er mit seinem unedlen Kopf, seinen Schweinsohren und dem riesigen Speckhals vielmehr den Eindruck eines Sprößlings des im nördlichen Afrika vorkommenden Pferdeschlags. Daß er schwarzbraun und $1{,}_{60}$ m hoch war, spricht auch nicht für die arabische Herkunft. Godolphin, der in England von 1731 bis 1753 als Zuchthengst in Verwendung stand, wurde von Mr. Coke an einen Kaffeesieder Namens Williams verschenkt und später von diesem an den Earl of Godolphin verkauft.

Die bekanntesten bis zum Jahre 1770 nach England eingeführten orientalischen Zuchtpferde sind:

The Markham Arabian (James I.).
Place's White Turk (Charles II.).
Darley Arabian (Königin Anna).
Brown Arabian.
Honeywood's Arabian.
Sir Thomas Oglethorpe's Arabian.
The Cullen Arabian Mare.
The Newcombe Bay Mountain Arabian.
The Damascus Arabian.
The Lonsdale Bay Arabian.
The Coombe Arabian.
Mr. Bell's Grey Arabian.
The Godolphin Arabian, Barb.
Mr. Wilkinson's Barb Mare.
Mr. Compton's Barb.
The Thoulouse Barb.
The Marshall or Selaby Turk.
The Byerly Turk.
The Acaster Turk.
The Belgrade Turk.
Duke of Berwick's Turk.
Sir William Stricklands Turk.
The Helmsley Turk.
Dodsworth (im Mutterleibe importirt).

Von diesen Orientalen sind wie gesagt drei Stammväter der drei großen Familien geworden, welche die Basis des englischen Vollblutes bilden, nämlich:

1. The Darley Arabian.
2. The Byerly Turk.
3. The Godolphin Arabian.

Was die erstgenannte dieser Familien oder den Stamm Darley Arabian betrifft, ist dieselbe in der Jetztzeit hauptsächlich durch folgende Namen vertreten: Adventurer, Albert Victor, Artillery, The Baron, Beadsman, Birdcatcher, Blair Athol, Blinkhoolie, Breadalbane, Claret, Cambuscan, Cathedral, Chanticleer, Daniel O'Rourke, Faugh-a-Ballagh, Fitz Roland, Hermit, Kettledrum, Kingcraft, King Tom, Knight of Kars, Knowsley, Leamington, Lord Clifden,

Lord Lyon, Lord of the Isles, Marsyas, Mountain Deer, Newminster, Orlando, Rataplan, Rosicrucian, St. Albans, Saunterer, Scottish Chief, Speculum, Sterling, Stockwell, Strathconan, Teddington, Thunderbolt, Touchstone, Trumpeter, Uncas, Vedette, Victorious, Voltigeur, Weatherbit. Diese Hengste haben 1389 Töchter unter den im XV. Teil des General-Stud-Books verzeichneten Mutterstuten.

Den Byerly-Turk-Stamm repräsentiren: Brownbread, Buccaneer, Cremorne, Dundee, Favonius, Flying Dutchman, Hobbie Noble, Gladiateur, King of Trumps, Kisbèr, Lambton, Lecturer, Macaroni, Monarque, Palmer, Parmesan, Paul Jones, Saccharometer, See Saw, Sweetmeat, The Cure, The Rake, Thormanby, Wild Dayrell, Windhound. Diese Hengste haben 595 Töchter unter den im XV. Teil des General-Stud-Books verzeichneten Mutterstuten.

Die Sprößlinge Godolphin Arabians unter den modernen Vollblutvätern sind: General Peel, Knight of the Garter, Melbourne, Musket, Mentmore, Prime Minister, Rapid Rhone, Toxophilite, West Australian, Young Melbourne. Diese Hengste haben 169 Töchter unter den im XV. Teil des General-Stud-Book's verzeichneten Mutterstuten.

Aus dieser kurzgefaßten Zusammenstellung geht hervor, daß The Godolphin Arabians Stamm am schwächsten vertreten ist, wohingegen The Darley Arabian mit seiner Nachkommenschaft beinahe den ganzen Vollblutstamm beherrscht. Unzweifelhaft ist auch, daß die beiden übrigen Familien ihre Berühmtheit zum größten Teile der Kreuzung mit der Darley-Arabian-Linie zu verdanken haben. Solche Kreuzungen haben im Laufe der Zeit in so großem Umfange stattgefunden, daß es nunmehr kaum möglich ist, die drei Hauptzweige des Vollblutgeschlechts auseinander zu halten.

Bemerkenswert ist, daß während der letzten Jahre der Import von Arabern eher zu- als abgenommen hat. Ob dies als eine erfreuliche Erscheinung zu bezeichnen ist, bleibt indessen bis auf weiteres in Frage gestellt. Nach den in englischen Fachblättern veröffentlichten Ansichten bewährter Züchter zu urteilen, scheint diese „Blutauffrischung", die von einigen wenigen Arabomanen in Scene gesetzt worden ist, auf energische Opposition zu stoßen. So schrieb z. B. der bekannte hippologische Verfasser „Borderer" in der hoch angesehenen Zeitschrift „Baily's Magazine" pro September 1885: „Ich halte es für ein sehr zweifelhaftes Experiment, die Söhne und Töchter der Wüste in so großer Anzahl in das Stud-Book aufzunehmen. Wir haben keine Verwendung für die schlechten Schultern und eingeklemmten Ellbogen dieser Orientalen, wenn auch ihre harten, trockenen Beine von Nutzen für die Zucht sein könnten." Inwiefern bei der Aufnahme der importirten Orientalen in das englische Stud-Book mit genügender Strenge vor-

gegangen wird, ist ebenfalls eine Frage, die sich dem Fachmanne bei der Durchsicht dieses Buches aufdrängt; jedenfalls wirkt es befremdend, daß die Zahl der registrirten Orientalen im XV. Teil des Stud-Book's von 19 im vorhergehenden Teile auf 35 gestiegen ist. Sollten wirklich alle diese 35 begründete Ansprüche auf die Benennung „Vollblutaraber" haben, so können die Engländer sich rühmen, bei ihren Ankäufen im fernen Orient von ganz außerordentlichem Glück begünstigt gewesen zu sein.

Von dem Blute, das bei der Bildung der englischen Vollblutrasse mitgewirkt hat, wenden wir uns nun einem andern, mindestens ebenso wichtigen Faktor zu, nämlich der strengen, öffentlichen und genau reglementirten Prüfung, welcher das Vollblut seit seiner Entstehung auf der Rennbahn unterzogen worden ist. Wir werden uns hierbei vor Augen zu halten haben, daß das heutige Vollblut nichts anderes ist, als ein aus fortgesetzter Reinzucht hervorgegangenes Produkt der Rennen, der Vorbereitung zu diesen — dem sog. Training — und der durch diese beiden Faktoren bedingten sorgfältigen Paarung, Aufzucht und Fütterung. Ich sehe mich daher genötigt, die Unentbehrlichkeit der Rennprüfung bei der Vollblutzucht etwas näher zu beleuchten.

Es ist nicht jedermann gegeben, wissenschaftliche Probleme zu lösen; die Resultate, zu welchen die Wissenschaft gekommen, sind aber Gemeingut. Pflicht des Hippologen ist es demnach dafür zu sorgen, daß die Wahrheit auch auf seinem Gebiete dem sog. praktischen Manne zugänglich gemacht werde. Die Rennprüfung gibt ihm hierzu reichlichen Anlaß, denn obwohl dieselbe angesichts einer nach Tausenden zählenden Menge stattfindet, hat bisher nur eine verhältnismäßig kleine Schar die ernste Bedeutung der Rennen erfaßt.

Eine Berechnung der Kraft, welche erforderlich wäre, eine dem Gewicht des Pferdes und des Jockey's entsprechende Last — also mindestens 400 Kilo — mit einer Schnelligkeit von einer Minute und einigen Sekunden 2- 3- oder 4000 Meter vorwärts zu schleudern, ist geeignet, die ungeheure Spannkraft, welche die Muskeln des Vollblutpferdes während der Rennprüfung entwickeln, in das rechte Licht zu stellen. Daß eine solche Leistung die Dauer von 3, 4—5 Minuten nicht überschreiten kann, ist die Folge einfacher physiologischer Gesetze. Aber selbst mit dieser Beschränkung ist das Vollblut der einzige Pferdeschlag, der hierzu im Stande ist. Trotzdem würde der Sieger in einem scharfen Rennen nicht während des ganzen Laufes die Schnelligkeit entwickeln können, mit welcher er über die letzten hundert Meter dem Ziele zusteuerte.

Das Hindernisrennen, die sog. Steeple-chase, scheint bei oberflächlicher Betrachtung weit größere Anforderungen an den Organismus des Pferdes zu stellen,

als ein Flachrennen. Die Distanz ist weiter, das Gewicht größer und sowohl die Zahl wie die Beschaffenheit der Hindernisse geben dem Ganzen ein imponirendes Aussehen. Es erscheint jedoch dies alles in einem ganz anderen Lichte, wenn man in Erwägung zieht, daß der Steepler im reiferen Alter steht und vor allem, daß die in der Steeple-chase entwickelte Schnelligkeit (Pace) geringer als die im Flachrennen vorkommende ist, welch' letzterer Umstand allein in hohem Grade ermäßigend auf die dem Pferde abverlangte Anstrengung einwirkt. Wäre dem nicht so, könnten nicht die meisten zu Ruhm und Ansehen gelangten Steeple-chaser der großen Schar solcher Vollblutpferde entstammen, die entweder nicht genügende Schnelligkeit gezeigt oder auch dem harten Training, ohne welchen kein Erfolg auf der flachen Bahn zu erringen ist, nicht gewachsen waren.

Der Training oder die Vorbereitung des Pferdes zu den Rennen umfaßt sowohl die Fütterung als auch die Bewegung. Selbstverständlich sind es nicht die Rennen allein, welche eine solche Vorbereitung erfordern. Jede andauernde, das Maß des Alltäglichen überschreitende Kraftanstrengung, hat eine derselben entsprechende systematische Vorbereitung zur Voraussetzung und gilt dies ebensowohl für den menschlichen als für den tierischen Organismus. Nichtsdestoweniger wollen die Gegner der Rennen gerade im Training eine Tierquälerei erblicken. Nun — allerdings erliegen viele schwächlich organisirte Individuen den Anstrengungen des Trainings oder ziehen sich während desselben irgend einen Schaden zu; allerdings besteht nur die Elite der zum Wettkampf auserkorenen Schar in der Prüfung. Wie beklagenswert dies aber auch sein möge, beweist es doch anderseits, daß die Prüfung ebenso ernst als gründlich ist und somit dem Naturgesetze, daß der Schwache dem Geschlechte um Nutz' und Frommen im Kampf ums Dasein erliegen soll, genügende Geltung gesichert wird. Die Gegner der Rennen heben auch gerne das Faktum hervor, daß in England von 800 Vollblutpferden durchschnittlich nur 10 sich zu Tieren ersten Ranges entwickeln. Hierauf kann mit Fug entgegnet werden, daß es in der ganzen Tierwelt keine mit gleichartigen Eigenschaften ausgerüstete Rasse gibt, die ein günstigeres Resultat aufweisen könnte. Und überdies — wer würde wohl auf eine Herabsetzung der Forderungen im Abiturientenexamen dringen wollen, weil es nicht allen Examinanden gelingt, dasselbe glücklich zu bestehen? Das Vollblut ist das edelste Zuchtmaterial, welches den Pferdezüchtern zu Gebote steht; es **muß** dasselbe daher, so weit dies möglich, von den stets vorhandenen wertlosen Zuchtprodukten gereinigt werden, **denn mit dem Vollblut sinkt die Qualität aller jener Pferdeschläge, von denen wir Ausdauer in beschleunigter Gangart verlangen.** Der Training würde also seinen Zweck verfehlen, wenn er nicht hart wäre.

Der Umstand, daß der Wettkampf nur einige Minuten dauert, gibt ebenfalls Anlaß zu allerhand geringschätzigen Bemerkungen über das Rennwesen. Möchten doch diejenigen, die mit solchem Tadel nichts anderes beweisen als daß sie den Mut haben, etwas zu bekriteln, was sie nicht verstehen, sich die Mühe geben zu bedenken, daß die Dauer einer Anstrengung teils von der Intensivität der letzteren, teils von der Leistungsfähigkeit des betreffenden Individuums begrenzt ist. Weshalb verweilt z. B. der Taucher nicht länger unter Wasser? Weil die Sistirung des Atmungsgeschäfts nur innerhalb sehr enger Grenzen möglich ist. Nun, eine ganz ähnliche Wirkung bringt die im Rennlauf entwickelte rasende Schnelligkeit hervor. Auf die Frage, was ein Pferd mehr anstrengt: drei Meilen in einer Stunde oder neun in acht Stunden zurückzulegen, wird man daher mit dem praktischen Engländer antworten müssen: „It is the pace, that kills“ (Was tötet, ist die Schnelligkeit).

Die individuelle Leistungsfähigkeit spielt natürlich auch eine große Rolle bei der Rennprüfung. Nehmen wir z. B. zwei Pferde, von denen das eine nur 1700 Meter, das andere hingegen 2000 Meter in 2 Minuten und einigen Sekunden zu laufen im Stande ist. Das Verhältnis zwischen diesen zwei Tieren wird sich auch, wenn die Distanz verlängert und die Schnelligkeit gemäßigt werden sollte, nicht verändern; der Sieg muß dem schnelleren Pferde zufallen, denn die Erfahrung lehrt, daß letzteres selbst auf größeren Distanzen und solange die Pace ihm nicht übermächtig wird, den langsameren Gegner hinter sich läßt. Mit Bezug hierauf äußerte der französische Verfasser „Ned Pearson“ in seinem „Dictionaire du sport français“ folgende denkwürdigen Worte: „Es ist offenbar, daß das Pferd gleich wie alle anderen lebenden Wesen einen gewissen Vorrat von Kraft besitzt, welchen es in übereinstimmung mit den ihm von der Natur verliehenen Anlagen benützt. Dieser Vorrat reicht desto länger, je sparsamer mit ihm umgegangen wird. Man kann denselben mit einem gefüllten Wassergefäß vergleichen; die Wassermenge in dem Gefäße mag größer oder geringer sein, aber je langsamer dasselbe geleert wird, desto länger werden wir zu warten haben, bis der letzte Tropfen herausgeflossen. Stürzt man dagegen ein großes bis zum Rande gefülltes Faß plötzlich um, während man gleichzeitig den Inhalt eines kleineren Fasses ganz langsam ausfließen läßt, so muß das größere, obwohl es mehr Wasser enthalten, zuerst leer werden. Und doch wird niemand behaupten, daß weniger Wasser in dem großen Fasse gewesen, weil dasselbe schneller leer geworden. Was thun aber diejenigen, welche bei jeder Gelegenheit erklären, daß das Rennpferd, welches seinen ganzen Vorrat an Kraft in einem Rennen von 3000 Meter aufzehrt, nicht 20 Meilen mit der Schnelligkeit eines Droschkengaules zurücklegen könne? Die vorwärts

treibende Kraft des Rennpferdes ist 2—300mal größer als die des Droschkengaules. Während des Rennlaufes verbraucht ersteres dieses Ausmaß so schnell, daß letzteres keine zwei Schritte mitrennen könnte. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß eine solche Kraftäußerung nicht von langer Dauer sein kann. Um aber zur Verwendung gelangen zu können, muß jene Kraft doch vorhanden sein. Wenn man also anstatt die überlegene Leistungsfähigkeit ganz und voll in Anspruch zu nehmen, den Impuls etwas mäßigen würde, müßte derselbe bedeutend länger vorhalten, als ein geringerer Vorrat an Kraft. Schnelligkeit befähigt somit zu Dauerleistungen, denn je größer erstere ist, desto länger kann das betreffende Pferd über sie verfügen, falls nur dafür gesorgt wird, daß sie nicht an das Maximum der Leistungsfähigkeit heranreicht."

Leider huldigen noch gar viele der Ansicht, daß Fett beim Pferde als ein Anzeichen von Kraft und Ausdauer zu betrachten sei. Die Erkenntnis, daß die Eigenschaften, welche Ausdauer bedingen, unter den eckigen Formen des Rennpferdes verborgen sein könnten, ist eben sehr schwer mit den landläufigen hippologischen Ansichten des Laien zu vereinigen. Die große Mehrzahl hat kein Auge für die Solidität des Knochengerüstes, für die Lage und Beschaffenheit der Hebel und Muskeln, den Umfang des Brustkorbes, die Stärke der Sehnen u. s. w. Daher der sehr allgemeine Glaube, daß die inneren unsichtbaren Eigenschaften eines Pferdes wie das lebende Gewicht eines Mastochsen mittelst des Augenscheines abgeschätzt werden können. Man verachtet den durch anstrengende stählende Arbeit von allem überflüssigem Fett befreiten Renner, man macht sich lustig über ihn und man — bewundert ihn, sobald er durch Ruhe und Wohlleben seine Korpulenz wieder erlangt hat.

Eine natürliche Folge der nun bald 200jährigen konsequenten Anwendung der Rennprüfung ist, daß die Organe, deren Thätigkeit das Pferd während der schnellen Arbeit am meisten in Anspruch nimmt, beim Vollblut eine außerordentliche Entwicklung erlangt haben. Dies gilt ganz besonders von den Organen, die bei der Atmung und der Blutcirkulation mitwirken. Das Herz des Vollblutpferdes wiegt z. B. 6 Kilo und darüber, währenddem das Herz bei den weniger edlen Pferdeschlägen höchstens ein Gewicht von 5 Kilo erreicht. Infolgedessen ist das Herz des Vollblutpferdes auch im Stande, eine weit kräftigere Blutcirkulation zu unterhalten, und hierdurch werden wiederum die Atmungsorgane befähigt, andauernd eine angestrengte Thätigkeit zu entwickeln. Solange aber die Atmung nicht gestört wird oder, mit andern Worten, dem Tiere der Dampf nicht ausgeht, ist ein Nachlassen der vorwärts treibenden Kraft nicht zu befürchten, wohingegen die Maschine allsogleich zum Stehen kommt, wenn jene causa movens aufhört. Außerdem bleibt

zu berücksichtigen, daß eine kräftigere Blutcirkulation auch dem Umsatz im tierischen Körper förderlich ist. Die Muskeln erhalten eine bessere Nahrung und die verbrauchten Stoffe werden schneller aus dem Körper entfernt, was selbstverständlich dazu beiträgt, die geistige Kraft des Pferdes — die Energie — zu erhöhen und sowohl dem Skelette wie dem Bindegewebe größere Festigkeit zu verleihen. Daß dem so ist, geht unter anderem auch daraus hervor, daß die Knochen des Vollblutpferdes, wie in Celle vorgenommene anatomische Untersuchungen ergeben haben, dichter, fester und schwerer als die des gemeinen Pferdes sind.

Es ist demnach eine von unantastbaren physiologischen und psychologischen Gesetzen bedingte Thatsache, daß die wertvollsten Eigenschaften des edlen Pferdes — Schnelligkeit, Ausdauer und Energie — nur durch die Rennprüfung konstatirt und erhalten werden können. Sogar die Araber erkennen dies an, denn Rennen bilden einen wesentlichen Faktor ihres Zuchtsystems (siehe Abd-el-Kaders Brief an den General Daumas in „Les chevaux du Sahara") und werden bei ihnen die Fohlen schon in einem Alter von 18 Monaten in Training genommen. Unbegreiflicherweise hat man sich an manchen Orten, so z. B. in den Staatsgestüten des skandinavischen Nordens, sehr lange dieser Einsicht verschlossen. Professor Prosch schreibt hierüber in seiner interessanten Arbeit „Frederiksborg-Stutteri, en historisk Undersögelse": „Falls man mit der ganzen Aufzucht der Vollblutabteilung im Frederiksborger Gestüt gleichmäßige und allmählich strenger werdende Übungen vorgenommen hätte, um die dem Vollblute eigentümlichen Formen zu erhalten und weiter zu entwickeln, so hätte der dieser Zucht anhaftende Mangel an Harmonie nach und nach beseitigt werden können. Statt dessen wußte man nichts besseres zu thun, als von dem zu zehren, was frühere Geschlechter erworben hatten. Wenn man aber von Generation zu Generation den durch angestrengte Rennarbeit entwickelten Mechanismus der Ruhe überläßt, als ob er ein toter Gegenstand wäre, der nur gegen Rost geschützt zu werden brauchte, so muß auch bald jene Entartung eintreten, welche nach dem allgemeinen Naturgesetze stets auf andauernde Unthätigkeit der Organe folgt."

Der verstorbene Oberlandstallmeister von Spörcken in Hannover meinte genau dasselbe, als er sich in einem Vortrage also äußerte: „Nur durch den Training, durch die stählende Aufzucht, welche die ganze Konstitution der edlen Tiere der höchsten Entwicklung zuführt, erhält das Vollblut seinen vollen, eigentümlichen Wert für die Zucht, d. h. jene Energie und Produktionskraft, auf welcher sein Einfluß beruht. Ein mehrere Generationen hindurch ohne Training aufgezogenes Vollblut würde sicherlich nach einiger Zeit seinen Wert einbüßen. Als Resultat eines solchen Systems erhielte man ein schlaffes, schwaches Geschlecht ohne Muskeln und Nerven,

welches möglicherweise noch eine Zeit lang gefällige und edle Formen beibehalten könnte, aber was praktische Brauchbarkeit betrifft, hinter jedem anderen Pferdeschlag zurückbleiben müßte. Ein solches Vollblut hätte gar keinen Wert für die Landespferdezucht."

Der Rennprüfung ist es auch zu verdanken, daß der Engländer den bekannten Denkspruch des Horaz „Fortes creantur fortibus et bonis" (der Starke erzeugt ein starkes und gutes Geschlecht) bei seiner Vollblutzucht zur Richtschnur hat nehmen können. Seit dem Jahre 1709 ist es nämlich den Vollblutzüchtern durch die unter strengster Kontrole veröffentlichten Rennberichte ermöglicht worden, nur solche Tiere zur Zucht zu verwenden, die auf der Bahn den Besitz jener Eigenschaften dokumentirt haben, welche bei der Vollblutproduktion in erster Reihe angestrebt werden. Und da nun diese „Zucht nach Leistungen" mittelst einer in vielen Fällen bis zur Inceſtzucht gehenden Reinzucht die durch den Training entwickelten Eigenschaften immer mehr ausbildete und fixirte, hat auch keine derselben im Laufe der Zeit verloren gehen können.

Es ist mir allerdings nicht unbekannt, daß man sowohl in unseren wie in früheren Tagen viel über eine zunehmende Verschlechterung und Entartung des englischen Vollbluts zu reden gehabt hat. Ich bin jedoch der festen Überzeugung, daß jeder Hippologe, der diese Frage zum Gegenstand vorurteilsfreier Forschungen machen will, genötigt sein wird, zuzugeben, daß das heutige Vollblut seinen Vorfahren in allen denjenigen Eigenschaften überlegen ist, welche den Weltruf der Rasse begründet haben. Ich befürchte auch nicht, auf Widerspruch zu stoßen, wenn ich behaupte, daß das englische Vollblut längst jeden Wert für die Zucht hätte verlieren müssen, falls die Klagen über die Verschlechterung der Rasse ernst zu nehmen wären, denn dieselben werden nun schon nahezu 150 Jahre hindurch immer und immer wieder vorgebracht. Im Jahre 1739 z. B. — also acht Jahre nachdem The Godolphin Arabian seine Thätigkeit in England aufgenommen hatte — schrieb ein „Einsender" in „The Gentlemans Magazine" folgendes: „Der ursprüngliche Zweck dieses Zeitvertreibs (die Rennen) war nicht nur, dem Sport neue Bahnen zu eröffnen, sondern auch die Zucht praktischer Pferde zum täglichen Gebrauch zu fördern; aber — ach, wie schnell ist diese gute Absicht auf Abwege geführt worden! Unser edler Pferdestamm ist nun entnervt (sic) durch eine Beimischung arabischen, türkischen und berbischen Blutes, gerade so wie unser heutiger Adel durch französische und italienische Sitten verweichlicht worden ist." Harwood beklagt in einem Schreiben an Karl I., „daß gute Pferde immer teurer und seltener würden und daß die zunehmende Leidenschaft für Hetzjagden und Rennen die Züchter dazu verleite, Schnelligkeit als das Hauptziel der Zucht hinzustellen." Auch Lawrence

seufzt in seinem 1809 erschienenen berühmten Werke „On the Horse“ über den Verfall der Vollblutrasse. Von größtem Interesse für den deutschen Leser aber ist, was von Burgsdorf im Jahre 1827 über die englischen Rennen und Zuchtverhältnisse geschrieben. Ich entnehme daher einer im genannten Jahre erschienenen Abhandlung dieses bewährten Fachmannes folgende Auszüge, welche den Beweis liefern, daß abfällige Urteile über das englische Vollblut, selbst wenn sie von sog. Autoritäten vorgebracht werden, mit besonderer Vorsicht aufzunehmen sind. Herr von Burgsdorf äußert unter anderem:

„Da ich seit einer langen Reihe von Jahren sehr viele englische Pferde gekannt, geritten, mit vielen englischen Vollblut- und Halbrassepferden gezüchtet, so vieles darüber gelesen und gesammelt hatte, so konnte ich schon 1817, zum erstenmal in England eintretend, kein Neuling mehr sein in diesem Teile meines Faches. Doch gestehe ich offen, daß ich meine mäßigen Erwartungen sehr getäuscht fand. Ich trat gleichsam nur in einen großen Spielklub. Das englische Wettrennen ist das größte Hazardspiel in der Welt. Nur als solches hat es jetzt Interesse. Jede höhere Tendenz bei der Züchtung des neuen Pferdes ist jetzt eine völlig ungekannte Seite. Ebenmaß, Regelmäßigkeit im Bau und Gange, Reinheit der Knochen, Gewandtheit und Schönheit gehören durchaus nicht mehr zu den jetzigen Forderungen. Die höchste Schnelligkeit allein ist die ersehnte Eigenschaft.

„Es ward mir schon dazumal wahrlich sehr schwer, noch einige der besseren Pferde aufzufinden, und blieb zu der Überzeugung gezwungen, daß jene einzige Richtung der Engländer bei der Zucht ihrer Vollblutpferde diesen ganzen Stamm verderben muß. Daß solches aber von da ab bis jetzt, als ich im Jahre 1826 dies schöne Eiland wieder besuchte, also in nicht vollen 10 Jahren, in dem Grade schon der Fall sein würde, wie ich es gefunden, habe ich dennoch nicht geglaubt.“

Und an anderer Stelle:

„Ich bin der festen Meinung, daß englische Rennpferde überhaupt als unmittelbare Gebrauchspferde sich nicht für uns Deutsche eignen, und ganz besonders aber die Pferderennen gleich den englischen, welche uns jetzt so eifrig empfohlen werden, nie dem wahren großen Zwecke, Verbesserung der edeln Pferdezucht, entsprechen können.

„Noch einmal behaupte ich, daß jene von Schwächlingen gefallenen Tiere und selbst schon widernatürlich entmarkt, von fehlerhaftestem Bau, mit Spat, und ganz besonders unter 10 Pferden 8, sage acht, mit Hasenhacke begabt, eine starke, dauerhafte Progenitur zu zeugen, völlig unfähig, ja jedenfalls nur noch schlechtere Produkte als sie selbst sind liefern können.

„Die jungen Rennpferde dokumentiren dies fast an allen Körperteilen durch fehlerhafte Veränderung ihrer natürlichen Linien und Winkel, besonders in den Biegungen des Rückens, der Sprunggelenke und Fesseln, sowie durch die Erschlaffung der Kapselbänder an den Köten und durchgehende Gallen rc. Als wahrheitsliebender Mann kann ich versichern, daß ich zweijährige Rennpferde in die Rennbahn eintreten sah, denen man den schwachen Huf, um ihn zusammenzuhalten, mit dünnen aber sehr zähen, schwarz gefärbten Bindfaden äußerst künstlich umwickelt, die Kötengelenke aber mit Flor von der Farbe ihres Haares fest umwunden und die Enden vernäht hatte."

Burgsdorf schließt mit folgendem, geradezu vernichtendem Urteil:

„Die neuen Rücksichten der Engländer bei der Paarung ihrer Vollblutpferde haben das beste, edle Blut verunreinigt, der durchaus fehlerhafte Gebrauch hat den Verfall desselben vollendet."

Seit Burgsdorf mit diesem Urteile vor die Öffentlichkeit trat, sind 60 Jahre verstrichen, und da die Engländer ihr von dem deutschen Hippologen getadeltes System nicht geändert, sondern eher verschärft haben, hätte dasselbe der Vollblutrasse wohl schon längst den Lebensfaden abgeschnitten, falls der von Burgsdorf und seinen Gesinnungsgenossen beobachtete Verfall je vorhanden gewesen wäre. Thatsächlich verhält es sich aber hiermit so, daß nunmehr die ganze civilisirte Welt zu dem Kundenkreis der englischen Vollblutzüchter gehört. Das General Stud-Book spricht in dieser Hinsicht eine sehr beredte Sprache. Wie aus dem XV. Teil desselben ersichtlich, sind von 1880—1885 nach den Vereinigten Staaten, Südamerika, Australien, Belgien, dem Kap der guten Hoffnung, Dänemark, Deutschland, Frankreich, Holland, Indien, Jamaika, Italien, Österreich-Ungarn, Polen, Rumänien, Rußland, Spanien und Schweden im ganzen nicht weniger als 1559 Vollblutpferde von England ausgeführt worden. Diese Zahlen zeugen wahrlich nicht von Verfall, es müßten denn alle jene Käufer englischen Vollbluts verblendete Ignoranten gewesen sein. Auch derjenige, der nie den Fuß auf englischen Boden gesetzt hat, wird daher in der zunehmenden Ausfuhr — von 1875—1880 wurden nur 994 Vollblutpferde exportirt — eine Bestätigung der von dem verstorbenen Admiral Rous geäußerten Ansicht erblicken, „daß das Rennpferd nie besser als heutzutage gewesen". Wer aber Gelegenheit gehabt, sowohl das Vollblut als die übrigen englischen Pferdeschläge in ihrem Heimatlande zum Gegenstande fachmännischer Studien zu machen, weiß, daß in dem englischen Vollblut mehr als in irgend einer der sonst noch existirenden Rassen das von jedem praktischen Züchter edler Pferde angestrebte Ideal — Adel, gepaart mit entsprechendem Fundament und befriedigender Größe — verkörpert ist.

Nichtsdestoweniger dürfte es von Interesse sein, einen vergleichenden Blick auf die äußeren Formen, sowie auf die Leistungen des älteren und des modernen Vollblutes zu werfen. Jedenfalls wird dies dazu beitragen, das Gerede von der angeblichen Degenerirung der Rasse in das rechte Licht zu stellen.

Was zuerst die Körperform betrifft, erscheint es über jeden Zweifel erhaben, daß das heutige Vollblut seinen Vorfahren nach jeder Richtung hin überragt. Im Rennkalender pro 1749—50 kommt eine Annonce vor, die dieses Faktum auf eine charakteristische Weise vor Augen führt. Dieselbe empfiehlt nämlich einen Hengst Namens Disman wegen „seiner Größe und Schwere“; liest man aber weiter, so findet man, daß besagter Hengst knappe $1,_{60}$ m hoch gewesen. Meteor, einer der besten Söhne des berühmten Eclipse war gar nur $1,_{55}$ m hoch. Hambletonians Maß wird auf $1,_{65}$ m angegeben u. s. w. Unter dem heutigen Vollblut gibt es dagegen eine große Anzahl trefflicher Pferde, welche eine Höhe von $1,_{75}$ m und mehr erreichen. Bedeutend edler sind die Körperformen ebenfalls geworden. Ich bitte nur Fig. 706, Porträt des 1769 geborenen berühmten Renners Johnny mit Fig. 707, Porträt des 1870 geborenen Derby-Siegers Doncaster zu vergleichen.

Kaum weniger auffällig ist die Überlegenheit des modernen Vollblutes, wenn wir dessen Leistungen mit denen der Vorfahren vergleichen.

Der verstorbene Admiral Rous, eine unbestrittene Autorität auf dem Gebiete des „Turfs“, fällte in seinem klassischen Werke „Racing Past and Future“ folgendes Urteil:

„Für Rennen unter hohem Gewicht über weite Distanzen und schwieriges Terrain, haben wir heutzutage zehnmal mehr Pferde als im vorigen Jahrhundert. Ich bin überzeugt, daß die kleinen Pferde der guten alten Zeit auf weite Distanzen und unter leichtem Gewicht ebensoviel leisteten als unsere modernen Renner, aber unter hohem Gewicht waren sie nicht zu gebrauchen. Wir geben daher mit Recht solchen Tieren den Vorzug, die wie Stockwell, Knowsley, Rataplan, Thormanby und King Tom im Stande wären, mit 16 stone (= 101 ½ Kilo) hinter den Hunden zu galopiren und überhaupt im Gewichttragen mehr zu leisten vermögen als irgend ein Londoner Brauerpferd. Wir haben somit innerhalb 270 Jahren die Kraft, Schnelligkeit und Körperformen unserer Pferde durch sorgfältige Aufzucht auf eine höhere Stufe gebracht.“

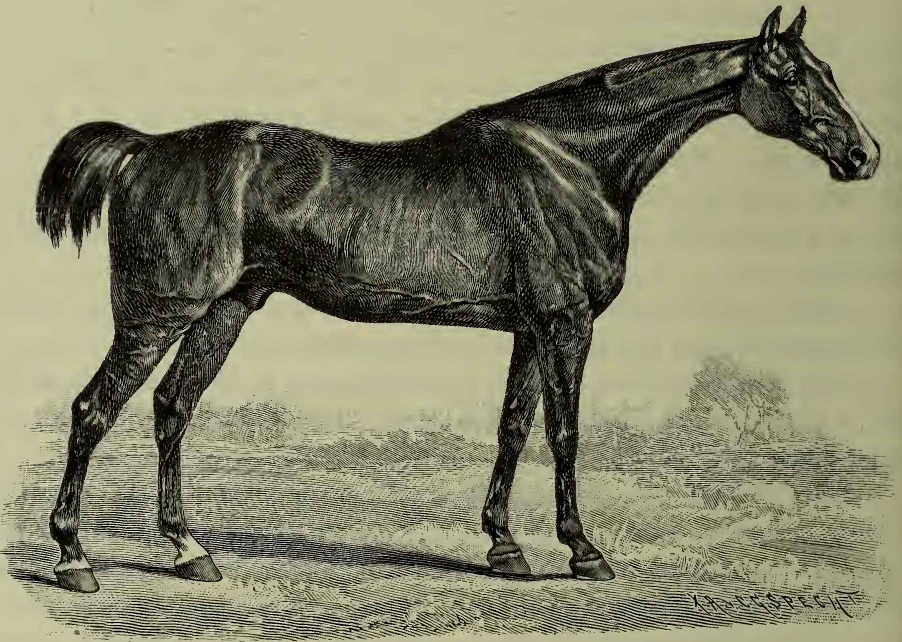
Und an einer anderen Stelle:

„Nach einer auf Unwissenheit basirten Ansicht wäre das Vollblut entartet, weil so viele Rennpferde niederbrechen, bevor sie das vierte Jahr erreichen. Diese Thatsache kann jedoch niemanden überraschen, der in Erwägung zieht, daß in un-

serem mit Dampf arbeitenden Zeitalter die jungen Pferde 10 Monate im Jahre galopiren und rennen müssen und die 2jährigen 3—4mal in der Woche zum Start geschickt werden. Es ist die alte Geschichte von der Henne mit den goldenen Eiern. Sonst ist keinerlei Entartung zu bemerken. Im Gegenteil, das Rennpferd war nie so gut als heutzutage."

Mit Bezug auf obige Worte des verstorbenen Admirals sei es mir gestattet in Erinnerung zu bringen, daß der 3jährige Hengst St. Gatien, Sieger im Cesare-

Fig. 706.




Alt-Englischer Vollblut-Hengst Johnny.

witch des Jahres 1884 (Distanz 2 miles, 2 furlongs, 28 yards), ein Gewicht von 8 stone 10 lb (= 55¼ Kilo), also 3,6 Kilo mehr als sein Altersgewicht, trug. Die 3jährige Stute Florence, Siegerin im Cambridgeshire desselben Jahres (Distanz 1 mile 240 yards) trug 9 stone 1 lb (= 57½ Kilo) d. h. ½ Kilo mehr als ihr Altersgewicht. Es sind dies die höchsten Gewichte, welche seit dem Jahre 1850 in genannten großen Rennen von den Siegern nach Hause getragen worden sind. Mit solchen Thatsachen vor Augen, darf man wohl fragen wie der alte Trainer Joseph Osborne die in seiner verdienstvollen Arbeit „The Horse-

Breeder's Handbook" 1889, ausgesprochene Ansicht, das Vollblut habe sich „in Knochen und Ausdauer verschlechtert" würde motiviren können. *)

Ein anderer weit über die Grenzen seines Vaterlandes bekannter Trainerveteran, William Day, spricht in seinem interessanten Werke „The Racehorse in Training" genau dieselbe Ansicht wie Admiral Rous aus. Er meint, daß man, was die Schnelligkeit betrifft, sich damit begnügen könne, auf solche Pferde wie Trappist, Thunder, Galopin, Prince Charlie, Springfield, Ecossais und Lollipop hinzu-

Fig. 707.



Modernes englisches Vollblut (Doncaster).

weisen. Die Ausdauer dagegen habe ihre Vertreter in New Holland, Hampton, Petrarch, Pageant u. a., welche den Wettkampf auf jeder Bahn von 2—4 englischen Meilen aufzunehmen im Stande waren, eine Leistung, die übrigens auch den Hengsten Sterling, Rosicrucian, Speculum, Hermit, Doncaster, Blue Gown, Julius und Palmer, sowie den Stuten Apology, Brigantine, Europa, Hannah, Formosa, Green Sleeves, Maria Stuart, Fräulein u. m. a. zugemutet werden konnte. Mit solchen Namen vor Augen von Entartung zu sprechen, wäre eine Ungereimtheit.

*) Derselbe Verfasser befürwortete die Einfuhr amerikanischen Blutes.

Nein, das englische Vollblut ist nicht schlechter geworden, wohl aber hat sich das kontinentale Vollblut ganz außerordentlich gebessert, und darin liegt eben die Erklärung jener Erfolge, welche heutzutage von am Kontinent geborenen und aufgezogenen Pferden weit öfter als in früheren Zeiten auf englischen Bahnen errungen werden. Diese Erfolge verlieren jedoch sehr viel an Bedeutung, wenn man den kolossalen Vollblutexport, der alljährlich von England aus nach nahezu allen civilisirten Ländern stattfindet, mit in die Wagschale legt. Thut man dies, so wird man es ganz natürlich finden, daß die vielen Beschäler und Mutterstuten, die von England ausgeführt und in anderen Ländern zur Zucht verwendet worden sind, dann und wann ein Rennpferd erster Klasse erzeugen. Unerklärlich wäre nur das Gegenteil, besonders da das Vollblut sich mit überraschender Leichtigkeit den verschiedenartigsten klimatischen Verhältnissen anpaßt und die junge Aufzucht überall, wo Vollblutzucht Eingang gefunden, in strenger Übereinstimmung mit den englischen Prinzipien, ja meistens sogar von englischen Studgrooms und Trainers auf ihre künftige Laufbahn vorbereitet wird.

Überdies bleibt wohl zu beachten, daß „die gute alte Zeit" auch in ihren Beziehungen zu den hier angeregten Fragen den größten Teil ihres Nimbus einbüßt, sobald sie zum Gegenstand einer unparteiischen, fachgemäßen Forschung gemacht wird. Man hat z. B. mit großer Emphase und Bewunderung von den weiten Distanzen gesprochen, welche während der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts auf den englischen Bahnen gebräuchlich gewesen. Ich gebe gerne zu, daß die Angriffe, welche mit Berufung auf diese Thatsache gegen das heutige Vollblut gerichtet werden, einen gewissen Schein von Berechtigung haben. Es klingt ja gar so plausibel, daß die Ausdauer des Pferdes auf eine desto härtere Probe gestellt wird, je weiter die Distanz ist. Für uns, die wir in dem Vorhergehenden darüber belehrt worden sind, wodurch Ausdauer bedingt und erprobt wird, liegt aber die Frage anders. Wir werden uns bemühen müssen festzustellen, vermittelst welcher Distanz das Herz, die Lungen und die übrigen Organe des Pferdes am sichersten, und unbeeinflußt durch Nebenumstände oder Zufälligkeiten, einer gründlichen Prüfung unterzogen werden können.

Es liegt auf der Hand, daß eine Distanz von $\frac{1}{2}$ oder $\frac{3}{4}$ englischer Meile (1 engl. Meile = 1609$\frac{1}{3}$ Meter) dem Zufall zu großen Spielraum läßt. Das eine Pferd ist unruhig beim Ablauf und verliert dadurch mehr Zeit, als es im Rennen wieder hereinbringen kann, ein anderes streckt sich erst, nachdem es 800 bis 1000 Meter gelaufen, ein drittes bekommt beim Start einen schlechten Platz u. s. w. Jede ernste Prüfung sollte selbstverständlich gegen solche Zufälligkeiten geschützt sein. Halten wir uns aber für die jüngeren Altersklassen an die Distanz

von 1 englischen Meile und lassen wir die älteren sich auf $1\frac{1}{2}$—2 englische Meilen miteinander messen, so bieten wir sämtlichen Kategorien „fair play“ (ehrliches Spiel). Weniger macht den Ausgang des Rennens von Nebenumständen abhängig, mehr verhindert die Entwicklung jener höchsten Schnelligkeit, welche allein die inneren unsichtbaren Eigenschaften — Vorzüge wie Fehler — ans Tageslicht zu bringen vermag, und gibt nebenbei auch Anlaß zu Tierquälerei.

Ich kann mir nicht das Vergnügen versagen, an dieser Stelle ein besonders lehrreiches Beispiel anzuführen, welches ich der interessanten Arbeit „Über die Lage der Landespferdezucht in Preußen, von Heinrich von Nathusius-Althaldensleben“ entnommen habe. Der geschätzte Verfasser äußert sich dort folgendermaßen:

„Wie wenig lange Rennen beweisen, hat die deutsche Meile in Berlin gezeigt, deren Länge meist so viele der besten Pferde abschreckte, daß die wenigen, die abliefen, es sich so bequem einrichteten, daß bald eine gewisse Zeit gesetzt werden mußte, die einzuhalten war. Im Jahre 1859 wurde die deutsche Meile in Berlin von der ungewöhnlichen Zahl von 7 Pferden gelaufen und dadurch in der kürzesten Zeit, die in diesem Rennen erreicht ist, in 8 Minuten 40 Sekunden von Baron Maltzahn's Lantern gewonnen. Unmittelbar vorher hatte er die halbe deutsche Meile in 4 Minuten 25 Sekunden gewonnen. In der Meile kam er mit lauter frischen Pferden zusammen. Gewiß eine seltene und schöne Leistung, die aber auch beweist, wie wenig entscheidend eben lange Entfernungen sind.“

Die großen Distanzen beweisen aber nicht nur nichts, sondern geben auch Anlaß zu einer unverantwortlichen Tierquälerei. Was soll man z. B. von jenem 4 Meilen Rennen sagen, welches im Jahre 1731 zwischen Lord Godolphin's braunem Hengst Shakespeare (von einem arabischen Hengste aus einer True Blue-Stute), Lord Portmore's braunem Hengst Looby (von einem arabischen Hengste aus einer Partner-Stute) und Mr. Panton's Fuchshengst Partner (von einem arabischen Hengste aus der Sister to Bonny Black) stattfand? Im vierten „Heat“ entwickelten die Pferde anfangs eine rasende Pace, sehr bald aber mäßigten sie ihren Eifer und steuerten im gemütlichsten „Canter“ dem Ziele zu, um erst in nächster Nähe desselben, von ihren ermatteten Reitern mit Peitsche und Sporn angetrieben, den entscheidenden Kampf in etwas verschärfter Gangart aufzunehmen. Looby siegte schließlich mit einer halben Kopflänge und Partner brach nieder. Dieser Triumph sollte aber dem Sieger teuer zu stehen kommen, denn kaum hatte der Richter sein Urteil gesprochen, so stürzte Looby tot zu Boden.

Einige Jahre später, nämlich am 1. September 1750, fand zu Epsom ein Rennen ähnlicher Gattung statt. Veranlassung zu demselben gab eine von Mr. Gardwood proponirte Wette, daß sein Pferd Crop 100 englische Meilen zurück-

legen werde, bevor eine Mr. Harris gehörige Schimmelstute 80 Meilen gegangen. Die Pferde starteten um 6 Uhr früh in einer solchen Pace, daß Crop sich nach der zwanzigsten Meile kaum mehr aufrecht erhalten konnte. Der Schimmelstute ging es nicht besser. Nichtsdestoweniger wurden die armen Tiere gezwungen, das Rennen fortzusetzen, solange sie sich noch im Schritt weiterschleppen konnten. Schließlich griff man zu dem jedenfalls originellen Mittel, einige Stallleute mit gefüllten Haferkörben vor den beiden „Rennern" hergehen zu lassen, um denselben noch einige Schritte abzulocken. Das Ende des grausamen Spiels war, daß Crop 94 und die Schimmelstute 80 Meilen fertig brachte. Crop befand sich jedoch infolge der ungeheuren Anstrengung in einem so jämmerlichen Zustand, daß er noch vor Verlassen der Bahn um 5 Pfd. St. an einen Mr. Skinner verkauft wurde. Dies geschah in „der guten alten Zeit"!

Und da nun ähnliche Beispiele in Hülle und Fülle angeführt werden könnten, halte ich es für eine sehr gewagte Behauptung, daß die Güte des englischen Vollbluts durch Abschaffung der vordem gebräuchlichen 4 Meilen-Heats gelitten habe. Ich bin vielmehr der Ansicht, daß die Wiedereinführung solcher Distanzen denen recht geben würde, die Rennen und Tierquälerei als identische Begriffe hinstellen. Mäßige Distanzen und große Felder, d. h. viele Pferde im Rennen, mehr oder anderes ist nicht erforderlich, um der Prüfung den angestrebten Wert zu verleihen, denn dann wird meistens vom Start ab eine so scharfe Pace vorgelegt, daß nur mit genügender Ausdauer begabte Pferde Aussicht haben, bis zum Ende im Rennen zu bleiben.

Ein Umstand, der bei der Vergleichung von Einst und Jetzt ebenfalls nicht übersehen werden darf, ist, daß das Rennpferd in früheren Zeiten bei weitem nicht so oft als heutzutage zum Start gelangte. Der alte Sportsmann, Mr. Forth, pflegte zu sagen: „Rennpferde gleichen Pfirsichbäumen; sie blühen nur einmal im Jahre." Gegenwärtig blühen sie aber 20—30mal — Notabene, wenn sie es aushalten. Dies hat seinen Grund darin, daß die Rennmeetings im Laufe unseres Jahrhunderts so zahlreich wie Pilze nach einem ausgiebigen Sommerregen allerorts emporgeschossen sind. Im Jahre 1802 z. B. starteten 536 Pferde, 1870 dagegen war diese Zahl schon auf 2534 gestiegen. Ähnlich verhält es sich mit der Zahl der Rennen, welche im Jahre 1750 nur 150 im Gesamtwerte von 12000 Pfd. St. betrug, wohingegen im Jahre 1880 schon 1662 Rennen im Gesamtwerte von 387 910 Pfd. St. stattfanden und 4 Jahre später gar um den riesigen Betrag von 400 222 Pfd. St. gelaufen wurde.

Das Gerede von der Entartung der englischen Vollblutrasse hat selbstverständlich auch in England Anlaß zu mehr oder weniger wohlbedachten Reformvorschlägen

gegeben. Zu diesen gehört das stets wieder von neuem auftauchende Projekt, dem vermeintlichen Übel durch eine Auffrischung mit reinem arabischen Blute abzuhelfen. Im Gegensatz zu Admiral Rous, der stets behauptete, daß der anspruchsloseste englische Vollblüter jeden noch so ausgezeichneten Araber mühelos schlagen würde und lange Rennen schon deshalb keine Beweiskraft hätten, weil selbst das Unkraut unter dem Vollblut 10 englische Meilen in entsprechender Pace laufen könne, huldigen die Arabomanen der Ansicht, daß ihre Lieblinge allein im Stande sind, ungemessene Distanzen im Rennlauf zurückzulegen. Was mich betrifft, stelle ich mich in dieser Streitfrage unbedingt auf die Seite des Admirals und dies aus folgenden Gründen:

Zahlreiche praktische Versuche haben den Beweis geliefert, daß das englische Vollblutpferd mehr als irgend ein anderer Pferdeschlag befähigt ist, große Distanzen in scharfer Pace zu durchlaufen. Dieses Faktum gibt aber nicht den eigentlichen Prüfstein für den Zuchtwert des Vollbluts, denn nahezu jeder beliebige Vollblutgaul wird dem Halbblut an Ausdauer und Energie überlegen sein. Wer je ein mittelmäßiges Vollblutpferd auf der Jagd geritten, hat sicherlich die Erfahrung gemacht, daß ein solches, obwohl es nach einem scharfen „Run“ von ¼ englischen Meile ganz „ausgepumpt“ erscheinen kann, nur einer geringen Ermäßigung der bisher eingehaltenen Pace bedarf, um sich wieder so weit zu erholen, daß es ohne Anstand die Mühen eines langen Jagdtages zu ertragen vermag. Deshalb gilt es auch in englischen Sportkreisen als ein Ding der Unmöglichkeit, ein gutes Vollblutpferd auf der Jagd vollständig matt zu reiten. Die beim Jagdreiten vorkommende Schnelligkeit ist nämlich, verglichen mit der Renn-Pace, so gering, daß das Rennpferd besserer Klasse von derselben nicht empfindlich berührt werden kann. Dies erklärt, wie es möglich ist, daß sog. Vollblutspinnen auf der Jagd ein Gewicht tragen, welches in gar keinem Verhältnis zu ihren Kräften zu stehen scheint. Wenn nun die Jagdreiter sich trotzdem nicht ausschließlich mit Vollblutpferden beritten machen, so gibt es hierfür gute Gründe. Erstens sind Vollblutpferde vornehmerer Klasse zu wertvoll, um den Gefahren der Jagd ausgesetzt zu werden, und zweitens sind gewesene Rennpferde selten angenehm zu reiten. Existirten nicht diese Bedenken, so ließe sich unter dem Vollblut eine reiche Auswahl wahrer Jagdpferde-Ideale treffen. Thormanby, Blair Athol, Henry, Doncaster, Cathedral, Citadel, Langhinstock, Vanderdecken u. m. a. berühmte Vollbluthengste hatten alle den Typus des großen, breiten und für schweres Gewicht passenden Jagdpferdes. Verglichen mit diesen Riesen erscheint der Araber wie ein netter, aber zu ernster Arbeit unbrauchbarer Pony. Dies ist das Resultat der englischen Aufzucht, mit welcher während eines Zeitraums von über hundert Jahren angestrebt

wurde, dem Vollblutpferde eine ansehnliche Größe gepaart mit entsprechender Schwere zu verleihen.

Der bekannte Sportingschriftsteller Whyte-Melville erklärt in seinem auch ins Deutsche übertragenen vortrefflichen Werke „Riding Recollections“, daß der Vollbluthunter minder edlen Jagdpferden unbedingt vorzuziehen sei. Dick Christian, der Verfasser des populären Buches „Silk and Scarlet“, ist ganz derselben Ansicht. Er schreibt: „Vollblutpferde sind die besten Hunters. Ich habe nie von einer das Maß des Gewöhnlichen überschreitenden Leistung auf dem Jagdfelde gehört, die nicht von einem Vollblutpferde ausgeführt worden wäre.“

Ein alter Meltonier (Sportsman, der an den weltberühmten Parforcejagden in der Gegend von Melton-Mowbray teilnimmt) pflegte zu sagen, sein Wahlspruch sei: „unverfälschter Bordeaux und Vollblutpferde“. Was den Wein betrifft, dürfte es wohl niemanden einfallen, anderer Ansicht zu sein. Vollblutpferde erfreuen sich dagegen nicht überall derselben Beliebtheit. Speziell machen schwere Reiter oft gegen dieselben geltend, daß es mit großen Schwierigkeiten verknüpft sei, Vollblutpferde zu finden, die im Stande wären, ein „anständiges“ Gewicht zu tragen. Wenn wir aber bedenken, daß die Knochen, Muskeln und Sehnen des guten Vollblutpferdes weit solider als die der minder edlen Pferdeschläge sind, werden wir kaum umhin können, jenem Einwande den alten Erfahrungssatz „der Gang macht den Gewichtträger“ entgegenzustellen. Überdies ist das Vollblutpferd meistens viel stärker als man nach seinem Bau zu urteilen annehmen möchte. Ich erlaube mir mit Bezugnahme auf diese Thatsache ein sehr lehrreiches Beispiel anzuführen. Sir Charles Bunbury war eine Wette eingegangen, daß seine berühmte Vollblutstute Eleanor (Muley's Mutter von Whiskey a. d. Y. Giantess), eine der zwei einzigen Stuten, welche im Derby und den Oaks gesiegt, größeres Gewicht tragen könne als jedes beliebige Arbeitspferd. Infolgedessen wurde ein außerordentlich schweres Müllerpferd ausgesucht und beiden Tieren dieselbe Last aufgebürdet. Es zeigte sich nun, daß die Vollblutstute ruhig mit dem kolossalen Gewicht ihrer Wege ging, während das Müllerpferd sich unter demselben kaum auf den Beinen zu erhalten vermochte.

Zur Erzeugung besserer Jagdpferde scheint somit die hier und da befürwortete Auffrischung mit orientalischem Blute nicht erforderlich zu sein.

Die Freunde des arabischen Pferdes geben sich aber nicht so leicht geschlagen. Können sie ihren Lieblingen nicht auf dem Gebiete des Sports zum Siege verhelfen, so treten sie mit dem Argument hervor, daß das englische Vollblut im Ertragen von Strapazen bei weitem nicht dasselbe zu leisten im Stande sei wie der Araber, das „anerkannt beste Kriegsroß der Welt“. Ohne mich nun hier auf

eine kritische Prüfung der gepriesenen Vorzüge der Orientalen in genannter Hinsicht einzulassen, möchte ich doch den großen Unterschied hervorheben, der zwischen dem Gebrauchs- und dem Zuchtpferde besteht. Wer hat nicht gehört, daß es einen Pferdeschlag gibt, der „Halbblut" heißt, daß dieser nicht ohne Vollblut erzeugt werden kann und daß derselbe wie geschaffen zu allen solchen Dienstleistungen erscheint, welche die Schnelligkeit, Ausdauer und Energie des Pferdes in Anspruch nehmen? Niemand zieht Vollblut, um dasselbe zu reiten oder zu fahren; da uns aber die Erfahrung gelehrt, daß ein gewisses Maß von Blut oder Adel unentbehrlich für das Reit-, Kriegs- und Luxuspferd ist und das Vollblut die Quelle jener Eigenschaften darstellt, die wir im gewöhnlichen Leben unter der Bezeichnung „Blut" zusammenfassen, betreiben wir die Vollblutzucht in möglichst strenger Übereinstimmung mit den Grundsätzen, welche diese Eigenschaften ins Leben gerufen haben. Es heißt deshalb auch: „Ohne Rennen kein Vollblut, ohne Vollblut kein Halbblut, ohne Halbblut keine praktischen Pferde zum täglichen Gebrauch." Wir haben somit keinen Anlaß, die Verwendbarkeit des Vollblutpferdes als Kavallerieremonte, Postklepper oder Karrengaul zu prüfen. Sogar Professor Prosch, der sicher nicht zu den Freunden des Vollbluts gezählt zu werden verdient, hebt dies sehr nachdrücklich in seinem Werke „Hestens Avl og Pleie" hervor. Er äußert daselbst: „Die Vollblut- wird wie jede andere edle Tierrasse stets eine so sorgfältige Aufzucht und eine so strenge Auswahl der Zuchttiere erfordern, daß die Anzahl der Individuen an und für sich der Rasse unmöglich eine besonders hervorragende Rolle im praktischen Leben wird sichern können. Dadurch, daß sie etwas von ihrem Überfluß auf solche Mutterstuten überträgt, die der Kultur — meistens dem Ackerbau — in irgend einer Weise dienen, ist sie aber im Stande, die verschiedenartigsten Zwischenformen, in welchen sich die Schnelligkeit dem verlangten Maße an Kraft, Schwere, Biegsamkeit u. s. w. angepaßt hat, zu erzeugen, und zwar in jeder vom Markte verlangten Quantität."

Schließlich werden wir wohl auch nicht übersehen dürfen, daß alle Autoritäten die Unmöglichkeit betonen, sei es im Orient oder in Europa die zu einer Blutauffrischung erforderliche Anzahl reinblütiger und wertvoller Orientalen aufzutreiben. Eine der hervorragendsten hippologischen Autoritäten Frankreichs, der Marquis de Dampierre, gab am 29. Mai 1874 in der französischen Nationalversammlung folgende Erklärung ab: „Die Gestütsverwaltung hat sich nie in absoluter Weise gegen die Verwendung arabischer Vollbluthengste ausgesprochen, sondern im Gegenteil während des Kaiserreichs mehrere solche vom Orient eingeführt. Die Verwaltung kaufte außerdem in Frankreich so viele arabische Zuchtpferde, als sie nur auftreiben konnte. Nichtsdestoweniger ist die Anzahl der in

den Pferdezuchtanstalten des Staates aufgestellten Orientalen im Jahre 1874 in der Vollblutabteilung von 85 Stück auf 47, und in der Abteilung Angloaraber von 75 auf 16 gesunken. Ich füge hinzu, daß die Gestütsverwaltung, obwohl ihr Niemand vorwerfen kann, das arabische Blut zu unterschätzen, während der Jahre 1870, 1871 und 1872, also im Laufe von 3 Jahren trotz aller Nachforschungen und Bemühungen nur zwei arabische Hengste und einen einzigen Angloaraber zu kaufen im Stande war, wobei noch besonders hervorzuheben ist, daß letzterer mit 7000 Francs bezahlt wurde, während die Gestütsverwaltung sonst im Durchschnitt nicht mehr als 4000 Francs für ihre Hengste zahlt. Man hat behauptet, daß es leicht sein müsse, von Zeit zu Zeit eine Ankaufskommission nach dem Orient zu entsenden, und daß erst kürzlich nicht weniger als 40 arabische Hengste nach Frankreich eingeführt worden seien. Hierauf muß ich der Wahrheit gemäß erwidern, daß trotz aller Bemühungen der mit dem Ankauf dieser Hengste betrauten sehr geschickten Gestütsbeamten, nur wenige derselben einer besseren Klasse angehören. Die Qualität der Pferde im Orient ist eben nicht mehr was sie vordem gewesen; sie erweckt in keiner Hinsicht die Erinnerung an jene Klasse Pferde, die vor 50 Jahren dort zu haben war. Eine ganz erstaunliche Entartung hat unter den Pferden des Orients Platz gegriffen und bald wird man dort nur noch minderwertige Zuchtpferde vorfinden."

Zehn Jahre später, nämlich 1884, erfuhr die französische Gestütsverwaltung, daß am 26. Juli desselben Jahres ein großer Verkauf von arabischen Stuten, Hengst- und Stutfohlen in Crabbet-Park, England, dem Gestüte eines enthusiastischen Bewunderers des arabischen Pferdes, Mr. Blunt, stattfinden werde. Zwei höhere Gestütsbeamte wurden aus diesem Anlasse nach England geschickt, um womöglich auf der Auktion in Crabbet-Park einige Elitetiere für Rechnung der französischen Regierung zu erstehen. Diese Herren kamen aber unverrichteter Dinge wieder nach Frankreich zurück, denn kein einziges der zum Verkauf aufgestellten Pferde wurde würdig befunden, in den Besitz des französischen Staates überzugehen. (Siehe „Rapport du Directeur des Haras à M. le Ministre de l'Agriculture sur la Gestion de l'Administration des Haras en 1884.") Bei der vorjährigen Auktion in Crabbet-Park war der höchste Preis 100 Guinéen, welchen Betrag die als „guter Damen-Hack und ruhiges Wagenpferd" beschriebene Original-Araber-Stute Hezah einbrachte, wohingegen 8 Hengste zusammen nur 483 Guinéen erzielten. Mit solchen Resultaten vor Augen Araber zu züchten, kann sich eben nur ein so reicher Mann wie der Schloßherr von Crabbet-Park erlauben.

Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß der Hengstebestand des französischen Staates am 1. Januar 1886 folgender war:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Englisches Vollblut . . . . | 198 Stück | | |
| Arabisches „ . . . . . | 125 „ | 447 Stück | |
| Angloarabisches Vollblut . . | 124 „ | | |
| Halbblut . . . . . . . . . . | | 1659 „ | |
| Norfolktraber . . . . . . . . | | 106 „ | |
| Arbeitsschlag . . . . . . . . | | 302 „ | |
| | Summe | 2514 Stück. | |

Auch die russischen und österreichischen Gestütsbeamten erklären, daß es mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verknüpft sei, zuchttaugliche Araber zur Remontierung der Gestütsbestände zu beschaffen. Der einfache Hinweis auf den großen Zuchtwert des arabischen Pferdes genügt also nicht, sondern es müßte auch angegeben werden, woher brauchbare arabische Zuchtpferde zu beziehen sind. Hat doch sogar der bekannte Baker Pascha, der wohl in der Lage war, eine sorgfältige Auswahl unter dem vorhandenen orientalischen Zuchtmaterial zu treffen, nichts Besseres nach England bringen können, als den zur Zucht vollkommen wertlosen Araberhengst Merv.

Zum Glück kann die Pferdezucht den Araber bis auf weiteres ohne besonderen Nachteil entbehren. Daß das arabische Vollblut die Urquelle jener Eigenschaften ist, die wir unter der gemeinsamen Bezeichnung „Adel" zusammenfassen, wird kein Hippologe bestreiten. Jetzt wiederum zum Araber zurückzukehren, wäre aber ein Unternehmen, das uns nötigen würde, dieselbe Wegstrecke, welche die Engländer bereits vor 150 Jahren zurückgelegt haben, Schritt für Schritt noch einmal zu durchmessen und zwar ohne irgend welche Hoffnung, so zu einem besseren Resultate zu gelangen. Für solche Experimente fehlt es aber an der nötigen Muße und Geduld in unserem nach schnellen Erfolgen jagenden Zeitalter. Ich halte es daher für eine weit lohnendere Aufgabe, das bereits vorhandene Gute mittelst sorgfältiger Pflege einer höheren Stufe zuzuführen.

Daß die Engländer sich in dieser Hinsicht manche Unterlassungssünde haben zu schulden kommen lassen, soll nicht bestritten werden. Es ist z. B. eine selbst in England anerkannte Thatsache, daß nicht nur viele mit bedenklichen Erbfehlern behaftete Hengste und Stuten zur Zucht verwendet worden sind, sondern auch eine große Anzahl vortrefflicher Zuchttiere durch Verkauf in den Besitz des Auslandes übergegangen ist. Eine etwas strengere Kritik bei der Auswahl der Zuchttiere, ein etwas weniger blindes Vertrauen zu der Allmacht des Blutes, eine etwas aufmerksamere Beachtung des individuellen Leistungsvermögens und eine etwas geringere Bereitwilligkeit, auch das beste Zuchttier für schnödes Geld herzugeben, würde

somit zweifelsohne dazu beitragen, die Überlegenheit des englischen Vollbluts auch fernerhin aufrecht zu erhalten. Sollten aber korrekte und harmonische Körperformen, sowie eine gesunde und starke Konstitution nicht mehr als Hauptziele der Zucht gewürdigt werden, so dürfte die jeder Kunstrasse drohende Entartung nicht lange auf sich warten lassen.

Diese auf dem Gebiete der Zucht beobachteten Mißgriffe stehen in intimer Wechselwirkung mit dem modernen Rennsystem. Die meisten englischen Rennen gehen auf sehr kurzen Distanzen vor sich, und dies nötigt die Trainer, ihre Pferde daran zu gewöhnen, vom Start ab in der größtmöglichen Schnelligkeit fortzustürmen. Hierdurch werden aber die Lungen und Sehnen der Pferde so gewaltig angestrengt, daß viele erfahrene Sportsmänner die kurzen Distanzen als Ursache der beunruhigenden Erscheinung bezeichnen, daß die große Schar der jährlich als Roarer oder niedergebrochen vom Schauplatz verschwindender Rennpferde eine ständige Zunahme aufweist. Wird nun weiter beachtet, daß diese kurzen, stürmischen Wettkämpfe einen sehr ungünstigen Einfluß auf das Temperament der Pferde ausüben, so kann man wohl, ohne deshalb die Wiedereinführung der Rennen auf 3—4 Meilen zu befürworten, mit Fug dem Wunsche Ausdruck verleihen, daß die geringste Distanz für 3jährige und ältere Pferde künftighin auf mindestens 1 englische Meile festgestellt werde.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch hervorheben, daß alle nicht von der Renn- und Wettmanie verblendeten Freunde des englischen Vollblutes darin übereinstimmen, daß es den 2jährigen Rennpferden nicht gestattet werden sollte, vor August oder September in einem öffentlichen Rennen aufzutreten und dann auf keiner kürzeren Distanz als ½ englischen Meile.

Aus dem, was ich hier über die heutige Vollblutzucht erwähnt, geht hervor, daß die Behandlung der jungen Aufzucht als die Schattenseite des modernen Systems zu bezeichnen ist. Die Fohlen werden meistens in kleinen Laufhöfen (Paddocks) gemästet, bis sie im September als Jährlinge zum öffentlichen Verkauf gelangen und sodann allsogleich in Training genommen werden, um möglicherweise schon nächsten März in Lincoln die Bahn zu betreten. Später folgt Rennen auf Rennen, bis irgend ein „Knax“ oder der Beginn der toten Saison dem Märtyrertum des jungen Tieres ein Ende macht. Daß dieses System einen sehr großen Anteil an der Vervielfältigung jener Fehler und Mängel hat, welche dem Vollblute anhaften, erscheint mir als eine über jeden Zweifel erhabene Thatsache.

Eine weitere nützliche Reform, welche schwerlich ohne ernste Ungelegenheit länger aufgeschoben werden kann, wäre, den im englischen Rennreglement enthaltenen Paragraphen, laut welchem das Alter der Vollblutpferde vom 1. Januar

ihres Geburtsjahres berechnet wird, dahin abzuändern, daß der 1. Mai desselben Jahres als Ausgangspunkt dieser Berechnung anzunehmen sei. Hierdurch würde der sehr beachtenswerte Vorteil erzielt werden, daß der Züchter der Versuchung entginge, das Abfohlen in eine Jahreszeit fallen zu lassen, wo weder die Witterungs- noch die Weideverhältnisse der ungestörten Entwicklung des jungen Tieres günstig zu sein pflegen. Gegenwärtig bemüht sich jeder Züchter, um nur nicht hinter den Konkurrenten zurückzubleiben, das Abfohlen seiner Stuten so bald als irgend möglich nach dem 1. Januar erfolgen zu lassen und die Folge hiervon ist, daß sehr wenige Vollblutfohlen das Licht der Welt zu einer Zeit erblicken, wo ihrem Gedeihen durch das Erwachen der Natur nach allen Richtungen hin Vorschub geleistet wird. Unter diesen Wenigen hat es jedoch solche Größen gegeben wie: West Australian, Faugh-a-Ballagh, Victorious, Cotherstone, Blue Gown, Asteroid, Orlando, Sterling, Isonomy, George Frederick, Gladiateur u. m. a.; ja, West Australian und Blue Gown wurden sogar erst im Juni geboren. Die frühzeitige Geburt scheint somit keineswegs eine conditio sine qua non hervorragender Rennfähigkeit zu sein. Mustert man dagegen die lange Liste derjenigen berühmten Vollblutpferde, die Roarer geworden sind (z. B. Sweetmeat, Pretender, Longbow, Prince Charlie, Knight of St. Patrick, Sir Bevys, Clanronald, Couronne de Fer, Apology, Lilly Agnes ꝛc. ꝛc.), so wird man finden, daß die Mehrzahl derselben zu einer Zeit geboren wurde, wo Erkältungen zu den täglichen Erscheinungen in den von heißen, ungesunden Dünsten erfüllten Stallungen gehören.

Leicht gezählt sind außerdem diejenigen Pferde, welche nicht als 3jährige von der Bahn verschwinden. Es wäre aber sehr unrichtig, aus dieser Thatsache den Schluß zu ziehen, daß alle Vollblutpferde, welche mit 4 Jahren ins Gestüt wandern oder als Gebrauchstiere verkauft werden, sich irgend einen Schaden auf der Bahn geholt und somit nicht im Stande gewesen wären, länger im Training auszuharren. In vielen Fällen hat nämlich ihr Rücktritt von der Bahn keinen andern Grund, als daß ihnen keine Aussichten auf Erfolg in den zahlreichen Handicaps (Rennen mit Gewichtsausgleichung) blühen und die wenigen Rennen mit Altersgewicht die Kosten des Trainings nicht zu decken vermögen. Nichtsdestoweniger ist die Zahl der Handicaps und kurzen Rennen im steten Zunehmen begriffen.

Früher oder später — lieber früher als später — muß aber eine gründliche Reorganisation des ganzen Rennbetriebs in Angriff genommen werden, falls Englands Vollblutzucht nicht an seiner Wurzel Schaden nehmen soll. Es ist ja auch nicht zu verwundern, daß Gesetze, welche dem Standpunkte des Rennwesens zu Anfang des Jahrhunderts entsprachen, allmählich in Widerspruch zu unseren Zeitbedürfnissen geraten sind. Vordem war die überwiegende Mehrzahl der Rennpferde

im Besitz von vornehmen, geachteten und reichen Männern, welche in den Rennen einen anregenden und zugleich nützlichen Zeitvertreib sahen. Das ist jetzt leider anders geworden. Gegenwärtig gehören angesehene und unabhängige Rennpferdebesitzer zu den Ausnahmen. An ihrer Stelle findet man eine wüste Schar brutaler Glücksritter mit weitem Gewissen und leeren Taschen. Diese Herren kümmern sich keinen Pfifferling um die Interessen der Zucht, ihr einziges Ziel ist „to make money“; die Rennen sind für sie kein Sport, sondern ein Geschäft, und nur durch Schwindel gelingt es ihnen, sich eine Zeit lang über Wasser zu erhalten. Jede Maßregel, die geeignet wäre, diesen Hyänen des Turfs das Dasein zu erschweren, würde daher sicher auch der Zucht zu gute kommen. Leider ist der britische Nationalcharakter so konservativer Art, daß es vielleicht kein Land gibt, wo Reformen auf so große Hindernisse stoßen wie in England. Dies erklärt, warum sehr vernünftige und zugleich sehr zahme, auf Abänderung gewisser Bestimmungen des Renngesetzes gerichtete Vorschläge, die von Zeit zu Zeit von hochangesehenen und sachkundigen Männern eingebracht worden sind, bisher die Sanktion des allmächtigen Jockeyklubs nicht haben erlangen können. So hat z. B. der bekannte Rennmann Mr. Chaplin vor einiger Zeit vorgeschlagen, daß bei jedem Rennmeeting wenigstens $1/3$ der zu Preisen ausgesetzten Gesammtsumme, für Rennen auf der Distanz von 1 englischen Meile, und von dem restirenden Betrage $1/3$ für die 2jährigen Pferde und $1/3$ für Rennen auf kürzere Distanz als 1 englische Meile reservirt werden solle. Dies wäre ein Schritt in der rechten Richtung gewesen; jedoch der wohlerwogene Vorschlag wurde mit großer Majorität verworfen. Ein zweiter Versuch, das englische Rennwesen in gesündere Bahnen zu leiten, ging von dem auf dem Turf ergrauten Rennpferdebesitzer Sir John Astley aus. Derselbe schlug vor, für die Handicap-Rennen ein Minimalgewicht von 6 stone (38 Kilo) festzusetzen. Auch dieser Vorschlag wurde ad acta gelegt, was indessen Lord Cadogan nicht abschreckte, in der angesehenen Zeitschrift „Fortnightly Review“ (siehe das Januarheft 1885) eine ganze Reihe nützlicher und notwendiger Reformen zu beantragen. Irgend welche Aussicht, daß dieselben zur Annahme gelangen sollten, scheint jedoch nicht vorhanden zu sein. Der Turf wartet somit noch immer auf den Herkules, der berufen ist, die Reinigung des sportlichen Augiasstalles zu vollbringen.

Indessen soll nicht unerwähnt bleiben, daß ein sehr beachtenswerter Versuch in dieser Richtung kürzlich von einem deutschen Verfasser unternommen worden ist. Genannter Verfasser, der sich des Pseudonyms „ad rem“ bedient, hat in einer 1887 in Burg unter dem Titel „Wie ist eine Flachrennprüfung abzuhalten, welche die Mängel der jetzigen (englischen) Methode ausschließt?“ erschienenen Broschüre, nicht weniger als 69 Übelstände hervorgehoben, die das Resultat des gegenwärtig

üblichen Prüfungsmodus nachteilig beeinflussen. Seine auf Abstellung dieser Mängel gerichteten Vorschläge, teilen sich in einen „verbesserten" und in einen „neuen" Modus.

Unter der Rubrik „Verbesserter Modus" wird vorgeschlagen:

1. Abschaffung der ellipsoidalen Bahnen, wodurch das Außenherumreiten fortfällt, das Drängen nach den Flaggen, Anreiten, Umwerfen der Flaggen ꝛc. mehr oder weniger vermieden wird. (Leider steht diesen Vorteilen der schwer wiegende Übelstand gegenüber, daß das Publikum bei gerader Bahn von dem ganzen Rennen nur die Ankunft sieht).
2. Durchlaufende Barriere auf der inwendigen Seite bei allen Flachrennen.
3. Die Trainirbahn darf nie parallel der Rennbahn liegen.
4. Übergewicht wird nicht in der Satteldecke, sondern in einem Riemen um den Leib getragen.
5. Die klassischen Rennen sind aus Sparsamkeitsgründen an einem Orte zu vereinigen.
6. Die klassischen Rennen dürfen nicht hoch dotirt sein, zunächst weil unsere Mittel es nicht erlauben und zweitens, weil die Konkurrenz des fiskalischen Stalles andernfalls zu fühlbar wird. Besser drei Rennen à 10000 Mark, als eines à 30000.
7. Für die klassischen Rennen müssen alle im Inland geborenen Fohlen (obligatorisch für den Züchter) für einen Minimaleinsatz genannt werden, damit ein nicht genanntes Pferd, welches sich später als schnell entpuppt, nicht von den für die Zucht wichtigsten Flachrennen ausgeschlossen ist. (Beispiel: Lord Zetland's „Panzerschiff" 1887.)
8. Der Richter wird in seinem schwierigen Amte durch die photographische Momentaufnahme unterstützt.
9. Die Zeitrechnung mittelst der Klepsyder von Le Boulengé wird für alle Rennen eingeführt und eine Maximalzeit in sachgemäßer Weise angesetzt.
10. Der Preis darf nie vorher für das erste ꝛc.-Pferd festgesetzt sein, sondern muß summarisch für das Rennen genannt sein, jedem Einzelnen überlassend, durch gezeigte Leistung sich mehr oder weniger von dem Gesamtpreise zu erkämpfen.
11. Der zu einem Rennen aus England engagirte Jockey muß à Conto seiner Jockeyship gehandicapt werden, aber nicht nur dieser, sondern alle in einem Felde reitende Jockeys. Bei der Erteilung

der Reiterlaubnis fürs Jahr muß das Gewicht, welches sie in Flach- resp. Hindernisrennen mehr aufzunehmen haben, bekannt gemacht werden.

Der „Neue Modus" besteht in der Einzelprüfung gegen Zeit.

Es würde mich zu weit führen, diese Vorschläge einer sachlichen Kritik zu unterziehen. So viel sei jedoch gesagt, daß der „Verbesserte Modus" meiner Ansicht nach viele, teils unbedingt zu empfehlende, teils diskutirbare Vorschläge enthält. Ich beklage es daher auch aufrichtig, daß die hier besprochene Broschüre in den maßgebenden Fachkreisen vornehm ignorirt worden ist. Allerdings leidet „ad rem" an dem Kardinalfehler, ein Deutscher zu sein. Mit dem „Neuen Modus" kann ich mich dagegen unmöglich befreunden, denn erstens leistet nicht ein Vollblutpferd unter hunderten in der Einzelprüfung gegen Zeit, was es thatsächlich zu leisten im Stande ist und zweitens ist es schon aus prinzipiellen Gründen unthunlich, einen Prüfungsmodus zu acceptiren, der dem Publikum den Besuch der Rennbahn verleiden würde. Möge daher „ad rem" seine bedeutende Sachkenntnis und Thatkraft darauf konzentriren, den „verbesserten Modus" auf die Tagesordnung zu erheben. Mit dieser Beschränkung darf er der Nachfolge aller vorurteilsfreien Turffreunde sicher sein. Der Altmeister William Dey steht wahrlich nicht allein mit seiner Ansicht, „daß die öffentliche Rennprüfung infolge des ihr anhaftenden Mangels an einem festen, rationellen System, als Wertmesser für die Leistungsfähigkeit der Pferde betrachtet, kaum höher als ein Gaukelspiel zu schätzen sei."

Zu den charakteristischen Eigenschaften des modernen Vollblutes übergehend, muß ich vorerst das für die Advokaten des reinen Bluts bedenkliche Faktum konstatiren, daß man auch beim Vollblut, in Bezug auf die Möglichkeit von den Körperformen und inneren Eigenschaften der Eltern auf die wahrscheinliche physische und psychische Entwicklung der Nachzucht zu schließen, derselben Unsicherheit begegnet, die nach der Theorie nur bei den gemischten Schlägen anzutreffen sein sollte. Man braucht bloß flüchtig in den Annalen der Vollblutzucht zu blättern, um zu der Überzeugung zu gelangen, daß weder das Blut noch die Leistungen dem Züchter Garantien gegen unangenehme Überraschungen bieten. Was die Verschiedenheit der Körperformen betrifft, erlaube ich mir aus den zahlreichen zu Gebote stehenden Beispielen auf der einen Seite die Hengste Plenipontentiary, Melbourne, King-Tom, Stockwell, Musket, Thormanby, Thunderbolt, General Peel, Citadel, Trappist und Ambergris, und auf der anderen Daniel O'Rourke, The Flying-Dutchmann, Beadsman, Voltigeur, Teddington, Newminster, St. Albans, Saunterer und Cardinal York herauszugreifen. Ich glaube, daß Liebhaber von Kontrasten sich von einer Musterung der hier genannten Hengste befriedigt fühlen würden. Und die von mir gewählten Exemplare sind keineswegs als seltene Aus-

nahmen oder überraschende Abweichungen von einer normalen Form zu betrachten. Man kann kaum ein einziges Vollblutgestüt besuchen, ohne auf bedeutende Unterschiede in den Formen der Zuchttiere zu stoßen. Es gibt da hoch- und kurzbeinige, dünne und breite, schwere und leichte Individuen, und je mehr Vollblutpferde man zu Gesicht bekommt, desto inniger wird man von der Wahrheit des alten Spruches „They run in all forms“ (Gelaufen wird in jeder Form) überzeugt. Dies hält aber unsere gelehrten Kathederhippologen durchaus nicht davon ab, die ganze Vollblutrasse in die ausgereckte Rennerform pressen zu wollen.

Leider sind die inneren unsichtbaren Eigenschaften nicht besser diszipliniert als die äußeren Körperformen. Meine auf langjährige Studien basirte Ansicht bezüglich der hier berührten, ebenso interessanten wie wichtigen Fragen ist, daß der mehr oder weniger ausgeprägten individuellen Vererbungskraft auch bei der Vollblutzucht eine große Bedeutung zugemessen werden muß. Es ist nämlich sehr leicht mit Hilfe des Stud-Book's und des Rennkalenders, zahlreiche Beispiele auffallend verschiedenen Zuchtwertes bei nahe verwandten Vollblutpferden anzuführen. So war Touchstone ein Hengst, dessen Zuchtwert nach Millionen berechnet werden kann, während sein Bruder Launcelot eine äußerst anspruchslose Rolle im Gestüt gespielt hat. Blue-Bonnet, eine Tochter desselben Touchstone und Siegerin im St. Leger des Jahres 1842, hat kein einziges wertvolles Fohlen gebracht. Barbette erzeugte mit Bay Middleton: The Flying Dutchman, ein Phänomen im Vollblutgeschlecht, mit Lanercost: Van Tromp und mit Orlando: Zuyder-Zee; nichtsdestoweniger gehörte ihr Sohn Vanderdecken, ein Bruder des Flying Dutchman's, zu den „vornehmen Nullen“. Gehen wir das Verzeichnis der Nachkommen des berühmten Newminster's durch, so finden wir, daß, wie vorzüglich seine Söhne auch gewesen — ich erinnere speziell an Adventurer, Lord Clifden, Cambuscan, Cathedral, Vespasian, Hermit, Cardinal York, Victorious, Strathconan und Exminster — seine Töchter sowohl auf der Bahn wie im Gestüt wenig für den Ruhm der Familie geleistet, und ist dies um so bemerkenswerter, als dieselben weit mehr als die Söhne ihrem glorreichen Vater in der äußeren Form nachgeartet sind. The Duke, ein Sohn des unvergleichlichen Stockwell's, war ein weicher Hengst, der auch meist nur weiche Nachkommen hinterlassen hat, und ein anderer Sohn des Stockwell's, Lord Lyon, der außer seiner noblen Abstammung noch die seltene Leistung für sich hatte, im Derby, St. Leger und den 2000 Guinéen des Jahres 1866 als Sieger eingekommen zu sein, täuschte die Erwartungen seiner Anhänger im Gestüte auf eine geradezu grausame Weise. Von Interesse ist auch, daß Stockwell, obwohl er ein Repräsentant des schweren, breiten und imposanten Vollblutes war, unter seinen Nachkommen eine große Anzahl kleiner,

leichter Tiere neben wahren Kolossen des Pferdegeschlechts zählt. Die Stute The Princess of Wales, die selbst äußerst mittelmäßig gelaufen, erzeugte mit Marsyas — einem Hengste zweiter Klasse — den Derby-Sieger George Frederick und die zwei sehr brauchbaren Rennpferde Albert Victor und Luise Victoria, während sie zu dem weit vornehmeren Lord Clifden geführt, nur das Unkraut im Zuchtgarten des Vollbluts vermehrte. Und wer zählt alle die Vollbluthengste, welche, obwohl sie die stolzesten Stammbäume ihr eigen genannt und nicht nur eine lange Reihe Sieger unter ihren Ahnen gehabt, sondern auch selbst Lorbeeren auf der Bahn gepflückt, im Gestüt ein schimpfliches Fiasko erlebt haben? Es scheint demnach, daß noch etwas mehr als die Kunst des Züchters zu einem günstigen Erfolge erforderlich sei, und bin ich überzeugt, daß dieses „Etwas" in der konstitutionellen Kraft des Individuums vor und während der Paarung, oder — um mit Settegast zu sprechen — in der Individualpotenz liegt.

Selbstverständlich ist eine so alte und unter so gleichartigen Verhältnissen gezüchtete Rasse trotz der hier angedeuteten individuellen Verschiedenheiten im Besitze gewisser gemeinschaftlicher Züge. Zu diesen zähle ich eine große Gurtentiefe, eine gute Schulterlage, eine Muskulatur, wie sie in ähnlicher Vollkommenheit bei keiner anderen Rasse anzutreffen ist, einen kräftigen Rücken mit einer häufig geradezu idealen Nierenpartie, eine große Länge zwischen den Vorder- und Hinterfüßen, so daß das Pferd ungeachtet seines kurzen Rückens über viel Boden steht und — ausdruckslose Vorderbeine. Um Mißverständnissen vorzubeugen, beeile ich mich jedoch hinzuzufügen, daß auch diese Familienzüge nicht bei allen Individuen mit gleicher Schärfe hervortreten, ja bei vielen Vollblutpferden kaum noch wahrzunehmen sind.

Im innigsten Zusammenhang mit der hier angeregten, die äußeren Formen des Vollblutpferdes betreffenden Frage, steht eine Behauptung, die zu lebhaften Kontroversen zwischen den Hippologen Anlaß gegeben hat. Ich meine die von vielen gehegte Ansicht, daß das Vollblutpferd desto größeren Zucht- und Gebrauchswert besitzt, je schwerer es ist. Diese Ansicht ist so oft wiederholt worden, daß sie allmählich die Gestalt eines hippologischen Dogmas angenommen hat. Nun ist es allerdings sehr bequem, die Dogmen gläubig hinzunehmen, aber was bequem, ist nicht immer recht und wahr, und gar traurig wäre es für die Menschheit, wenn die anspruchsvolle Haltung der als unfehlbar hingestellten Dogmen, den Forscher davon abhalten könnte, dieselben einer gründlichen Prüfung zu unterziehen. Diese Arbeit des Forschers ist auch auf dem Gebiete der Hippologie nicht zu entbehren. Wir wollen daher nicht unterlassen nachzusehen, wie es sich mit dem gepriesenen Wert schwerer Körperformen beim Vollblutpferde verhält.

Um zu einer klaren Auffassung derjenigen Eigenschaften zu kommen, die den

Zuchtwert des guten Vollblutpferdes bedingen, werden wir uns zuerst mit der Aufgabe beschäftigen müssen, welche dem Vollblut bei der Zucht zugeteilt worden ist.

Das Vollblutpferd ist, wie wir wissen, in Europa der edelste Repräsentant des Pferdegeschlechts. Es ist demnach im Besitze aller derjenigen Eigenschaften, welche dem Pferde Adel verleihen, und da es noch niemanden eingefallen, den Einfluß der Aussaat auf die Ernte zu bestreiten, muß das Vollblut logischerweise als eine der Quellen des Adels für die Pferdeproduktion bezeichnet werden.

Es ist nicht leicht eine klare und kurze Definition für den Begriff „Adel" beim Pferde zu geben. Am nächsten kommen wir wohl der Wahrheit, wenn wir sagen: edel ist das Pferd, dessen Formen und Eigenschaften von einem hochentwickelten Nervensystem zeugen. Eine im ganzen Körperbau hervortretende „Trockenheit", kräftig entwickelte Muskeln und Sehnen, ein feines Haar, lebhaftes Temperament, Energie, Beweglichkeit und Ausdauer, sind also Eigenschaften, welche dem Pferde berechtigte Ansprüche auf die Bezeichnung „edel" verleihen. Schwere Körperformen schließen allerdings diese Eigenschaften nicht unbedingt aus, haben aber auch nichts gemeinsam mit denselben. Es kann daher nicht richtig sein, einerseits das englische oder arabische Vollblutpferd als die Verkörperung des Begriffes „Adel" hinzustellen und anderseits dessen Zuchtwert von Eigenschaften abhängig zu machen, welche in gar keinem Zusammenhang mit der Rolle stehen, welche die Natur und die Menschen übereinstimmend dem vornehmsten Pferdetypus zugeteilt haben.

Daß Schwere und Maße nicht zu den Gaben gehören, welche die edlen Pferderassen von der Schöpfung mit auf den Lebensweg erhalten haben, braucht nicht bewiesen zu werden. Kommen demungeachtet schwere Körperformen bei einem Vollblutpferde vor, so ist diese Erscheinung als eine durch zufällige Umstände hervorgerufene Ausnahme von der allgemeinen Regel zu betrachten. Da aber solche zufällige Eigenschaften unmöglich dieselbe Bedeutung haben können wie die charakteristischen Kennzeichen der Rasse, glaube ich nicht an den höheren Zuchtwert des schweren Vollblutpferdes. Welchen Nutzen sollen übrigens diese schweren Formen bringen? Bei der Vollblutzucht müssen unbedingt die durch hundertjährige, zielbewußte und konsequente Zuchtarbeit fixirten Eigenschaften mehr wiegen als die zufälligen, nicht in der Natur der Rasse begründeten Erscheinungen, und bei der Halbblutzucht ist es nicht Schwere oder Maße, was vom Vollblutpferde zugeführt werden soll.

Die Geschichte der Vollblutzucht lehrt auch, daß die berühmtesten Zuchtpferde keineswegs dem schweren Typus angehört haben. Unter dem leichten Vollblut unserer Tage finden wir solche Größen wie: Beadsman, The Flying Dutchman, Vedette, Voltigeur, Teddington, Newminster, Dundee, West Australian, Sweet-

meat, Daniel O'Rourke, Parmesan, Saunterer, Strathconan u. m. a. Mustern wir dagegen die schweren Vollbluthengste, so zeigt es sich, daß ihre Nachkommenschaft, King Tom und Thunderbolt etwa ausgenommen, nicht schwerer als andere Vollblutfamilien ausgefallen ist. Ich erinnere speziell an Plenipotentiary, Stockwell, Gladiateur, Thormanby und andere Vollblutriesen, deren Nachzucht vorwiegend den leichten Typus repräsentirt. Diese Thatsachen bestätigen meine weiter oben ausgesprochene Ansicht, daß schwere Körperformen innerhalb der Vollblutklasse keinen zuverlässigen Maßstab für die Beurteilung des Zuchtwertes abgeben.

„Verleiht aber die Schwere nicht dem Individuum größere Stärke und Ausdauer?" — fühlt sich vielleicht einer oder der andere meiner Leser bewogen mir hierauf zu entgegnen. Es sei mir daher gestattet zu bemerken, daß eine Überlegenheit des schweren Vollblutes auf der Bahn bisher nicht hat konstatirt werden können. Wir haben ja auch bereits einsehen gelernt, daß Ausdauer nicht durch breite, massive Formen, sondern hauptsächlich durch Gurtentiefe bedingt wird. Und daß leichte Vollblutpferde oft sehr tief sind, weiß ein jeder, der in die Lage gekommen, eine größere Anzahl Vollblutpferde zu mustern. Was dagegen die Stärke betrifft, so ist es eine alte, von jedem Trainer gemachte Erfahrung, daß die Widerstandsfähigkeit der Knochen und Sehnen nicht in deren Umfang gesucht werden darf.

Obgleich es eigentlich überflüssig sein dürfte, will ich dennoch ausdrücklich betonen, daß ich mit obigem durchaus nicht beabsichtigt habe, das Lob der dünnen, hochbeinigen Vollblutspinnen zu singen. Persönlich hege ich eine entschiedene Vorliebe für das kompakte, breite und massive Vollblutpferd und ich glaube auch, daß dies bei den Ankäufen, die ich in England bewerkstelligt habe, zum Ausdruck gelangt ist; aber — ich muß gleichzeitig gestehen, daß ich nicht im Stande wäre, irgend welche praktische oder theoretische Gründe für diese Vorliebe anzuführen; wenigstens vermag ich mir dieselbe nicht anders zu erklären, als daß die massiven Formen mein Auge erfreuen. Ein so nichtiges Motiv darf aber nicht auf die Wahl des denkenden Züchters einwirken und habe ich deshalb den Leser davor warnen wollen, vom Vollblutpferde mehr oder anderes zu verlangen als: gutes Blut, gute Leistungen, eine gute Konstitution und harmonische Formen.

Eine andere ziemlich allgemeine Ansicht ist, daß die sog. „Flieger" (Flyers) — Rennpferde, denen kurze Distanzen am besten zusagen — einen geringeren Zuchtwert als die sog. „Steher" (Stayers) — Rennpferde, welche den Kampf auf große Distanzen nicht scheuen — besitzen. Ich gebe gerne zu, daß Stehern erster Klasse, d. h. Tieren, die schnell genug sind, um auf jeder Distanz, von 1—4 eng-

lischen Meilen, den Sieg zu erringen, eine unbedingte Überlegenheit zuerkannt werden muß; solche Pferde sind aber überaus selten. Die meisten sog. Steher werden nur deshalb ausdauernd genannt, weil ihnen das Maß von Schnelligkeit abgeht, welches die Widerstandsfähigkeit des ganzen Organismus auf die Probe stellt. Von Pferden dieser Kategorie sagt der Engländer „They can never go quite fast enough to trouble themselves“ (sie laufen nie so schnell, daß ihnen der Dampf ausgeht). Meiner Anschauung nach, liegt darin nichts besonders verdienstliches. Die bekannten Steeple-chase-Pferde Emblem und Emblematic galten anfangs als wenig ausdauernd, weil sie auf der flachen Bahn keine halbe englische Meile in scharfer Rennpace gehen konnten. Aus diesem Grunde zu der Rennbahn transferirt, schlugen sie aber mit Leichtigkeit die besten Pferde auf Distanzen, die zwischen 3—4 englischen Meilen schwankten. Solche Thatsachen mahnen zur Vorsicht bei der Beurteilung des Stehvermögens eines Pferdes.

Wir dürfen eben nicht übersehen, daß der „Flieger“ sehr häufig mit großer Energie begabt ist. Dies zeigt sich am deutlichsten im Rennen, wo er oft vom Start weg bis zum Ziele, der zunehmenden Erschöpfung nicht achtend, dieselbe mörderische Pace einhält, um dann möglicherweise noch beim Distanzpfahl einen Kampf auf Leben und Tod mit dem nächsten Gegner aufzunehmen. Eine solche, von unüberwindlicher Energie zeugende Leistung wiegt entschieden mehr als das langsame und daher auch weniger angreifende Rennen des Stehers auf weitere Distanzen. Der Franzose sagt: „La vitesse est le fond“ (Schnelligkeit zeugt von Ausdauer), was genau dieselbe Bedeutung hat wie das bereits weiter oben citirte englische Sprichwort „It is the pace that kills“. Daß dies keine leeren Phrasen sind, beweisen die vielen Fälle, wo Rennpferde, die auf der flachen Bahn im Verdachte mangelnder Ausdauer gestanden, Steeple-chaser erster Klasse geworden sind. Warum solche Tiere ungeeignet sein sollten, den trägen, lymphatischen Landrassen Schnelligkeit, Beweglichkeit und Energie zu verleihen, ließe sich wohl schwer erklären.

Es erübrigt jetzt noch, denjenigen Prinzipien, die sich bei der Vollblutzucht praktisch bewährt haben, einige Beachtung zu schenken.

Was zuerst die Auswahl der Zuchttiere betrifft, müssen bei derselben nicht nur die individuellen Eigenschaften, sondern auch die Beschaffenheit der Blutmischung, welche durch die beabsichtigte Paarung geschaffen werden würde, genau erwogen werden, denn passen die von den Individuen repräsentirten „Blutlinien“ nicht zu einander, so wird das Produkt der Paarung, auch wenn gegen die individuellen Eigenschaften der Eltern sonst nichts einzuwenden gewesen, aller Wahrscheinlichkeit nach die Aufzucht nicht lohnen. Lord Lyon z. B. war zweifelsohne ein vorzüg-

licher Hengst. Nichtsdestoweniger fehlte es seinen Nachkommen, mit der einzigen Ausnahme von Placida, Siegerin in den Oaks des Jahres 1877, an Ausdauer in der Schnelligkeit, d. h. an Stehvermögen. Dasselbe läßt sich von der Nachzucht der berühmten Hengste Oxford und See-Saw sagen; die Thunderbolts entwickeln sich sehr spät, Breadalbane zeugte eine große Anzahl nervöser Pferde; Blue Bonnet, die Siegerin im St. Leger des Jahres 1842, hat nur ein einziges gutes Fohlen, nämlich die Stute Mary Copp von The Flying Dutchman gebracht, und Queen of Trumps, die Siegerin in den Oaks und dem St. Leger des Jahres 1853, leistete gar nichts im Gestüt, was übrigens bei den meisten Stuten der Fall gewesen, die großen Ruhm auf der Rennbahn erworben haben. Ähnliche Beispiele könnten in Hülle und Fülle angeführt werden. Dies gestaltet die Vollzucht zu einer Aufgabe, welche große Ansprüche an die Sachkenntnis des Züchters stellt. Leider ist solche Sachkenntnis um so schwerer zu erwerben, als sie nebst praktischer Erfahrung im Rennwesen ein nicht jedermann zusagendes zeitraubendes Studium des Rennkalenders und Stud-Book's voraussetzt.

Es würde mich selbstverständlich zu weit führen, hier diejenigen Eigenschaften anzugeben, welche die berühmteren Vollblutsfamilien besonders kennzeichnen. Ich werde daher nur beispielsweise und in größter Kürze einige Familienzüge der bekanntesten Stämme hervorheben.

Zu diesem Zwecke beginne ich mit der Newminster Familie, die sich gegenwärtig des höchsten Ansehens erfreut. Welche Namen derselben besonderen Glanz verliehen haben, geht aus nachstehendem Verzeichnis hervor.

*TOUCHSTONE*

*NEWMINSTER*

| Adventurer 1859 | Lord Clifden 1860 | Cambuscan 1861 | Cathedral 1861 | Victorious 1861 | Strathconan 1863 | Vespasian 1863 | Hermit 1864 | Card. York 1866 | Exminster 1869 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Argyle | Moorlands | Onslow | Landmark. | | Strathhaven. | | Peter | | |
| Glen Arthur | Wenlock | Camballo. | | | | | Retreat | | |
| Pretender | Winslow | | | | | | Tristan | | |
| Ishmael | Hampton | | | | | | Trappist | | |
| Privateer | Rotherhill | | | | | | Abbot | | |
| | Barefoot | | | | | | Friar's Balsam. | | |
| | Petrarch | | | | | | | | |
| | Cyprus. | | | | | | | | |

Touchstone, der Stammvater dieser Familie, war der edelste und glücklichste Zuchthengst seiner Zeit. Um so befremdender ist es, daß diejenigen seiner Söhne, welche ihm am ähnlichsten sahen, die geringsten Erfolge im Gestüte aufzuweisen haben. Was die Töchter Touchstone's für die Zucht geleistet, ist schon früher angedeutet worden. Newminster hat seine vorzüglichen Eigenschaften hauptsächlich

auf die Söhne übertragen, obwohl die Töchter in ihrer äußeren Gestalt weit mehr an ihn erinnern. Bemerkenswert ist auch, daß die Newminster-Hengste ihren Zuchtwert erst nach längerer Verwendung als Beschäler an den Tag zu legen pflegen. Stehvermögen besitzen sie alle, wenn diese Eigenschaft auch bei Vespasian weniger ausgeprägt war als bei Adventurer, Cathedral, Strathconan, Victorious, Hermit, Cardinal York und Lord Clifden. Von diesen Newminster-Söhnen haben Hermit und Cathedral sehr große, knochige Pferde erzeugt, die wenig an ihren berühmten Großvater erinnern. Abzeichen gehören bei den Newminsters zu den größten Seltenheiten.

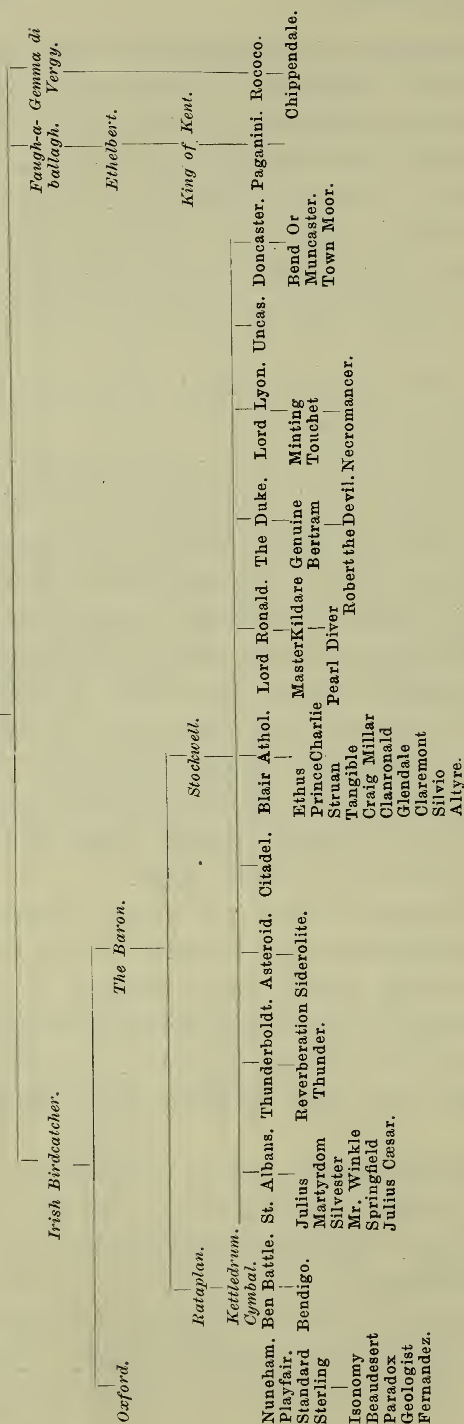
Der Ruhm der Newminster-Familie wird gegenwärtig in erster Reihe von Hermit und Lord Clifden aufrecht erhalten.

Hermit, der Derby-Sieger des Jahres 1867, war ein mächtiger Fuchshengst von sehr edlem Schnitt. Sein Sieg im Derby rief eine außerordentliche Sensation hervor, denn man wußte, daß er sich einige Tage zuvor einen Blutsturz zugezogen und sein Besitzer, Mr. Chaplin, gleichzeitig mit dem „blauen Bande des Turfs" auch die kolossale Summe von 120 000 Pfd. St. in Wetten gewonnen hatte. Das kalte Wetter, welches an diesem Derby-Tage herrschte, soll den Sieg des durch seinen Unfall geschwächten Hermits ermöglicht haben. Im Gestüt ist Hermit besonders glücklich mit Melbourne-Stuten gewesen. Von seinen bereits als Zuchthengste verwendeten Söhnen genießt Peter das größte Ansehen. Was Hermit für die Vollblutzucht geleistet, läßt sich am besten aus der Thatsache ermessen, daß er innerhalb 13 Jahren (von 1870—1883) 307 Fohlen erzeugt, welche in 653 Rennen die nette Summe von 267 374 Pfd. St. gewonnen haben.

Trotzdem werden wir Lord Clifden den Vorrang vor Hermit einräumen müssen, denn mit zwei solchen Söhnen wie Petrarch und Hampton, die sich beide bereits als Zuchthengste der allerersten Klasse bewährt haben, dürfte er in den Annalen der Zucht zu noch größeren Ehren gelangen als sein berühmter Zeitgenosse und Rivale Hermit. Lord Clifden deckte nur 8 Jahre; als er am 7. Februar 1877 an einem Herzleiden einging, hatte er aber schon die Sieger in 478 Rennen erzeugt.

Der Einfluß, den Touchstone's Nachkommenschaft auf die englische Vollblutzucht ausgeübt hat, kann nur mit demjenigen verglichen werden, der von dem Stamme Irish Birdcatcher ausgegangen ist. Thatsächlich beherrschen diese beiden Stämme nahezu die ganze moderne Vollblutzucht.

Der besseren Übersicht wegen lasse ich hier auch ein Verzeichnis der bekanntesten Sir Hercules- resp. Irish Birdcatcher-Nachkömmlinge einfließen. (Siehe Seite 326.)




Charakteristisch für diesen Stamm ist die große Familienähnlichkeit, welche bei den meisten Sprößlingen desselben hervortritt. Welcher Kreuzung die Nachkommen des Sir Hercules auch ausgesetzt gewesen sein mögen, ist es gewöhnlich ein Leichtes, sie an dem kurzen, starken Rücken, der breiten Kruppe und schweren Vorderhand zu erkennen. Ganz besonders ist dies bei den Stockwells und Rataplans der Fall. Dieselben bilden meistens einen auffallenden Gegensatz zu den Newminsters, deren größere Länge, kürzere Beine, schrägere Schultern und edlerer Schnitt in der Sir Hercules-Familie zu den größten Seltenheiten gehören.

Lassen wir nun zuerst die erfolgreichsten Söhne des Stockwell's Revue passiren, so finden wir, daß St. Albans den meisten seiner Nachkommen ein unzuverlässiges Temperament als Erbe hinterlassen hat. Von seinen Söhnen haben eigentlich nur Springfield und Mr. Winkle Herz gezeigt, wenn auch Julius und Martyrdom ab und zu der besten Form sehr nahe kamen.

Thunderbolt, welcher seinem berühmten Vater sehr ähnlich sah, obwohl er hochbeiniger als dieser war, hat große, gut fundamentirte, aber wenig edle Tiere erzeugt. Seinen Töchtern dürfte demnach der größte Wert zuzusprechen sein. Ein gleiches gilt von Citadel, der mehr Jagd- als Rennpferde geliefert hat.

Blair Athol stand bis zu seinem vor kurzem erfolgten Ende in dem Ruf eines sensationellen Pferdes, was er auch insofern verdiente, als er eine große Anzahl hervorragender Rennpferde unter seiner Nachkommenschaft zählt. Trotzdem wird man nicht bestreiten können, daß seine Thätigkeit, vom züchterischen Standpunkte aus beurteilt, keineswegs segensreich zu nennen ist, denn seine Sprößlinge waren mit wenigen Ausnahmen weiche, zum Roaren disponirende Tiere, deren Rennfähigkeit nicht über eine englische Meile hinausreichte.

Auch The Duke hat keine Steher erzeugt. Sogar Bertram, sein bester Sohn, ließ in dieser Hinsicht vieles zu wünschen übrig.

Eine noch größere Enttäuschung aber bereitete Lord Lyon denjenigen, die sich nicht von dem Glauben emanzipiren konnten, daß der Sieger im Derby, dem St. Leger und den 2000 Guinéen des Jahres 1866 auch als Zuchtpferd Hervorragendes leisten müsse. Indessen darf nicht übersehen werden, daß Lord Lyon, obwohl bis zum Knie das Ideal eines Vollblutpferdes, vom Knie abwärts sehr schwach und noch dazu in so hohem Grade zwanghufig war, daß er seine Tage meist in liegender Stellung verbrachte. Von einem solchen Invaliden eine gesunde, leistungsfähige Nachzucht zu erwarten, läßt sich aber wohl auch in der Vollblutzucht nicht rechtfertigen.

Doncaster's Ruf wurde durch den im Jahre 1880 errungenen Sieg seines Sohnes Bend Or im englischen Derby begründet, wozu noch die höchst bemerkenswerte Thatsache kommt, daß Bend Or's erstes Fohlen, Ormonde (geb. 1883), ebenfalls das Derby nebst den 2000 Guinéen und das St. Leger heimzuführen vermochte. Gleich im ersten Jahre seiner Thätigkeit als Zuchthengst einen Derby-Sieger erzeugt zu haben, ist jedenfalls ein seltener Erfolg; dennoch wird man es erklärlich finden, daß sich die Engländer Doncaster im Jahre 1884 von der ungarischen Gestütsverwaltung haben entführen lassen, denn was der Hengst nach seinem ersten sensationellen Erfolge in England erzeugt, war sehr gemischte Ware.

Oxford produzirte hauptsächlich sog. Flieger, obwohl er selbst eine geradezu jämmerliche Rolle auf der Bahn gespielt. Dank seinem Sohne Sterling hat er indessen einen sehr geachteten Namen in der englischen Vollblutzucht hinterlassen. Dies muß Sterling um so höher angerechnet werden, als dessen Nachkommenschaft in dem Ruf steht, sehr spät zur Reife zu gelangen, und seine Besitzer, die reichen Bierbrauer Graham, seine Dienste nahezu monopolisirt haben.

Andere berühmte Familien sind: die Gladiators resp. Sweetmeats, die King Toms, Melbournes, Voltigeurs, Weatherbits und Wild Dayrells. Da dieselben jedoch in der modernen Vollblutzucht nur schwach vertreten sind, halte ich es für überflüssig, ihnen hier mehr als einige Zeilen zu widmen.

Besondere Erwähnung verdienen unter den in jüngster Zeit zur Zucht benutzten Sweetmeats: Mask und Macaroon; unter den Melbournes: Syrian und New Holland; unter den Weatherbits: Rosicrucian, dessen Sohn Beauclerc, sowie Brown Bread; unter den Wild Dayrells: Buccaneers Söhne Kisbér und Berserker und Enkel Discord; unter den Voltigeurs: Galopin, Galliard, Thibthorpe und St. Simon. Von sämtlichen diesen Hengsten gehören aber bis aufs weitere nur Rosicrucian und Galopin zur ersten Klasse. Indessen darf nicht übersehen werden, daß der Sweetmeat-Sohn Macaroni, sowie auch Melbourne, außerdem durch eine große Anzahl höchst wertvoller Stuten vertreten sind. Man braucht also nicht zu befürchten, daß das Sweetmeat-Blut, welches besonders wegen seiner Fähigkeit, großen Adel, gepaart mit unüberwindlicher Energie, zu verleihen, hoch geschätzt wird, auszugehen droht, und ebensowenig werden die allerdings bei weitem nicht so edlen, aber bei Kreuzungen und zwar speziell bei solchen mit Newminster- und Touchstone-Sprößlingen sich vorzüglich bewährenden Melbourne-Stuten (Melbourne vererbte gerne ordinäre, große Köpfe mit Schweinsohren), von denen noch eine erkleckliche Anzahl vorhanden ist, so bald einen Mangel an dem Blute ihres Stammvaters aufkommen lassen.

Das Faktum, daß von den 342 Zuchthengsten, die als Väter der im CXIV. Teil des englischen Rennkalenders verzeichneten, 1886 geborenen Vollblutfohlen angeführt werden, 94 auf väterlicher Seite direkt von Touchstone und 85 von Birdcatcher herstammen, beweist indessen, daß das Blut dieser beiden phänomenalen Vaterpferde über die anderen Blutlinien den Sieg davongetragen und einen dominirenden Einfluß auf die Vollblutproduktion errungen hat.

Das hier Angeführte dürfte genügen. Eine erschöpfende Charakteristik der verschiedenen Vollblutfamilien zu bringen, konnte selbstverständlich nicht meine Absicht sein, denn einerseits fehlt mir dazu der erforderliche Raum und anderseits kann jeder solchen Schilderung infolge des beinahe jährlich zu konstatirenden Auftretens neuer „Sterne“ nur ein vorübergehender Wert zugesprochen werden. Dagegen schmeichle ich mir mit der Hoffnung, daß, was ich hier mitgeteilt, den Leser von der vollkommenen Aussichtlosigkeit einer nicht auf umfassende Studien basirten Vollblutzucht überzeugt haben wird. An geeigneten Hilfsmitteln zum Betreiben solcher Studien fehlt es nunmehr nicht. Ganz besonders aber empfehle ich zu diesem Zwecke „J. P. Frentzel's Familientafeln des englischen Vollblutes (General Stud-Book, Vol. I—XIV). Familienweise Zusammenstellung der Stuten mit lebender weiblicher Nachzucht, sowie der aus ihnen geborenen Hengste mit weiblichen zur Zucht benutzten Nachkommen unter Angabe ihrer und ihrer Mutter Rennleistungen und Register der Hengste und ihrer namhaft gemachten

Töchter", Berlin, Verlag von Paul Parey, 1889. Genanntes Werk kostet allerdings broschirt 60, in starkem Einband 72 Mark; aber wer sich über den Zuchtwert der einzelnen Vollblutfamilien schnell und sicher orientiren will, dem wird dieser Preis keineswegs zu hoch erscheinen. Was Übersichtlichkeit, Vollständigkeit und Genauigkeit betrifft, stehen die „Familientafeln" geradezu unerreicht da. Ja der wissenschaftliche und praktische Wert der Frentzel'schen Arbeit ist meiner Ansicht

Fig. 708.



Englische Vollblutstute (Eastern Princess).

nach sogar so groß, daß derselbe für die weitere Entwicklung der Vollblutzucht von epochemachender Bedeutung werden dürfte.

Ohne mich mit Bestimmtheit für eine der gegenwärtig als fashionabel geltenden Kreuzungen aussprechen zu wollen, möchte ich doch hervorheben, daß mir eine Kombination, durch welche Sweetmeat's Blut auf der väterlichen und Melbourne's auf der mütterlichen Seite zu Einfluß gelangt, großes Vertrauen einflößt.

Von Sweetmeat erhalten wir so den nötigen Adel, von Melbourne Fundament und Ausdauer. Mit Bezug auf die hier angeregte Frage der Blutmischungen sei auch erwähnt, daß ich weder in England noch anderswo je ein vollkommeneres Pferd als Prince Charlie gesehen. Meine feste Überzeugung ist, daß dieser Hengst, wenn er nicht Roarer geworden wäre, unvergänglichen Ruhm als der Eclipse des 19. Jahrhunderts erworben hätte. Prince Charlie's Stammbaum läßt aber auf eine sehr glückliche Verschmelzung von Kraft und Adel schließen. Sein Vater, Blair Athol, war nämlich ein Sohn des Stockwell's und seine Mutter, Eastern Princess (Fig. 708), eine Tochter des Surplice, der selbst ein Enkel des Touchstone war. Hier haben wir also Stockwell's Kraft und Ausdauer auf der väterlichen und Touchstone's Adel auf der mütterlichen Seite. Es erscheint mir demnach ganz berechtigt, den Kreuzungen Stockwell × Touchstone und Sweetmeat- × Melbourne besonderes Vertrauen entgegenzubringen.

Daß die von Englands Vollblutzüchtern mit großer Vorliebe benützte und besonders in älteren Zeiten sehr weit getriebene Verwandtschaftszucht (der im Stammbaum des Eclipse's vorkommende Hengst Spanker wurde sogar mit seiner eigenen Mutter gepaart) jene schädlichen Folgen nach sich gezogen haben sollte, welche die Theorie der genannten Zuchtmethode stets in Aussicht stellt, glaube ich entschieden bestreiten zu können. Eine große Anzahl der besten englischen Vollblutbeschäler ist nämlich das Produkt einer ziemlich nahen Verwandtschaftszucht. Orest z. B. war der Sohn des Orestes von Orlando von Touchstone, und der Lady Louise von Touchstone, Petrarch ist von Lord Clifden von Newminster von Touchstone, aus der Laura von Orlando von Touchstone; Blue Gown's beide Großmütter waren Töchter des Touchstone; Galopin's Großvater väterlicherseits, Voltigeur, war ein Sohn des Voltaire und seine Großmutter mütterlicherseits, Merope, eine Tochter des Voltaire, und unter den Hengsten, deren Eltern 3—4 Generationen von ihrem gemeinschaftlichen Stammvater entfernt sind, gibt es solche Größen wie: Orlando, Buccaneer, Sweetmeat, The Baron, Wild Dayrell, Cambuscan, Rosicrucian, Hermit, Adventurer u. a. m. Nichtsdestoweniger wird man, wenn man sich nicht von einigen glänzenden Namen blenden läßt, sondern die Entscheidung über die hier vorliegende Frage von einer gewissenhaften, auf das Gestütsbuch und den Rennkalender basirten Prüfung abhängig macht, zu der Überzeugung gelangen, daß die größte Anzahl erfolgreicher Hengste und Stuten denjenigen Kategorien angehören, die ihr Dasein keiner nahen Verwandtschaftszucht verdanken. Graf Lehndorff, in allem was die Vollblutzucht betrifft, wohl die größte Autorität unserer Zeit, ist der Ansicht, daß Hengste aus nur mäßiger Verwandtschaftszucht (vielleicht noch inklusive einer Kategorie mit

7 freien Generationen) nicht nur den Ingezüchteten, sondern auch den aus Fremdzucht hervorgegangenen vorzuziehen sind. Was die Stuten betrifft, äußert der Graf: „Alles weist darauf hin, daß die ein- oder zweimalige, vielleicht auch dreimalige Inzucht (doch nicht Incestzucht) bei Stuten uns gegen ihren Zuchtwert noch nicht mißtrauisch zu machen braucht, daß aber im Großen und Ganzen eine mittlere Verwandtschaftspaarung der besten Individuen innerhalb der Elitefamilien auch für Produktion von Mutterstuten das Sicherste ist und schon deshalb vorzuziehen bleibt, weil eine solche Paarung auch mit demselben Blut je nach Bedürfnis ohne Gefahr wiederholt werden kann, da eine Schwächung der Konstitution durch sie nicht zu befürchten ist."

Im übrigen empfiehlt der ebenso geistvolle als erfahrene Verfasser des „Handbuches für Pferdezüchter" bei der Auswahl von Vollblutmutterstuten:

1) nur Stuten aus dem bestbewährten Blut zu kaufen — wobei namentlich auf die Mutter noch mehr Rücksicht zu nehmen sei als auf den Vater —;

2) die gute Abstammung allein aber nicht entscheiden zu lassen, sondern auch innerhalb des besten Blutes die Forderung aufrecht zu erhalten, daß die Stute entweder eigene Leistungen auf der Rennbahn aufweisen solle — wenn sie auch wegen ihrer Jugend im Gestüt noch nicht erprobt worden — oder aber bereits Sieger gebracht und dadurch den Beweis geliefert habe, daß sie eine gute Mutter;

3) wohl zu bedenken, daß es keinen schlimmeren und sichereren Erbfehler als Ungesundheit gibt.

Mit Bezug auf diese Regeln erlaube ich mir hervorzuheben, daß Stuten, die bereits Sieger gebracht, selten und dann nur zu fabelhaften Preisen käuflich sind. Und was die Leistungen auf der Rennbahn betrifft, so ist es ein allgemein bekanntes Faktum, daß die berühmtesten Mütter nicht unter den Heldinnen der Rennbahn zu suchen sind. Im Gegenteil, die Erfahrung hat sogar gelehrt, daß ein langwieriger Training und häufige Rennen einen schädlichen Einfluß auf die Fruchtbarkeit und das Reproduktionsvermögen der Stute ausüben. Daraus folgt indessen keineswegs, daß der Züchter Stuten, die nie trainirt worden, den Vorzug geben solle, denn bei Tieren dieser Kategorie ist trotz aller gegenteiligen Beteuerungen des Besitzers beinahe immer ein bedenklicher Makel der wahre Grund, weshalb man sie nicht derjenigen Prüfung unterzogen, die dem gesunden Vollblut nur in seltenen, gar nicht in Anschlag zu bringenden Ausnahmsfällen erspart bleibt. Wir fordern also auch von der Stute Training und öffentliche Rennen als Beweise einer guten Konstitution, lassen uns aber von dem Ankauf einer in anderer Hinsicht entsprechenden Stute nicht abschrecken, falls die Rennleistungen des betreffenden Tieres nur bescheidener Art gewesen sein sollten. Dies ist um so mehr

anzuraten, als die wertvollsten Mütter des Vollblutstammes eine sehr anspruchslose Rolle auf der Bahn gespielt haben. Buccaneer's Mutter z. B. (von Little Red Rover aus der Eclat von Edmund) wurde von einem Fleischer in Winchfield für 7, sage sieben Guinéen, an Lord Dorchester verkauft. Isola Bella, Isonomy's Mutter, war auf der Bahn zu gar nichts zu gebrauchen; Cast Off, Robert the Devil's Mutter, konnte nur in Verkaufsrennen mit Aussicht auf Erfolg auftreten. Bas Bleu war eine unbekannte Größe, bis sie Blue Gown das Leben schenkte. Woodcraft, Kingcraft's Mutter, lief äußerst mittelmäßig und weder Zephir noch Rigolboche vermochten die Trainingskosten zu bezahlen; nichtsdestoweniger brachte erstere den Sieger im Derby des Jahres 1871 und letztere den Derby-Sieger des Jahres 1872. Ähnlich verhält es sich mit den Müttern der Derby-Sieger Gladiateur, Lord Lyon, Pretender, Gang Forward, Kettledrum, George Frederick und Sir Bevys. Hunderte solcher Beispiele könnten als Beweis dafür angeführt werden, daß Stuten, die es auf der Bahn zu nichts bringen konnten, in vielen Fällen größeren Zuchtwert als die berühmtesten Siegerinnen besessen haben. Deshalb auf die Garantie zu verzichten, welche der glücklich überstandene Training darbietet, wäre aber — ich wiederhole dies mit größtem Nachdruck — geradezu sträflicher Leichtsinn, und da sich nun die öffentlichen Rennen zu dem Training wie das vor einer behördlichen Prüfungskommission stattfindende Examen zu den vorhergegangenen Studien verhalten, rate ich einem Jeden, solchen Stuten, die nie auf der Bahn sichtbar gewesen, das größte Mißtrauen entgegenzubringen. Stuten, die ein- oder mehreremale verworfen, güst geblieben sind oder Zwillinge gebracht haben, pflegen, zur Zucht verwendet, sich ebenfalls als wahre Unglücksvögel zu entpuppen. Sonstige Fehler, die den Zuchtwert der Stute mehr oder weniger herabsetzen, sind: hohes Alter, mangelhaft ausgebildetes Euter, eingerissene Scheide, kurzer und hochbeiniger Körperbau, zu üppiger Haarwuchs u. s. w.

Indessen will ich nicht unterlassen daran zu erinnern, daß es unter Umständen ein arger Mißgriff sein kann, eine im übrigen entsprechende Stute nur ihres ehrwürdigen Alters wegen zur Zucht zu verwerfen. Viele berühmte Matronen des Stud-Book's haben nämlich noch im hohen Alter vorzügliche Produkte geliefert. So war z. B.

| | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Bourbon Belle | 15 | Jahre | alt, | als | sie | Hannover | gebar |
| Marian | 15 | „ | „ | „ | „ | Emperor of Norfolk | „ |
| Flower of Dorset | 15 | „ | „ | „ | „ | Friar's Balsam | „ |
| Queen Bertha | 16 | „ | „ | „ | „ | Wheel of Fortune | „ |
| Silverhair | 16 | „ | „ | „ | „ | Silvio | „ |

| | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Guiccioli | 18 | Jahre | alt, | als | sie | Faugh-a-Ballagh | gebar |
| Blue Bonnet | 18 | " | " | " | " | Lightning | " |
| Alice Hawthorne | 19 | " | " | " | " | Thormanby | " |
| Flying Duchess | 19 | " | " | " | " | Galopin | " |
| Cressida | 20 | " | " | " | " | Priam | " |
| Miss Sophie | 20 | " | " | " | " | Mameluke | " |
| Mandane | 20 | " | " | " | " | Lottery | " |
| Violante | 20 | " | " | " | " | Thunder | " |
| Mandane | 21 | " | " | " | " | Brutandorf | " |
| Blue Bonnet | 21 | " | " | " | " | Loadstone | " |
| Ferina | 22 | " | " | " | " | Pretender | " |
| Octaviana | 22 | " | " | " | " | Crucifix | " |
| Blue Bonnet | 24 | " | " | " | " | Lancaster | " |
| Pocahontas | 25 | " | " | " | " | Araucaria | " |

u. s. w.

Das Alter allein bietet somit kein zuverlässiges Kriterium für den Zuchtwert einer Stute.

Was die Auswahl des Hengstes betrifft, scheint die Erfahrung zu ergeben, daß junge Hengste selten „Steher" erzeugen. Stockwell z. B. war 9 Jahre alt als St Albans, 11 Jahre als Blair Athol und 20 Jahre als Doncaster — unbedingt einer seiner besten Söhne und ein hervorragender „Steher" — geboren wurde. Blair Athol kam 4jährig ins Gestüt; es dauerte aber 6 Jahre, bevor er seinem ersten St. Leger-Sieger, Craig Millar, das Leben schenkte, und er war 12 Jahre alt, als sein berühmter Sohn Silvio das Licht der Welt erblickte. Bonnie Scotland, dessen besten Produkte zu einer Zeit geboren wurden, als er das Alter von 21 Jahren überschritten hatte, Beadsman, der vor seinem zehnten Jahre nur wenig benützt wurde, sowie Parmesan, Adventurer, Norfolk, Glenelg und Lexington, können ebenfalls als Belege für die Richtigkeit der hier ausgesprochenen Ansicht angeführt werden, daß der Zuchtwert eines Hengstes erst im reiferen Alter seinen Kulminationspunkt erreicht.

Die vom züchterischen Standpunkte nicht uninteressante Frage, welches Alter die berühmtesten Vollbluthengste unserer Zeit erreicht haben, ist in nachstehendem Verzeichnis beantwortet:

Touchstone 30; Sir Hercules und Gunboat 29; Emilius, Orlando, Voltigeur, King Tom und Birdcatcher 27; Pantaloon und Weatherbit 26; Marsyas, The Cure, Melbourne, Harkaway und Slane 25; Bay Middleton, Langar, Toxo-

pholite, Barnton, Saunterer, Launcelot und Cotherstone 24; Rataplan und Plenipotentiary 23; Camel und Young Melbourne 22; Stockwell 21; Blair Athol, Cowl, Costerdale, Newminster und Parmesan 20; Gemma di Vergy 19; Thormanby 18; Flatcatcher 17; Brown Bread und Ely 16; Longbow, Knowsley und Lord Clifden 15; Gladiateur 14; Kingston, Restitution, Pretender und Cremorne 13; Favonius und Musjid 9; Thunder 8 Jahre.

Auch in Amerika haben die meisten zu Ansehen gelangten Vollbluthengste ein sehr hohes Alter erreicht. So wurde z. B.: American Eclipse 33; Diomed 31; Wagner, Grey Eagle und Sir Archy 28; Trustee und Bonie Scotland 27; Glencoe und Sovereign 26; Lexington, Asteroid, Leamington, Revenue und Yorkshire 25; Monarch, Citizen, John Morgan und Hiawatha 24; imp. Eclipse, War Dance, Margrave und Leviathan, Lodi und Vandal 23; Virgil und Albion 22; imp. Australian 21; Barefoot, Priam, Tranby, Daniel Boone, Planet und Monday 20; Tipperary 19; imp. Prince Charlie und Boston 17; Lightning 16; Monarchist 15; Kentucky und Jack Malone 14; imp. Buckden 13; Catesby 12; Harry of the West, Blarneystone und Harry Bassett 10; imp. Phaeton, Bob Woolley und Aramis 9; Waverley 8 Jahre alt.

Als Regel werden wir jedoch festzuhalten haben, daß das 21. oder 22. Lebensjahr nur von wenigen Zuchthengsten überschritten wird. Die geringe Anzahl, die älter wird, verdankt dies besonders günstigen Umständen, wie z. B. außergewöhnliche Lebenskraft, mustergültige Pflege u. s. w. Zu diesen Günstlingen des Schicksals gehören wohl auch der alte Hermit, welcher es trotz seiner 24 Jahre noch mit jedem Rivalen aufnahm und der amerikanische Vollbluthengst Norfolk, der, obwohl 27 Jahre alt, sich rühmen kann, den Sieger im amerikanischen Derby des Jahres 1888, Emperor of Norfolk, herausgebracht zu haben.

Mit Bezug auf die sonst noch erforderlichen Eigenschaften eines Zuchthengstes der Vollblutrasse werden wir selbstverständlich festzuhalten haben, daß denjenigen Hengsten der Vorzug gebührt, deren Nachkommen alle eine gewisse Rennfähigkeit gezeigt. Außerdem aber verlangen wir eine vertrauenerweckende, zum Blute der Stute passende Herkunft, Freiheit von Erbübeln und harmonischen Körperbau. Glücklich wer alle diese Eigenschaften bei dem von ihm verwendeten Zuchthengste vereinigt findet. Gar oft wird dies aber nicht der Fall sein. In den allermeisten Fällen sieht sich der Züchter genötigt, seine berechtigten Forderungen in irgend einer Richtung herabzustimmen. Ich halte es daher nicht für überflüssig zu betonen, daß der Vollblutzüchter das Exterieur eines sonst entsprechenden Hengstes nicht mit der Strenge beurteilen darf, welche bei der Verwendung desselben Hengstes zur Halbblutzucht vollkommen gerechtfertigt wäre.

Meine Schilderung der englischen Vollblutrasse hat hiermit ihr Ende erreicht. Es sollte mich freuen, wenn es mir mit derselben gelungen wäre, dem Leser eine nicht gar zu unvollständige Charakteristik dieser Rasse zu liefern, welche gerade weil ihr Bildungsprozeß unter strengster öffentlicher Kontrolle vor sich gegangen, dem Züchter eine unerschöpfliche Fundgrube lehrreicher Beobachtungen und Erfahrungen darbietet. Meine diesbezüglichen Hoffnungen sind jedoch sehr gering, denn einem Thema, das Stoff für Folianten enthält, auf wenigen Seiten gerecht zu werden, ist eine schier unlösliche Aufgabe. Wenn ich trotzdem den Versuch gewagt habe, so hat dies seine Erklärung und Entschuldigung in dem Umstande, daß die ergiebige Quelle zootechnischen Wissens, die uns in der Vollblutzucht zu Gebote steht, bisher von den Vertretern der hippologischen Wissenschaft viel zu wenig beachtet worden ist.

Der dritte Repräsentant des Vollblutgeschlechts ist der aus einer direkten Kreuzung des englischen und arabischen Vollbluts hervorgegangene Angloaraber.

Eigentümlicherweise hat diese Rasse, welche vom rein theoretischen Standpunkte aus eine glückliche Vermischung der guten Eigenschaften des englischen und arabischen Vollblutes darstellen sollte, bisher weder auf dem Gebiete der Zucht noch in der praktischen Verwendung Hervorragendes geleistet. Es ist daher nicht zu verwundern, daß sich nur sehr wenige Gestüte mit dieser Zucht beschäftigen. Meines Wissens wird dieselbe in größerem Maßstabe nurmehr in dem ungarischen Staatsgestüte Mezöhegyes und dem französischen Staatsgestüte Pompadour betrieben. In Mezöhegyes sind die Angloaraber durch den Gidran-Stamm vertreten, so genannt nach dem arabischen Vollbluthengste Gidran, welcher im Jahre 1818 nach dem ungarischen Gestüte Babolna kam. Ursprünglich aus lauter Orientalen bestehend, wurde der Gidran-Stamm vor ungefähr 28 Jahren wegen zunehmender Entartung einer Kreuzung mit englischem Vollblut unterzogen, so daß derselbe nun zu der Kategorie Angloaraber gehört. Auf die Benennung „Vollblut“ dürften indessen sehr wenige Gidran-Pferde Anspruch haben, denn in dem Stammbaum der Hengste dieser Rasse kommen außer arabischen und englischen auch spanische, siebenbürgische, Lippizaner und normännische Stuten vor. In Frankreich ist die Zucht der Angloaraber schon seit geraumer Zeit mit großer Vorliebe betrieben worden. Man wird dies ganz natürlich finden, wenn man erwägt, daß Frankreich entschiedenen Mangel an zur Zucht leichter Kavalleriepferde verwendbaren Rassen leidet und das Stutenmaterial im südlichen Frankreich außerdem einen Schlag Hengste erfordert, der sich dem orientalischen Typus nähert, ohne so klein und leicht wie das reine orientalische Blut zu sein. Der Angloaraber entspricht diesen Be-

dürfnissen. Es war deshalb auch eine unüberlegte Maßregel der französischen Gestütsverwaltung, als sie im Jahre 1861 die Auflösung des Gestütes zu Pompadour dekretirte, wo im Laufe der Zeit ein Stamm Angloaraber von seltener Güte entstanden war. Nachdem die Verwaltung zur Erkenntnis des begangenen Fehlers gelangt war, wurde das Gestüt im Jahre 1874 allerdings aufs neue errichtet, aber da die Anschaffung wertvoller Originaltiere auf bedeutende Schwierigkeiten stieß und der moderne Geschmack sich indessen immer mehr dem englischen Halbbluttypus zugewendet hatte, wird es wohl ein schöner Traum verbleiben, das Pompadourgestüt wieder die Bedeutung erlangen zu sehen, welche es vor dem Jahre 1861 unzweifelhaft besessen. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß der Stutenstamm zu Pompadour im Jahre 1874 aus 60 Stuten bestand, welche Anzahl bisher beibehalten worden ist. Nach den Rassen geordnet waren von diesen Stuten im Jahre 1886:

| | |
|---|---|
| Arabisches Vollblut . . . | 29 |
| Englisches Vollblut . . . | 22 |
| Angloarabisches Vollblut . | 9 |
| Summa | 60. |

In Rußland wurde früher die Zucht von Angloarabern in dem Krongestüte Limarevo betrieben, jedoch ist dieselbe kürzlich dort niedergelegt worden. (Siehe „Coup d'œil sur l'état général de l'industrie chevaline en Russie, 1884.")

Auch in England haben einige Züchter Zeit, Mühe und Geld auf die Chimäre verwendet, daß der Angloaraber berufen sei, das englische Vollblut zu ersetzen. Die Resultate dieser Bemühungen haben jedoch den gehegten Erwartungen in keiner Weise entsprochen. General Angerstein z. B., ein bekannter englischer Züchter, widmete dem Versuche, das englische Vollblut durch Beimischung orientalischen Blutes zu „verbessern", nach und nach den ansehnlichen Betrag von 10 000 Pfd. St. und langjährige emsige Arbeit, hat aber nie auch nur ein einziges anständiges Jagdpferd produzirt. Kenner, die das Gestüt des Generals gesehen, behaupten, daß dasselbe aus kleinen, graziösen Damenpferdchen bestanden habe. Nach dem im Jahre 1874 erfolgten Tode des Generals kam das ganze Gestüt unter den Hammer. Das beste und größte Pferd kaufte der Zirkusbesitzer Sanger, in dessen Händen es sich zu einem brauchbaren Kunstreitergaul entwickelt haben soll; von den übrigen hat man nie wieder etwas gehört.

Recht interessante Aufschlüsse über die Zucht von Angloarabern enthält auch folgender im Jahre 1864 an das „Sporting-Magazine" adressirte Brief eines in Aleppo ansässigen englischen Züchters:



Das Clevelandpferd.

„Ich habe hier 5 verschiedene Experimente ausgeführt, nämlich 1) englische Stuten mit arabischen Hengsten gekreuzt; 2) arabische Stuten mit englischen Hengsten gekreuzt; 3) arabische Fohlen nach englischen Grundsätzen aufgezogen; 4) englische Fohlen nach arabischen Grundsätzen aufgezogen; 5) Fohlen besserer Qualität angekauft, als gewöhnlich von den Araber feilgeboten werden.

Das erste Experiment führte zu keinem erwähnenswerten Resultate. Die Produkte waren allerdings fürs Auge ansprechender als die englischen Pferde, aber zugleich schlechter als die Araber.

Das zweite Experiment gelang in einigen seltenen Fällen; von 4 Produkten waren aber 3 schlaffe, keiner größeren Anstrengung gewachsene Tiere.

Das dritte Experiment mißlang total, außer was die Zunahme an der Größe anbelangt. Die Produkte zeigten alle Mängel der englischen Rasse, ohne die Vorzüge der Araber beibehalten zu haben.

Das vierte Experiment führte zu einem günstigen Ergebnis. Die Nachzucht war allerdings kleiner als die Eltern, hatte aber an Ausdauer gewonnen. Die trockene, warme Luft der Wüste, die beständigen Galopübungen, die Kamelmilch, die freundliche Behandlung, alles dies hatte dazu beigetragen, die guten Eigenschaften der Rasse zur höchsten Entwicklung zu bringen. Ein Kubikzoll vom Schenkelknochen eines solchen Pferdes wog 20 % mehr als ein entsprechendes Stück vom Skelette eines im Stalle aufgezogenen Tieres. Ich besitze gegenwärtig einen Hengst von Chilton (von Cowl) aus der Test von Touchstone aus der Tarella von Emilius, von welchem ich vor ein paar Tagen verlautbaren ließ, daß ich ihn demjenigen Araber schenken würde, der im Stande wäre, ihn einzuholen. Die armen Teufel thaten ihr möglichstes, aber der Hengst galopirte ihnen auf und davon.

Das fünfte Experiment ist meiner Ansicht nach das sicherste von allen. Man hat eine größere Auswahl und wenn auch keines der Produkte ein Rennpferd werden sollte, kann man doch möglicherweise so in den Besitz eines dieser seltenen Exemplare gelangen, die sonst nie außerhalb der Wüste zu sehen sind."

In England gibt es gegenwärtig keinen eifrigeren Züchter und Bewunderer orientalischer Pferde, als den bereits einmal genannten Mr. Blunt, der sein Zuchtmaterial persönlich in der Wüste erworben hat. Das Zuchtziel dieses Herrn ist jedoch nicht die Bildung eines angloarabischen Stammes, sondern er will mittelst arabischer Reinzucht, starker Fütterung und sorgfältiger Aufzucht ein reinblütiges Produkt schaffen, das die von dem modernen Geschmacke geforderte Größe und Aktion mit der gesunden Konstitution, den reinen Knochen und dem guten Tem-

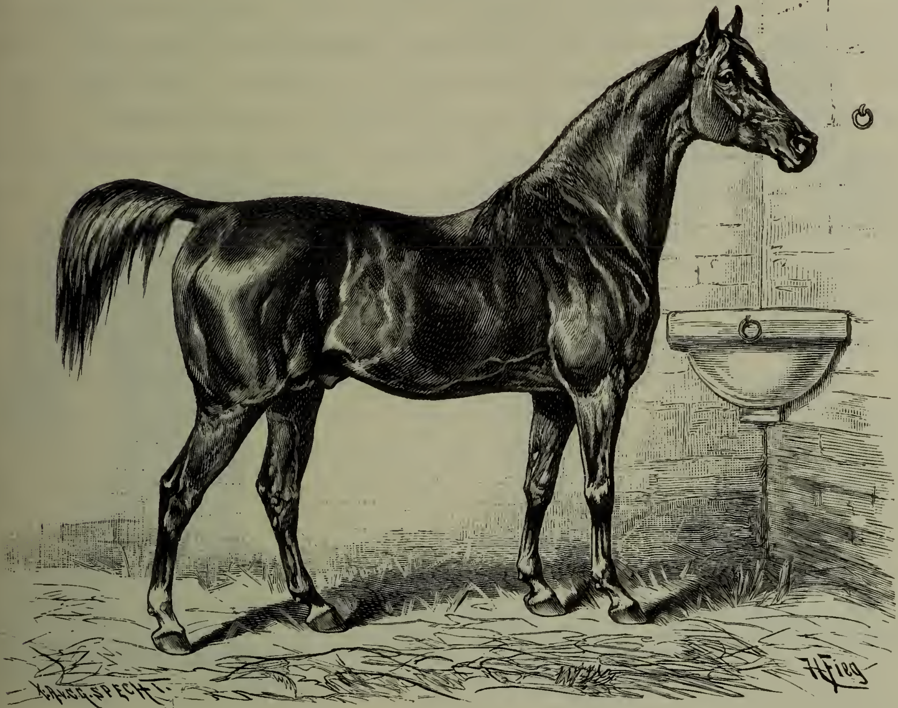
perament des Arabers verbinden soll. Gelungen ist dies dem Mr. Blunt bisher allerdings nicht; wenigstens deuten die Resultate, welche er in seinem Gestüte zu Crabbet Park erzielt hat, nicht auf besondere Anerkennung seiner Bemühungen Seitens der englischen Züchter und Sportsmen. Bei der im Sommer 1886 abgehaltenen Auktion war der Durchschnittspreis 55 1/2 Guinéen! Ein Korrespondent des „Field", der bei dieser Auktion anwesend war, meint, daß die 11 zum Verkauf aufgestellten Pferde viel zu leicht für den Wagendienst waren und auch nicht als praktische Reit- oder Wagenpferde klassifizirt werden konnten. Das klingt nicht sehr ermutigend für Mr. Blunt und dessen Gesinnungsgenossen, zu denen auch Lord Roßlyn zu gehören scheint.

Meine eigene Ansicht über den Wert der angloarabischen Zucht ist, daß dieselbe im mittleren und nördlichen Europa gar keine Existenzberechtigung hat, denn einerseits ist es noch nicht bewiesen worden, daß das englische Voll- und Halbblut nicht länger im Stande sei, die vom Konsumenten geforderten Zwischenformen zu erzeugen, und anderseits hat der Angloaraber meines Wissens nirgends eine Überlegenheit über das englische Vollblut an den Tag gelegt. Hierzu kommt außerdem, daß die Bildung eines wertvollen angloarabischen Stammes so viel Zeit und so bedeutende materielle Opfer in Anspruch nehmen würde, daß sich die Privatzucht nie, der Staat aber nur angesichts eines erwiesenen, dringenden Bedürfnisses mit derselben befassen könnte. Dies schließt natürlich keineswegs aus, daß der gelungene Angloaraber (Fig. 709) ein ganz brauchbares Tier sein kann. Es fragt sich nur, ob er mehr und besseres zu bieten hat als das englische Pferd, welches bereits in der Form eines unserem heutigen Geschmack und Bedarf entsprechenden Typus fix und fertig zu unserer Verfügung steht. Muß diese Frage verneint werden, so gestaltet sich die Zucht des Angloarabers meiner Ansicht nach zu einem überflüssigen Experiment. Nun bin ich allerdings nicht unter allen Umständen gegen die Vornahme von züchterischen Experimenten. Haben dieselben die Beantwortung wichtiger Probleme zum Zweck und werden sie mit der nötigen Sachkenntnis und Konsequenz durchgeführt, so können sie der Zucht unzweifelhaft großen Nutzen bringen. Für die Wiederholung bekannter und zweckloser Experimente, sowie für Versuche, die ohne Garantien für ihre rationelle Ausführung ins Werk gesetzt werden, scheint mir aber unser nach schnellen, gewinnbringenden Erfolgen strebendes Zeitalter nicht besonders günstig gestimmt zu sein.

Nichtsdestoweniger könnte ich, falls ich Millionär wäre, wohl in Versuchung geraten, angloarabische Zucht zu betreiben. Ich interessire mich nämlich lebhaft für die Frage, welche Resultate mit einem in der Wüste errichteten, aus vorzüglichen englischen Vollblutstuten und einem englischen Vollbluthengste bester Klasse bestehen-

den Gestüte zu erzielen wären. Mit einem solchen Gestüte brauchte man nicht wie bei jeder anderen angloarabischen Zucht eine dem Laufe der Zeit entgegengesetzte Richtung einzuschlagen und bestimmte Vorteile einer ungewissen Hoffnung zu liebe aufzugeben. Ohne die Früchte 100jähriger Arbeit in Gefahr zu bringen, könnte so konstatirt werden, welchen Effekt das Leben in der Wüste und die arabische

Fig. 709.



Angloarabischer Vollbluthengst.

Aufzuchtmethode auf das heutige englische Vollblut auszuüben im Stande wären. Allerdings wäre dies gewissermaßen auch ein unnötiges Experiment; aber sicher würde der Versuch auf dem hier angedeuteten Wege einen im besten Sinne des Wortes angloarabischen Stamm ins Leben zu rufen, weit mehr praktisches und wissenschaftliches Interesse darbieten, als die zur Genüge bekannten Kreuzungen zwischen englischem und arabischem Vollblut.

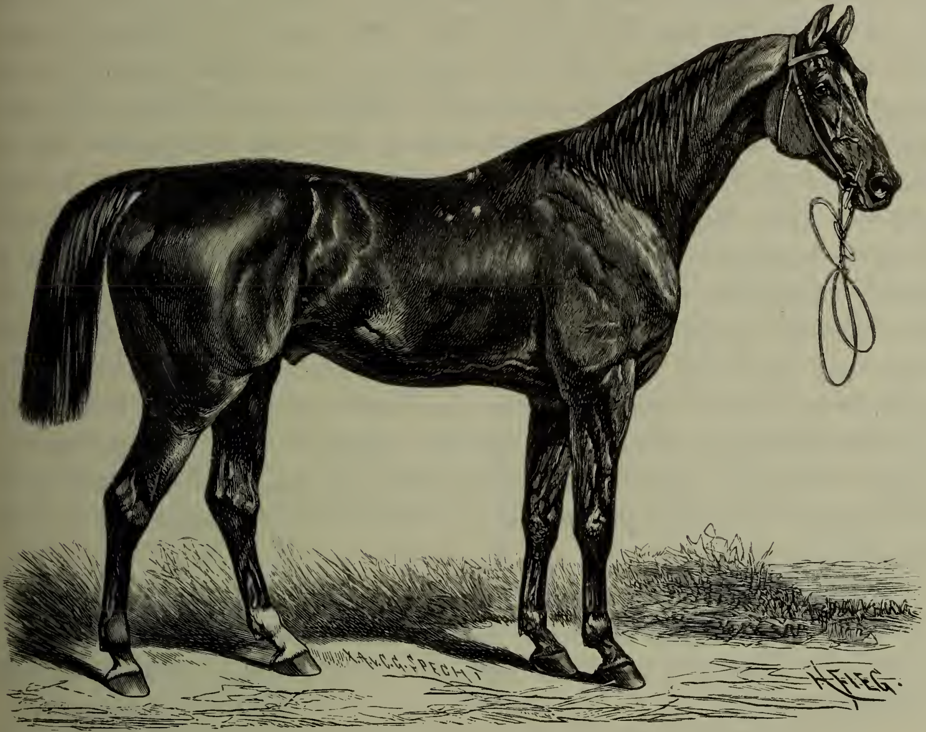
## Die halbblütigen Schläge.

Streng genommen haben nur solche Pferde Anspruch auf die Benennung „Halblut", welche aus einer direkten Kreuzung des Vollbluts mit minder edlem Blute hervorgegangen. Der Sprachgebrauch hat jedoch dem Begriffe „Halbblut" eine weit liberalere Deutung verliehen, so daß man heutzutage gemeinhin jedes zwischen dem Vollblut und den kaltblütigen Arbeitsschlägen stehende Pferd „Halbblut" nennt. Ein Halbblutpferd kann also dem Vollblut so nahe stehen, daß es nur durch eine konventionelle Theorie von demselben getrennt erscheint — ich erinnere nur an den berühmten Hengst Colonel, welcher zweimal den Sieg in der großen Liverpool-Steeplechase davontrug — kann aber auch ziemlich tief in der Rangordnung des Pferdegeschlechts rangiren. Ganz ungerechtfertigt erscheinen mir die beliebten Bezeichnungen $^3/_4$, $^7/_8$, $^{15}/_{16}$ u. s. w. Blut, denn wer würde behaupten, wollen, daß die Vererbung in der mathematischen Progression von statten geht, welche dieser Klassifikation als Basis gedient hat?

Der edelste Repräsentant des Halbbluts ist das hoch im Blut stehende englische Jagdpferd (Fig. 710). Dieses Pferd besitzt, was praktische Verwendbarkeit anbelangt, eine Vielseitigkeit, zu welcher kein anderer Pferdeschlag ein Gegenstück aufzuweisen vermöchte. Schnell und edel genug, um der Fuchsmeute in Leicestershire folgen zu können, würde es auf Grund seines soliden Fundaments auch das Ideal eines Soldaten- und Wagenpferdes darstellen, falls sein hoher Preis solche Verwendung nicht ausschlöße. Der „Hunter" ist auch in vielen Fällen ein Halbblutpferd in der strengsten Bedeutung des Wortes, d. h. das Produkt der Paarung eines Vollblut- und eines Karrenpferdes. In allen Gegenden, wo bedeutende Schnelligkeit eine unerläßliche Eigenschaft beim Jagdpferde ist, besitzt dasselbe jedoch mehr Blut, als mit dieser Kreuzung verliehen werden kann. Der Herzog von Beaufort — Herausgeber der „Badminton Library of Sports and Pastimes, London 1885" — schreibt hierüber: „Meiner eigenen Erfahrung nach fehlt der Nachzucht immer Schnelligkeit, wenn die Stute nicht edel ist. Ich sehe am liebsten, daß sowohl der Hengst als auch die Stute hoch im Blute stehen; eine edle Stute und ein unedler Hengst werden aber eine schnellere Nachzucht erzeugen, als von einem Vollbluthengste und einer unedlen Stute erwartet werden kann." Ein älterer Verfasser, „The Druid" (siehe dessen „Observations on Fox Hunting"), behauptet dagegen, daß er dem angestrebten Typus immer am nächsten kam, wenn er eine kurzbeinige Ackerstute mit einem Vollbluthengste paarte und die erste aus

dieser Paarung hervorgegangene Stute zu einem Vollbluthengste führte. Dieses Rezept steht in vollster Harmonie zu der von „The Druid“ verfochtenen Ansicht, daß Größe und Masse von der Stute und Adel vom Hengste vererbt werde. Anderseits hat man neuerer Zeit auch recht günstige Resultate mit der sog. „verkehrten Kreuzung“ erzielt, d. h. einer Kreuzung, bei welcher eine edle Stute mit einem unedlen Hengste gepaart wird. Diese Methode, welche wohl in Frankreich ihre

Fig. 710.



Hochveredeltes englisches Jagdpferd.

zahlreichsten Anhänger besitzt (die berühmte Traberstute Capucine ist so gezogen), wird jedoch auch in England, wie der eben citirte Ausspruch des Herzogs von Beaufort beweist, von hervorragenden Fachautoritäten befürwortet. Besonders eifrig redet ihr der verstorbene Trainerveteran Thomas Coleman das Wort. In seinen von einer englischen Zeitschrift veröffentlichten Denkwürdigkeiten kommen folgende Zeilen vor: „Eine ausgezeichnete Methode ist auf den Hengst des Ackerschlages zurückzugreifen. Dieser darf jedoch nicht ein gemeiner Gaul mit hängenden Rippen und viel Haar an den Beinen sein, sondern ist unter kurzbeinigen, ener=

gischen und gängigen Tieren zu suchen. Besonderes Gewicht lege man auf einen edlen Kopf. Schickt man Vollblut- oder hochveredelte Stuten zu einem solchen Hengst, so erhält man sicher ein zum täglichen Gebrauch oder zum Kavalleriedienst taugliches Produkt. Der Hengst des Ackerschlages vererbt gesunde, offene Füße, kurze Beine, eine starke Konstitution und ein gutes Temperament; Energie, Blut, Schnelligkeit und Gewandtheit erhalten wir von der Stute. Ich habe selbst, nur des Experimentes wegen, auf der Lilly Hoo Farm eine kleine edle Stute von einem gelungenen Ackerhengste decken lassen; das Produkt dieser Paarung war ein Jagdpferd, das auf der Jagd seine 113½ Kilo tragen konnte. Im Springen leistete das Tier geradezu Wunderbares und selbst wenn es von Früh bis in die Nacht gehen mußte, that es nie einen Fehltritt. Während der 20 Jahre, die dieser Gaul auf der Lilly Hoo Farm in Verwendung stand, war er außerdem nicht ein einzigesmal krank, versagte auch nie das Futter. Bei der Ernte leistete er mehr als zwei andere Pferde und wenn einer meiner Nachbarn sich mit seiner Dreschmaschine festgefahren hatte, schickte ich ihm „Jack", um ihm aus der Patsche zu helfen. Das Pferd lebt und arbeitet heute noch, obgleich es bereits 25 Jahre alt ist. Das ist der Schlag, den wir für unsere Reiterei brauchen. Der Hengst muß aber, wie ich bereits betont habe, dem rechten Typus angehören, also 1) einen edlen Kopf, 2) kurze Beine, 3) offene, gute Füße mit großem gesundem Strahl, 4) gewölbte Rippen und gute, schräg gelagerte Schultern, 5) reine, gesunde Sprunggelenke und 6) eine gesunde Konstitution, sowie gute Gänge besitzen. Geschieht die Kreuzung in entgegengesetzter Richtung, so gilt was ich hier gesagt habe natürlich auch für die Stute."

Dieses Urteil, welches von einer Persönlichkeit herrührt, die sich beinahe 70 Jahre mit den hier angeregten Fragen nicht als Dilettant, sondern als ein auf den Broterwerb angewiesener Fachmann beschäftigt hat, verdient jedenfalls beachtet zu werden.

Aus demselben geht auch hervor, daß „Hunter" lediglich ein Gebrauchsbegriff ist.

Welcher kolossalen Leistungen ein englisches Jagdpferd fähig ist, geht aus folgendem Beispiel hervor. Sir Charles Knightley besaß einen Hunter, Namens Benvolio, auf welchem er einen über Wasser und eine Hecke führenden Sprung von 10 Meter vollführte. Sober Robin, ein berühmtes Jagdpferd, sprang mit einem Gewicht von 120½ Kilo über eine sog. „six barred gate" — Koppelthür mit sechs Querbalken. Solche Sprünge zeugen von einer so kolossalen Spannkraft, daß wir, ohne uns weiter um gelehrte Theorien zu kümmern, dem englischen Halbblut den Vorrang einräumen müssen, sobald es sich um solche

Pferde handelt, die große Tragkraft mit Energie, Schnelligkeit und Ausdauer vereinen sollen.

Den irländischen Jagdpferden wird nachgerühmt, daß sie den englischen im Springen überlegen sind. Für die Richtigkeit dieser Ansicht spricht der Umstand, daß das irländische Pferd schon als Fohlen sich daran gewöhnt, der Mutter über Wälle, Hecken und Gräben von einem Felde zum andern zu folgen und, nachdem es 2—3 Jahre alt geworden, von seinem Besitzer an der Longe über alle möglichen Hindernisse geführt wird. Auf diese Art gewinnt das junge Tier, noch bevor ihm der Sattel aufgelegt wird, Vertrauen zu seiner eigenen Kraft; „es lernt beim Springen nicht nur seine Schultern und Füße, sondern auch seinen Kopf gebrauchen.“ Daß das irländische Pferd in schwierigem Terrain besser zu Hause ist als das englische, kann demnach kaum bezweifelt werden. Dagegen glänzt letzteres mehr auf den endlosen Grasfeldern, welche einen charakteristischen Bestandteil der landschaftlichen Bilder in den besten Jagddistrikten Englands, wie The Shires, The Vale of Aylesbury ꝛc. ausmachen. Hier gilt es nämlich vor allem, zu beweisen, was Schnelligkeit und gute Kondition vermögen; Kondition ist aber eben was dem irländischen Hunter meistens abgeht, bevor er in die Pflege eines englischen Studgroom's gekommen. Wir dürfen auch nicht übersehen, daß der Irländer, wie der verstorbene Major Whyte Melville mit Recht hervorhob, an festen, kalkhaltigen Boden gewöhnt ist und demzufolge, besonders anfangs, keinen besonderen Gefallen an dem weichen Grasboden des englischen Jagdterrains findet. Was Adel betrifft, steht jedoch das irländische Jagdpferd eher über als unter seinem englischen Stammgenossen. Man ist nämlich in Irland dem sog. „Karrenpferdeblut“ wenig hold und erst in jüngster Zeit haben Suffolk- und Clydesdalepferde ihren Weg nach der „grünen Insel“ gefunden. Dagegen hat Irland schon in älterer Zeit eine Anzahl vortrefflicher Vollbluthengste besessen; speziell gehörten Faugh-a-Ballagh, Chanticleer, The Baron, Harkaway, Umpire u. m. a. in Irland zur Zucht benützte Vollbluthengste zu den besten, die das Stud-Book aufzuweisen hat.

Zum Ankauf roher Jagdpferde bieten die Märkte in Cahirmee, Grafschaft Cork (Juli) und Ballinasloe, Grafschaft Galway (Oktober), beide in Irland, vortreffliche Gelegenheit. In England wird man zu diesem Zwecke die Märkte Horncastle-Fair, 10.—12. August (Lincolnshire), Howden, 25. September — 9. Oktober (East-Riding of Yorkshire), Newcastle-on-Tyne (August und Oktober) und Rugeley (Straffordshire), erste Woche im Juni, aufzusuchen haben. Auf Märkten zu kaufen ist jedoch eine sehr gewagte Sache für den Fremden, auch bekommt man dort keine fertigen Jagdpferde, sondern nur rohe Ware. Wer sich in den Besitz eines guten und erprobten Jagdpferdes setzen will, thut deshalb am klügsten, im Frühjahr eine

der vielen, im Londoner Tattersall, in Sewell Son & Simpson's Horse Repository, Dublin, und ähnlichen Etablissements, stattfindenden Auktionen zu besuchen, auf welchen ganze Jagdställe unter den Hammer kommen. Die bei solchen Verkäufen von Nummer zu Nummer leicht zu kontrollirende Zu- oder Abnahme der Kauflust im Kreise der anwesenden Pferdehändler, bietet dem Fremden einen ziemlich sicheren Maßstab für die Beurteilung des Wertes, welcher den einzelnen Tieren von den Sachverständigen zuerkannt wird. Allerdings wird man, wenn man den Händlern ihre Beute entreißen will, vor hohen Preisen nicht zurückschrecken dürfen, beobachtet man aber die Vorsicht, sich auf der Auktion durch eine einheimische Vertrauensperson vertreten zu lassen, kauft man doch so viel sicherer als auf den Märkten oder im Stalle des Händlers. Indessen gibt es auch unter den Pferdehändlern recht zuverlässige, honette Leute: Mr. Morris Dunshauglin, Dublin, ist mir z. B. als eine wahre Perle unter seinen Berufsgenossen gerühmt worden.

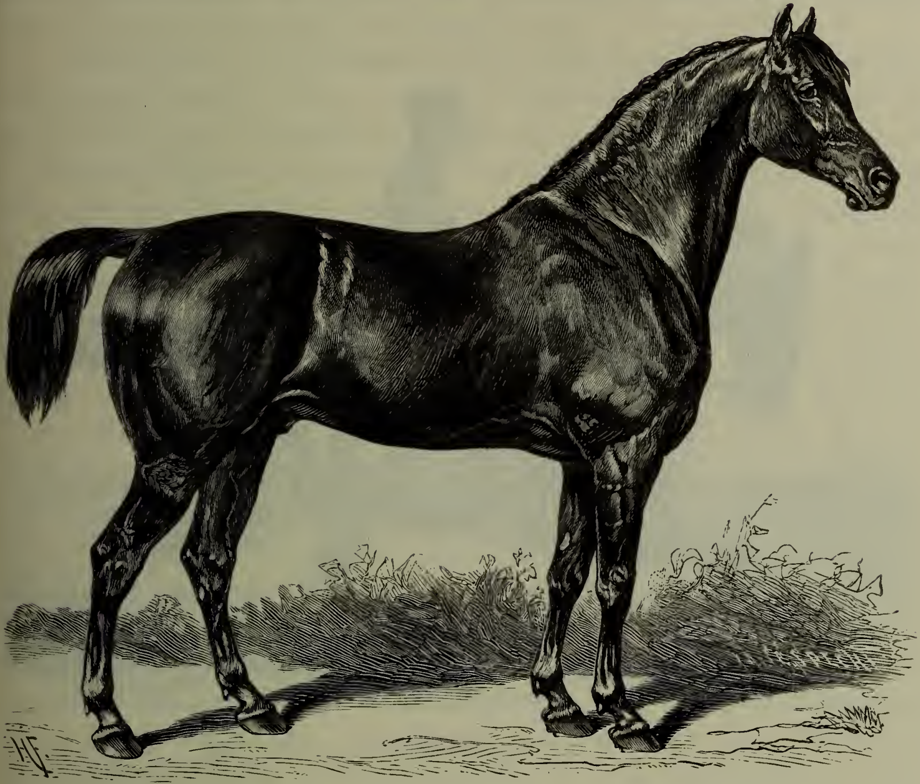
Die Preise guter Jagdpferde schwanken je nach den Ansprüchen des Käufers zwischen 80 und 1000 Pfd. St. Die Kaiserin von Österreich zahlte vor einigen Jahren 600 Pfd. St. für einen „Light-weight hunter" (Jagdpferd für leichtes Gewicht), den sie von dem bekannten Jagdreiter Captain Steeds erstand; der Herzog von Portland gab zu Beginn der Saison 1885—86 750 Guinéen für einen „Weight-carrier" (Jagdpferd für schweres Gewicht) und Lord Plymouth ließ sich sogar herbei, 1000 Guinéen für das berühmte Jagdpferd Confidence zu erlegen. Solche Preise gehören jedoch zu den Ausnahmen. Wer 150 Pfd. St. anlegen will, wird schon seine Auswahl unter sehr brauchbaren Tieren treffen können. Der weiter oben erwähnte Sober Robin z. B. wurde auf dem Markte zu Lincoln um 80 Pfd. St. gekauft und ging später um 100 Pfd. St. in den Besitz des Mr. Gurney über.

Nahe verwandt mit dem Jagdpferde ist der in England mit dem Namen „Hack" bezeichnete Pferdeschlag, für welchen wir im Deutschen keine andere Bezeichnung als „hochveredeltes Reitpferd" haben. Der Unterschied zwischen einem „Hunter" und einem „Hack" ist oft sehr gering. Im Blute ist derselbe entschieden nicht zu suchen, denn das Vollblut hat unter den Hacks zahlreiche Vertreter; ein Hack muß sogar sehr hoch im Blut stehen, wenn er den bedeutenden Ansprüchen, die an das Exterieur, die Schnelligkeit und die Ausdauer der besseren Tiere seines Schlages gestellt werden, entsprechen soll. Daß ein mit so wertvollen Eigenschaften ausgerüstetes Pferd nicht immer Verwendung als Hunter findet, hat meistens seine Erklärung in dem Umstande, daß das betreffende Tier nicht im Stande wäre, dieselben auch während der Jagd unter schwerem Gewicht und in schwierigem Terrain zu bethätigen. Aber selbst mit Berücksichtigung dieser Verhältnisse ist es

nicht immer leicht, die Grenzlinie zwischen einem Hack und einem Hunter klar zur Anschauung zu bringen. Man hört deshalb auch den Engländer sehr oft die Bezeichnung „Hackhunter“ gebrauchen.

In die Augen fallend ist dagegen der Unterschied zwischen der Hack- und der Roadster-Klasse. Ein Hack soll nämlich Schritt, Trab und Galop gehen können,

Fig. 711.



Norfolk-Traber.

wohingegen von einem Roadster (wörtlich übersetzt „Straßenpferd“) nur Schritt und Trab verlangt wird. Nichtsdestoweniger sind auch diese beiden Schläge mit einander verwandt, denn die besten Hacks entstehen aus der Paarung eines Vollbluthengstes mit einer Roadsterstute.

Der bekannteste Repräsentant des Roadstertypus ist der Norfolktraber (Fig. 711). Auf Grund einer unverbürgten Überlieferung wird gewöhnlich angenommen, daß der Norfolktraber (The Norfolk Trotter) holländischen oder bel-

gischen Ursprungs sei. Ich habe jedoch für diese Annahme keine andere Veranlassung entdecken können, als daß unter den Stammeltern der Rasse einige berühmte Traber vorkommen, die flandrisches Blut in ihren Adern gehabt haben sollen. Ein solcher Traber war die braune Stute Phenomena, welche anno 1800 17 englische Meilen in 56 Minuten trabte. Unzweifelhaft dagegen erscheint, daß die Rasse wenig über 100 Jahre alt sein kann und daß ihre Wiege in den Moordistrikten von Lincolnshire gestanden. Von dort ist sie wahrscheinlich bald nach

Fig. 712.



Norfolker-Traberpony.

Norfolk- und Yorkshire gedrungen, wenigstens können diese drei Grafschaften nunmehr als die Heimat der englischen Traberrasse bezeichnet werden.

Es ist behauptet worden, daß die Norfolkrasse ihre charakteristischen Eigenschaften einer durchgreifenden Kreuzung mit Vollblut zu verdanken habe. Diese Behauptung stützt sich vermutlich auf das Faktum, daß die Herkunft der besten Norfolkpferde auf den Vollbluthengst Pretender (geb. 1771 von Marske aus der Bajazet-Mare) zurückgeführt werden kann. Viele Umstände deuten indessen darauf hin, daß die Verwendung dieses Hengstes keineswegs eine systematische Vollblutkreuzung zur Folge gehabt hat. Eine solche würde z. B. die dem Norfolkpferde

eigentümliche Trabaktion sehr bald umgeformt haben. Der Norfolker trabt nämlich mit kurzen, schnell aufeinanderfolgenden Schritten und biegt hierbei die Knie sehr stark (Fig. 712), das Vollblutpferd hat dagegen eine flache, rasante Aktion, die, selbst wenn seine Gliedmaßen der Arbeit auf harten Straßen gewachsen wären, ernste Bedenken gegen eine Kreuzung der Norfolkrasse mit Vollblut einflößen muß. Es ist auch weit wahrscheinlicher, daß der Norfolker nicht das Produkt einer bestimmten, systematischen Kreuzung, sondern aus einer bald mit edlem bald mit kaltem Blut operirenden Zucht hervorgegangen ist.

Das Verdienst, die Aufmerksamkeit der kontinentalen Züchter zuerst auf diese wertvolle Rasse gelenkt zu haben, gebührt der französischen Gestütsverwaltung. Der Norfolker war schon im Aussterben begriffen, als man in Frankreich erkannte, daß er vorzüglich geeignet sei, die Trabaktion anderer Rassen zu verbessern und gleichzeitig das durch eine zu weit getriebene Veredlungskreuzung gestörte Gleichgewicht zwischen Blut und Maße wiederherzustellen. Die Folge hiervon ward ein bedeutender Import ausgewählter Norfolkhengste, unter welchen Champion, The Colonel, Driver, The Drum Major, The Norfolk Star, Performer, Young Phenomenon, Pretender, Shales, Young Shales, Trip, Telegraph u. v. a. einen unschätzbaren Einfluß auf die anglonormannische Rasse ausgeübt haben. Dieser Erfolg veranlaßte die Hippologen anderer Länder, dieselbe Quelle aufzusuchen. Dank der hierdurch hervorgerufenen gesteigerten Nachfrage, begann man nun auch in England, der Zucht der Norfolktraber größere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Leider nahm der Export wertvoller Hengste und Stuten nach Frankreich, Österreich und Deutschland gleichzeitig solche Dimensionen an, daß die Rasse nun von einer neuen Gefahr, nämlich der Ausfuhr aller tauglichen Zuchttiere, bedroht wird. Die hohen Preise, welche für gute Exemplare der Norfolkrasse bezahlt werden, sind selbstverständlich nicht geeignet, diese Gefahr abzuwenden. So lange fremde Käufer mit größter Bereitwilligkeit 200—800 Pfd. St. für Hengste und 150—200 Pfd. St. für Stuten der englischen Traberrasse zahlen, ist die Versuchung, das taugliche Zuchttier herzugeben, so groß, daß die Mehrzahl der Züchter derselben erliegen wird.

Ein Umstand, der, da er viel zu der fortschreitenden Entartung der Rasse beigetragen, nicht übersehen werden darf, ist, daß die Zucht derselben beinahe ausschließlich in den Händen kleiner Pächter liegt. Die größeren Züchter, welche durch kein noch so verlockendes Angebot dazu vermocht werden könnten, sich von einem wertvollen und erprobten Zuchttiere zu trennen, befassen sich nur mit der Zucht von Voll- und Halbblutpferden. Hierzu kommt noch, daß der Engländer den Norfolker nur ganz ausnahmsweise zu Kreuzungen mit anderen Rassen verwendet. Dies hat hauptsächlich seinen Grund darin, daß er durch den in England vor-

handenen Stamm massiger Stuten in den Stand gesetzt ist, sich der Vollblutkreuzung zur Erzeugung von Wagenpferden zu bedienen und beim Reitpferde weit größeren Wert auf einen fließenden Galop als auf schnellen Trab setzt. Wäre der Trabsport fashionabel in England, so würde die Erwerbung von zur Zucht verwendbaren Nolfolkern sicher mit mancherlei Schwierigkeiten verknüpft sein. Nun wird aber besagter Sport hauptsächlich von Gastwirten, Fleischern und anderen, für Sport und Wetten eingenommenen Personen des niederen Mittelstandes betrieben, die sich den Luxus eines Rennpferdes nicht gestatten können. Diesen Leuten ist natürlich die Zucht als solche eine vollkommen gleichgültige Sache, wenn es ihnen nur gelingt, hier und da einen billigen Gaul aufzutreiben, der etwas traben kann. Es gehört deshalb auch zu den Seltenheiten, auf den englischen Trabbahnen ein gut gezogenes, vertrauenerweckendes Norfolkpferd auftreten zu sehen. Die Mehrzahl der konkurirenden Tiere besteht aus Ponies, deren Herkunft sehr schwer zu ermitteln sein dürfte. Diese Tierchen sind billig und entsprechen den von ihren Besitzern verfolgten Zwecken. Mehr wird nicht von ihnen verlangt.

Obwohl es zu bedauern ist, daß die ausgeprägten Trabanlagen des Norfolkers nicht durch Training und Rennen einer höheren Entwicklung zugeführt werden, wird man doch zugeben müssen, daß die gegenwärtigen Marktverhältnisse diese Unterlassungssünde einigermaßen entschuldigen. Ich habe bereits hervorgehoben, daß der Norfolker hauptsächlich für den Export produzirt wird. Der fremde Käufer nimmt aber am liebsten 3—4jährige Hengste und Stuten und ist es deshalb ganz natürlich, daß der Züchter, dessen Interessen ebenfalls durch frühzeitigen Verkauf gefördert werden, lieber das hohe Angebot des Ausländers annimmt, als sich dem mit jedem Training verknüpften Risiko, Zeitverlust und Kostenaufwand zu unterziehen. Und da er nun weiß, daß das Norfolkpferd meist nur zu Zuchtzwecken gekauft wird, ist es ihm kaum übel zu nehmen, daß er keine Mühe auf die Dressur der zum Verkauf aufgestellten Tiere verwendet. Er ist ja vollkommen sicher die rohe Ware los zu werden, und was den Käufer betrifft, pflegt derselbe nie etwas gegen die Musterung an der Hand einzuwenden.

Eigentümlicherweise haben die Trabanlagen der Rasse, sowie die Fähigkeit, diese Anlagen auf andere Rassen zu übertragen, nicht unter der gebräuchlichen Aufzuchtmethode gelitten. Diejenigen Norfolker, die trainirt worden sind, haben mit wenigen Ausnahmen bewiesen, daß jene Anlagen noch immer vorhanden, und speziell ist es ein unbestrittenes Faktum, daß die von der anglonormannischen Rasse auf der Trabbahn errungenen Erfolge, der besonders während der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts stattgefundenen, reichlichen Beimischung von Norfolkblut zu verdanken sind. Der Hippologe wird daher jedenfalls mit Interesse von der That-

sache Notiz nehmen, daß der Norfolktraber bereits im vorigen Jahrhundert Proben hervorragender Schnelligkeit abgelegt hat. So trabte z. B. die braune Stute des Mr. Aldrigdge im Jahre 1783 auf der Epsomer Chaussee unter dem Gewichte von 12 stone (= 76 ¼ k) 16 englische Meilen in 1 Stunde, und 1791, 18 Jahre alt, die gleiche Distanz in 56 Minuten 34 Sekunden. Ein anderer Norfolker, namens Spider trabte im Jahre 1792 die ansehnliche Distanz von 24 Meilen in 1 Stunde 28 Minuten. Acht Jahre später trabte eine braune Norfolkstute 17 Meilen in 56 Minuten und in demselben Jahre wurden bei Newcastle 20 Meilen in 32 Minuten 16 Sekunden unter dem Gewichte von 13 stone 8 lb (= 86 ½ k) hintergelegt. Die Trabanlagen des Norfolkers sind also keineswegs ein Produkt der modernen Zucht. Man darf daher wohl fragen, wie es heute mit dem Ruhme der amerikanischen Traberzucht stehen würde, falls die Engländer es der Mühe wert erachtet hätten, die Anlagen ihrer einheimischen Traberrasse systematisch zu pflegen und weiter zu entwickeln.

Der Norfolker ist klein. Er mißt selten mehr als $1,_{60}$ m, macht aber wegen seiner Kurzbeinigkeit oft den Eindruck, noch kleiner zu sein. Seine Trabaktion ist vorzüglich zu nennen, läßt jedoch auf größere Distanzen leicht nach. Der edle, an den Araber erinnernde Kopf, der den Norfolkpferden früherer Zeit eigen war, ist selten bei dem modernen „Trotter“ anzutreffen. Der Hals ist breit und muskulös, der Rücken kurz und kräftig, die Kruppe lang und breit und der Schweifansatz tadellos. Die Rippenwölbung dagegen wird den Kenner selten befriedigen. Brust und Schultern sind unbedingt die besten Partien des Norfolkers, obgleich vielfach behauptet wird, daß der Rassetypus in neuerer Zeit viel an Breite und Tiefe eingebüßt habe. Besonders in die Augen fallend ist der Mangel an Breite unter dem Knie. Die Fesseln sind kurz und die Hufe von guter Form. Am meisten geschätzt werden Rotschimmel und dunkle Füchse. Je weniger Abzeichen die Pferde haben, desto lieber sind sie den ausländischen Käufern.

Auf Grund eigener Erfahrungen kann ich nicht genug anraten, die von den Verkäufern präsentirten Stammbäume mit peinlicher Genauigkeit zu prüfen. Ich habe nämlich kein einziges solches „Pedigree“ gesehen, welches nicht die Namen der berühmtesten Stammväter der Rasse, wie z. B. Marshland Shales, Pretender, Performer, Norfolk-Phenomenon, Roan-Phenomenon, Fire-Away, Merrylegs, Prickwillow, The Norfolk Cob ꝛc. enthalten hätte. Man sagt sich in solchen Fällen: „Etwas weniger wäre mehr“. Seitdem ein offizielles Stammregister für die Norfolk- und Roadster-Rasse, sowie für Hacks, Cobs und Ponies von „The Hackney Stud-Book Society“ herausgegeben wird, dürfte jedoch eine Veränderung zum Besseren in diesen Verhältnissen eingetreten sein.

Für den, der auf Norfolkpferde reflektirt, wird es von Interesse sein zu erfahren, daß „The Stand Stud Company, Stand Hall, Whitefield, Manchester“, Mr. James Coker auf Beetley Hall, East Dereham, Eisenbahnstation North Elmham, Mr. Cocker bei Fakenham und Mr. Jacobs in Walton, wie ich persönlich zu bestätigen in der Lage bin, stets eine große Anzahl guter Norfolker zum Ver-

Fig. 713.



Roadster-Hengst „King Tom“.

kauf aufgestellt zu haben pflegen. Den besten Roadster, den ich nach Skandinavien eingeführt, kaufte ich jedoch auf der Trabbahn des Alexandrapalastes.

Nächst Frankreich dürfte Österreich das Land sein, welches die reichste Erfahrung bezüglich der Verwendbarkeit des Norfolkers zu Kreuzungen mit den Landschlägen erworben hat. Nach der „Konsignation der Staatshengste pro 1885“ standen im genannten Jahre nicht weniger als 110 Roadsterhengste in den Hengstendepots der österreichischen Monarchie. Die in dieser Konsignation enthaltenen Angaben über die Größe der Hengste deuten jedoch darauf hin, daß man

in Österreich vorzugsweise den in Yorkshire und Lincolnshire gezogenen Roadster benützt, welcher bedeutend größer und schwerer als der eigentliche Norfolktrotter ist. Ungarn hat ebenfalls Versuche mit der Norfolkrasse gemacht. In den ungarischen Hengstendepots stehen gegenwärtig 50 Beschläger dieser Rasse und in dem Staatsgestüte Mezöhegyes ist sogar ein eigenes kleines Norfolkergestüt errichtet worden.

Diese auf dem Festlande konstatirten Erfolge der Norfolker veranlaßten mich im Jahre 1875, geeigneten Ortes eine Kreuzung der schwedischen, norwegischen und finnländischen Landschläge mit passenden Roadsterhengsten vorzuschlagen. Seitdem sind auch solche Kreuzungen sowohl in Schweden wie in Finnland vorgenommen worden, und obgleich vierzehn Jahre ein zu kurzer Zeitabschnitt sind, um ein bestimmtes Urteil über den Wert einer neuen Kreuzung zuzulassen, scheinen doch die bisher erzielten Resultate meiner Ansicht, daß die guten Eigenschaften des Roadsters resp. Norfolkers mit Erfolg auf die dem tartarischen Typus angehörenden schwedischen und finnländischen Landschläge übertragen werden könnten, nicht zu widersprechen; wenigstens haben die von mir persönlich in England angekauften Roadsterhengste Rapid, Gladstone und King Tom (siehe Fig. 713), eine ebenso zahlreiche als wertvolle Nachkommenschaft mit schwedischen Stuten erzeugt. In noch größerem Maßstabe ist die Norfolkkreuzung in Finnland erprobt worden und haben mich die Produkte derselben, welche ich an Ort und Stelle zu sehen bekommen, außerordentlich befriedigt. Inwiefern sich diese ersten Generationen auch in der Zucht bewähren werden, ist allerdings eine andere Frage, welche nur die Zukunft beantworten kann. Norwegen, das sich lange ablehnend gegen jede Kreuzung mit fremdem Blute verhalten hat, will nun ebenfalls die Bahn der Versuche betreten und soll der alte King Tom, der zu diesem Zweck kürzlich von Schweden nach Christiania entführt worden ist, die Reihe der praktischen Zuchtexperimente einleiten. Vom hohen Norden sind somit in nächster Zeit recht interessante Beiträge zur Rassen- und Zuchtlehre zu erwarten.

Dieser Schilderung des Norfolk-Pferdes glaube ich nachstehende Charakteristik besagten Schlages beifügen zu sollen, welche ich im Februar 1888 in der „Hippologischen Revue" veröffentlicht habe. Es heißt dort:

So manchem Züchter und Konsumenten schwebt als Pferdeideal ein sogenannter „Mädchen für Alles-Typus" vor. Das Tier soll genügendes Gewicht ins Geschirr legen können, flotte Gänge im vierspännigen Fuhrwerk entwickeln und womöglich außerdem noch mit Vergnügen zu reiten sein. Forscht man nun nach, ob ein solches Pferd thatsächlich irgendwo existirt oder als Phantasiegebilde bezeichnet werden muß, so wird man sich nicht verhehlen können, daß der Norfolk-Roadster oberwähntem Typus ziemlich nahe kommt. Er ist, wenn er nicht dem

kleineren und schmächtigeren Traberstamm angehört, keineswegs ein leichtes Pferd zu nennen, trabt famos im Geschirr und trägt auch den Sattel mit Anstand. Diese Vorzüge, sowie die Fähigkeit, dieselben bei Kreuzungen in größerem oder geringerem Maße auf die Nachkommenschaft zu vererben, erklären die Popularität, deren er sich speziell in Frankreich, Österreich, Italien und den skandinavischen Ländern zu erfreuen hat.

Da also anzunehmen ist, daß es vielen Lesern erwünscht sein wird, näheres über den Norfolk-Roadster zu erfahren, will ich denselben im Vorliegenden zum Gegenstand einer kurzen Züchtungsstudie zu machen.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß der Norfolk-Roadster schon in längst vergangenen Zeiten einen charakteristischen, von den übrigen Landschlägen leicht zu unterscheidenden Typus dargestellt hat. In einem Manuskripte vom Jahre 1108 werden z. B. aus Norfolk stammende Traber als Pferde „fit for men-at-arms“ (passend für bewaffnete Reiter) beschrieben. Im vierzehnten Jahrhundert erwähnen die Chroniken die in den Gestüten der Königin und des New-College's vorhandenen, vortrefflichen „Hackneys“ Norfolker Zucht. Unter Heinrich VII. wurde dieser Schlag so hoch geschätzt, daß die Gesetzgebung ein Verbot gegen die Ausfuhr von zu demselben gehörenden Tieren erließ. Während der Regierung Heinrich VIII. zeugte mehr als eine Verordnung von der sorgfältigen Pflege, welche man der vom Adel und den Großgrundbesitzern mit besonderer Vorliebe betriebenen Zucht des Trabers angedeihen ließ. Hippologische Verfasser im 17. Jahrhundert, wie De Grey und andere, bezeichnen häufig diese Zucht als die sicherste Stütze der englischen Reiterei. Im achtzehnten Jahrhundert stoßen wir auf die erste Beschreibung eines modernen Trabers, nämlich eines Sohnes des Blaze (vom Vollbluthengste Flying Childers) und einer gewöhnlichen „Hackneystute“, die als „well bred and noted for trotting“ bezeichnet wird. Zwei Söhne dieses Hengstes, Driver und Scot-Shales, trugen ungemein viel zur Verbreitung der Traberzucht bei, ersterer in Yorkshire, letzterer in den östlichen Distrikten. Von diesem Zeitpunkte ab ist die hier in Rede stehende Zucht in genannten Gegenden regelmäßig betrieben worden und hat ihre Eigenart infolgedessen allmählich fixirt werden können.

Wie aus den von 1780 bis 1820 gesammelten, zuverlässigen Daten hervorgeht, pflegten die Hackneyzüchter in Yorkshire den Traber- oder Hackneyhengst mit Halbblutstuten zu paaren, welche letztere meist das Produkt einer Kreuzung zwischen Vollbluthengsten und Traberstuten waren. In Norfolk ist indessen auch versucht worden, sich auf die Paarung des Vollbluthengstes mit Traberstuten zu beschränken, jedoch soll diese Zuchtmethode, was Exterieur, Ausdauer und Gänge betrifft, kein

so befriedigendes Resultat als die in Yorkshire befolgte geliefert haben. Ein so praktischer Züchter, wie der verstorbene Mr. John Grout in Woodbridge, Suffolk, vertrat stets die Ansicht, daß man dem Traberstamme das edle Blut durch die Stute oder deren Großmutter zuführen solle. Ganz dieselbe Anschauung hat in neuerer Zeit der als Züchter und Pferdekenner in den weitesten Kreisen bekannt gewordene Oberst Barlow in Wort und Schrift verfochten. Trotzdem geht aus den vorliegenden Stammbäumen zur Evidenz hervor, daß nur eine sehr geringe Minderzahl der Yorkshire Züchter — kaum mehr als 2 % — genannte Methode zur Richtschnur bei ihrer Zucht genommen hat. Es ist dies um so mehr zu verwundern, nachdem nicht nur am Kontinente, sondern auch in England viele erfolgreiche Hengste als Stützen obiger Zuchttheorie angeführt werden könnten.

Das Ausland gehört zu den regelmäßigen Kunden der Züchter in Norfolk und Yorkshire. Was die Franzosen betrifft, liegt eine aus dem Jahre 1873 stammende Erklärung des damaligen Landstallmeisters, Mons. de Thannberg vor, laut welcher die Kreuzung von Roadsterhengsten und edlen Stuten in dem normannischen Zuchtgebiete vom besten Erfolge begleitet gewesen ist. Wie aus dem italienischen Gestütsbuche hervorgeht, hat Italien ähnliche Wege eingeschlagen und da italienische Agenten alljährlich Roadsterhengste in England ankaufen — im zweiten Bande des italienischen Gestütbuches sind 140 Hengste dieser Gattung namhaft gemacht — scheinen die Züchter dieses Landes sehr befriedigt von den bisherigen Ergebnissen der Norfolkkreuzung zu sein. Dies läßt sich auch aus den von den Italienern gebotenen Preisen schließen. Einer ihrer Agenten zahlte z. B. kürzlich 250 Guinéen für einen 10 jährigen Norfolkhengst von 165 cm, nachdem er vergeblich 600 Guinéen für einen 3 jährigen Hengst desselben Schlages geboten hatte. Österreich-Ungarn, Portugal, Schweden, Finnland und die englischen Kolonien bemühen sich ebenfalls in den Besitz guter Norfolk-Roadsters zu gelangen. Die Konkurrenz der Konsumenten ist also äußerst lebhaft in dem Zuchtgebiete dieses Pferdeschlages.

Der Roadster wird, besonders in den östlichen Provinzen, sowie in der East Riding of Yorkshire, beinahe ausschließlich von kleinen Pächtern gezogen, die nur einige wenige Stuten besitzen. In früheren Zeiten war diesen Leuten jedes noch so wertvolle Zuchttier feil. Seit einigen Jahren bemerken jedoch die ausländischen Käufer zu ihrer großen Überraschung, daß der in den Besitz einer guten Stute gelangte Pächter oft durch kein noch so verlockendes Angebot dazu bewogen werden kann, sich von derselben zu trennen. Diese Thatsache liefert den erfreulichen Beweis, daß die Züchter einsehen gelernt haben, welche Gefahren die frühere Massenausfuhr aller tauglichen Zuchttiere mit sich gebracht.

Die ausschließlich zum Schutze der Traber=, Roadster=, Hack=, Cob= und Ponyzucht gebildete „Hackney Horse Society“ hat nicht nur ein Gestütbuch dieser Zuchten herausgegeben, sondern auch seit ihrem Bestehen alljährlich in London drei große Schauen mit einem Gesamtkostenaufwand von 1000 Pfd. Sterl. angeordnet. Der Zweck dieser Schauen ist in erster Reihe, guten Zuchttieren einen so hohen Wert zu verleihen, daß die Versuchung, minderwertiges Material zu benützen oder das bessere ins Ausland gehen zu lassen, beseitigt werden könnte. Allem Anscheine nach ist dies, wenigstens teilweise, bereits erreicht worden.

Hoffentlich werden diese Schauen auch dazu beitragen, das hippologische Publikum über die typischen Unterschiede zwischen dem Norfolk=Trotter und dem eigentlichen Roadster aufzuklären. Ersterer ist ein kleines, selten mehr als $1{,}_{60}$ m messendes, edel geschnittenes Pferd, dessen gute Eigenschaften — wie kräftiger Rücken, gute Schultern, wunderbare Gänge u. s. w. — durch die schlechte Rippenbildung und die eingeschnürten Knie sehr viel an Wert für den Züchter verlieren. Beim Roadster besserer Gattung sind dagegen genannte Mängel in der Regel nicht vorhanden, auch ist derselbe bedeutend größer und schwerer als der sog. Trotter. Anderseits stößt man in der Roadsterklasse häufig auf ordinäre, plumpe Tiere, mit stark behaarten Extremitäten. Solchen Individuen sorgfältig aus dem Wege zu gehen, kann dem festländischen Züchter nicht genug angeraten werden. Zur Zucht verwendet, pflegen dieselben sich als wahre Unglücksvögel zu entpuppen. Wer in der Halbzucht mit Roadsterhengsten operiren will, bediene sich also nur der edel gezogenen Exemplare, deren Stammbaum, Schulterlage, Gänge u. s. w. dafür bürgen, daß sie nicht Produkte einer von gemeinem Blut überströmenden Mischlingszucht sind.

Das Clevelandpferd (The Cleveland Bay) (siehe Kunstbeilage) genoß schon hohes Ansehen, als der Norfolker noch eine unbekannte Größe war. Auch die Halbblutzüchter des Festlandes haben ihn mit Recht als das Ideal eines schweren und edlen Halbblutpferdes hingestellt. Es wurde deshalb allgemein bedauert, daß dieser ausgezeichnete Schlag während der letzten Jahrzehnte nurmehr durch einige wenige und seltene Exemplare vertreten war. Mehrere bekannte Hippologen, wie z. B. Graf Lehndorff und Herr von Nathusius auf Althaldensleben, erklärten sogar, daß der Cleveland=Braun vollkommen ausgestorben sei. So schlimm stand es nun allerdings nicht. Die Rasse existirt nicht bloß, sondern ist auch Gegenstand der Fürsorge einer eigens zu diesem Zwecke gebildeten Gesellschaft — „The Cleveland Bay Horse Society“ — geworden, welche bereits zwei Teile eines „Cleveland Bay Stud Book's“ herausgegeben. Diese Rettung kam indessen in zwölfter Stunde, denn wie aus dem ersten Teil genannten Gestütbuchs ersicht=

lich ist, konnten die Herausgeber nur 7 Stuten in ihrem Register aufnehmen, was um so bezeichnender ist, als sie die Aufnahme an die einzige Bedingung knüpften, daß die betreffende Stute im Besitz der charakteristischen Kennzeichen der alten Clevelandrasse sein müsse.

Was den Ursprung der Rasse betrifft, ist vielfach behauptet worden, daß der Cleveland Bay reines, ungemischtes Blut in seinen Adern habe. Daß dies nicht der Fall, sondern die Rasse im Gegenteil aus einer Kreuzung des Landschlages mit Vollblut hervorgegangen, läßt sich indessen leicht mit den offiziellen Stammbäumen nachweisen. In sehr vielen derselben kommt nämlich ein Hengst Namens Jalap vor, der wie Marshal in seiner „Rural Economy of Yorkshire“ 2 edit. 156 mitteilt, über 20 Jahre in The Vale of Pickering zur Zucht verwendet worden ist. Dieser Jalap (von Regulus oder The Godolphin Arabian aus der Red Rose von Devonshire Blacklegs von Childers aus einer True Blue-Stute, siehe General Stud Book Vol. I. pag. 157) war aber reines Vollblut und ein gutes Rennpferd außerdem. Als Stütze für die Konstanzlehre läßt sich der Cleveland Bay somit nicht verwenden.

Wenn man der Überlieferung und den alten Chroniken Glauben schenken darf, war jedoch die alte Clevelandrasse trotz ihrer nahen Verwandtschaft mit dem Vollblut bedeutend schwerer als der nun seine Auferstehung feiernde Typus. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß dem ursprünglichen Stamm teils durch zu oft wiederholte Kreuzung mit Vollblut, teils durch rücksichtslose Ausfuhr der besten Zuchttiere, sowohl in qualitativer wie quantitativer Beziehung bedeutender Schaden zugefügt worden und derselbe infolgedessen allmählich zu dem kleinen Häufchen zusammengeschmolzen ist, welches Aufnahme im ersten Teile des Cleveland Bay Stud Book's gefunden hat.

Wie ein echter Cleveland Bay beschaffen sein soll, wird in dem genannten Gestütbuche mit großer Genauigkeit angegeben. Der Herausgeber desselben, Mr. Scarth Dixon, leitet seine Beschreibung mit folgendem Ausspruche eines alten Züchters (Mr. J. B. Lloyd) ein:

„Um das Jahr 1827 herum beschloß ich zu versuchen, ob es mir nicht gelingen könne, auf Grundlage der Cleveland Bay's einen Stamm gängiger, aber trotzdem schwerer und kräftiger Ackerpferde zu züchten. Einer meiner Yorkshirefreunde besorgte mir zu diesem Zwecke einen Clevelandhengst und ich selbst kaufte einige Gloucestershire-Karrenstuten mit so reinen Beinen als nur aufzutreiben waren. Als „Old Cleveland“, der vorerwähnte Hengst, auf der Höhe seiner Entwicklung stand, maß er 16 hands $1\frac{1}{2}$ inches (= circa $1{,}_{65}$ m) in der Höhe, $9\frac{1}{2}$ inches (= circa 24 cm) um die Fessel, 10 inches (= circa 25 cm) unter dem Knie,

21 inches (circa 53 cm) um den Arm, $15^{1}/_{8}$ inches (= circa $38,_{4}$ cm) um die Knie herum und 6 feet 10 inches (= circa 2 m) in der Gurte. Als er gemessen wurde, war er in guter Kondition, aber nicht übermäßig fett, und rein in den Beinen wie ein Rennpferd, d. h. frei von Behang."

Darauf fährt Mr. Scarth Dixon fort: „Mr. Lloyd's Beschreibung gibt eine recht deutliche Vorstellung von den charakteristischen Formen eines echten Clevelandpferdes. 164—167 cm hoch soll dasselbe gute, schräg gelagerte Schultern, einen starken Rücken, kräftige Nieren und eine lange Kruppe besitzen. Der Kopf ist eher ordinär als edel zu nennen und ziemlich groß, wird aber gut getragen und zeugt das ganze Auftreten des Tieres von Energie und Kraft, welche Eigenschaften in dieser Vereinigung bei keinem anderen Schlage angetroffen werden. Die Aktion ist nicht besonders hoch, aber raumgreifend, die Haarfarbe licht- oder kastanienbraun. Irrtümlicherweise wird oft angenommen, daß nur die goldbraune Haarfarbe von reiner Herkunft zeuge. Dies ist grundfalsch, denn eine große Anzahl Pferde reinster und bester Zucht hat dunkles Haar gehabt. Behang an den Beinen darf jedoch nicht vorkommen; dagegen sieht man bisweilen schwarze, zebraartige Streifen an den Armen und ober dem Sprunggelenk. Diese Streifen werden „black points" genannt und gelten als Anzeichen besonders reinen Blutes. Bei dem berühmten Hengste Volunteer traten dieselben besonders deutlich hervor und pflegt dies auch bei seinen direkten Nachkommen häufig der Fall zu sein. Weiße Abzeichen, ein schmaler Stern oder einige weiße Haare in der Fesselbiegung etwa ausgenommen, werden nicht geduldet, und eine Bläſſe, sowie ein weißer Fuß verraten allsogleich die Beimischung fremden Blutes. Es ist wahrscheinlich die Folge fortgesetzter Inzucht, daß der Cleveland Bay heutzutage leichter als seine Vorfahren ist. Dieser Verlust an Masse sollte deshalb zum Gegenstand ganz besonderer Aufmerksamkeit seitens der Züchter gemacht und alles aufgeboten werden, denselben wieder auszugleichen. Von der praktischen Verwendbarkeit des Cleveland Bay braucht nicht viel gesagt zu werden. Sehr brauchbar vor dem Pflug, zum schweren Zug und zu langsamerem Reitdienst ist er was die Amerikaner „ein allgemein nützliches Pferd" nennen. Allerdings ziehen die Shire- und Clydesdalepferde größere Lasten, anderseits aber ist der Cleveland Bay auch vor dem Pflug ein weit gängigeres Pferd und die in der Wirtschaft eines Farmers vorkommenden Lasten bewältigt er ebenfalls. So habe ich z. B. den Hengst Fidius Dius eine Last von 1267 Kilo ziehen sehen, die er mehrere Tage hindurch zweimal täglich von den Eisenbahndepots in Redcar nach Wilton beförderte. Die Nachfrage nach Pferden des Clevelandtypus hat in London und anderen großen Städten bedeutend zugenommen. Diejenigen Exemplare dieses Schlages, die nicht gut genug sind, um

als Zuchttiere Verwendung zu finden, können infolgedessen leicht an den Mann gebracht werden. Legt man nun zu diesen Vorzügen noch hinzu, daß der Cleveland Bay sich durch große Härte der Konstitution und seltene Langlebigkeit auszeichnet (im Cleveland Bay Stud-Book kommen zwei Stuten vor, die im Alter von 24 Jahren gesunde Fohlen gebracht und die berühmte Stute Pearl's Darling, welche Mutter 6 vortrefflicher Hengste geworden, hinterließ 16 Nachkommen, wobei noch besonders zu bemerken ist, daß sie schon als zweijähriges Fohlen belegt wurde), so wird man kaum bezweifeln können, daß der Cleveland-Braun berufen ist, noch einmal von großer Bedeutung für die Pferdezucht zu werden."

Die Gesellschaft, welche es unternommen, den mit knapper Not einer völligen Vernichtung entrissenen Typus weiter zu pflegen und zu entwickeln, ist indessen der Ansicht, daß die Rasse in ihrem jetzigen Zustand von jeder Beimischung fremden Blutes freigehalten werden müsse. Zur Begründung dieser Ansicht wird mit Bezug auf die Veredlungskreuzung angeführt, daß, wie ältere Erfahrungen ergeben, die Nachzucht einer reinblütigen Clevelandstute schon nach der zweiten Kreuzung mit Vollblut als nahezu wertlos zu bezeichnen sei. Man wird daher den kleinen noch vorhandenen Stamm so rein als nur irgend möglich fortzüchten müssen, bis der Bestand desselben durch eine genügende Anzahl zuchttauglicher Tiere sichergestellt ist. Der gut gezogene Clevelandhengst dagegen läßt sich erfahrungsgemäß mit passenden Vollblutstuten gepaart vortrefflich zur Zucht leistungsfähiger Jagd- und Reitpferde verwenden.

Von aktuellem Interesse, wenn auch etwas streng, ist folgendes Urteil, welches ein deutscher Fachmann kürzlich in der „Georgine" über das Clevelandpferd veröffentlicht hat:

„Die heutigen Clevelands sind hellbraun mit schwarzen Beinen, bis $1,_{75}$ m hoch und ähneln dieselben unter allen Pferdeschlägen, die ich kenne, dem großen Nonius-Schlag in Mezöhegyes in Ungarn am meisten. Hier stehen wir, anders wie beim Hunter und Hackney, vor einer ganz bestimmten Zucht, die mit eigenen, dieser Zucht entstammten Hengsten züchtet.

Es ist für den Fremden sehr schwer, Ursachen für Vor- oder Rückschritte fremder Zuchten zu ergründen, allein die Thatsache drängte sich mir doch auf, daß sich die Clevelands seit 1879 nicht verbessert haben. Für uns sind dieselben fast ausnahmslos zu hoch, zu flach in den Rippen und sehr lang im Rücken mit oft sehr matter Nierenverbindung. Die Röhre ist oft angemessen stark, aber in den meisten Fällen lang; hinten stehen viele Clevelands sehr gut, auch sieht man viele breite, schöne Sprunggelenke; das ganze Pferd hat aber immer etwas, was uns nicht anspricht, namentlich sind der lange Rücken und die Höhe fast typisch,

ebenso ein flaches Knie. Die Köpfe sind stark, wie es bei so großen Pferden nicht anders sein kann.

Daß man in dieser Zucht etwas gesündigt hat, geben die Züchter zu, sie sagen nur nicht, womit gekreuzt wurde. Ich glaube, man hat mit schweren aus Kreuzungszuchten stammenden Hengsten probirt, um mehr Masse zu bekommen und hat dadurch, wie bei allen solchen Versuchen, an Masse verloren. Als Grund für diese Vermutung kann ich nur die häufig vorkommenden Ansätze von zu starkem Haar an den Fesseln und den nur schwachen Widerspruch vieler Züchter gegen die geäußerte Vermutung anführen. Ob man überhaupt mit der Zucht ohne frisches Blut einmal in die Höhe kommen wird und die prächtigen, stolzen und tiefen Wagenpferde ziehen wird wie früher, das zu beurteilen dürfte nicht mehr Aufgabe des fremden Beobachters sein.

In Yorkshire habe ich noch viele Clevelands gesehen und dort unter jungen Hengsten und Stuten bessere Tiere gefunden, als auf der Ausstellung in Windsor, allein die typischen Mängel des Schlages waren auch ihnen in größerem oder geringerem Maße eigen.

Die Hengste gehen noch in alle Welt, namentlich sind sie in Nord-Amerika beliebt wegen ihrer zuverlässigen Vererbung der schönen hellbraunen Farbe."

Schließlich sei noch erwähnt, daß Züchtern und Liebhabern, die sich speziell für den Cleveland Bay interessiren, auf der in Yorkshire gelegenen Stutfarm Mirfield des Mr. James F. Crowther Gelegenheit geboten ist, eine größere Anzahl Exemplare dieser Rasse zu besichtigen.

Was der Cleveland Bay für England, ist der Anglonormann für Frankreich.

Wie der Name andeutet, ist letztere Rasse ursprünglich das Produkt einer durchgreifenden Kreuzung des normannischen Landschlages mit englischem Voll- und Halbblut. Diese Kreuzung begann schon im ersten Viertel unseres Jahrhunderts, wurde aber erst in den Fünfziger Jahren während der Verwaltung des Generals Fleury zum System erhoben. Dank der so bewirkten reichen Zuführung edlen Blutes hat der unveredelte Landschlag vollkommen von der Produktion anglonormannischer Pferde ausgeschlossen werden können. Letztere bilden nunmehr eine selbständige Rasse, welche durch die Paarung mehr oder weniger veredelter Halbblutstuten mit einheimischen — teilweise auch von England eingeführten — Hengsten desselben oder eines noch edleren Typus fortgezüchtet wird.

Wollten wir nun die Entwicklung der Rasse von ihren ersten Anfängen bis zu ihrem heutigen Standpunkte verfolgen, so müssen wir das ursprüngliche Rohmaterial, d. h. den Landschlag, etwas näher betrachten.

Die Normandie war lange bevor der Anglonormänner die Schaubühne betrat, im Besitz eines sehr zahlreichen Pferdestammes, dessen beste Repräsentanten in Le Merlerault und Le Cotentin produzirt wurden. Die Heimat der Merleraultrasse war das Departement und vor allen der Kanton l'Orne. Mündliche Überlieferungen behaupten, daß dieselbe von der alten armorikanischen Rasse herstamme, die unter der Maurenherrschaft mit orientalischem Blute ins Leben gerufen wurde. Dies würde erklären, weshalb die Merleraultpferde kleiner und edler als die übrigen normännischen Rassen waren. Die Cotentinrasse dagegen war im Departement La Manche, in Le Bessin und verschiedenen Teilen des Calvados zu Hause und wurde wegen ihrer ansehnlichen Größe und Schwere als der Typus des Karossiers angesehen. Die zu dieser Rasse gehörenden Tiere entwickelten sich langsam, waren aber trotzdem wegen ihres ruhigen Temperaments als stattliche und fromme Wagenpferde sehr beliebt.

Außer diesen beiden Haupttypen gab und gibt es noch heute in den Arrondissements Argentan, Domfront, Alençon (Orne), Nogent-le-Rotrou, Teilen von Chartres, Dreux, Châteaudun (Eure-et-Loire), Mamers, Saint Calais (Sarthe), Vendôme (Loir-et-Cher) und vor allem in der Umgebung von Caen eine große Anzahl teils sehr ordinärer, teils zum Percheron- und Postierschlage gehörender Pferde.

Dies war das Rohmaterial, welchem das edle Blut eingeimpft wurde. Der Veredelung ging jedoch unter Ludwig XV. eine unheilvolle Kreuzung mit dänischen Hengsten voraus, welche die Normänner mit schweren Ramsköpfen, schmalen Brustkästen und Dispositionen zu allen möglichen Krankheiten, wie Roaren, Mondblindheit u. s. w. beglückte. Um diese Übelstände zu beseitigen, ließ der Stallmeister des Königs Ludwig XVI., Prinz von Lambesc, 50 englische Halbbluthengste ankaufen, deren Thätigkeit auch von bester Wirkung gewesen sein soll. Nichtsdestoweniger begann man erst im Jahre 1830 die Kreuzung des Landschlages mit englischem Vollblut in größerer Ausdehnung zu betreiben und die systematische Umbildung der Rasse mittelst Beimischung edlen Blutes wurde, wie bereits erwähnt, nicht vor den Fünfziger Jahren in Scene gesetzt.

Von den edlen Vaterpferden, welche im Laufe des Jahrhunderts in der Normandie zur Zucht verwendet worden sind, verdienen folgende eine besondere Erwähnung: Die Orientalen Backa (1801), Arlan, Dagout, Godolphin, Seklavy, Massoud (1815); die Anglo-Orientalen Séduisant, Y. Morwick, Néron Blanc; die englischen Vollbluthengste Eastham (1808), Royal Oak (1823), Napoléon (1824), Sylvio (1826), Y. Emilius, Pick Pocket (1828), The Juggler (1832), Tipple Cider (1833), Lanercost (1835), Brocardo (1843), Fitz Pantaloon (1847),

Tonnerre des Indes (1855), Trouville (1860); die Norfolker Y. Rattler (1820), The Norfolk Phoenomenon (1845) u. v. a. Unter diesen vorzüglichen Zuchttieren befinden sich auch die Stammväter nachstehender, in den Gebieten L'Orne und Calvados zu großem Ansehen gelangten Hauptfamilien des Anglonormannischen Stammes:

1. Young Rattler.
2. Eastham.
3. Napoléon.
4. Sylvio.
5. Royal Oak.
6. The Norfolk Phoenomenon.

Y. Rattler, geb. in England 1811 von Rattler–Snap Mare, deckte in der Normandie von 1820—1836. In seinem Körperbau soll er lebhaft an jene Halbbluthengste erinnert haben, die der Prinz Lambesc aus England kommen ließ. Seine berühmtesten Söhne waren: Impérieux, Railleur, Oscar, Mahomet, Hamilton, Diomède, Aï, Vautour, Vizir, Xercès und Dorus.

Eastham, engl. Vollbl., geb. 1818 v. Sir-Oliver–Cowslip, war der erste englische Vollbluthengst, der in der Normandie fleißig zur Zucht benützt wurde. Unter seinen Nachkommen thaten sich Chasseur und Émule besonders hervor.

Napoléon, engl. Vollbl., geb. 1824 v. Bob Booty–Popemare, entwickelt eine überaus segensreiche Thätigkeit. Er hinterließ unter anderen den englischen Vollbluthengst Friedland a. d. Clothon v. Eastham, welcher in dem französischen Staatsgestüte Le Pin mit größtem Nutzen verwendet wurde, sowie die berühmten Hengste Marengo und Eylau. Von diesen Söhnen des Napoléon hat Eylau eine ganze Reihe hervorragender Zuchtpferde erzeugt, z. B. Herchell, Luçain, Volontaire und, last not least, Noteur, welch' letzterer wiederum als Vater von Séducteur und Centaure bleibenden Ruhm in den Annalen der anglonormannischen Zucht erworben.

Sylvio, engl. Vollbl., geb. 1826 v. Trance–Hébé, ist der Stammvater einer Familie, deren Ansehen durch die Hengste Don Quichotte, Ramsay, Faliero, Prince, Idalis, Taconnet, Élu und mehrere andere berühmte Vaterpferde begründet wurde.

Royal Oak, engl. Vollbl., geb. 1823 v. Catton–Smolensk Marc, glänzt als der Erzeuger von Merlerault und Pledge, von welchen der letztgenannte in Abrantés und Français zwei überaus nützliche Vaterpferde hinterlassen hat.

The Norfolk Phoenomenon (1845), wurde der Stammvater einer ganzen Familie von Trabern, als deren vorzüglichste Vertreter Y, Ypsilanti, Niger, Marignan, Télémaque und Lavater anzusehen sind.

Neben den obengenannten erfolgreichen Stammvätern der anglonormannischen Rasse verdienen außerdem noch genannt zu werden:

Tipple Cider, engl. Vollbl., geb. 1833 von Defence–Deposit, Royal-Quand-Même, engl. Vollbl., geb. 1850, von Gigès–Eusebia und The Heir of Linne, engl. Vollbl., geb. 1853, von Galaor–Mistreß Walker, welche ebenfalls eine vortreffliche Nachzucht hinterlassen haben.

Aber obgleich die anglonormannische Rasse somit kaum 30 Jahre alt ist, müssen wir dieselbe dennoch als eine selbständige, zur vollen Entwicklung gelangte Rasse anerkennen, die auf eigenen Füßen steht und das fremde Blut fortan recht gut entbehren könnte. Dies geht unter anderem deutlich aus dem „Stud Book du Demi-Sang Anglonormand“ hervor. Die überwiegende Mehrzahl der in diesem Register verzeichneten Hengste, welche zur Bildung der Rasse beigetragen und ihren Bestand sichern, wird nämlich mit der Bezeichnung „Demi-sang normand“ d. h. normännisches Halbblut angeführt. Ganz ähnlich verhält es sich mit den Stuten.

Wie gründlich die Umbildung gewesen, beweist die interessante Thatsache, daß währenddem ältere französische Verfasser, wie Magne, Gayot und Person, noch die Merlerault- und Cotentinpferde auseinander halten, kein noch so guter Kenner heutzutage irgend welche nennenswerte Unterschiede zwischen den in verschiedenen Teilen der Normandie gezogenen Anglonormannen würde entdecken können. Gemeinsame Fütterungs- und Aufzuchtsmethoden haben sie alle auf dasselbe Niveau gebracht. Sie haben aufgehört Pferde von Merlerault, Auge oder Cotentin zu sein und sind zu Pferden der Ebene von Caen umgewandelt worden. (Siehe Sanson, „Zootechnie pratique“ pag. 544.)

Eine flüchtige Musterung des Pferdestammes im Departement Calvados, dessen Hauptstadt Caen ist, wird uns dies näher erklären.

Die Pferde des Calvados sind teils daselbst geboren und aufgezogen, teils als Fohlen von anderen Departements, wie z. B. l'Orne, la Charente, la Charente-Inférieure und Le Poitou dorthin eingeführt worden. Das Departement Calvados kann deshalb mit Bezug auf seine Pferdezucht in drei Distrikte eingeteilt werden. Der erste, wie Le Bessin und das Arrondissement Vire, produzirt, aber zieht nicht auf. Die Landleute in diesen Gegenden verkaufen ihre Fohlen im Alter von 6—18 Monaten. Der zweite Distrikt, welcher die Ebene von Caen, das Arrondissement Falaise und einen Teil des Arrondissements Bayeux umfaßt, zieht im Alter von 6—18 Monaten angekaufte Fohlen auf. Zum dritten Distrikt gehören die Gegenden, wo sowohl produzirt als aufgezogen wird. Es sind dies Le Bessin und ein kleiner Teil der Ebene von Caen.

Die großen Produktions-Centren des anglonormannischen Zuchtgebietes aber sind: Le Merlerault (l'Orne), Le Cotentin (die Gegend zwischen Saint-Lô und Valognes), La Vallée d'Auge, Le Bessin, Le Val de Serres, l'Avranchin und die Ebene von Caen.

Die angekauften Fohlen werden in offenen Schuppen oder Ställen untergebracht. Im Frühjahre kommen sie auf die saftige Weide, wo sie verbleiben bis sie das Alter von 10 Monaten erreicht haben. Während der Wintermonate läßt die Pflege und Fütterung der jungen Tiere bei den meisten „Éleveurs“ manches zu wünschen übrig. Die Rationen sind knapp und in den Ställen fehlt es entweder ganz an Ventilation oder auch herrscht dort ein infernalischer Zug. Im Alter von 2 Jahren werden die Fohlen zur Arbeit herangezogen, wobei man die wertvolleren Tiere mit großer Schonung behandelt, den übrigen aber keine noch so große Anstrengung erspart. Bei manchen Züchtern ist es leider auch Sitte, die Entwicklung der jungen Tiere während dieser Periode durch mästendes, ja sogar gekochtes Futter zu beschleunigen. Das Weidenlassen am Pflock auf den saftigen Süßkleeäckern ist ebenfalls sehr beliebt. Hierdurch wird allerdings der angestrebte Zweck erreicht, aber gleichzeitig auch jenes lymphatische Temperament ausgebildet, das ohnehin allen Pferderassen des nördlichen Frankreich im Blute liegt. Sobald die Herbstarbeiten beendigt sind, werden die Hengstfohlen, die sich nicht zu Zuchtzwecken eignen, kastrirt und darauf beginnt die Dressur, welche die jungen Tiere in Stand setzen soll, die im Alter von 3½ Jahren vorgeschriebene Prüfung auf der Trab- oder Hindernisbahn zu bestehen. Einige Wochen später, also anfangs November, finden in Caen und Le Pin die großen Hengstenankäufe für Rechnung der französischen Gestütsverwaltung statt. Bei dieser Gelegenheit werden den delegirten Gestütsbeamten gewöhnlich circa 400 Hengste vorgeführt, von denen die Regierung 100 zum Durchschnittspreise von 4000 Frcs. zu kaufen pflegt (besonders gelungene Exemplare werden aber auch mit 10 000 Frcs bezahlt). Der Rest wird von den Vertretern der Departements oder des Auslandes angekauft. Die nicht zur Zucht tauglichen Exemplare wandern in die Händlerställe und Remontendepots. Die Stuten bekommt man am besten bei den Prämiirungen in Bayeux und Argences zu sehen.

Dies ist in kurzen Zügen der Verlauf der normannischen Aufzucht. Die Schattenseiten derselben treten natürlich am wenigsten bei den größeren „Éleveurs“ hervor, unter welchen die Herren Bastard, Brion, Delaville, Du Rozier, Forcinal, Gost, Lebars, Lemonnier, Marion, Pierre, Revel, Viel u. m. a. den ersten Rang einnehmen. Aber auch bei diesen, weit über die Grenzen ihres Vaterlandes bekannten Vertretern der normannischen Pferdezucht, wird der aufmerksame und sach-

kundige Beobachter zu seinem Leidwesen manches finden, was geeignet ist, die lymphatischen Dispositionen der Rasse zur Entwicklung zu bringen.

Meines Erachtens ist die anglonormannische Rasse auch schon bei dem Punkt angelangt, der die Grenze zwischen Stillstand und Rückschritt bezeichnet. Ich kann mir wenigstens die auch von anderen Hippologen konstatirte Thatsache, daß gewisse Fehler, welche bereits seit einer langen Reihe von Jahren an den Anglonormannen beobachtet werden konnten, anstatt abzunehmen oder zu verschwinden, immer schärfer hervortreten, nicht anders erklären. Zu diesen Fehlern zähle ich: Weichheit, angedrückte Ellbogen, Rückbiegigkeit, eingeschnürte Schienbeine und schlechte Hufe. Hierzu kommt außerdem, daß die Verwendbarkeit der Anglonormannen zu Kreuzungen mit anderen Rassen durch die Erfahrungen der letzten Jahrzehnte in ein mindestens sehr zweifelhaftes Licht gestellt worden ist. Ich erwähne mit Bezug auf diesen bei den Anglonormannen beobachteten Mangel an Fähigkeit, den Typus der eigenen Art auch unter veränderten lokalen Verhältnissen aufrecht zu erhalten und weiter zu vererben, daß die 20, geradezu prachtvollen anglonormannischen Stuten, welche in den Jahren 1866 und 1867 nach Graditz importirt wurden, wie Graf Lehndorff sich bei einer Gelegenheit ausdrückte „in dem Graditzer Klima und Boden vergingen wie Butter an der Sonne". Graditz besitzt heute nur noch 2 Stuten aus der Nachkommenschaft jener Stuten. Alles andere ist verdorben. Ebenso erging es dem aus 6 anglonormannischen Stuten bestehenden Transporten, die Herr v. Simpson-Georgenburg nach Ostpreußen brachte. Trotzdem diese Tiere allen Anforderungen entsprachen, die man an Mutterstuten stellen kann, befindet sich gegenwärtig nicht mehr eine einzige Stute im Georgenburger Gestüt, die auf den Stammbaum einer jener 6 Stuten zurückzuführen wäre. Wie wenig die nach Trakehnen eingeführten 3 anglonormannischen Hengste Gusman, Goutte d'or und Gloire entsprochen haben ist ebenfalls bekannt. Obgleich ich selbst in öffentlichem Auftrage nicht weniger als 6 Hengste und 6 Stuten dieser Rasse nach Schweden eingeführt, bin ich daher sehr geneigt, denen Recht zu geben, die behaupten, daß man den Zuchtwert der Anglonormannen bedeutend überschätzt habe. Schweden hat in dieser Hinsicht ganz dieselbe Erfahrung wie Deutschland und Österreich gemacht. Das erste, was bei den nach anderen Himmelsstrichen entführten Anglonormannen verschwindet, ist die gerühmte Distinktion und die wunderbare Aktion, welche ihnen daheim einen so bestechenden Reiz verlieh. Allerdings verhindert sie das nicht, hier und da recht stattliche und brauchbare Pferde zu produziren, aber mit der dritten und vierten Generation, diesem Prüfsteine jeder Kreuzung, pflegt es sehr traurig auszusehen. Am sichersten wird die Größe und die lymphatische Konstitution vererbt. Also große und weiche Pferde! — Ich gestehe, daß ich nur mit Schaudern an solche Gäule denken kann.

In welchem Maße das Vertrauen zum Zuchtwerte des Anglonormannen im Kreise der deutschen und österreichischen Fachmänner abgenommen, läßt sich schon daraus ersehen, daß die fremden Käufer von Jahr zu Jahr seltenere Gäste in der Normandie geworden sind. Im Jahre 1875 wurden in Caen von 429 zur Musterung vorgeführten Hengsten gar nur 29 für ausländische Rechnung angekauft. Die schönen Tage, wo Herr Delaville den Österreichern an einem einzigen Vormittage ganze Koppeln 3= und 4jähriger Hengste von sehr fragwürdigem Wert anhängen konnte, scheinen also definitiv vorüber zu sein.

Das Vollblut für diese veränderte Sachlage verantwortlich zu machen, wäre meiner Ansicht nach nicht gerechtfertigt, denn einerseits werden Vollbluthengste gegenwärtig weit weniger als ehedem zur Produktion von Anglonormannen verwendet und anderseits ist es nicht Überfluß, sondern Mangel an Blut, was dem Anglonormannen unserer Tage vorgeworfen wird. Ich habe mich auch deshalb bei meinen Ankäufen stets bemüht, Hengste zu erwerben, die möglichst hoch im Blute — près du sang — standen. Die weniger edlen Exemplare verwandeln sich in geist= und kraftlos dahin wackelnde Kamele, bevor das Jahr zu Ende gegangen.

Im Zusammenhang mit Obigem möchte ich auch hervorheben, daß die sehr respektablen Trabanlagen, welche viele zu der anglonormannischen Familie gehörenden Individuen an den Tag gelegt haben, nicht geeignet erscheinen, das Vertrauen des Züchters zu der wunderthätigen Kraft des edlen Blutes zu erschüttern, denn die besten Traber sind beinahe alle im Besitz eines sehr vornehmen, auch von dem Nutzen der Norfolkkreuzung zeugenden Stammbaumes. Ich nenne nur Bayadère von Phœnomenon aus der Bayadère vom Vollbluthengste Ramsay; Eclipse von Performer aus der Leda vom Vollbluthengste Tigris; Fille de Royal Oak vom Vollbluthengste Royal Oak aus einer Percheronstute; Pactole vom Vollbluthengste The Heir of Linne aus einer Giboyerstute; Pourquoi Pas von J'y Songerai (von The Heir of Linne) aus der Gazelle; Capucine von Conquérant aus der Vollblutstute Fortuna; Duègne von Lavater aus der Vollblutstute Harriet; Petite Chance von Lavater aus der Vollblutstute Ritournelle u. m. a.

Der Anglonormann (siehe Fig. 714, Porträt eines in einem französischen Staats=Hengstendepot aufgestellten Beschälers anglonormannischer Rasse) hat eine durchschnittliche Größe von 170 cm. Die gewöhnlichsten Farben sind braun ohne größere Abzeichen, jedoch kommen auch Füchse vor, wohingegen Rappen zu den Seltenheiten gehören und Schimmel vollkommen ausgeschlossen sind. Der Körperbau zeigt eine glückliche Vereinigung von Blut und Masse. Die Gurtentiefe ist meistens befriedigend, die Breite ebenfalls, die Gänge aber sind geradezu glänzend zu nennen.

Leider stehen diesen Vorzügen eine ganze Reihe bedenklicher Mängel gegenüber und zwar: schwere ordinäre Köpfe, angedrückte Ellbogen, ausdruckslose, rückbiegige Vorderbeine und schwammige, oft sogar fehlerhafte Gelenke; auch pflegen schwache Rücken, zu kurze hintere Rippen und schlechte Hufe ziemlich häufig vorzukommen.

Fig. 714.



Anglonormannischer Hengst.

Trotz alledem wird man nicht bestreiten können, daß der gelungene Anglonormann ein sehr bestechendes Pferd ist. Um so notwendiger ist es daher, bei der Betrachtung seiner Lichtseiten auch die Schattenseiten nicht zu vergessen.

Nahe verwandt mit dem Anglonormannen ist das veredelte Pferd von Bretagne.

Die eigentliche Heimat dieses Schlages ist das Departement Finistère resp. dessen Arrondissements Morlaix und Brest. In den Departements Côtes-du-Nord,

Ille-et-Vilaine und Morbihan wird aber ebenfalls eine große Anzahl sowohl leichterer als schwerer Pferde aufgezogen.

Das Pferd von Bretagne hat manches gemeinschaftlich mit der Bevölkerung seiner Heimat. Es ist tapfer, hart, treu und zäh. Pferde dieses Schlages trugen Cathelineau, d'Elbée, Stofflet und Bonchamps, als dieselben, gefolgt von ihren „Chouans", über die Heiden der Bretagne dahinzogen, um für ihren Gott und ihren König zu sterben. Die Helden der Vendée ruhen in ihrem Grabe, die zähe Ausdauer, die ihnen eigen war, ist aber noch heute ein charakteristischer Zug der zwei- und vierfüßigen „race bretonne".

Das anglobretagnische Pferd oder — wie es auf Grund der stattgefundenen reichlichen Beimischung von Norfolkblut auch genannt wird — „le cheval Norfolk-breton" — ist kleiner als der Anglonormann, es mißt nämlich selten mehr als 157 cm. Aber wenn es auch infolgedessen bei einer oberflächlichen, vergleichenden Musterung Gefahr läuft, von den imposanten Karrossiers der Normandie überglänzt zu werden, kann es sich anderseits des großen Vorzugs rühmen, frei von jenen ausgeprägten lymphatischen Anlagen zu sein, welche mehr oder weniger bei allen auf den üppigen Weiden der Normandie aufgezogenen Pferden hervortreten. Ich habe im Jahre 1878 auf der internationalen Pferdeausstellung in Paris sehr viele außerordentlich gelungene Produkte der anglobretagnischen Zucht gesehen und bekenne, daß mir dieselben weit sympathischer als die Anglonormannen waren. Wer also durchaus mit französischem Halbblut experimentiren will, dem rate ich sein Glück mit den Bretagnern zu versuchen; dieselben haben wenigstens das Gute, Sprößlinge einer mittelgroßen, harten und energischen Rasse zu sein.

Von geradezu epochemachender Bedeutung für die Pferdezucht der Bretagne waren der Norfolker Flying Cloud und dessen Sohn Corley. Verdienten Ruhm erwarb auch der Norfolker Pretender. Außer diesen Traberhengsten ist aber eine große Anzahl englischer, arabischer und angloarabischer Vollbluthengste in der Bretagne zur Veredlung der Landespferdezucht verwendet worden. So hat z. B. die Mutter des eben erwähnten Corley nicht weniger als 4 Vollbluthengste in ihrem Stammbaum, nämlich: Festival, englisches Vollblut, Craven, englisches Vollblut, Lalli, angloarabisches Vollblut und Bédouin, arabisches Vollblut. An edlem Blut herrscht also kein Mangel in der Bretagne.

Die bretagnischen Hengstenschauen finden in dem Städtchen Landerneau statt. Im Jahre 1887 kaufte die französische Gestütsverwaltung dort 11 Hengste für 74 500 Frcs.

Die Kantone Saint Renan, Ploudalmézeau und Trébahu sind als Mittelpunkte der Zucht zu betrachten. So wie in der Normandie, hat sich auch in der

Bretagne eine Teilung der Arbeit eingebürgert. Die Fohlen werden im Alter von 6–18 Monaten an die sog. Éleveurs (Aufzüchter) verkauft, welche dieselben behalten, bis sie ein Alter von 2–3 Jahren erreicht haben. Die Pferdeausfuhr ist sehr bedeutend. In den Arrondissements Brest und Morlaix allein sollen jährlich 18000—20000 Fohlen und junge Pferde verkauft werden. Viele von diesen wandern nach der Normandie.

Die neben dem zum Luxusgebrauch bestimmten Halbblute in Bretagne aufgezogenen Pferdeschläge wie „bidets et double bidets bretons, chevaux du Littoral und chevaux de la montagne“ glaube ich mit Stillschweigen übergehen zu können, dagegen werde ich dem Leser das einzige veredelte Pferd, welches außer den hier erwähnten noch in Frankreich anzutreffen ist, nämlich das Pferd von Tarbes (cheval de la plaine de Tarbes) vorführen.

Dieser Schlag ist insofern von Interesse für den Hippologen, als er zum Gegenstand der gewagtesten und verschiedenartigsten Kreuzungsversuche gemacht worden ist. Englisches, arabisches und angloarabisches Vollblut, Halbblut aller Kategorien und Anglonormannen — wer zählt die Rassen, nennt die Namen, die in der Geschichte des Pferdes von Tarbes vorkommen?

Als die Ebene von Tarbes noch einen Teil der Provinz Bigorre ausmachte, stand das Pferd dieser Gegend — le cheval bigourdan ou navarrin — in hohem Ansehen. Der Herzog von Newcastle beschrieb dasselbe im Jahre 1660 folgendermaßen:

„Gelungene Exemplare dieser Rasse sind die edelsten Pferde der Welt, denn von der Spitze der Ohren bis zum Hinterhuf ist alles schön an ihnen. Weder so leicht wie der Berber, noch so schwer wie der Neapolitaner, ausdauernd, mutig und gelehrig, glänzen sie außerdem durch vorzügliche Gänge. Ihr Schritt, Trab und Galop läßt nichts zu wünschen übrig. Es gibt meines Erachtens nach kein Pferd, das sich besser dazu eignen würde, einen Monarchen bei einem Triumpheinzuge oder an einem Schlachttage zu tragen.“

Diese vorzüglichen Eigenschaften verdankte das südfranzösische Pferd unzweifelhaft dem edlen orientalischen Blute, das unter der Herrschaft der Mauren in dem nachbarlichen Spanien ausgiebig zur Zucht verwendet wurde und von dorther Eingang in Frankreich fand.

Vor der Revolution unterhielt die französische Gestütsverwaltung in der damaligen Provinz Bigorre 50 Hengste und 1300 mit großer Sorgfalt ausgewählte Mutterstuten. Dieser Schatz wurde aber von der revolutionären Sturmflut gänzlich vernichtet und obwohl Napoleon I. die Gestütsverwaltung mittelst Dekret vom 4. Juli 1806 neu organisirte, gelang es selbstverständlich nicht, auch die wertvolle Race bigourdane durch einen Federstrich wieder ins Leben zurückzu-

rufen. Da indessen der Kaiser, welcher ein großer Bewunderer des orientalischen Pferdes war, mehrere vorzügliche Hengste und Stuten arabischer Rasse im Gestüt von Tarbes aufstellen ließ — unter diesen thaten sich die Nachkommen vom Araber Mahomet besonders hervor — hätten sich möglicherweise dennoch gute Resultate in der angestrebten Richtung erreichen lassen, wenn die Feldzüge von 1813, 1814 und 1815 der wieder aufblühenden Pferdezucht nicht durch die Assentirung aller zu Kriegszwecken verwendbaren Zucht- und Gebrauchspferde unheilbare Wunden geschlagen hätten. Als die Restauration den Bourbonen die Macht zurückgab, mußte daher das schwierige Werk wieder von vorne begonnen werden. Die zu diesem Zwecke von der damaligen Regierung in Syrien bewerkstelligten Hengstenankäufe sind auch insofern als eine glückliche Maßregel zu bezeichnen, als die Syrier im Verein mit den letzten noch aufzutreibenden Exemplaren der alten Race bigourdane den Grund zu der heutigen Rasse von Tarbes gelegt haben. Man kann es daher nur bedauern, daß die Gestütsverwaltung, anstatt auf der mit so gutem Erfolg betretenen Bahn auszuharren, sehr bald mit allen möglichen Kreuzungen zu experimentiren begann. Recht bezeichnend für diese Thatsache ist z. B., daß das Hengstendepot zu Tarbes im Jahre 1850 aus 100 folgendermaßen klassifizirten Hengsten bestand: 24 englisches Vollblut, 10 Araber, 8 Angloaraber, 48 Dreiviertelblut, 10 Halbblut. Forscht man nun nach, wie sich diese verschiedenen Rassen bewährt haben, so findet man, daß die Nachkommen der Araber als zu leicht und klein selbst von der leichten Reiterei verworfen wurden, das englische Vollblut dagegen, mit passenden Stuten gepaart, sehr viele wertvolle Mutterstuten erzeugt und außerdem dazu beigetragen hat, dem Landschlag eine stattlichere Größe, bessere Muskulatur und größeren Verkaufswert zu verleihen, das angloarabische Halbblut eine große Unsicherheit in der Vererbung an den Tag gelegt hat und von den Anglonormannen Fohlen produzirt wurden, die „viel versprachen, aber wenig hielten" (siehe „Journal des Haras", Jahrgänge 1877, 78 und 87). Man kann daher den Züchtern nur dazu gratuliren, daß dem englischen und angloarabischen Vollblute in neuester Zeit ein entschiedenes Übergewicht bei der Produktion des Pferdes von Tarbes eingeräumt worden ist. Allerdings beansprucht die Nachzucht des englischen Vollbluthengstes eine sorgfältigere Pflege, als den Fohlen bisher in Südfrankreich zu teil geworden; mit verkrüppelten Halborientalen ist der Zucht aber auch nicht gedient. Hoffentlich werden die sehr tüchtigen Reit- und Wagenpferde leichterer Gattung, welche unter den mit einiger Sorgfalt aufgezogenen Nachkommen englischer oder angloarabischer Bluthengste und guter Stuten des alten Landschlages vorkommen, Propaganda für die moderne Zuchtrichtung machen. (Siehe Fig. 715, Porträt eines Trabers dieser Zucht.)

Die besten Zuchtcentren sind die Ebene von Tarbes, die Umgebung von Bagnères, Lourdes und Vic und das Thal von Argelès. Dort findet man einen ebenso zahlreichen als wertvollen Stutenstamm, der auch in Anbetracht seiner Güte nicht zur Maultierzucht mißbraucht wird. Das Pferd in den Basses Pyrénées ist weit weniger edel als sein hier geschilderter Stammgenosse in den Hautes

Fig. 715.



Französischer Traber aus der Gegend von Tarbes.

Pyrénées, erfreut sich aber eines besseren Fundaments. Eine Eigentümlichkeit in dem erstgenannten Departement ist, daß die Mutterstuten daselbst zu keinerlei Arbeiten verwendet werden.

In dem nahegelegenen Spanien sind es die Provinzen Sevilla, Cordoba und Cadiz, welche Pferdezucht in größerem Maßstabe betreiben. Über die vordem so berühmte andalusische Rasse äußert sich Professor Freitag in der „Encyklopädie der gesamten Tierheilkunde und Tierzucht“ wie folgt:

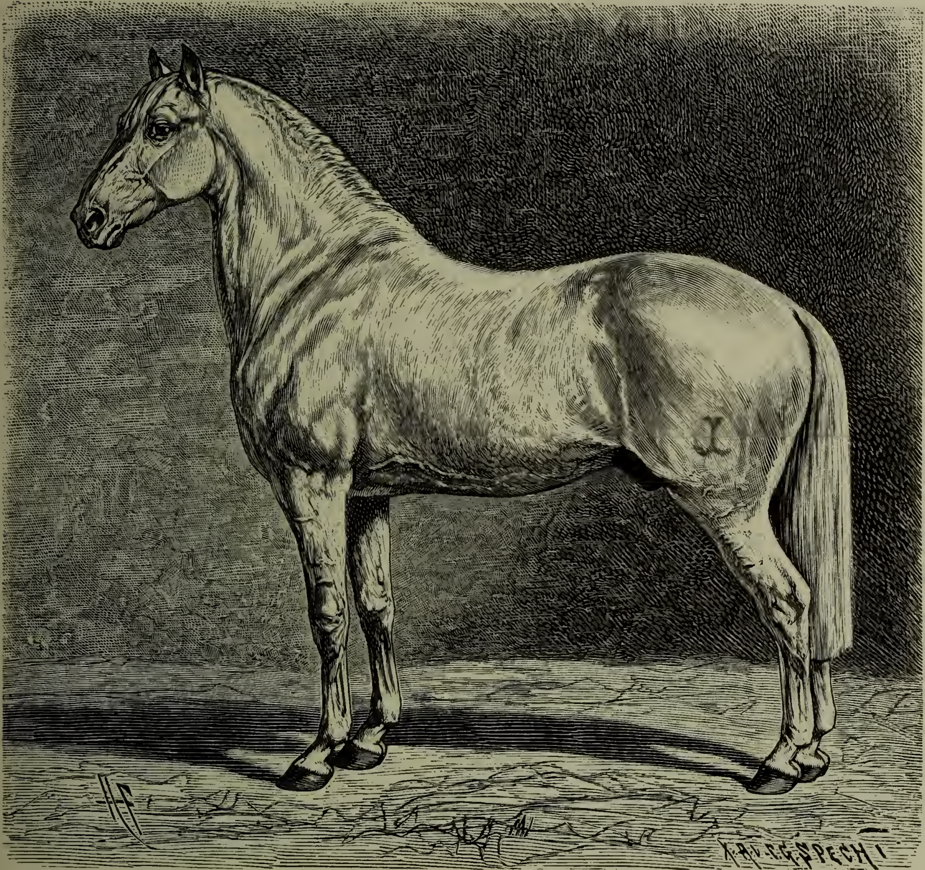
„Von allen spanischen Rassen erfreute sich Jahrhunderte lang die Rasse von

Andalusien des besten Namens. Es gab eine Zeit, in welcher fast alle anderen europäischen Rassen durch andalusisches Blut verbessert und veredelt wurden. Bedauerlicherweise ist diese schöne Rasse seit Anfang dieses Jahrhunderts mehr und mehr zurückgegangen und es denkt heute bei uns wohl niemand mehr daran, andalusische Hengste als Beschäler zu verwenden. Das Klima und der Boden aller südspanischen Provinzen sind für die Pferdezüchtung unstreitig sehr günstig und es könnten dort noch jetzt so gut wie früher viele edle Pferde gezüchtet werden, wenn man nur der Zucht etwas größere Sorgfalt zu teil werden ließe. Die Maultierzucht hat auch in Andalusien wie in den meisten anderen spanischen Provinzen der Pferdezucht sehr geschadet und nur an wenigen Orten wird diese jetzt leidlich gut und umfangreich betrieben. In der Provinz Sevilla beschäftigen sich noch 486 Landwirte mit der Pferdezucht; sie verwenden dazu kaum 3000 Stuten. Auf dem Hauptgestüte des Südens — unweit Sevilla — standen 1875 im ganzen 203 Beschäler, von welchen 135 in der Provinz Sevilla und der Rest in der Provinz Cadiz zu Zuchtzwecken Verwendung fand. In anderen Provinzen Südspaniens ist die Zucht nicht nennenswert. Die andalusischen Pferde besten Schlages (siehe Fig. 716) sieht man auf dem Karthäuserkloster und in der Zapata, Provinz Cadiz. Die andalusischen Pferde galten früher neben den Neapolitanern für die vorzüglichsten, weil gelehrigsten Schulpferde Europas. Auch den jetzigen andalusischen Pferden ist eine große Klugheit und Artigkeit nicht abzusprechen; selbst die Hengste zeigen sich bei feurigem Wesen meistens fromm und gutmütig. Die Körperformen dieser Rasse entsprechen jedoch dem Geschmacke deutscher und englischer Hippologen in der Regel nicht mehr. Der etwas große Kopf besitzt eine ziemlich stark gebogene Nase, ein lebendiges Auge und etwas tief angesetzte Ohren. Der hoch aufgesetzte Hals ist schwanenartig gebogen und gewöhnlich mit einer reichen, weichhaarigen Mähne geziert. Der Leib hat gute Formen, der Widerrist könnte etwas höher sein und die melonenartige Kruppe fällt meistens nach hinten stark ab, auch ist der lange Schweif zu tief angesetzt und wird häufig schlecht getragen. Gestalt und Stellung der unteren Extremitäten lassen manches zu wünschen übrig. Die Füße sind häufig lang gefesselt. Ihre Oberarme sind schmal und schwach und ebenso auch die Sprunggelenke mangelhaft gebildet. Die Aktion der Vorderarme ist eigentümlich hoch und der allbekannte spanische Tritt wird von diesen Pferden anscheinend leicht erlernt. Im Schritt treten die Pferde fest und sicher auf. Die Spanier lieben den Schritt unserer Pferde mit englischem Blut durchaus nicht; sie sagen von denselben, daß sie einen Katzenschritt (Paso de Gato) ausführten und nicht entfernt so sicher wie ihre Andalusier marschirten. In den letzten Kriegen haben sich die andalusischen Pferde nicht besonders gut bewährt und viele auslän=

dische Rosse mußten für die Kavallerie und Artillerie nach Spanien eingeführt werden."

Die Stammväter der spanischen Rasse waren orientalische — vermutlich berberische — Hengste, die mit den Mauren ins Land kamen. Außer den Orientalen

Fig. 716.



Andalusischer Hengst.

sind aber auch neapolitanische Hengste zur Kreuzung mit der spanischen Landrasse verwendet worden. Letztere sollen auf allergnädigsten Befehl Seiner Majestät König Carl III. (1759—1788) hauptsächlich deshalb angeschafft worden sein, um den spanischen Pferden die gebogene Ramsnase zu verleihen, für welche der König, vermutlich wegen der Ähnlichkeit mit seinem eigenen kühn gebogenen Geruchsorgane, eine besondere Vorliebe hegte.

Nahe Blutsverwandte des spanischen Pferdes sind die Lippizaner und Kladruber.

Das Lippizanerpferd wird in dem kaiserlich österreichischen Hofgestüte Lippiza gezogen. Dieses Gestüt, welches im Jahre 1580 vom Erzherzog Karl, drittem Sohne des Kaisers Ferdinand I., angelegt wurde, liegt auf einer von Steineichen beschatteten Oase der wilden und steinigen Karstwüste und ist von Triest aus in 1½ Stunden zu erreichen. Getreide kommt auf dieser unwirtlichen Höhe nicht fort, die Weiden und Wiesen sind dagegen von vorzüglicher Güte, weshalb die Lage des Gestüts, trotz der trostlosen Umgebung, dem häufig entstehenden Wassermangel und den dort hausenden Borastürmen, nicht ungünstig genannt werden kann.

Das von dem Gründer Lippiza's eingeführte spanische Pferd war zweifelsohne aus einer Kreuzung teils des berberischen, teils des arabischen Pferdes mit dem schweren, in den Pyrenäen einheimischen hervorgegangen, denn die verschiedenen Kennzeichen dieser Rassen lassen sich in den späteren Stämmen deutlich erkennen. Unter den eingeführten Spaniern wird speziell ein andalusisches Vaterpferd genannt. Dieser Rasse gehörten auch die „Hermeline" an, die am österreichischen Hofe in der Mitte des 18. Jahrhunderts sehr geschätzt waren. Außer den Pferden von der pyrenäischen Halbinsel wurden später bis unter Kaiser Karl VI. Pferde aus der Polesina (Oberitalien) eingeführt.

Im 18. Jahrhundert scheinen die Nachschaffungen originalspanischer Pferde noch fortgesetzt worden zu sein, wenigstens kam der spanische Hengst Cordova 1701 nach Lippiza. Außer diesen altbewährten Rassen erscheinen aber nun auch deutsche und dänische Zuchtpferde im Gestüt; unter ersteren hat der Lippe-Bückeburgische Hengst Lipp, unter letzteren Danese bleibenden Ruhm erworben.

Einzelne orientalische Hengste standen schon in der ersten Zeit nach der Gründung des Gestütes in Verwendung. Eine ausgiebigere und methodische Benützung des orientalischen Blutes trat jedoch erst zu Beginn dieses Jahrhunderts ein. Anstoß hierzu dürfte der 1816 vom Fürsten Schwarzenberg angekaufte Originalaraber Siglavy gegeben haben, welcher einen heute noch im Gestüte vertretenen äußerst wertvollen Stamm begründet hat. Unter den später eingeführten Arabern haben sich die Hengste Gazlan (1852 von dem in besonderer Mission nach Syrien entsendeten Major Gottschligg angekauft), Samson und Hadudi (beide im Jahre 1856 vom Oberst v. Brudermann in der syrischen Wüste gekauft) als außerordentlich nützliche Vaterpferde bewährt. Dasselbe gilt von dem im Jahre 1865 für das Gestüt erworbenen, vom Grafen Dzieduszycki gezogenen Vollblutaraber Ben Azet.

Die wiederholt versuchsweise vorgenommenen Kreuzungen des Lippizaner Pferdes mit englischem Vollblut haben dagegen nicht das erhoffte Resultat ergeben,

und konnten die Produkte dieser Kreuzungen zur weiteren Nachzucht nicht verwendet werden.

Auch der im Jahre 1870 aus dem spanischen Gestüte zu Aranjuez stammende Hengst Veridico, welcher sowohl nach seinen Körperformen wie nach seinen Gangarten dem Typus der Lippizaner Rasse sehr nahe kam und zwei Jahre hindurch zur Zucht verwendet wurde, bewährte sich so wenig, daß er wieder entfernt werden mußte (siehe „Das k. k. Hofgestüt zu Lippiza 1580—1880" vom k. k. Oberststallmeisteramte).

Gegenwärtig bestehen 3 getrennte Zuchten in Lippiza, nämlich:

1) Die alte reine Lippizaner Rasse, spanisch-italienischen Ursprungs, vertreten durch die 5 Stämme:

Pluto,
Conversano,
Neapolitano,
Favory,
Maestoso.

2) Die reine orientalische Rasse, begründet durch die in der Wüste angekauften Originalaraber:

Gazlan,
Saydan,
Samson,
Hadudi,
Ben Azet.

3) Der durch Kreuzung dieser Araber mit dem reinen Lippizaner hervorgegangene Schlag, gezogen nach dem Originalaraber

Siglavy.

Die Pferde der alten, reinen Lippizaner Rasse (siehe Fig. 717), 157 bis 167 cm hoch, haben einen ausdrucksvollen Kopf, dessen leicht gebogene Nase an die spanischen Ahnen erinnert. Der schön getragene Hals hat trotz seiner etwas schweren Form eine gefällige Biegung. Die Mähne ist lang, fein und dicht, die Schulter läßt dagegen meist sowohl was ihre Lage als auch ihre Länge betrifft, manches zu wünschen übrig, auch ist dieselbe häufig etwas überladen. Der Widerrist ist niedrig, der Rücken breit, muskulös und lang, jedoch gut geschlossen. Die Lenden sind breit und kernig. Die Kruppe ist muskulös, gerundet; der gut angesetzte, mit langem, dichtem und feinem Haar besetzte Schweif wird schön getragen. Die Extremitäten sind auffallend kurz, stark, trocken, mit markirten Sehnen, breiten, kräftigen, reinen Sprunggelenken und vortrefflichen, schön geformten Hufen. Erb-

liche Knochenfehler, als Spat, Hasenhacke, Rehe und Überbein sind in Lippiza unbekannte Erscheinungen. Weitere charakteristische Eigenschaften der reinen Lippizaner sind: eine vorzügliche Verdauung, seltene Zähigkeit, große Frommheit und Gelehrigkeit, späte Entwicklung (der Lippizaner erreicht erst mit dem 7. Lebensjahre seine volle Ausbildung, erfreut sich aber anderseits auch einer ungewöhnlich langen Lebensdauer und Dienstfähigkeit), sowie eine hohe Gangart, welche ihm eine bleibende Verwendung als Leibreitpferd der zur Pflege der hohen Reitkunst in der kaiserlichen Hofburg seit Kaiser Carl VI. bestehenden, sog. „spanischen Schule" sichert.

Von jedem Jahrgange werden geeignete Hengste an diese Hofreitschule abgegeben, dort auf ihre Güte und Ausdauer geprüft und sodann in einem bestimmten Turnus wieder als Vaterpferde in das Gestüt einrangirt. (Siehe „Das k. k. Hofgestüt zu Lippiza 1580—1880.")

Die zu Lippiza gezogenen Pferde reinen arabischen Blutes, sowie die der gekreuzten Rasse, erfreuen sich wegen ihrer Eleganz, Schnelligkeit und Ausdauer mit Recht besonderer Beliebtheit bei den Mitgliedern des österreichischen Hofes. Seine Majestät der Kaiser z. B., bedient sich zum täglichen Gebrauch beinahe ausschließlich der leichten Lippizaner-Jucker gemischter Rasse. Beide Typen erreichen eine durchschnittliche Höhe von 157—160 cm. Ihre vorzüglichen Leistungen als Campagne-Reitpferde, sowie in den Post- und Juckerzügen beweisen, daß der Araber wirklich, wie das k. k. Oberststallmeisteramt in der mehrfach citirten Beschreibung des Lippizaner Gestüts hervorhebt, auf dem Karste seine eigentümlichen Eigenschaften beibehält und dieselben sowohl in der Vollblutzucht als in der Kreuzung nahezu ungeschwächt auf seine Nachkommenschaft fortpflanzt. Der Umstand, daß sich die junge Aufzucht bei kräftiger Nahrung an Hafer und Heu resp. bei nährender Alpenweide den größten Teil des Tages hindurch in freier reiner Luft, in coupirtem Terrain und auf steinigem Boden bewegt, trägt allerdings ebenfalls viel dazu bei, die Muskeln, Sehnen, Knochen und Hufe des Lippizaner Pferdes zu kräftigen.

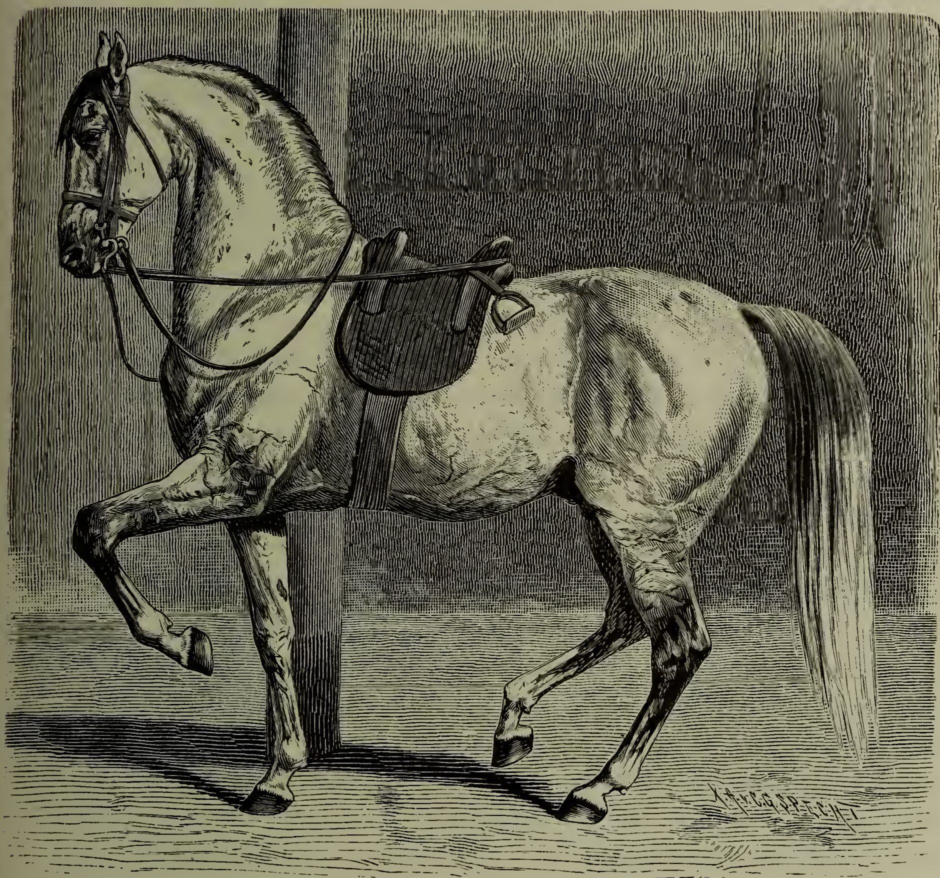
Sämtliche Produkte des Gestütes erhalten den Buchstaben L an der linken Ganasche aufgebrannt.

Der Bestand des Gestütes zu Lippiza zählt gegenwärtig circa 340 Pferde. Die Zahl der Mutterstuten schwankt zwischen 80 und 90. Am 1. Januar 1880 besaß das Gestüt 87 Mutterstuten, von welchen 44 Lippizaner Rasse, 11 Vollblutaraber und 32 Lippizaner Araberrasse waren. Zur selben Zeit standen 6 Beschäler — 3 der reinen Lippizaner und 3 der arabischen Rasse — in Verwendung. Wesentliche Veränderungen in diesem Bestand sind seitdem nicht eingetreten.

Die Aufgabe des Gestütes ist, wie bereits erwähnt, dem k. k. Hofmarstalle

jährlich eine gewisse Anzahl Schimmel zur Ergänzung der leichten Schimmelzüge und Remontirung der berittenen Gardeabteilungen zu liefern. Außerdem aber produzirt das Gestüt vortreffliche Beschäler, welche in den Grafschaften Görz und Gradiska, in den Gestüten Radautz, Mezöhegyes und Fogaras, sowie in verschie-

Fig. 717.



Lippizaner.

denen Hengstendepots und einzelnen Privatgestüten Verwendung finden. Im Jahre 1885 z. B. standen in diesen Depots und bei privaten Züchtern nicht weniger als 106 Lippizaner Hengste. Hieraus läßt sich ermessen, welch hohen Zuchtwert man in Österreich der Rasse von Lippiza zuerkennt, eine Thatsache, die sich übrigens auch daraus ergibt, daß die Produktion des seit 1874 bestehenden ungarischen Staatsgestüts zu Fogaras nunmehr ausschließlich auf ausgiebige Benützung des

Lippizaner Gestüts basirt ist. Fogaras, dessen Ruf durch den Hengst Favory I von Favory und die Original-Lippizaner Stute Neapolitano-Valdemora begründet wurde, ist somit gewissermaßen ein Töchtergestüt der altehrwürdigen kaiserlichen Zuchtanstalt zu Lippiza. Unter den Hengsten, welche genanntem Gestüte am meisten genützt haben, verdient Favory I und Favory aus der Original-Lippiza-Stute Neapolitano-Valdemora in erster Reihe genannt zu werden. Kaum weniger einflußreich waren die Lippizaner Hengste Neapolitano-Pluto und Conversano. Es ist demnach nicht zu verwundern, daß der Lippizaner in Fogaras alle anderen Rassen verdrängt hat und von den 416 dort gehaltenen Pferden 319 der Rasse von Lippiza angehören.

Von Lippiza wenden wir uns nach Kladrub, dem in der Nähe von Pardubitz in Böhmen gelegenen zweiten Gestüte des österreichischen Kaiserhofes, wo ebenfalls Pferde spanisch-italienischer Rasse gezogen werden.

Kladrub wurde im Jahre 1560 mit spanischen und italienischen Pferden errichtet, welche der Kaiser Maximilian und seine Söhne Rudolf und Matthias von Spanien mitgebracht hatten. Diese Zucht besteht noch heutigen Tages, obwohl das Gestüt seit Beginn unseres Jahrhunderts auch englische Voll- und Halbblutzucht betreibt. Außerdem werden behufs Remontirung der zu Arbeitsfuhren verwendeten Maultierzüge des kaiserlichen Marstalles jährlich 10 Stuten von großen und starken Eselhengsten italienischer Rasse belegt. Alles was das Gestüt produzirt, wird an den Marstall in Wien abgeliefert.

Das englische Zuchtmaterial besteht gegenwärtig aus 4 Vollblut- und 2 Halbbluthengsten, 15—20 Vollblut- und 50—60 Halbblutstuten.

Vom hippologischen Standpunkte aus betrachtet ist es jedoch nicht das englische Voll- und Halbblut, sondern die alte spanisch-italienische Kladrubrasse, welche das meiste Interesse erweckt. Wenn man die Repräsentanten derselben in Wien vor den ebenfalls altertümlichen Galawagen des österreichischen Hofes paradiren sieht, glaubt man sich trotz des umgebenden modernen Getümmels zurückversetzt in die Zopf- und Gamaschenzeit des vorigen Jahrhunderts, so fremdartig, so bizarr nehmen sich diese gravitätisch mit erhobenen Gängen einherstolzirenden Rappen und Schimmel neben den Juckern der Fiaker, den Karrossiers der aristokratischen Equipagen und den schweren Pinzgauern der Frachtfuhrwerke aus.

Der Stammvater und eigentliche Begründer der heutigen Kladruber Zucht war ein 1764 geborener, in Italien angekaufter Rapphengst Namens Pepoli, von welchem angenommen wird, daß er ein Sprößling der ehemals im Herzogtum Ferrara gezüchteten Pepoli-Rappen gewesen. Dieser Pepoli zeugte mit einer Toscanello-Stute den 1775 geborenen Schimmelhengst Imperatore, dessen Sohn, der

1787 geborene Schimmelhengst General, Begründer und Namengeber der Kladruber Schimmelstämme geworden ist. Die Rappen dagegen stammen von einem im Gestüte des Erzbischofs von Salzburg gezogenen Rapphengst Sacramoso (geb. 1799) ab, welcher selbst ein Abkömmling der vorerwähnten spanisch-italienischen Polesinarasse gewesen zu sein scheint, wenigstens gab es einen Marchese Sacramoso, der Besitzer eines der ältesten und berühmtesten Gestüte in der Polesina war, und außerdem gleichen die Nachkommen Sacramoso's, abweichend von den Schimmelstämmen, ganz den damaligen Polesiner Pferden.

Interessant ist, daß der oben genannte General, obwohl sein Großvater und auch seine Mutter Rappen waren und letztere ganz aus einer Rappenfamilie stammte, nur seine Schimmelfarbe vererbte. Derselbe hatte schon in dem früheren Hofgestüte Koptschau drei Söhne — Generale (1796), Generale III (1797) und Generalissimus I (1797) — erzeugt, die später nach Kladrub kamen und dort die heute bestehenden Zuchtzweige der Kladruber Schimmelfamilien begründeten.

Auf die Zucht der Rappen haben außer dem vorerwähnten Sacramoso ein zweiter, 1800 im fürsterzbischöflichen Gestüte zu Olmütz gezogener Rapphengst Sacramoso unbekannter Abkunft und ein 1853 in Rom angekaufter Rapphengst Namens Napoleone, einen entscheidenden Einfluß ausgeübt. Der ursprünglich vom Salzburger Gestüte gekommene Sacramoso-Stamm wurde indessen 1861 aufgelassen. Gegenwärtig decken die Napoleone und Sacramoso wechselseitig ihre weiblichen Nachkommen.

Aus diesen, dem hochinteressanten Werke „Geschichte und Zucht der Kladruber Rasse“ von Rudolf Motloch entnommenen Daten ergibt sich also, daß die Kladruber Schimmelstämme folgende Stammväter gehabt:

Pepoli, Rpp., 1764,
wurde in Italien angekauft.

Imperatore, Schl. (1775)

| Generalissimus I, Schl. (1797) | Generale, Schl. (1796) | Generale III, Schl. (1797) |
|---|---|---|

Und die Rappstämme:

| Sacramoso, Rpp., geb. 1799 im Salzburger erzbischöflichen Gestüte, vermutlich Polesiner. | Sacramoso, Rpp., 1800 aus dem fürsterzbischöflichen Gestüte zu Olmütz, Abstammung unbekannt. |
|---|---|

Napoleone, Rpp.,
Römer (1849).

Außer diesen eigentlichen Stammvätern der italienischen Stämme sind jedoch sowohl in älterer wie in neuerer Zeit sehr viele Hengste fremden Blutes in Kladrub zur Verwendung gekommen. Da aber die Kreuzungsprodukte nicht in die Reinzucht aufgenommen, sondern nur zur Halbblutzucht, sowie zu Gebrauchszwecken in und außerhalb des Gestütes benützt wurden, haben sie nicht umformend auf die alte Rasse einwirken können. Eine Ausnahme hiervon macht nur Napoleone, denn obgleich seine Abkunft vollkommen unbekannt ist, hat sowohl er wie noch mehr sein Sohn Napoleone (geb. 1861) einen durchgreifenden Einfluß auf die Rappenfamilie ausgeübt. Dies ist in hippologischer Hinsicht um so interessanter, nachdem man es lange als ein Axiom hingestellt, daß allen typischen, in strenger Familienzucht fortgepflanzten Rassen eine weit zähere und größere Vererbungskraft zugesprochen werden müsse, als den Mischrassen.

Napoleone war ein langer, hochbeiniger Hengst mit schwerem, ausdruckslosem, gemeinem Kopf und stark gesäbelten Hinterbeinen. Zu seinen Gunsten sprach eigentlich nur die schwarze Haarfarbe und die italienische Abstammung. Nichtsdestoweniger hat dieser Hengst, mit Sacramoso-Stuten gepaart, der Rappenfamilie seinen individuellen Stempel aufgedrückt, so daß dieselbe in seiner Descendenz größer, hochbeiniger und feinknochiger als Sacramoso's Nachkommen (siehe Fig. 718) geworden ist.

Der von 1865—1869 innerhalb der Rappenherde benützte englische Halbbluthengst North Star, vom englischen Vollbluthengste North Star aus einer Mezöhegyeser Stute, wirkte ebenfalls so umformend auf die Reinzucht ein, daß man derselben nur 3 Stuten seiner Nachzucht zuweisen konnte.

Motloch schreibt mit Bezug auf diese Verhältnisse:

„Aus den angeführten Daten geht deutlich hervor, daß zu Kladrub vom Jahre 1836—1884, also in einem Zeitraum von 49 Jahren, zahlreiche Hengste verschiedener Rassen zur Paarung mit Kladruber Stuten verwendet wurden, wobei 296 dieser Stuten trächtig blieben; weiter, daß von den erzielten Fohlen die meisten vom Rassetypus so weit abwichen, daß nur einige wenige der Familienzucht verbleiben konnten, endlich daß es einzelnen Hengsten fremden Blutes gelungen ist, schon in ihrer nächsten Generation die eigene Form so durchschlagend zu vererben, daß der Kladruber Rassetypus nicht mehr zu erkennen war.

„Diese Thatsachen berechtigen wohl zu dem Schlusse, daß Individuen einer selbständigen, durch 4—7 Generationen in Familien-, sogar Inceстzucht erzogenen Rasse bei Kreuzungen nicht besser vererben als Tiere, deren Abstammung unbekannt ist, oder die einer Rassezucht ihre Entstehung verdanken. Es kann daher das Alter einer Rasse bei Kreuzungen nicht als Maßstab für ihre Vererbungsfähigkeit dienen.

Selbst bei Familienzucht müssen bei der Zuchtwahl Formen und Eigenschaften der Individuen in Erwägung gezogen werden, denn infolge der Beharrlichkeit der Vererbung gewisser Detailformen, des Auftretens von Rückschlägen und eigentümlichen Variationen, ferner infolge der verschiedenen Körpergrößen und Mächtigkeit der Formen kann eine vollständige Gleichheit der Individuen nicht erzielt werden.

Fig. 718.



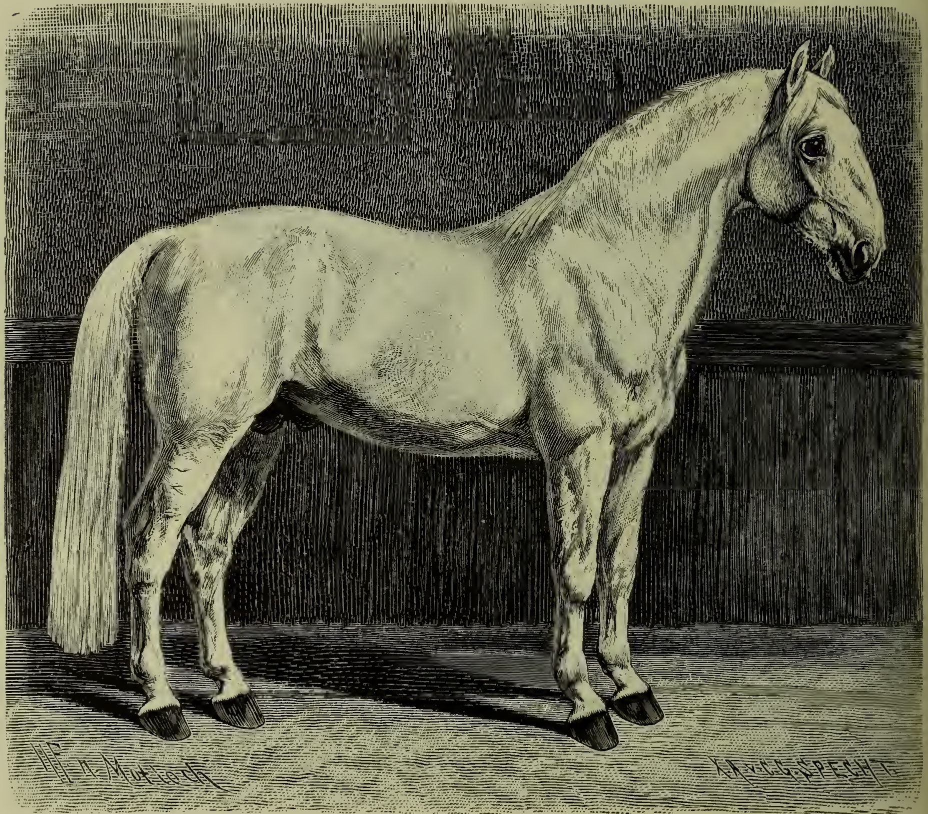
**Sacramoso,**
Deckhengst des k. k. Kladruber Hofgestütes, Kladruber Rasse, von Sacramoso I, aus der Sylvestra IV, 175 cm hoch, geboren im Jahre 1876.

„Bei Kreuzungsprodukten mit Kladruber Stuten kamen die Eigenschaften und Formen der Hengste fremden Blutes in so verschiedener Weise zur Geltung, daß die Vererbungskraft als ein ganz individuelles, aber nie absolut wirkendes Vermögen bezeichnet werden muß.“

Im nächsten Zusammenhang mit Obigem steht auch eine andere Erfahrung,

welche bei der Zucht des Kladrubers gemacht worden ist. Ich meine die überraschende Thatsache, daß bei Vergleichung der Gesamtresultate der letzten 49 Jahre die Familienzucht ebenso fruchtbar, ja fruchtbarer erscheint als die Kreuzung. Die Prozente der Fruchtbarkeit waren nämlich während dieses Zeitabschnittes bei den Schimmeln der reinen Kladruber Rasse $65,_{4}$, bei den Rappen $69,_{6}$ und bei den

Fig. 719.



**Generale,**
Deckhengst des k. k. Kladruber Hofgestütes, Kladruber Rasse, Schimmel, von Generale Forata aus der Alba VII, 180 cm hoch, geboren im Jahre 1870.

Kreuzungsprodukten $64,_{2}$, wobei besonders zu beachten ist, daß sämtliche Tiere der beiden erstgenannten Abteilungen der Familien-, viele aber der Inceſtzucht entstammen. Von den Schimmeln ist der Generalissimus-Stamm der fruchtbarste, von den Rappen erzielte der zweite Napoleone, der schon der Sohn einer Kladruber Stute war, das höchste Trächtigkeitsergebnis, resp. ein höheres als irgend

einer der andern Stämme. Motloch hebt auf Grund dieser Erfahrung mit Recht hervor, daß Kreuzung nicht unbedingt eine größere Fruchtbarkeit zur Folge hat, sondern diese vom Individuum abhängt.

Von Interesse für den Hippologen ist schließlich noch, daß die Schimmelfarbe bei gegenseitiger Paarung von Schimmeln und Rappen beinahe immer durchschlägt. Die von Schimmelhengsten aus Rappstuten gezogenen Produkte sind meist bleibend dunkle Schimmel. Motloch gibt folgende Beschreibung von dem Exterieur der heutigen Kladruber Rasse.

„Die Kladruber sind mächtige Pferde, die eine Höhe von 16—18 Faust (170—190 cm) erreichen. Große, lange, schwere Köpfe sind allgemein vorhanden; das lange Genick wird durch den schweren Kopf gebeugt. Die Ohren sind dem Größenverhältnisse des Kopfes entsprechend, lang und zugespitzt. Die breite Stirne und der Nasenrücken sind vorgewölbt, so daß die Profillinie in einer oder zwei Kurven sanft verlaufend erscheint. Die Augenbogen treten stark hervor. Die dunklen Augen sind groß und liegen in weit geöffneten Augenspalten, weshalb die weiße Augenhaut in den Augenwinkeln sichtbar wird und dem Blicke eine eigentümliche Charakteristik verleiht, die noch durch die kurze Behaarung um das Auge, sowie bei Nase und Maul in der Weise erhöht wird, daß diese Partien des Kopfes auffallend dunkler erscheinen. Die Nüstern sind groß und beweglich. Das Maul ist gefleckt, meist annähernd Krötenmaul; Backen, Jochleisten und Gesicht sind markirt, die Ganaschen breit und muskulös. Die Schimmel (siehe Fig. 719) haben einen tief und breit aus dem Stamme hervortretenden, mehr oder weniger senkrecht gestellten Hals, der am unteren Rande stark hervorgewölbt ist. Der Widerrist ist kurz, nieder und erscheint gerundet. Der lange, gerade Rücken, welcher sich durch den hochgetragenen Hals leicht senkt, ist durch eine schön gewölbte breite, muskulöse, ebenfalls lange Lende mit einer breiten, aber kurzen Kruppe verbunden. Diese erscheint, wenn auch das Becken schräge gestellt ist, durch das besonders hervortretende, erhöhte Kreuzbein annähernd gerade. Die Schweifrübe ist hoch angesetzt. Die Schweifhaare sind fein und reichen bis zum Boden. Die Brust ist breit, die Rippen sind mehr gewölbt, selten flach. Ausnahmsweise große Tiere, besonders Hengste, erscheinen im Verhältnis zur Körperhöhe nicht breit genug und hochbeinig. Die breite, etwas vorgeschobene Schulter ist stets steil gelagert. Die Ellbogenhöcker stehen lose vom Körper ab. Der Vorarm ist kurz, breit und muskulös. Das nicht eingeschnürte Knie ist breit und gerundet. Schienbeine und Fessel sind lang, letztere steil und lassen durch ihre Knochenstärke und die breiten, markirten Sehnen Kraft und Ausdauer erkennen. Die Hufe sind groß und steil, besitzen eine stark ausgehöhlte Sohle und einen kleinen, mageren Strahl,

zeichnen sich aber immer durch ein zähes, dichtes Horn aus. Der Oberschenkel ist kurz, der mit mächtigen Höhenmuskeln versehene Unterschenkel hingegen, sowie der Fessel lang. Letzterer ist infolge des zwar starken, trockenen, aber in zu kleinem Winkel stehenden Sprunggelenkes steil.

Die Kladruber Schimmel sind fast durchgehends starkknochig. Die Vorderextremitäten stehen unterständig; viele der Schimmel sind Kniebohrer und Zehentreter. Die zugespitzte Form der Kruppe bedingt ein Auswärtsstehen der Knie- und eine enge Stellung der Sprunggelenke. Die Schienbeine stehen trotz der gesäbelten Hinterextremitäten parallel und etwas nach vorne.

Infolge der Stellung der Beine zeigen alle Tiere bei der Trabbewegung bedeutende Seitenabweichungen, besonders ein Fuchteln der Vorderextremitäten. Die Schimmel haben einen ganz kurzen, versammelten Trab, mit hoher, graziöser Erhebung der Füße; sie gehen den „spanischen Tritt", welcher nicht gelehrt wird, sondern Rasseneigentümlichkeit ist. Stolze Haltung, Zierlichkeit und Geschmeidigkeit der Glieder in allen Bewegungen, verleihen diesen Pferden das Aussehen des geborenen Paradepferdes.

Die Schimmel, Generale's Nachkommen, welche gewöhnlich als Dunkelgrauschimmel zur Welt kommen, ausnahmsweise auch lichtgrau geboren werden, sind im 4., längstens 7. Lebensjahre silberähnlich, glänzend weiß, jedoch sind auch manche über diese Altersperiode hinaus an der Kruppe geapfelt.

Die Kohl- und Glanzrappen der Kladruber Rasse mit kleinen Abzeichen an der Stirne und an den hinteren Fesseln, einige auch rein schwarz, sind häufig einer Umfärbung unterworfen. Nur im kräftigsten Alter haben sie eine tiefschwarze Farbe und einen eigentümlichen Glanz. In den Fohlenjahren, beim Haarwechsel und besonders im Hochsommer zur Weidezeit, zeigt sich das Haar matter und heller, ins rötliche spielend (Sommerrappen).

Die Körperformen der Rappen haben durch die Paarung mit den Hengsten Napoleone an Gleichmäßigkeit des Charakters verloren und ähneln, je nach der individuellen Vererbungskraft, mehr denen des Sacromoso- oder Napoleone-Stammes.

Abweichend von den Schimmelstämmen ist die Profillinie der Sacramoso entweder bogenförmig oder an der Stirne flach und längs des Nasenrückens stark gewölbt. Die Ohren sind länger, die Augen kleiner, die Nüstern enger und schmäler als bei den Schimmeln. Die Sacramoso haben manchmal einen kurzen, aber schön gebogenen Hals, einen zwar kurzen, aber hohen Widerrist, langen Rücken, eine eben solche Lende und eine entweder runde oder selbst abschüssige, gehörnte Kruppe. Der Schweif ist tief angesetzt. Der Brustkasten ist tiefer und

breiter als bei den Schimmeln, hingegen sind die Flanken nicht genug geschlossen. Die Sacramoso haben eine etwas schiefer gelagerte Schulter als die Schimmel, stets angepreßte Ellbogen, viele sind Kniebohrer, Zehentreter und kuhhessig gestellt. Ihre Trabbewegung ist eine hohe, langsame, aber mehr stampfende und fuchtelnde.

An den Napoleone bemerkt man schwere und plumpe, oft ganz ausdruckslose Köpfe. Aus dem schön gebogenen Halse ist bei ihnen ein langer starker Hals geworden, den nur die Schwere des Kopfes biegt. Napoleone's Nachkommen haben, wie bereits früher erwähnt, an Körpergröße gewonnen, sind aber hochbeiniger, die Stuten feinbeiniger als Sacramoso's Nachkommen geworden. Auch die Grazie der Bewegung ist mit dem Verluste des alten Rassentypus größtenteils verloren gegangen.

Die hier allgemein gegebene Charakteristik des Exterieurs der Kladruber Rasse trifft indessen nicht bei jedem Individuum unbedingt zu. Die Länge des Halses, sowie die des Leibes, die Knochenstärke und die Dichte der Behaarung der Mähne und des Schweifes, endlich die Beschaffenheit der Hufe, sowie die Stellung und Winkelung der Hufe variiren vielfach."

Die in Kladrub übliche Aufzuchtsmethode entspricht in jeder Hinsicht den Ansprüchen, die man an ein kaiserliches Hofgestüt zu stellen berechtigt ist. Mit der Dressur wird begonnen, sobald die Tiere das Alter von vollen 3 Jahren erreicht haben. Gleichzeitig sucht man dieselben durch Arbeit und Pflege zu kräftigen, worauf die Hengste in ihrem 5. Lebensjahre, gut eingefahren und in entsprechender Kondition, an den k. k. Hofmarstall zu Wien abgegeben werden. Wie Motloch mitteilt, bedarf es für das Anlernen zum Ziehen sowohl bei den Hengsten als auch bei den Stuten, insbesondere den Nachkommen Napoleone's und Generalissimus', der größten Ruhe, Geduld und Aufmerksamkeit des Kutschers, denn die Tiere besitzen sehr viel Temperament, sind furchtsam und gegen jeden ihnen unbekannten Gegenstand mißtrauisch.

Die nach geschehener Auswahl zur Zucht bestimmten Stuten werden in ihrem 4. Lebensjahre der Belegung zugeführt und bleiben bis zur anerkannten Trächtigkeit als Kutsch- oder Wirtschaftspferde in Verwendung.

Zur vollendeten Entwicklung benötigen Hengste wie Stuten 6—7 Jahre und bleiben beide Geschlechter für den von ihnen verlangten Dienst bis zu einem Alter von 20 und selbst 24 Jahren leistungsfähig.

Ich kann die Schilderung dieser in ihrer Art einzig dastehenden Rasse nicht abschließen, ohne dem Leser das Studium der hierbei benützten Motloch'schen Arbeit anzuempfehlen. Kein gebildeter und denkender Pferdefreund wird bereuen, mit Hilfe dieses hochinteressanten und gediegenen Werkes die nähere Bekanntschaft einer

Rasse gemacht zu haben, deren Geschichte eine Fundgrube lehrreicher hippologischer Erfahrungen und Beobachtungen bildet.

Mit den Lippizanern und Kladrubern ist indessen die Liste der in Österreich-Ungarn gezogenen geschichtlich und hippologisch interessanten Pferderassen edlerer Gattung nicht erschöpft, sondern wir stoßen in dem ungarischen Staatsgestüte Mezöhegyes gleich auf drei solche, nämlich die Gidran-, Furioso-Northstar- und Nonius-Stämme.

Mezöhegyes, das mit seinem Areal von 27 897 Joch an Ausdehnung einem kleinen Fürstentume gleichkommt, wurde 1789 von Kaiser Josef II. errichtet. Anfangs nur ein Remontendepot, erhielt es seine Organisation als Gestüt erst nach dem Frieden von Paris, als ungefähr 10 000 bei der Demobilisirung ausgemusterte Stuten nebst einigen in Frankreich erbeuteten vorzüglichen Zuchthengsten dort aufgestellt wurden. Die meisten dieser Stuten mußten jedoch bald wieder als vollkommen untauglich zu Zuchtzwecken ausrangirt werden, die Hengste aber wurden Stammväter mehrerer heute noch in Mezöhegyes bestehenden Zuchten. Dies gilt insbesondere von dem berühmten Schimmelhengst Nonius, geboren in der Normandie 1810, vom englischen Halbbluthengste Orion aus einer normannischen Stute. Sein Vater Orion war ein Sohn des Marmotin, von welchem in den Gestütsregistern des französischen Staatsgestütes Le Pin gesagt wird, daß er „von englischer Rasse" gewesen. Nonius war somit einer der allerersten Anglonormannen, die in den Annalen der französischen Pferdezucht vorkommen. Dazu ausersehen, in dem Hengstendepot Bac aufgestellt zu werden, wurde er mit anderen jungen Hengsten nach dem Gestüte Zweibrücken geschickt, woselbst erprobt werden sollte, wie der Wechsel im Klima, im Futter und in den übrigen Lebensbedingungen den zukünftigen Beschälern bekommen würde. Bevor man nun aber in dieser Hinsicht zu irgend einem Resultate kommen konnte, wurden die Gestüte Zweibrücken und Roziéres miteinander vereinigt, und als bald darauf österreichische Kürassiere in letzterem Orte einrückten, legten sie Beschlag auf eine größere Anzahl junger Gestütshengste, unter welchen sich auch Nonius befand. Derselbe wurde nun nach Mezöhegyes geführt, wo er eine ebenso zahlreiche als vorzügliche Nachkommenschaft erzeugt hat, die gegenwärtig in zwei Stämme — die großen und die kleinen Nonius — geteilt ist. Der Unterschied zwischen diesen beiden Stämmen liegt nur in der Größe, indem die großen Nonius circa 172 und die kleinen 158—160 cm hoch sind. Behufs Vermeidung der gefürchteten Verwandtschaftszucht wird der Schlag seit ungefähr 30 Jahren mit englischem Vollblut gekreuzt. Wenn die Produkte der Vollblutkreuzung zu leicht ausfallen, werden dieselben aber sofort wieder mit Nonius-Hengsten gepaart, was sich als ein unfehlbares Mittel erwiesen hat, das

Gleichgewicht zwischen Blut und Masse aufrecht zu erhalten. Die großen Nonius repräsentiren den großen und schweren Karrossiertypus; die kleinen liefern sehr gesuchte, lebhafte und energische Hengste, welche in den Komitaten Bács, Nyitra, Gömör, Nográd, Hont, sowie in denjenigen Gegenden Ungarns, wo das orientalische Blut nicht vorherrschend ist, Verwendung finden. Alle Nonius-Pferde sind braun, meistens dunkelbraun. Die ursprüngliche Schimmelfarbe ist gänzlich verschwunden. Daß dieser Schlag sich durch regelmäßige, tiefe und breite Körperformen auszeichnet, ist unbestreitbar. Dennoch macht derselbe keinen so bestechenden Eindruck als der gelungene Anglonormanne. Man wird daher nicht übersehen dürfen, daß den Nonius-Pferden meist eine viel treuere Vererbungskraft innewohnt als ihren in der Normandie aufgezogenen Stammgenossen.

Der ungefähr 100 Mutterstuten zählende Gidran-Stamm ist, obwohl derselbe von einem anno 1818 in Babolna thätig gewesenen Originalaraber Namens Gidran herstammt und auch später mit orientalischen Hengsten weitergezogen worden ist, im Laufe der letzten 30 Jahre einer so gründlichen Kreuzung mit englischem Blute unterzogen worden, daß derselbe nunmehr als zu der Klasse Angloaraber gehörend bezeichnet werden muß. Die Sprößlinge dieses Stammes zeichnen sich durch eine herrliche Fuchsfarbe, hübsche Körperformen und außerordentlich starke Sehnen aus. Ihre Größe beträgt im Durchschnitt 168 cm. Wären nicht die häufig etwas weichen Rücken und die eingeschnürten Kniee, so würde ich ohne Vorbehalt in das enthusiastische Lob einstimmen, das diesen Produkten der Mezöhegyeserzucht von den ungarischen Pferdefreunden und Hippologen gespendet wird.

Der Furioso-Northstar-Stamm, welcher in den Vierzigerjahren mit den englischen Vollbluthengsten Furioso und Northstar gebildet wurde, zählt circa 80 Mutterstuten. Bei weitem nicht so edel und gleichförmig wie das im Staatsgestüte Kisbér erzeugte Halbblut, glänzen die zu diesem Schlage gehörenden Pferde mehr durch kompakte, solide Körperformen. Die Mehrzahl ist braun ohne Abzeichen, jedoch kommen auch einzelne Füchse und Rappen vor. Die Hengste dieses Stammes werden in den Komitaten Győr, Sopron, Abanj, Fehér, Veszprém, sowie in den Gegenden Ungarns benützt, wo man Jucker und größere Reitpferde züchtet.

Was Ungarn für Österreichs, die Normandie für Frankreichs und Yorkshire für Englands Pferdezucht, ist Ostpreußen für die deutsche Zucht. Diese einzige Provinz liefert heute der preußischen Armee jährlich 4000—4500 Pferde, remontirt die sächsische und einen Teil der bayerischen und württembergischen Armee und würde sicher im Stande sein, die ganze deutsche Reiterei zu remontiren. Man begreift daher recht wohl den Stolz, mit welchem Deutschlands Reiterwelt auf die Ostmark des Reiches hinweist.

Die ostpreußische Pferdezucht hat aber auch alte Ahnen. Bereits vor der Zeit der deutschen Ordensritter war dieselbe so stark verbreitet, daß jede Landschaft 200 Reiter stellen konnte. Der Orden aber brachte die ostpreußische Pferdezucht zu hoher Blüte und waren die in den Gestüten des Ordens und des Adels gezogenen Pferde auch im Auslande sehr geschätzt. Eine eigentlich bäuerliche Landespferdezucht scheint trotzdem zu jener Zeit nicht vorhanden gewesen zu sein. Der im Jahre 1656 erfolgte Einfall der Tartaren, sowie die von 1709—1711 wütende Pest konnten daher eine geradezu vernichtende Wirkung auf die im Aufblühen begriffene Pferdezucht Ostpreußens ausüben. Man wird somit Frentzel beistimmen müssen, wenn er in seiner verdienstvollen Arbeit „Über die Landespferdezucht im Regierungsbezirk Gumbinnen" schreibt: „Die eigentliche Entwicklung der ostpreußischen Pferdezucht und die Geschichte dieser nun mit Riesenschritten vorgehenden Entwicklung beginnt erst mit der Errichtung des sog. littauischen Landgestütes im Jahre 1787. Was weiter zurückliegt, mag für den Forscher geschichtliches Interesse haben, für den Züchter wohl nur insoweit, als die Ergebnisse dieses Forschens ihm deutlich zeigen werden, daß noch so rühmliche Bestrebungen und Leistungen Einzelner in Ländern eine gute Landespferdezucht nicht hervorrufen können. Diese ist in Ostpreußen nur durch Trakehnen und sein 1787 gegründetes Landgestüt entstanden."

Trakehnen wurde 1732 vom König Friedrich Wilhelm I. errichtet. Im genannten Jahre wurden nämlich dort, sowie auf den Vorwerken Bajohrgallen, Jonasthal, Jodszlauken, Guddin, Kalpakin, Gurdszen und Birkenwalde 1101 aus den königlichen Gestüten Ragnit, Schreitlaugken, Budupönen, Insterburg, Batriken, Balga, Brandenburg und Koppelbude aufgestellt. Bis dahin bestand Trakehnen beinahne ausschließlich aus „Sumpf und Strauch", deren Urbarmachung erst im Jahre 1725 in Angriff genommen wurde. Es hat also eine siebenjährige mühevolle Arbeit gekostet, bevor daran gedacht werden konnte, das in Ostpreußen angesammelte Zuchtmaterial des Staates in einem Gestüte zu vereinigen.

Anfangs wohnten die Gestütsverwalter nicht in Trakehnen selbst, sondern wurden alle Geschäfte durch die verschiedenen Vorwerksvorsteher besorgt. Die Zuchtresultate entsprachen natürlich dem hierdurch hervorgerufenen Mangel an einheitlicher Leitung, welchem indessen im Jahre 1787, als der neu ernannte Landstallmeister von Brauchitsch auf höheren Befehl seinen Wohnsitz in Trakehnen aufschlug, für immer ein Ende gemacht wurde.

Das Material, welches den Stamm für das heutige Gestüt bildete, war bunt und von sehr geringem Wert. Von den 32 Hengsten, die bis 1749 nach Trakehnen kamen, waren 19 unbekannter Abkunft, 5 Engländer, 5 Rosenburger, 1 Barbe,

1 Neapolitaner und 1 Trakehner. Das von verschiedenen Seiten herbeigeschaffte Stutenmaterial zeigte eine ebenso auffällige Ungleichheit. Dennoch erhielt das Gestüt bis zum Jahre 1789 keine neuen Stuten, sondern wurde mit dem alten nahezu wertlosen Stamme fortgezüchtet. Dieser bestand im Jahre 1740 aus 368 Stuten, von welchen 19 — die schwersten — zur Maultierzucht verwendet wurden. Es zeigte sich indessen bald, daß das Gestüt eine so große Anzahl Pferde nicht ernähren konnte und wurde der Stutenstamm infolgedessen anno 1748 auf 300 Stück reduzirt. Der frühere Pferdestand von 1256 Stück sank dadurch auf 783 Stück.

Von den 356 Hengsten, welche 1732—1786 in Trakehnen benützt worden sind, waren, wie Frentzel ermittelt hat:

| | | |
|---|---|---|
| In Trakehnen gezogen . . . . . . . . . . . . | 185 | Stück. |
| Böhmen, erbeutete Tiere, nicht viel wert und wenig benutzt | 39 | „ |
| Ganz ohne Angabe des Ursprungs . . . . . . . | 36 | „ |
| In Preußen gezogen . . . . . . . . . . . . . | 31 | „ |
| Engländer . . . . . . . . . . . . . . . | 15 | „ |
| Rosenburger . . . . . . . . . . . . . . | 14 | „ |
| Dänen . . . . . . . . . . . . . . . . | 10 | „ |
| Aus Berlin, ohne weitere Bezeichnung . . . . . . | 5 | „ |
| Spanier . . . . . . . . . . . . . . . | 3 | „ |
| Neapolitaner . . . . . . . . . . . . . . | 2 | „ |
| Orientalen . . . . . . . . . . . . . . . | 1 | „ |
| Perser . . . . . . . . . . . . . . . . | 1 | „ |
| Barbe . . . . . . . . . . . . . . . . | 1 | „ |
| Ägypter . . . . . . . . . . . . . . . . | 1 | „ |
| Bulgare . . . . . . . . . . . . . . . | 1 | „ |
| Schlesier . . . . . . . . . . . . . . . | 1 | „ |
| Summa | 356 | Stück. |

In dieser bunten Gesellschaft kommen 3 Hengste vor, welche, wie aus den Stammbäumen vieler Trakehner Hauptbeschäler ersichtlich ist, eine wertvolle Nachzucht erzeugt haben, nämlich;

1. Persianer, Schimmel persischer Rasse, benutzt von 1739 bis 1747.

2. Spinola, Blauscheck, ein Abkömmling des Persianers, benutzt von 1764 bis 1780.

3. Pitt, brauner Hengst „der englischen Wettläuferrasse“, benutzt von 1764 bis 1771.

Diese 3 Hengste können als die Stammväter der alten Trakehnerrasse bezeichnet werden. Der eigentliche Schöpfer des heutigen Trakehnens aber ist der Graf Lindenau, welcher im Jahre 1786 zum Oberlandstallmeister ernannt wurde.

Graf Lindenau begann seine Thätigkeit damit, von 38 Hauptbeschälern 25 und von 356 Mutterstuten 144 auszurangiren. Gleichzeitig wurde das Stutenmaterial in 4 Schläge eingeteilt. Die Stuten des Reitschlages kamen nach Trakehnen und Bajohrgallen, die braunen Stuten des Reitschlages nach Kalpakin, die Rappen des Wagenschlages nach Gurdszen, die Füchse des Wagenschlages nach Guddin und die junge Aufzucht nach den übrigen Vorwerken. Diese Einteilung besteht noch heutzutage.

Graf Lindenau begnügte sich indessen nicht damit, den Trakehner Augiasstall auf solche Art gereinigt zu haben, sondern stellte außerdem als oberstes Zuchtprinzip folgenden Wahlspruch auf: „Lauteres Gold an Beschälern, seien es Araber oder Englisch Vollblut!“ Der edle Graf mußte jedoch noch vor seiner im Jahre 1808 erfolgten Pensionirung die betrübende Erfahrung machen, daß dies in einem so armen Lande wie Preußen leichter gesagt als gethan ist.

Im Jahre 1801 besaß Trakehnen außer 262 Stuten eigener Zucht:

28 englische,
16 vom Friedrich Wilhelm Gestüt zu Neustadt,
19 vom Ansbach'schen Gestüte zu Triesdorf,
7 mecklenburgische,
4 dänische,
3 Ansbach'sche Landgestütstuten,
2 preußische,
1 von Zweibrücken,
1 türkische,
1 Kosackenstute,

Summa 346 Stück.

Ungefähr um diese Zeit beginnen die Abkommen des berühmten Hengstes Turkmain-Atty in den Gestütsregistern hervorzutreten. Mit Bezug auf dieses vorzügliche Vaterpferd äußert Frentzel:

„Was nun die seit 1800 in Trakehnen benutzten Hengste betrifft, so behaupte ich, daß in Trakehnen stets mehr englisches Blut zur Bildung des Gestüts benutzt ist als orientalisches. Ich weiß, daß es, und namentlich hier in der Heimatprovinz des Trakehner Gestüts, noch viele gibt, die diese Behauptung für falsch erklären werden, die bei ihrem, wenn ich so sagen darf, mit

der Muttermilch eingesogenen Glauben verharren, Araber, nur Araber hätten Trakehnen brillant gemacht, seine ganze Schönheit und Pracht beruhe auf Leistungen der früheren Araber und müsse, wenn diese nicht wieder zahlreich angewendet werden, erlöschen. Gewiß ist der gute, schöne Orientale ein schönes Pferd und könnte auch in Trakehnen, wenn er da wäre und vorsichtig gepaart würde, sehr nützlich verwendet werden. Ist er aber nicht vorhanden, und daß er schwer zu finden, beweist die Erfahrung, da von den vielen seit 1786 benutzten Vollblutorientalen, 45 an der Zahl, nur eigentlich 3: Turkmain-Atty, Bagdadli und Nedjed, von denen der erste noch ein bezweifelter und wohl nur Orientale auf dem Papier ist, brauchbar waren, so wird Trakehnen das, was es ist, auch ohne ihn bleiben, ebenso gut wie es das, was es ist, auch ohne sein großes Zuthun geworden ist, und um so mehr, da die jetzt in letzter Zeit stärker benutzten gemischten Vollbluthengste den besten Orientalen wohl an Schönheit erreichen, an Größe, Stärke und schöner Schulterlage ihn bei weitem übertreffen. Sicher sind gute Orientalen, vorsichtig benutzt, zu vielen Zwecken gute Vaterpferde, aber wo hernehmen? Ich bleibe aber doch dabei, daß

1) in Trakehnen stets englisches Blut mehr zur Bildung des Gestüts benutzt worden ist;
2) Orientalisches Blut noch immer zur Erhaltung des Gestüts so stark oder stärker benutzt wird als früher, und
3) englisches Blut mehr genützt hat als orientalisches.

Allerdings glaube ich, daß meine zweite Behauptung, die jetzt (1865) noch wahr ist, nach 10 bis 20 Jahren gestellt, nicht mehr wahr sein können wird, denn die in Trakehnen gezogenen reinen Orientalen sind für die dortigen Stuten der engen Verwandtschaft wegen nicht gut mehr zu benutzen. Alle Versuche aber, aus dem Orient oder von Württemberg her, wie z. B. mit Dschingis Khan, brauchbare orientalische Vaterpferde zu beziehen, sind gescheitert und die reine orientalische Zucht in Trakehnen wird untergehen müssen und somit auch die Verwendung orientalischen Blutes für die Halbblutstuten."

Selbstverständlich ist Frenzel den Beweis für diese seine Behauptungen nicht schuldig geblieben. Wer sich näher hierfür interessirt, findet alle einschlägige Daten in dem vorerwähnten Werkchen „Über die Landespferdezucht im Regierungsbezirk Gumbinnen".

Zu Beginn dieses Jahrhunderts besaß Trakehnen noch keinen einzigen englischen Vollbluthengst. Der erste zur Verwendung gelangte Beschäler war Saxony, geboren 1800 von Delpini aus der Charmer, welcher 1806 vom Friedrich Wilhelm-Gestüt nach Trakehnen abgegeben wurde.

Nach den preußischen Niederlagen des Jahres 1806 wurde das ganze Zuchtmaterial der preußischen Staatsgestüte über die russische Grenze in Sicherheit gebracht. Daß eine solche in größter Eile und bei strenger Kälte vorgenommene Flucht bedeutende Verluste nach sich ziehen mußte, ist selbstverständlich. Die Pferde wurden in Rußland auf den Gütern des Fürsten Suboff untergebracht und kehrten erst 1807 nach dem Friedensschluß wieder in die Heimat zurück. Während der darauffolgenden Periode bis zu dem Ausbruch des russischen Krieges (1812) benutzte Trakehnen hauptsächlich Hengste eigener Zucht, meist Abkömmlinge des Turkmain-Atty.

Im Jahre 1812, während des Rückzuges der Franzosen aus Rußland, begaben sich die Gestüte noch einmal auf die Wanderung. Sie wurden zuerst im Dezember in die Umgebung von Treptow in Pommern und sodann nach Schlesien geschickt, wo sie bis zum Mai des folgenden Jahres verblieben. Kurze Zeit darauf, im Herbst des Jahres 1814, starb der damalige Landstallmeister in Trakehnen, von Below. Sein Nachfolger wurde der bekannte Hippologe von Burgsdorf, welcher die Leitung des Gestütes bis zum Jahre 1843 innehatte.

Daß Burgsdorf Trakehnen bei seinem unmittelbar nach den unheilvollen Kriegsjahren erfolgenden Dienstantritt in keinem blühenden Zustande übernehmen konnte, braucht wohl kaum hervorgehoben zu werden. Wenn irgend Jemand, war aber er der Mann, dem arg verwahrlosten Gestüt zu neuem Ansehen und Ruhm zu verhelfen. Und thatsächlich hat er geradezu Unglaubliches in dieser Richtung geleistet.

Burgsdorf war ein großer Bewunderer des arabischen Pferdes. Trotzdem gestattete er seiner ausgesprochenen Vorliebe für das orientalische Blut nie ungehörigen Einfluß auf die Zucht des ihm anvertrauten Gestütes zu nehmen. Sogar zu der Zeit, wo er die besseren Stuten mit Orientalen paarte, hat er stets mehr Pferde englischer Abkunft einrangirt. Diese Pflichttreue ist um so mehr anzuerkennen, da Burgsdorf, wie die meisten ihre Umgebung und Zeitgenossen überragenden Menschen, sehr herrisch und rücksichtslos auftreten konnte, wenn es die Erreichung seiner Ziele galt.

Nach von Burgsdorf, unter dessen Leitung des Gestüts eine größere Anzahl Voll- und Halbbluthengste englischer und orientalischer Abkunft nach Trakehnen eingeführt wurden, kamen zwei Nullen, die Landstallmeister von Mühlheim und Max, von welchen besonders der letztere emsig bemüht war, zu verderben, was sein großer Vorgänger geschaffen. Zum Glück wurde diesen Herrn nicht viel Zeit zu ihrer destruktiven Arbeit gelassen, denn von Mühlheim verschwand schon 1844 und Herrn Max gelang es nicht, sich länger als bis 1847 zu halten. Ihm folgte der Landstallmeister von Schwichow, ein unterrichteter und gewissenhafter Hippologe mit ausgesprochener Vorliebe für das englische Blut, der im Jahre 1864 die

Leitung des Gestüts an den Landstallmeister von Dassel abgab. Letzterer wurde 1889 vom Landstallmeister v. Frankenberg abgelöst.

Unter von Schwichow wurde mit großem Erfolg darauf hingearbeitet, durch zweckmäßige Paarung und rationellere Fütterung mehr Masse in die Trakehner zu bringen, ohne deshalb ihren Adel zu vermindern. Auch Herr von Dassel huldigte diesem Streben und ist hierin wohl die Erklärung der von ihm vor ungefähr 20 Jahren in Szene gesetzten Aufstellung einiger anglonormannischer Hengste zu suchen, eine Maßregel, die mit Recht als vollkommen verfehlt bezeichnet worden ist und daher auch nicht zu weiteren Experimenten Anlaß gegeben hat.

Die Hauptbeschäler, welche gegenwärtig in Trakehnen in Verwendung stehen, sind:

1. Anarch, englisch Vollblut, Rappe, 1,71 m, geb. 1885 in England von Thurio a. d. Red Ray von Lord Lyon, Vollblut zu 80, Halbblut zu 40 ℳ

2. Cambusmore, englisch Vollblut, braun, 1,74 m, geb. 1881 in England von Doncaster a. d. Strathfleet von Scottish Chief, Vollblut zu 80, Halbblut zu 40 ℳ

3. General, englisch Vollblut, hellbraun, 1,69 m, geb. 1882 in England von Childeric a. d. Coturnix von Thunderbolt, Vollblut zu 80, Halbblut zu 40 ℳ

4. Cliff's Brow, englisch Vollblut, braun, 1,67 m, geb. 1880 in Irland von Hollywood a. d. Marie Seton von Scottish Chief, Vollblut zu 60, Halbblut zu 30 ℳ

5. Marsworth, englisch Vollblut, dunkelbraun, 1,73 m, geb. 1871 in England von King Tom aus einer Stute von Fernhill oder Gleam, Vollblut zu 50, Halbblut zu 25 ℳ

6. Lollypop, englisch Vollblut, Fuchs, 1,74 m, geb. 1873 in Frankreich von Souvenir a. d. Sugarstick von Stockwell, Vollblut zu 40, Halbblut zu 20 ℳ

7. Kingdom, englisch Vollblut, braun, 1,72 m, geb. 1879 in England von Kingcraft a. d. Light vom The Prime Minister, Vollblut zu 30, Halbblut zu 15 ℳ

8. Apis, Halbblut, Dunkelfuchs, 1,71 m, geb. 1884 von Paladin, a. d. Apanage, zu 40 ℳ

9. Fürstenberg, Halbblut, Rappe, 1,79 m, geb. 1878 von Ambos a. d. Fulda, zu 40 ℳ

10. J. Clavigo, Halbblut, Rappe, 1,74 m, geb. 1872 von Clavigo a. d. Lydia, zu 30 ℳ

11. Orcus, Halbblut, Fuchs, 1,69 m, geb. 1883 von Friponnier a. d. Orelia, zu 30 ℳ

12. Barometer, Halbblut, Rappe, 1,70 m, geb. 1885 von Father Claret a. d. Bora, zu 20 ℳ

13. Markgraf, Halbblut, Rappe, 1,73 m, geb. 1884 von Fürstenberg a. d. Matratze, zu 20 ℳ

14. Passvan, Halbblut, rotbraun, 1,71 m, geb. 1881 von Flügel a. d. Palme, zu 15 ℳ

15. Juli, Halbblut, Goldfuchs, 1,77 m, geb. 1880 von Friponnier a. d. Jacke, zu 12 ℳ

Der Stutenstamm zeichnet sich im allgemeinen durch eine große Gleichheit aus, obwohl einige charakteristische Verschiedenheiten zwischen den vier Herden zu bemerken sind. Über die aus 25 Stuten bestehende Gudbiner Herde äußert sich z. B. ein anonymer, aber offenbar sachkundiger Verfasser (siehe „Ein Besuch in Trakehnen im Sommer 1885" von P. A. H., Verlag von Schickhardt & Ebner, Stuttgart) folgendermaßen: „Die Gudbiner Fuchsherde ist außerordentlich hervorragend und unter sich ausgeglichen, mit einem so einheitlichen Typus des edlen, starken Wagenpferdes, daß man der vorzüglichen Leitung der Dirigenten von Trakehnen alle Achtung zollen muß, zumal die Vollblut-Vaterpferde von ihnen nicht selbst ausgesucht und angekauft worden, sondern sie mit denen zu züchten haben, die ihnen, wenn das Bedürfnis es erfordert, überwiesen werden. Der hohe Adel dieser Herde, die wundervolle Stärke in Knochen, Gelenken und Muskeln, die freie leichte Bewegung imponirte uns mächtig."

Es sind die englischen Vollbluthengste Thunderclap, Rustic, Ethelred, Marsworth und Friponnier, sowie der Halbbluthengst Malteser, die diesen Stamm auf eine so hohe Stufe gebracht haben. Den in Bajohrgallen aufgestellten 55 Stuten des Reitschlages widmet derselbe Verfasser folgende Worte: „Obwohl diese Gestütsabteilung sich aus allen Mutterstuten-Vorwerken remontirt, weil hier die Farbe nicht mit in Rücksicht gezogen zu werden braucht, tragen die einzelnen Tiere doch den Typus eines außerordentlich edlen Reitpferdes für schweres Gewicht, denen auch die Qualifikation für Wagenpferde leichteren Schlages nicht abzusprechen ist. Es sind sogar Stuten in nicht geringer Zahl bei der Herde, die fast über das Niveau des leichten Wagenschlages hinausgehen und demnach, trotz ihrer schönen Reitpferdefigur, dem starken Wagenschlag zugezählt werden können."

In Trakehnen selbst stehen 75 Stuten des leichten Reitschlages. Unser anonymer Verfasser meint, daß diese Herde noch am meisten an die orientalischen Ahnen des Trakehners erinnern. „Es ist" — schreibt er — „bewundernswert, bei allen diesen Tieren zu sehen, wie Haltung und Bewegung zierlich und graziös in allen Teilen sind. Man sieht aber auch durchweg bei denselben die Vorder-

füße gut gebaut, stark, trocken, mit breiten Gelenken und deutlich hervortretenden klaren, elastischen Sehnen. Dabei sind die Hufe klein und fest. Die Hinterbeine sind kräftig mit starken Sprunggelenken."

Gurdszen gehört zu den größeren Vorwerken. Dort stehen nicht weniger als 84 Mutterstuten, lauter Rappen, nebst einem Jahrgang Stutfüllen. In dieser Herde haben die Hengste Venerato, Vorwärts uud Journey die meisten direkten Nachkommen. Sie repräsentirt den starken Wagenschlag und genießt deshalb auch die Ehre, den kaiserlichen Marstall mit Karrossiers deutscher Abstammung zu versehen.

In Kalpakin stehen 65 braune Stuten des starken Wagenschlages. Die einzelnen Tiere dieser Herde sind nicht so mächtig wie die Rappen, zeigen aber wie diese den Typus eines starken, schnittigen Wagenpferdes mit dem unverkennbaren Ausdruck des Trakehner Adels. Figur, Stärke, Trockenheit in den Beinen mit nachgiebigen, starken Sehnen, gute, ausgeprägte Muskulatur ist überall in die Augen fallend (siehe „Ein Besuch in Trakehnen"). Unter den 22 Hengsten, die in dieser Herde vertreten sind, nimmt der englische Vollbluthengst Marsworth mit 14 Stuten den ersten Platz ein.

Die junge Aufzucht, mit Ausnahme der auf ihren Geburtshöfen verbleibenden einjährigen Stuten, ist wie bereits erwähnt auf die übrigen Vorwerke — Birkenwalde, Burgsdorfhof, Danzkehmen, Taukenischken, Jonasthal, Jodszlauken und Mattischkehnen — verteilt, und zwar stehen in Birkenwalde die zweijährigen Stuten des Wagenschlages, in Burgsdorfshof die zweijährigen Stuten des Reitschlages, in Jonasthal die einjährigen Hengstfüllen, in Jodzlauken die dreijährigen Hengste und in Mattischkehnen zwei- und dreijährige Hengste.

Fig. 720.



Gestütsbrand Trakehnen.

Der gesamte Pferdestand Trakehnens besteht heute aus 15 Hauptbeschälern und 350 Mutterstuten und umfaßt mit den jüngeren Jahrgängen circa 1500 Pferde.

Das orientalische Vollblut ist, wie Frentzel voraussagte, ganz eingegangen. Mit Ausnahme einiger gemischter Vollblutstuten besteht Trakehnen durchweg aus edlem Halbblut. Alle Produkte des Gestüts erhalten auf dem rechten Schenkel den Gestütsbrand (siehe Fig. 720).

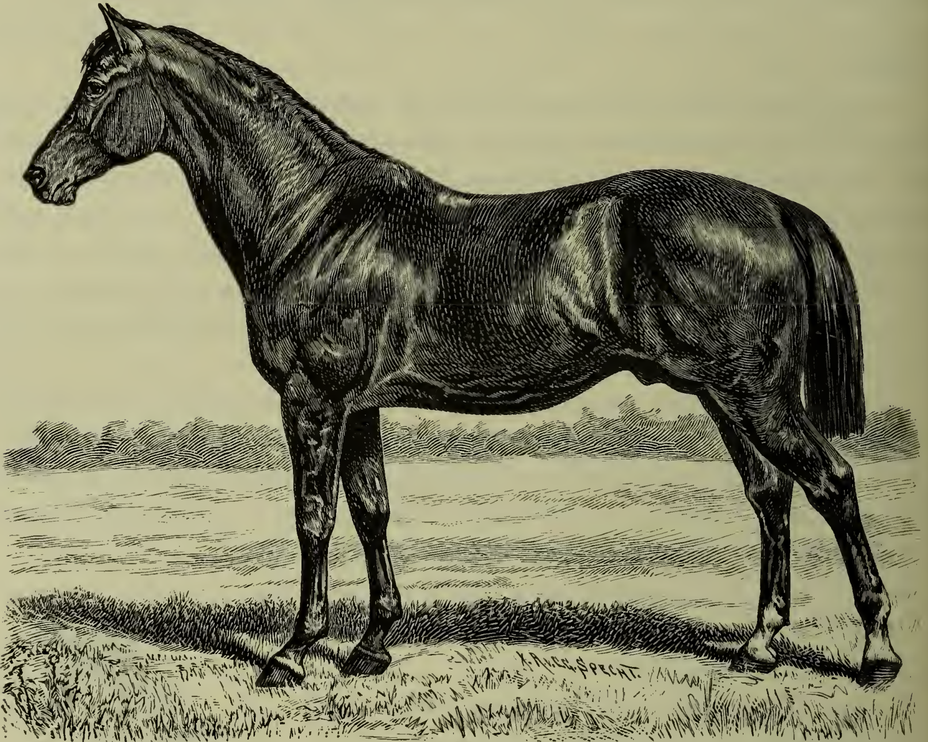
Trakehnen liefert im Durchschnitt jährlich 43 Hengste an das littauische Landgestüt und circa 30 Remonten des Reit- und Wagenschlages an den kaiserlichen Marstall ab. Die übrigen nicht zur Einrangirung tauglichen Produkte werden jährlich im Mai öffentlich versteigert.

Selbstverständlich decken die Hauptbeschäler auch Privatpersonen gehörige

Stuten. Im Jahre 1882 z. B. wurden nicht weniger als 556 solche Stuten in Trakehnen belegt.

Um nun schließlich dem Leser das heutige Trakehnerpferd auch im Bild vorzuführen, habe ich unserer Rassengalerie in Fig. 721 und 722 zwei gelungene Typen dieser wertvollen deutschen Rasse beigefügt. Fig. 721 stellt den in 1869

Fig. 721.



Trakehner Halbbluthengst „Flügel“.

in Trakehnen gezogenen schwarzbraunen Halbbluthengst Flügel von Vorwärts aus der Flasche von Thunderclap und Fig. 722 einen Hengst der Rappenherde vor.

Wie aus diesen Abbildungen ersichtlich, ist der Trakehner, obwohl ein sehr einnehmendes Pferd, keineswegs ein Ideal zu nennen. Zu seinen guten Eigenschaften gehören: ein vorzügliches Temperament, große Ausdauer, ein edler Kopf, ein gut geformter Hals, ein starker Rücken und eine vorzügliche Rippenwölbung; zu tadeln an ihm ist, daß die Tiefe und die Schulterlage meistens nicht befriedigen, daß er, wenn auch kein entschieden hochbeiniges, so doch kein kurzbeiniges Pferd

ist, daß er noch immer etwas zu leicht für seine Größe (165—175 cm) erscheint und die speziell beim Wagenpferde so hoch geschätzte Eleganz in den Gängen vermissen läßt. Letzterer Mangel wird vom Leiter des französischen Gestütswesens, Mons. de Cormette, in seinem ebenso interessanten als umfangreichen „Rapport sur une mission hippique en Allemagne“ ganz besonders hervorgehoben. Daß

Fig. 722.



Trakehnerhengst der Rappenherde.

die Ostpreußen auf der vor einigen Jahren in London stattgefundenen internationalen Pferdeausstellung nur einen sehr mäßigen Achtungserfolg errangen, ist ebenfalls eine Thatsache, die darauf hindeutet, daß Trakehnen noch nicht auf dem Punkte angelangt ist, wo nur an die Erhaltung des bereits Erreichten und nicht mehr an eine weitere Verbesserung der Zuchtresultate gedacht zu werden braucht.

Im innigsten Zusammenhang mit dem Hauptgestüte Trakehnen steht das

littauische Landgestüt, welches gegenwärtig folgende 3 Ställe oder Hengstedepots umfaßt, nämlich

| | | | |
|---|---|---|---|
| Insterburg | mit . . . | 168 | Hengsten, |
| Gudwallen | „ . . . | 163 | „ |
| Rastenburg | „ . . . | 161 | „ |
| | Summa | 492 | Hengste. |

Über das Entstehen dieses Landgestütes berichtet der Generalsekretär des Landesvereins für Littauen und Masuren, Herr Stoeckel, in der „Georgine“ folgendes:

„1739 schenkte König Friedrich der Große Trakehnen dem Kronprinzen und wurde dasselbe hauptsächlich als ein Institut, welches Geldeinnahmen gewähren sollte, betrachtet und betrieben. Von irgend welchem Einfluß Trakehnens auf die Landespferdezucht war keine Rede, und lieferte das Gestüt jährlich 12-, 14—18000 Thaler in Dukaten an die Privatschatulle des Königs ab. In der Hauptsache leitete Domhard Trakehnen 1746—1780, wenn auch von 1771 an der Kriegsrat Wölmer die spezielle Leitung übernahm und bis 1789 genau in dem Sinne und Geiste von Domhard beibehielt.

Domhard's Bemühungen, Trakehnen der Landespferdezucht dienstbar zu machen, scheiterten an dem Widerspruch des Königs Friedrich II. Domhard war aber gewöhnt, in schwierigen Fällen nach bestem Ermessen zu handeln und so ging er auch hier selbständig vor und ließ gegen den Willen des Königs im Stillen im Jahr 1779 10 Hengste bäuerliche Stuten decken. Im Anfang verhielten sich die bäuerlichen Züchter ablehnend und erst als ein Bauer in Gr. Warninken einen aus dieser ersten Beschälperiode gezogenen dreijährigen Hengst für 100 Thaler verkaufte, bewirkte dieser für die damalige Zeit enorm hohe Preis (ein gewöhnliches Bauernpferd kostete damals 4 bis höchstens 14 Thaler) allgemeines Aufsehen und Zutrauen zur Benützung dieser Hengste. Als dem König diese günstigen Resultate gemeldet wurden, genehmigte er, daß 10 Hengste wie bisher bäuerliche Stuten deckten, und wurde mit dieser Bedeckung bis 1787 fortgefahren. Alle weiteren Vorstellungen Domhard's hatten keinen Erfolg, und erwiderte der König auf alle diesbezüglichen Vorstellungen, er sei zu einem so großen Unternehmen zu alt und wolle dies seinem Nachfolger überlassen. Domhard selbst sollte somit die Ausführung seiner Idee nicht erleben, er starb 1781. Es muß also als ein großes Glück betrachtet werden, daß der Kriegsrat Wölmer unter dem Nachfolger Domhard's in Bezug auf Trakehnen und alle Pferdezuchtangelegenheiten freie Hand behielt und unablässig bemüht war, Domhard's Ideen zur Ausführung zu bringen. Friedrich II. hatte in seinem Testamente über Trakehnen nicht verfügt und wurde dasselbe dadurch in die Kategorie der Staatsgüter versetzt und seit der Regierung

Friedrich Wilhelm II. demgemäß behandelt. Jetzt war der richtige Zeitpunkt gekommen, um Trakehnen der Landespferdezucht dienstbar zu machen, und fand sich in dem Oberlandstallmeister Grafen Lindenau der geeignete Mann, der es verstand, diesen Zeitpunkt zum Wohle des Landes zu benutzen.

Seither hat sich das littauische Landgestüt bedeutend entwickelt, was wohl am deutlichsten daraus hervorgeht, daß im Jahre 1887 von 488 Landbeschälern 29438 Stuten gedeckt wurden. Die Gesamtzahl der in Ostpreußen zur Zucht benutzten Stuten wird auf 36000 Stück angenommen, wovon $^7/_8$ im Besitz des kleinen und mittleren Grundbesitzes sein dürften. Das übrige $^1/_8$ kommt auf die Privatgestüte, unter welchen Szirgupönen mit Weedern, Georgenburg, Steinort, Buylien, Popiollen, Kleszowen, Ballupönen, Althof-Insterburg u. a. m. in erster Reihe genannt werden. Burgsdorf erzählt, daß nach 1840 über 100 Privatgestüte in Ostpreußen bestanden, jedoch hat sich diese Zahl seit jener Zeit bedeutend vermindert, so daß gegenwärtig nur mehr circa 25 Privatgestüte vorhanden sein dürften. Die Viehzucht, sowie der Molkereibetrieb haben eben in Ostpreußen wie an anderen Orten viele Gestüte verdrängt.

Der kleine Züchter befaßt sich hauptsächlich mit dem Absatz von Saugfüllen, die ihm, falls vielversprechendes Hengstmaterial, häufig mit 500—600 Mark und darüber bezahlt werden. Außerdem ziehen die Landwirte viele teils selbst gezogene, teils angekaufte Füllen zu Armeeremonten auf. Der Preis für solche Füllen ist im Durchschnitt 200—300 Mark. Die meisten Füllen kommen auf die im September in Gumbinnen, Darkehnen, Insterburg und Tilsit stattfindenden Fohlenmärkte. Unter diesen Märkten ist der in Gumbinnen der bedeutendste; man zählt dort bis zu 3000 Füllen. (Allerdings stößt man dort auch auf viel Schund. So teilt z. B. der Wirtschaftsdirigent des Königl. Hauptgestüts Trakehnen, Heinrich Plümicke, in seiner 1888 erschienenen, außerordentlich lehrreichen Broschüre „Betrachtungen über die ostpreußische Pferdezucht" mit, daß er gelegentlich eines kurzen Besuches der vorjährigen, sehr zahlreich beschickten Gumbinner Füllenmarkts einen wahren Schrecken bekommen habe über die Unzahl von fehlerhaft gebauten und namentlich in den Beinen fehlerhaft gestellten und fehlerhaft gehenden Füllen).

Obwohl die preußische Armeeverwaltung jährlich durch zwei Remontekommissionen 4700—5000 $3^1/_2$jährige Remonten in Ostpreußen ankaufen läßt und auch Bayern und Sachsen ihren Remontebedarf größtenteils daselbst decken, findet doch kaum der dritte Teil der jährlichen Produktion Verwendung für Armeezwecke. Es kommt daher eine bedeutende Anzahl $3^1/_2$jähriger Pferde auf die an verschiedenen Orten stattfindenden Märkte, von denen der in Wehlau (Anfang Juli) mit einem Auftrieb von circa 10000 Pferden der bedeutendste ist.

Wer Stuten zu Zuchtzwecken kaufen will, thut am besten, die Ende Mai und Anfang Juni jeden Jahres stattfindenden Bezirksschauen des landwirtschaftlichen Centralvereins für Littauen und Masuren zu besuchen. Dort pflegt stets bestes Stutenmaterial im Alter von 1—5 Jahren zu haben zu sein."

Mit Bezug auf den Ankauf von 3½jährigen Hengsten für die königliche Gestütsverwaltung hat Herr Oberlandstallmeister Graf G. Lehndorff kürzlich nachstehende Gesichtspunkte als maßgebend für die Gestütsverwaltung bezeichnet:

„1. Ein Futterzustand, welcher so mastig ist, daß sich die durch den Knochenbau des Pferdes bedingten wirklichen Körperformen nicht mehr klar erkennen lassen, wird für mich ein Hindernis bilden, die betreffenden Hengste als Landbeschäler anzukaufen.

2. Die zum Kauf offerirten Hengste bitte ich künftig nicht nur an der Hand, sondern auch unter dem Reiter vorzustellen; dieselben brauchen aber nur soweit rittig zu sein, daß sie gerade ausgehen, ohne sich zu verhalten.

Die Erfüllung dieser Postulate liegt wesentlich im eigenen Interesse der preußischen Zucht, denn der Hauptwert ihrer Produkte anderen Rassen gegenüber liegt in ihrer größeren Härte und Leistungsfähigkeit; diese aber muß naturgemäß allmählich schwinden, wenn die Reproduktoren bis zu ihrer Einstellung in die Gestüte immer nur gemästet werden, ohne sie irgend welcher Arbeitsleistung zu unterziehen, ja selbst nicht einmal den durch ein Herdenleben und dauernden Weidegang bedingten natürlichen Training durchmachen, wie ihn die Aufzugsweise z. B. in den Königlichen Hauptgestüten mit sich bringt."

Die vom landwirtschaftlichen Centralverein für Littauen und Masuren herausgegebene Zeitung „Georgine" bemerkt mit Recht zu dieser Verlautbarung des Herrn Oberlandstallmeisters:

„Wir begrüßen diese Maßnahme mit lebhafter Freude, da dieselbe eine Frage der Lösung entgegenführt, welche unsere züchterischen Kreise bereits seit längerer Zeit beschäftigt. Sicher ist es für unsere Züchter mit bedeutenden Schwierigkeiten verknüpft, die jungen Hengste reiten zu lassen, allein für gut an die Hand gezogene Pferde wird sich diese Schwierigkeit als sehr viel geringer herausstellen, als man auf den ersten Augenblick fürchtet. In den ungarischen Hauptgestüten werden alle Jahrgänge dieses Alters durch Jungen geritten. Nur auf diese Weise wird es möglich sein, die jungen Hengste zu der Entwicklung zu bringen, die im Interesse des Verkäufers und dem der Zucht gleich wünschenswert ist. Der Verkaufswert der jungen Hengste wird durch das Reiten derselben für alle Fälle erhöht. Je edler unser Halbblut wird, je mehr sich die Nachfrage nach Hengsten steigert,

desto mehr muß das Bestreben in den Vordergrund treten, durch die Aufzucht und die Erziehung unseres besten Zuchtmaterials die Leistungsfähigkeit zu erhalten und zu steigern."

Den ostpreußischen Züchtern ist somit klar geworden, daß der Leiter des französischen Gestütswesens, Monsieur de Cormette, Recht hatte, als er in seinem „Rapport sur une mission hippique en Allemagne" 1884 hervorhob, daß der bei den 3jährigen Pferden zu bemerkende Mangel an Dressur und Bewegung unter dem Reiter als eine bedauerliche Lücke in dem ostpreußischen Zuchtsystem zu bezeichnen sei. Dies geht übrigens auch aus der vorerwähnten Schrift des Herrn Plümicke hervor, in welcher bedauernd betont wird, daß die Trakehner Mutterstuten vor ihrer Einstellung, mit Ausnahme etwa der wenigen 3jährig als Hirtenpferde thätigen, keinerlei Prüfung auf Leistung zu bestehen haben, wie auch die als Hauptbeschäler benützten Halbbluthengste außer ihrer naturgemäßen Aufzucht vor ihrer Benutzung zur Zucht nur gerade notdürftig rittig gemacht werden und während ihres beschaulichen Beschälerlebens nur so viel Bewegung erhalten, als zur guten Verdauung des Futters notwendig. In Frankreich ist bekanntlich auch für die Halbblutzucht eine obligatorische Prüfung auf der Galop- bezw. Trabbahn eingeführt, und in Österreich-Ungarn wird die hierzu geeignete junge Aufzucht der Staatsgestüte dem k. k. Militär-Reitlehrer-Institute zur Prüfung in der Bahn und im Jagdfelde überwiesen. Es däucht mir, daß sich etwas Ähnliches auch in Deutschland anordnen lassen könnte. Speziell glaube ich, daß es im Bereich der Möglichkeit läge, das mustergültige Militär-Reitinstitut zu Hannover ebenso wie das Schwesterinstitut in Wien der Landespferdezucht dienstbar zu machen. Jedenfalls wird etwas geschehen müssen, um der Zucht nach Leistung mehr Geltung in Trakehnen zu verschaffen, denn bei dem bisher befolgten Systeme ist ein rapides Schwinden der Leistungsfähigkeit mit mathematischer Sicherheit vorauszusehen.

Eine gelungene Abbildung eines ostpreußischen Soldatenpferdes bringt Fig. 723.

Über den gegenwärtigen Standpunkt der ostpreußischen Landespferdezucht brachte das Januar-Heft der von mir herausgegebenen „Hippologischen Revue" folgende interessante Mitteilungen des Herrn General-Sekretärs C. M. Stoeckel:

In Rücksicht des Blutes repräsentirt das ostpreußische Pferd heute das edelste Halbblut, welches in Deutschland und darüber hinaus gezogen wird. Dank dem Frentzel'schen Stutbuche von Trakehnen können heute 17 bis 20 Generationen in ihrer Abstammung nachgewiesen werden, und liegt in diesem Nachweis der Zucht und in der homogenen Gestaltung derselben der Hauptwert des ostpreußischen Zuchtmaterials. Die zielbewußte Verwendung von Vollbluthengsten I. Klasse d. h.

Fig. 723.




Ostpreußisches Soldatenpferd.



Hannover,

Goldfuchshengst (amerikan. Vollblut) v. Hindoo a. d. Bourbon Belle. Sieger in vielen Rennen.

solcher, welche bei korrektem, zweckentsprechendem Exterieur Leistungen auf der Bahn aufzuweisen haben, hat dem ostpreußischen Pferd seine Leistungsfähigkeit erhalten und gesteigert, und hat sich dieses Blut in seiner weiteren Verzweigung zu einem homogenen konstanten Halbblut entwickelt. Nach diesem Grundsatz ist seit Lindenaus Zeiten in Trakehnen und im Lande gezüchtet, und dieser seit einem Jahrhundert eingehaltene Weg gibt dem ostpreußischen Zuchtmaterial den hohen Zuchtwert und macht dasselbe so geeignet für die verschiedensten Zuchtzwecke. Die Erfahrung lehrt überall, daß die schönen Formen, die man bei den heterogensten Kreuzungen in einzelnen Fällen erreicht, in der Weiterzucht ebenso schnell wieder verschwinden, und daß daher Tiere dieser Form für die Zucht wertlos sind. Dies der Grund, warum man in neuester Zeit aus vielen Ländern nach ostpreußischem Zuchtmaterial greift, sei es um diese Form weiter zu züchten, oder um früheren Kreuzungen mehr Leistungsfähigkeit zu geben. Namentlich suchen Nord- und Südamerika ostpreußische Hengste zu erwerben, wie sich überhaupt die Nachfrage nach bestem Zuchtmaterial nach außen in den letzten Jahren bedeutend gesteigert hat.

Die Pferdezucht ist in Ostpreußen mehr als in allen anderen Teilen Deutschlands Landespferdezucht geworden, weil die wirtschaftlichen Verhältnisse der Provinz für eine ausgebreitete Pferdezucht auch beim kleinen Grundbesitz geeignet sind. Die ostpreußischen kleinen Wirte haben Passion und Verständnis für Pferde, und bietet diese noch immer wachsende Verbreitung der Zucht in weiteste und kleinste Kreise die beste Gewähr für die Konstanz derselben.

Den Hauptabsatz sucht der ostpreußische kleine Züchter im Verkauf der Saugfüllen, also der Füllen im Alter von 6 bis 9 Monaten. Die Füllen der besten Zuchten werden meistens in der Provinz selbst zur Ergänzung der Jahrgänge in den Gestüten und zu Zuchtzwecken gekauft.

Die zweite Klasse bilden die Füllen, welche als Remonten für die Armee aufgezogen werden sollen. In Bezug auf diese Aufzucht herrscht eine gewisse Arbeitsteilung, indem viele Landwirte der Provinz, die selbst keine Pferde züchten, Füllen kaufen, um dieselben aufzuziehen und 3½ jährig an die Remontekommission zu verkaufen; andere große Züchter, die selbst züchten, kaufen Füllen zu, um ihre Remonteaufstellungen zu komplettiren und zu vergrößern. Auch diese Füllen werden in der Mehrzahl vorher und auf Stutenkonsignationstermine zu Preisen von 200 bis 300 Mark gekauft. Das Gros der Füllen kommt auf die Füllenmärkte, die im September in Gumbinnen, Darkehmen, Insterburg und Tilsit abgehalten werden. Gumbinnen ist der bedeutendste Markt, auf welchen 2000 bis 3000 Füllen zum Auftrieb kommen. Auch 2- und 3 jährige Füllen sind auf diesen

Märkten zu kaufen. Auswärtige Käufer thun gut, sich vorher den Beistand eines sachkundigen Mannes zu sichern.

Die preußische Armeeverwaltung läßt in Ostpreußen durch zwei Remontekommissionen, welche auf vorher bekannt gemachten, über den ganzen Bezirk verteilten Märkten, die 3 ½ jährigen Pferde ankaufen. Diese „Remonten" kommen sodann in die „Remontedepots", d. h. königliche Domänen, welche die Militärverwaltung für diesen Zweck gepachtet und eingerichtet hat. In diesen Depots verbleiben die Pferde ein Jahr und werden dann von hier aus im Alter von 4 ½ Jahren an die Regimenter verteilt. Die gleiche Einrichtung hat man in Bayern getroffen. Im ganzen preußischen Staate kaufen sieben Kommissionen jährlich ca. 7500 Pferde, davon 4700 bis 5000 allein in Ostpreußen. Die Preise dieser Pferde schwanken zwischen 500 und 1400 Mark. 1882 z. B. betrug der Durchschnitts-Ankaufspreis im ganzen Staate 683 Mark pro Pferd. Hannover, welches ja ebenfalls edle Halbblutzucht treibt, liefert sehr wenig Remonten; nächst Ostpreußen liefern Schlesien, Posen und Pommern die meisten Remonten, zusammen aber auch nur 1000 bis 1500 Stück. Bayern kauft durch eine besondere Kommission jährlich 800 bis 1000 Pferde in Ostpreußen, 3 ½ jährig, während Sachsen seine Kavalleriepferde volljährig ebenfalls hier kaufen läßt. Aus den eben mitgeteilten Zahlen über Umfang der Zucht ist ersichtlich, daß für Armeezwecke kaum der dritte Teil der jährlichen Produktion Verwendung findet und tritt daher ein sehr großer Teil 3 ½ jähriger Pferde in den Handel. Der größte Pferdemarkt in Ostpreußen ist der zu Wehlau Anfang Juli, auf welchen Markt neben vielem Ausschuß auch zahlreiches gutes Material zugeführt wird. Auf diesem Markt stehen 10 000 bis 11 000 Pferde zum Verkauf. Unter den 3 ½ jährigen Pferden, welche nicht Remonten geworden sind, findet sich sehr gutes Material zu Wirtschaftszwecken, und sind diese Pferde sehr preiswürdig zu kaufen. Man kann sich aus diesen Pferden sehr schneidige und tüchtige Gespanne und gute Reitpferde ausmustern. Die verschiedenen Pferdeausfuhrverbote haben den regelmäßigen Absatz dieser Altersklasse sehr gestört, und ist es auch zu wenig bekannt, daß man Pferde dieses Alters am billigsten kauft. Große Händler in Insterburg und Königsberg kaufen stets bessere Pferde auf und halten größere Aufstellungen während des ganzen Jahres, und sind hier gewöhnlich deutsche Händler die regelmäßigen Abnehmer.

Auch in Gestüten und auf Gütern sind sog. Handelspferde (Luxuspferde) käuflich, im großen und ganzen sind jedoch volljährige Pferde schwer zu haben.

Für Zuchtzwecke ist bestes Stutenmaterial relativ leicht zu kaufen, sei es als Füllen oder als volljährige Stute. Auf den Bezirksschauen des landwirtschaftlichen Centralvereins für Littauen und Masuren, welche Ende Mai und Anfang

Juni jeden Jahres stattfinden und deren Termin in dem Vereinsblatt „Georgine“, welche in Insterburg erscheint, bekannt gemacht werden, ist bestes Stutenmaterial im Alter von 1 bis 5 Jahren zu kaufen.

Nach Hengsten, welche in der Regel $3\frac{1}{2}$ jährig verkauft werden, ist in den letzten Jahren sehr starke Nachfrage eingetreten. Als Verkäufer stehen hier die Privatgestüte in erster Reihe. Weedern mit Szirgupoenen, Georgenburg, Popiollen, Buylien, Puspern, Althof-Insterburg, Kleszowen, Waldaukadel, Ballupoenen u. a. m. liefern jährlich zahlreiche Hengste für die preußischen Landgestüte und für das Ausland. Auch 2jährige Hengste sind fast immer zu kaufen. Die Preise für dieses beste Zuchtmaterial sind selbstredend sehr verschieden.

Die Form des ostpreußischen Pferdes hat sich in den letzten 20 Jahren mehr und mehr geändert. Die „leichten Ostpreußen“, von denen auch noch heute so viel geschrieben wird, treten mehr und mehr in den Hintergrund. Bessere Haltung und bessere Aufzucht haben das ostpreußische Pferd größer, stärker und frühreifer werden lassen, und ist heute ein Pferd mittlerer Klasse ein solches, welches seiner Form nach ein schönes, flottes und leistungsfähiges Reit- und Wagenpferd abgibt und gleichzeitig zu wirtschaftlichen Zwecken brauchbar ist.“

Das kürzlich erschienene 1. Heft des „Ostpreußischen Stutbuches für edles Halbblut“*) enthält das Nationale von 639 Stuten, welche bis zum 25. Mai d. J. durch die Gesamt-Kommission und die Bezirks-Kommissionen aufgenommen worden sind. Wie in der Vorrede ausgeführt wird, erfolgte die Aufnahme der ersten 464 Stuten, welche bis auf wenige Ausnahmen zu dem Bezirk des Gudwaller Stalles gehören, auf schriftlichen Antrag der Besitzer durch die Gesamt-Kommission am 8. März 1889, während von den Bezirks-Kommissionen auf den diesjährigen Bezirksschauen 175 Stuten aufgenommen wurden. Dieser Anfang muß der Zahl nach als ein außerordentlich günstiger bezeichnet werden, und die Namen der angeführten Gestüte und Züchter führen den Beweis, daß das ostpreußische Stutbuch schon in seinen Anfängen die Elite der ostpreußischen Pferdezucht enthält.

Schließlich werden wir bei der Beurteilung der ostpreußischen Pferdezucht nicht übersehen dürfen, daß die königliche Gestütsverwaltung darauf rechnet, jährlich 50 korrekte Hengste für die königlichen Landgestüte in Ostpreußen kaufen zu können und daß andere Provinzen, namentlich Westpreußen, Posen und Pommern jährlich ca. 900 bis 1000 edle gute Stutfüllen zur Auffrischung und Erhaltung ihrer Zucht aus dem ostpreußischen Zuchtgebiete beziehen.

---

*) Zu beziehen durch die Expedition der „Georgine“, J. G. Driest, Insterburg, Goldaperstraße.

Ostpreußens Nebenbuhlerin auf dem Gebiete der deutschen Halbblutzucht ist die Provinz Hannover.

Wie bekannt, bestieg der hannoverische Prinz Georg Ludwig im Jahre 1714 als Erbe der Königin Anna den englischen Thron. Seitdem ist Hannover bis 1837 stets von den englischen Königen regiert worden, ohne deshalb je einen integrirenden Bestandteil des britischen Reiches gebildet zu haben.

Die natürliche Folge dieses eigentümlichen Verhältnisses ward, daß der Geschmack für englische Pferde schon im vorigen Jahrhundert in Hannover zur Herrschaft gelangte. Der königliche Marstall enthielt stets einige vorzügliche Exemplare der englischen Vollblutrasse, unter welchen es auch Hengste gab, deren Benützung Privatzüchtern gestattet war. Im Jahre 1735 wurde jedoch ein besonderes Landgestüt in Celle errichtet, welches sich hauptsächlich in England, Mecklenburg und Holstein remontirte. Dieser Schöpfung der englischen Könige hat die hannoverische Pferdezucht ihren Weltruf zu verdanken.

Die Zucht wird nach den Mitteilungen des Landstallmeisters von Unger in Celle an all den Orten der Provinz betrieben, wo es gute Weiden gibt, also in den Niederungen an der Elbe, Weser, Ems und deren Nebenflüssen. Auf dem armen Haideboden der Landdrosteien Lüneburg und Stade hat die Pferdezucht dagegen keine große Bedeutung und ebenso werden in den hochkultivirten Teilen der Landdrosteien Hannover und Hildesheim nur wenige Pferde aufgezogen. Noch geringer ist die Zucht in der Landdrostei Osnabrück und am Harze, wohingegen dieselbe in Ostfriesland, sowie in den Ämtern Nienburg und Hoya große Bedeutung erlangt hat. Auch auf den leichteren Marschen im nördlichen Teile von Lüneburg, wo ausschließlich königliche Landbeschäler benützt werden, besonders in den Ämtern Winsen, Lüneburg, Blechede und Neuhaus züchten die Bauern viele und gute Pferde. Dasselbe gilt von der Gegend an der unteren Aller und Leine.

Der Schwerpunkt der hannoverischen Pferdezucht liegt sowohl quantitativ wie qualitativ in der Landdrostei Stade; speziell zeichnen sich die Elbe- und Wesermarschen durch die Produktion eines ebenso edlen wie starken Pferdes aus. Im sog. Alten Lande, im Amte Kehdingen, im Lande Hadeln und Wursten, besitzen die Pferde viel Masse, während die des Herzogtums Verden mehr durch Adel glänzen. Hier trifft man auch die schönsten Mutterstuten. Selbstverständlich werden in diesen Gegenden nur königliche Landbeschäler zur Zucht verwendet.

In der Landdrostei Osnabrück wo sei alter Zeit hauptsächlich Privathengste gedeckt haben, läßt die Zucht sehr viel zu wünschen übrig. Es ist dies der Produktionsort einer eigentümlichen, aus lauter Rappen bestehenden Rasse, dem sog. Drentherpferde, dessen Stammeltern holländische Hengste aus der niederländischen

Provinz Drenthe gewesen. Dieser Schlag versieht England mit Leichenpferden und ist Dank dieser Spezialität ein lohnender Exportartikel geworden.

In der Landdrostei Aurich (Ostfriesland) wird eine sehr intensive Zucht betrieben, jedoch haben die Landbeschäler daselbst nie recht Terrain gewinnen können. Gegenwärtig (1888) sind im Bezirke Aurich 64 zum Decken konzessionirte Privathengste aufgestellt.

Der lebhafte Verkehr, welcher zwischen Ostfriesland und Oldenburg stattfindet, hat naturgemäß die ostfriesische Zucht nicht unberührt gelassen; das Ziel derselben ist infolgedessen die Produktion eines starken Wagenpferdes mit mehr Masse als Adel geworden.

Die alljährlich in Aurich stattfindenden großen Pferdemärkte und Hengstkörungen gewähren dem Käufer und Pferdeliebhaber eine vortreffliche Gelegenheit, die dortige Zucht in ihren besten Produkten kennen zu lernen. Dies ist ein großer Vorteil, welcher in den übrigen fünf Landdrosteien nicht geboten wird. Der in ganz Hannover, mit alleiniger Ausnahme von Ostfriesland, herrschende Mangel an größeren Pferdemärkten nötigt den Käufer von Hof zu Hof zu fahren und nachzusehen, was die verschiedenen Ställe enthalten. Vorteilhaft für den Absatz können aber solche Verhältnisse unmöglich sein.

Größere Privatgestüte gibt es, mit der einzigen Ausnahme von Herrenhausen, in Hannover nicht, sondern liegt die Zucht beinahe ausschließlich in den Händen der Bauern.

Was das 2 km von der Stadt Hannover entfernt liegende Gestüt zu Herrenhausen betrifft, war dasselbe Eigentum der vormaligen Könige von Hannover, die daselbst auch ihre Sommerresidenz aufzuschlagen pflegten. Gegenwärtig gehört Herrenhausen dem jetzigen Herzog von Cumberland.

Dieses Gestüt befaßt sich mit der Züchtung zweier sehr interessanter Familien: die Weißgeborenen und die Isabellen. Erstere wurde unter König Georg II. (1730—1740) auf dem früheren königlichen Gestüte Memsen ins Leben gerufen. Der ursprüngliche Stamm verdankte seine Entstehung dem Schimmelhengste Augustus V., einem 1730 aus England importirten Berberhengste „Le barbe blanc“, einer von einem braunen Berberhengste Namens Cæsar gezogenen Grauschimmelstute des Reitschlages und einigen sehr lichten Schimmel- und Isabellenstuten. Hierzu kamen später noch etliche durch Kauf oder Tausch angeschaffte dänische Stuten. Die angestrebte schneeweiße Farbe wurde jedoch erst nach langjährigen Bemühungen erzielt und dauernd fixirt.

Obgleich Augustus V. als Stammvater der weißgeborenen Schimmelfamilie angegeben wird, haben doch die in dem damaligen dänischen Gestüte Fredriksborg

angekauften weißgeborenen Hengste viel zur Fixirung der gewünschten Rasseeigentümlichkeit beigetragen. Dies gilt besonders von dem dänischen Hengste „Le Blanc“, welcher, im Jahre 1746 nach Memsen gekommen, dort die ersten Weißgeborenen von reiner Schimmelfarbe erzeugte. Ehrende Erwähnung verdienen auch die dänischen Hengste „Fredriksborg“ und „Fredriksborger“, von welchen letzterer sehr lange in Herrenhausen als Deckhengst in Verwendung gestanden.

Das Gestüt zu Memsen wurde im Jahre 1838 aufgelöst und dessen Zuchtmaterial nach Neuhaus gebracht. Als aber auch dieses Gestüt sechs Jahre später zur Auflösung gelangte, kamen sämtliche Pferde nach Herrenhausen, wo die Zucht noch heutigen Tages, wenn auch in sehr beschränktem Umfange, aufrecht erhalten wird.

Gegenwärtig sollen nur mehr 5 Mutterstuten vorhanden sein. Dieselben werden alljährlich von einigen der in den Dienststallungen gehaltenen Hengste derselben Abstammung gedeckt.

Die weißgeborenen Schimmel haben eine rosagefärbte zarte Haut und schwarze Augen. Ihre Größe schwankt zwischen 160 und 164 cm. Die äußeren Umrisse sind edel und zeigen eine auffallende Familienähnlichkeit. Der etwas lange Hals trägt einen hübsch geformten Kopf; leider ist der Rücken häufig gesenkt und die Gurtentiefe sowie die Hinterhand nicht mächtig genug. Die Gliedmaßen dagegen geben selten Anlaß zu tadelnden Bemerkungen; auch zeigen die Pferde im Gange einen erhabenen, vornehmen Tritt.

Diese Schimmel und Isabellen wurden vordem zu Galaauffahrten benutzt, bei welchen Gelegenheiten sie in ihrem roten Geschirre einen sehr bestechenden Eindruck machen. Die Fürsten des Welfenhauses hielten auch so große Stücke auf ihre Herrenhauser Staatspferde, daß die nicht mehr diensttauglichen Exemplare dieser Schläge nicht verkauft, sondern getötet wurden. Die preußische Sequesterverwaltung hält es hiermit ebenso. Die Zucht in Herrenhausen besteht somit gegenwärtig ohne irgend welchen eigentlichen Zweck.

Die Isabellenfamilie stammt von Hengsten und Stuten spanischer Rasse her, jedoch dürfte dieselbe auch neapolitanisches Blut in ihren Adern haben.

Ein in hippologischer Hinsicht interessantes Faktum ist, daß die in sehr großer Ausdehnung betriebene Familienzucht in Herrenhausen ebensowenig wie in Kladrub schwächend auf die Fruchtbarkeit der Gestütspferde eingewirkt hat.

Die hannoverischen Bauern verwenden ihre Mutterstuten zur Ackerarbeit. Gewöhnlich wird die Stute vom Bauer oder dessen Söhnen gepflegt und gefahren. Diese Sitte bringt den unschätzbaren Vorteil mit sich, daß die Stuten nicht in die Hände roher Knechte kommen und infolgedessen ein verhältnismäßig wertvolles Stutenmaterial sowohl zur Zucht als auch zur Arbeit benutzt werden kann. Da-

gegen ist der Bauer nur ausnahmsweise in der Lage, sich mit der Aufzucht seiner Fohlen zu befassen. Er sieht sich daher meistens genötigt, dieselben schon als Saugfohlen an die Händler abzugeben. Diese Verhältnisse haben einen sehr lebhaften Handel mit Saugfohlen ins Leben gerufen, welcher besonders in den ackerbautreibenden Gegenden im Schwung ist, wohingegen die Fohlen in den mit guten Weiden versehenen Landesteilen Kehdingen, Hadeln und Ostfriesland bis zum Alter von 3 Jahren bei ihren Besitzern verbleiben. Die größte Ausdehnung hat der Fohlenhandel in den besseren Zuchtdistrikten an der Elbe, Weser, Aller und Leine erhalten. Bis in neuester Zeit wurden vorzugsweise die Hengstfohlen verkauft, die wertvolleren Stutenfohlen aber zur Ergänzung des Stutenstammes behalten. Der bessere Züchter wenigstens betrachtete es als eine Ehrensache, gute Stutfüllen nicht fortzugeben, und eine bewährte Zuchtstute zu verkaufen, galt als eine wahre Schande. In den letzten Jahren aber hat der früher unerhörte Verkauf weiblichen Zuchtmaterials stetig zugenommen. Wie der Landstallmeister von Unger in der vorjährigen Winter-Versammlung des Centralausschusses der königlichen Landwirtschafts-Gesellschaft, Centralverein für die Provinz Hannover, mitgeteilt, ist nachgewiesenermaßen zur Zucht geeignetes oder wahrscheinlich zur Zucht geeignet werdendes weibliches Material (ungeeignetes ist außer Rechnung geblieben) in der Zeit vom 1. Juli 1886/87 und 1887/88 aus den königlichen Deckstationen der Provinz verkauft worden:

| Jahr | Stutfüllen | | | Stuten | | Summa |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | Saug- | 1 jähr. | 2 jähr. | 3 jähr. | 4- u. mehrj. | |
| 1886/87: | 121 | 33 | 22 | 98 | 170 | 444 |
| 1887/88: | 126 | 21 | 21 | 83 | 158 | 409 |
| Summa: | 247 | 54 | 43 | 181 | 328 | 853 |
| | | | | 509 | | |

Daß die hannoverische Pferdezucht so viel geeignetes weibliches Material ohne Nachteil entbehren könnte, erscheint zum mindesten sehr zweifelhaft.

Die Mehrzahl der zum Verkauf aufgestellten hannoverischen Fohlen wandert nach Mecklenburg, Sachsen, Thüringen und dem skandinavischen Norden. Die in Ostfriesland aufgezogenen volljährigen Pferde werden dagegen vielfach nach England und Frankreich verkauft. Der Leser möge jedoch hieraus nicht den Schluß ziehen, daß die hannoverische Aufzuchtsmethode als Muster für andere Länder hingestellt zu werden verdiene. Dies ist keineswegs der Fall. Im Sommer fehlt es an Hafer als Zugabe zum Weidefutter, im Winter ist die Fütterung sehr extensiver Art und genügende Bewegung im Freien wird den jungen Tieren auch nicht

gegönnt. Die natürliche Folge hiervon ist, daß die Pferde vielfach einen losen schwammigen Knochenbau erhalten haben und außerdem einen bedenklichen Mangel an Härte und Ausdauer zeigen.

Ostfriesland hat von jeher eine hippologische Ausnahmsstellung eingenommen. Im Mittelalter wurde dort ein starkes, schweres Streitroß gezogen, das allmählich die Form eines stattlichen Karrossiers angenommen hat. Daß die Provinz ihrer Pferdezucht schon in älterer Zeit eine sorgfältige Pflege hat angedeihen lassen, beweist unter anderem die im Jahre 1755 erschienene Körordnung, laut welcher kein untauglicher, von der Körungskommission zurückgewiesener Hengst zur Zucht verwendet werden durfte. Im Zusammenhang mit dieser mehrfach verbesserten, zuletzt im Jahre 1876 neu erlassenen Körordnung stand und steht noch heute eine liberale Prämiirung, die von großem Nutzen gewesen ist. Ostfriesland empfing früher gar keine Landbeschäler aus Celle, sondern hielt eigene Beschäler. In neuerer Zeit sind jedoch auch in Ostfriesland mehrere Beschälstationen errichtet worden. Alle diese Maßregeln haben dazu beigetragen, die Zucht in Ostfriesland zu heben, und da nun auch die Absatzverhältnisse durch den alljährlich im Januar zu Aurich stattfindenden großen Hengstmarkt wirksam gefördert werden, nimmt Ostfriesland, was die Pferdezucht betrifft, thatsächlich noch immer einen bevorzugten Standpunkt ein.

Trotzdem läßt die Zucht auch in Ostfriesland manches zu wünschen übrig. Dies gilt ganz besonders mit Bezug auf die Anwendung von Kraftfutter. Gute Weide und Heu — mehr glaubt der ostfriesische Züchter sei für die ungestörte Entwicklung seines Fohlens nicht erforderlich. Mit der Arbeit wird schon im Herbste des zweiten Jahres begonnen. Ist das junge Tier 3 Jahre alt, so wird es zu allen vorkommenden Arbeiten verwendet. Auch die Hufpflege war bis in die neueste Zeit sehr mangelhaft, jedoch scheint durch Prämiirung geschickter Hufschmiede hierin nun eine Wendung zum Besseren eingetreten zu sein.

Diese Schilderung der Zuchtverhältnisse in Hannover würde eine bedenkliche Lücke aufweisen, wenn ich das Landgestüt zu Celle, dem die hannoverische Pferdezucht unstreitig in erster Reihe die hohe Stufe ihrer Entwicklung verdankt, mit Stillschweigen überginge.

Das Gestüt Celle wurde im Jahre 1735 unter der Regierung des Königs und Kurfürsten Georg II. gegründet. Die erste Aufstellung bestand aus 12 holsteinischen Hengsten. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war das Landgestüt aber schon im Besitz von 90 Hengsten. Die meisten derselben dürften wohl Mecklenburger gewesen sein, obgleich man zu jener Zeit auch begann, englisches Vollblut zur Zucht zu verwenden. Während der nun folgenden Kriegsjahre wurde

sowohl das Gestüt als die aufblühende Landespferdezucht teilweise vernichtet und erst im Jahre 1816, als der spätere Oberlandstallmeister H. von Spörcken die Leitung des Celler Landgestütes übernahm, begann ein neuer Aufschwung. Zwei Jahre später zählte man in Celle bereits 110 und 1839 schon 120 bis 130 Beschäler, unter diesen 26 gute Vollbluthengste. Besondere Verdienste um die Hebung des Landgestütes, wie überhaupt der hannoverischen Pferdezucht, erwarb der 1837 zur Regierung gelangte König Ernst August. Dieser König, welcher Herrn von Spörcken junior mit der Leitung des Landgestütes betraute, brachte die Zahl der Beschäler allmählich auf 220 Stück. Wie Herr von Unger in seiner interessanten Schrift „Die Pferdezucht der Provinz Hannover" mitteilt, war das Bestreben der Landgestütsverwaltung und ihrer Organe nun vornehmlich dahin gerichtet, das in Hannover erzeugte, gute und der Abstammung nach bekannte Stutenmaterial im Lande zu erhalten und so allmählich einen Stamm rationell und edel gezüchteter Mutterstuten zu bilden, in welchem die gewünschten und erzielten Eigenschaften derart sich befestigt haben, daß aus dieser Zucht hervorgegangene Hengste und Stuten die Garantien guter Weitervererbung nach Exterieur und Abkunft gewähren.

In diesem Sinne wirkte Oberlandstallmeister von Spörcken bis zu seinem 1869 erfolgten Tod und nach ihm der jetzige Dirigent Landstallmeister von Unger.

Ob das Celler Landgestüt seit der Einverleibung des Königreichs Hannover in den preußischen Staat zurückgegangen oder nicht, ist eine Frage, die sich nicht so ohne Weiteres beantworten läßt. Daß nach 1866 ein Rückschritt in sowohl qualitativer als quantitativer Hinsicht eingetreten, dürfte wohl kaum bestritten werden können, jedoch scheint dieser Niedergang nur vorübergehend gewesen zu sein und Celle, Dank der eifrigen Bemühungen seines jetzigen Dirigenten, bereits gegen Ende der Siebziger Jahre wieder die frühere Höhe erreicht zu haben.

Als ich Celle im Jahre 1876 besuchte, gefiel mir die damalige Aufstellung durchaus nicht. Mein über dieselbe in der schwedischen Sportzeitung „Tidning för Hästvänner" gefälltes Urteil lautete folgendermaßen: „Was Celle eigentlich produziren will, wurde mir nicht klar. Die Mannigfaltigkeit der in den Ställen des Landgestütes aufgestellten Typen deuten meiner Ansicht nach darauf hin, daß es an einem festen Plan bei den Ankäufen und der Verwendung der Hengste fehle, denn der Stutenstamm in dem kleinen Lande ist sicher nicht von so großer Verschiedenartigkeit, daß sich die bunte Zusammensetzung des Landgestütes dadurch erklären oder rechtfertigen ließe. Außerdem behaupte ich mit größter Bestimmtheit, daß kaum ein Drittel der in Celle vorhandenen Beschäler vor den Augen eines kritischen Fachmannes Gnade finden würde. Daß die neuesten Erwerbungen des

Gestütes unbedingt als die schlechtesten bezeichnet werden müssen, ist ebenfalls eine Thatsache, die zum Nachdenken herausfordert. Ich glaube kaum versichern zu brauchen, daß ich bei meinem Besuche in Celle auf keinen so ungetrübten Genuß zählte, wie ihn die Besichtigung der französischen Landgestüte St. Lô und Le Pin jedem Pferdekenner gewährt. Einen einigermaßen egalen Hengstebestand und deutliche Anzeichen eines rationellen Zuchtsystems, glaubte ich aber dennoch in einem Landgestüte, das die Zucht in einem mit hippologischen Traditionen gesegneten Lande fördern soll, erwarten zu dürfen."

Inwiefern sich die hier geschilderten Verhältnisse seit 1876 verbessert haben, vermag ich leider nicht auf Grund persönlicher Beobachtungen anzugeben. Es scheint aber in neuester Zeit ein ganz bedeutender Aufschwung eingetreten zu sein, denn der mehrfach zitirte französische Gestütsbeamte Mons. de Cormette, dessen Urteil ich sehr hochstelle, äußert in seinem „Rapport sur une mission hippique en Allemagne": „Das Landgestüt in Celle, dessen Aufstellung aller Wahrscheinlichkeit nach die beste von allen ist, besitzt eine große Anzahl vorzüglicher Beschäler Trakehner- oder ostpreußischer Zucht. Speziell verdienen die Hengste des Wagenschlages, lauter große und gut fundamentirte Karrossiers mit imposanten Linien und einem sehr einnehmenden Exterieur, besonders hervorgehoben zu werden." Hengste dieses Typus waren 1876 nur in sehr geringer Zahl vorhanden. Es scheint also Herrn von Unger thatsächlich gelungen zu sein, Celle wiederzugeben, was es durch die Einverleibung mit Preußen verloren.

Nach Schlägen verteilte sich der Bestand vor etlichen Jahren folgendermaßen:

| | | |
|---|---|---|
| I. | Leichter Reitschlag mit . . . . . | 17 Hengsten |
| II. | Leichter Wagenschlag mit . . . . | 32 „ |
| III. | Starker Reitschlag mit . . . . . | 93 „ |
| IV. | Starker Kutsch- und Arbeitsschlag mit | 45 „ |

Von diesen Beschälern waren 25 Voll- und 162 Halbblut.

Zur Zeit besitzt das Landgestüt Celle 205 Beschäler (1877: 194), worunter 13 Voll- und 192 Halbbluthengste; davon sind geboren in Hannover 167 (aus dem Gestüt Herrnhausen 11), anderen preußischen Provinzen 12, Mecklenburg 13, England und Frankreich 7 (darunter 6 Vollblut). Kaltblütige Hengste sind nicht vorhanden. — Unter den in der Provinz gezogenen 167 Hengsten befinden sich 33 Nachkommen des Halbbluthengstes „Norfolk", 28 von „Schlütter", 14 von „Jason", 13 von „Flick" u. s. w.; vom Vollbluthengst „Kentucky" 3 Söhne.

Es sind vorhanden an Hengsten:

a. dem Alter nach:

| | | |
|---|---|---|
| von 20 bis incl. 24 Jahren . . . | 12 | Hengste, |
| „ 16 „ „ 20 „ . . . . . | 38 | „ |
| „ 11 „ „ 15 „ . . . . . | 45 | „ |
| „ 5 „ „ 10 „ . . . . . | 88 | „ |
| 4jährige . . . . . . . . . | 15 | „ |
| 3jährige . . . . . . . . . | 7 | „ |
| Zusammen . | 205 | Hengste. |

b. der Größe nach (Stockmaß):

| | | |
|---|---|---|
| von 156 bis 160 cm . . . . . | 16 | Hengste, |
| „ 160 „ 165 „ . . . . . | 111 | „ |
| „ 165 „ 170 „ . . . . . | 63 | „ |
| „ 170 „ 175 „ . . . . . | 13 | „ |
| über 175 „ . . . . . | 2 | „ |
| Zusammen . | 205 | Hengste. |

c. dem Gewichte nach in Pfund:

| | | |
|---|---|---|
| von 1000 bis 1050 Pfd. . . . . | 12 | Hengste, |
| „ 1050 „ 1100 „ . . . . . | 22 | „ |
| „ 1100 „ 1150 „ . . . . . | 43 | „ |
| „ 1150 „ 1200 „ . . . . . | 47 | „ |
| „ 1200 „ 1250 „ . . . . . | 40 | „ |
| „ 1250 „ 1300 „ . . . . . | 25 | „ |
| „ 1300 „ 1350 „ . . . . . | 11 | „ |
| über 1350 „ . . . . . | 5 | „ |
| Zusammen . | 205 | Hengste. |

Von den im Anfang des Jahres 1888 vorhandenen Hengsten haben 207 auf Stationen gestanden und im Ganzen 11 598 Stuten (201 Stuten weniger als 1887) gedeckt.

Nach den Klassen geordnet, wurden die Hengste in 1888 in folgender Weise benutzt:

| | Hengste. | Deckgeld M. | Stuten. | Stute à Hengst. |
|---|---|---|---|---|
| 11 | Vollbluthengste | 17,— | 391 | 35,55 |
| 55 | Halbbluthengste | 12,50 | 3563 | 64,38 |
| 102 | „ | 9,50 | 5715 | 56,03 |
| 39 | „ | 6,50 | 1929 | 49,46 |

Es ergibt sich daraus, daß wieder die besten und zugleich teuersten Halbbluthengste am meisten in Anspruch genommen wurden.

Der Nachweis der Abkunft wird seitens des Landgestüts auf Grund genau geführter Register mittelst eines Abstammungs- und Geburts-Certifikates — den sog. Füllenschein — für jedes von einem Königlichen Hengste erzeugte Füllen gegeben. Dieser Füllenschein enthält ein auf Pflicht und Diensteid genau angegebenes Signalement des betreffenden Füllens nach Haar und Abzeichen, den Nachweis der Abkunft durch so viele Generationen als amtlich feststeht, und das Datum der Geburt. Für Füllen von Vollbluthengsten werden diese Füllenscheine in blauer Farbe, für Füllen von Halbbluthengsten ꝛc. und Stuten nachgewiesener Abkunft in roter Farbe, für Füllen von Halbbluthengsten ꝛc. und Stuten unbekannter Abkunft in weißer Farbe ausgegeben.

Was nun schließlich den Zucht- und Gebrauchswert des hannoverischen Pferdes betrifft, so gehen die Ansichten hierüber sehr auseinander. Eine unbestrittene Autorität, Oberlandstallmeister Graf Lehndorff, äußerte z. B. während der Verhandlungen der Kommission zur Förderung der Pferdezucht in Preußen im Monat Mai 1881: „Das im Hannoverischen aufgezogene Pferd könne, trotz der Zuführung des Vollbluts, nicht so zäh und ausdauernd werden wie das littauische. Dieses sei Höhenpferd, das hannoverische aber Niederungspferd.“ Sogar der jetzige Dirigent von Celle, Landstallmeister von Unger, sah sich im Verlauf genannter Verhandlungen genötigt zuzugeben, „daß es im wesentlichen begründet sei, wenn man den in Hannover aufgezogenen Pferden den Vorwurf der Weichheit mache. Man habe diesen Fehler auch bereits anerkannt und deshalb würden die Produkte der dortigen Pferdezucht schon als Saugfohlen nach anderen Landesteilen verkauft, welche, wie besonders Mecklenburg und auch Sachsen, mehr für die Aufzucht geeignet seien. Die Weichheit liege nicht im Blute, sondern im Klima, Boden und Futter der Gegend der Aufzucht.“

In einem an den Königlichen Staatsminister und Minister für Landwirtschaft gerichteten Schreiben vom 20. April 1881 erklärt die Hauptdirektion des landwirtschaftlichen Provinzialvereins für die Mark Brandenburg und die Niederlausitz: „daß der Ankauf von Hengsten hannoverischer Zucht und die Einstellung derselben hauptsächlich in dem Landgestüte der Provinz Brandenburg der märkischen Pferdezucht schade und daß deshalb mit allen zu Gebote stehenden Mitteln auf Abstellung dieser als Kalamität empfundenen Verhältnisse hingewirkt werden müsse. Man halte in der Mark Brandenburg das hannoverische Pferd wohl für ein gutes Handelspferd, glaube auch, daß in Hannover rationelle, edle Pferdezucht betrieben werde, aber das Produkt derselben, das hannoverische Pferd, meistens in Marsch-

gegenden gezogen, erscheine zu weich, des nötigen Nervs entbehrend, häufig charakterlos, zwar manches an Masse und Formen bietend, aber den Anforderungen, welche man an das muskulöse, zähe und ausdauernde märkische Pferd stellt und bei den besonderen Verhältnissen der brandenburgischen Wirtschaften auch landwirtschaftlich in den meisten Teilen der genannten Provinz stellen müsse, als Vaterpferd durchaus nicht entsprechend. Da nun auch die Berichte der Kommandeure der Kavallerie- und Artillerieregimenter über das hannoverische Pferd, besonders nach dem Kriege gegen Frankreich, vielfach ungünstig lauteten, dagegen aber die Zähigkeit und Ausdauer des preußischen und märkischen Pferdes rühmend hervorgehoben wurden, so fürchte man bei einer dauernden Vermischung der märkischen Pferde durch Hannoveraner, daß der gute Ruf der märkischen Remonte verloren gehen könne."

G. Schwarznecker schreibt in seinem vorzüglichen Werke „Die Pferdezucht" im Kapitel „Rassen des Pferdes, Züchtung, Haltung, Pflege und Erziehung" Seite 92: „Die Remontekommission kauft 800—1000 Stück Pferde für die Armee in Hannover auf.*) Im allgemeinen tadelt man an diesen Pferden eine späte Reife, die sie nicht gut vor dem 6. bis 7. Jahre für scharfen Gebrauch geeignet erscheinen läßt, und stimmen allerdings vielfach die Beobachtungen aus den letzten Feldzügen in diesen Tadel ein; vorzugsweise trifft er wohl die in den tiefer gelegenen Marschgegenden aufgezogenen, mehr extensiv ernährten Tiere, weniger die auf der sog. Geest aufgewachsenen."

Ein ähnliches Urteil finden wir in Heinrich von Nathusius bekannter Arbeit „Über die Lage der Landespferdezucht in Preußen". Es heißt dort: „Das hannoverische Pferd war bei unserer Ankaufskommission früher nicht sehr beliebt; es galt für nicht leicht zu dressiren und für weichlich sowohl in den Depots als in den Regimentern."

Im „Sporn" vom 22. Januar 1876 wird in einem längeren, sehr beachtungswerten Beitrag zur Landespferdezucht, folgendes über Hannovers Zuchtverhältnisse geäußert: „Mißgriffe sind bei Sondirung und Übernahme der ländlich-sittlichen Zuchtverhältnisse nicht zu vermeiden gewesen. Man hat einen ausgezeichnet besetzten Landgestütsstall in der Qualität herabkommen lassen, einzuwirken gesucht auf die Zuchtrichtung, der von militärischer Seite her nach den Erfahrungen des Krieges von 1870 und 71 kein sonderliches Zeugnis gestellt wurde, den Markt in mancher Beziehung beschränkt, indem man die fremden Käufer durch vexatorische Anord-

*) Im Jahre 1887 jedoch nur 410 Stück, darunter 44 volljährige, obwohl der Remonte-Ankaufs-Kommission 2493 Pferde vorgeführt wurden.

nungen bis zum vorjährigen Erlaß des Ausfuhrverbots verscheucht hat und auch im Anfang lokale Maßnahmen getroffen, wie Verkürzung der gewohnten Prämiirungen, wovon mit Sicherheit anzunehmen, daß Mißtrauen in die Bevormundung der neuen Gestütsverwaltung sich erheben würde."

Und an anderem Orte in demselben Artikel:

„Hannover züchtet ein massigeres, in den Formen platteres, längeres, loseres Pferd von praktischer, doch wenig accentuirter Gangart und einem phlegmatischeren Temperament, wie zum Armeebedarf wünschenswert erscheint. Man experimentirt feiner und edler zu werden, dabei versagt jedoch die sog. Salzweide, die Niederung, ohne gehörige Körnerzulage zum Futter, das chemische Substratum zur geschlosseneren und festeren Textur und aus dem Versuche resultirt ein irreguläres und unwirtschaftliches Produkt."

In den Verhandlungen der Kommission zur Förderung der Pferdezucht in Preußen im Monat April 1888 wird dem gegenwärtigen Standpunkte der hannoverischen Zucht ebenfalls kein besonderes Lob gezollt. So äußert z. B. Herr Landrat v. Oertzen: „In Hannover standen unter dem alten Landstallmeister von Spörken vor etwa 30 Jahren 52 Vollbluthengste, jetzt stehen dort nur 12 Vollbluthengste; das ist doch ein wesentlicher Rückgang. Vor 30 Jahren wurde das hannoverische Pferd als ein in jeder Beziehung brauchbares überall gerühmt; wenn man jetzt von den hannoverischen Pferden spricht, so sagt man: es ist eigentlich ein etwas weiches, langsames, nicht sehr brauchbares Tier, und dies kann doch nur dadurch gekommen sein, daß nicht so viel edles Material in der Provinz Hannover verwendet wird wie früher."

Anderseits vernimmt man auch hier und da günstige Urteile über das hannoverische Pferd. Herr v. Simpson-Georgenburg z. B. verleiht in den vorerwähnten „Verhandlungen" der Ansicht Ausdruck, daß man die Leistungsfähigkeit des hannoverischen Pferdes mit Unrecht bestreite. Wenn man in Betracht ziehe, daß Seine Majestät der deutsche Kaiser seit Mitte der Sechziger Jahre mehrere in Hannover geborene Pferde — wie Sedan, Faust, Gravelotte und Gladiator — als Leibreitpferde benutzt habe, werde man auch den Produkten der hannoverischen Zucht die Leistungsfähigkeit nicht absprechen können.

Mit noch größerer Wärme tritt der Rittmeister Graf Klinkowström für die Leistungsfähigkeit der hannoverischen Pferde ein. Derselbe teilt mit, daß die erste Eskadron des 20. Dragonerregiments nach der Schlacht an der Lisaine am 20. Jan. 1871 bei Glatteis und Schnee 14 Meilen in 12½ Stunden ohne zu füttern zurückgelegt habe. Am folgenden Tage habe die Eskradron an einem kleinen Gefecht teilgenommen und dann wieder 13 Meilen in 12 Stunden zurückgelegt, trotz Eis

und Schnee. Obgleich also die Pferde an zwei Tagen nur ein Nachtquartier und einmal Futter erhalten hätten, sei doch kein Pferd liegen geblieben, die Eskadron habe vielmehr am 22. Januar weitermarschiren können. Die Eskadron habe damals zwei Drittel hannoverische Pferde gehabt. Nach langjähriger eigener Erfahrung könne er demnach die Kritik über die geringe Leistungsfähigkeit der hannoverischen Pferde nicht bestätigen.

Wie geneigt wir aber auch sein mögen, diesen für die Leistungsfähigkeit des hannoverischen Pferdes zeugenden Thatsachen die größtmögliche Bedeutung zuzuerkennen, werden wir uns dennoch nicht ganz von der Grundlosigkeit der entgegengesetzten Anschauungen überzeugt fühlen. Es läßt sich eben das Faktum nicht aus der Welt schaffen, daß das hannoverische Pferd ein Produkt der Niederung ist und den Charakter eines Niederungspferdes um so weniger wird abstreifen können, als die, von dem ausgleichenden Effekt der Kraftfuttermittel nur wenig Gebrauch machende, landesübliche Aufzuchtsmethode nicht geeignet erscheint, auf der Niederung ein hartes, ausdauerndes Pferd zu erzeugen. Und da nun außerdem, wie Herr von Unger mitteilt, sehr viele der in Celle stehenden Hengste von hannoverischen bäuerlichen Züchtern gezogen sind, die zur Zucht benutzten Stuten aber mit wenigen, gar nicht in Betracht kommenden Ausnahmen, im Lande geboren und aufgezogen wurden, läßt sich schwer absehen, wie die vom hannoverischen Landstallmeister hervorgehobene Thatsache, daß „die Produkte der dortigen Pferdezucht schon als Saugefohlen nach anderen Landesteilen, welche, wie besonders Mecklenburg und auch Sachsen, mehr für die Aufzucht geeignet seien, verkauft würden“, korrigirend auf die Beschaffenheit des hannoverischen Pferdes einwirken könnte. Die in Hannover geborenen, aber anderswo aufgezogenen Pferde sind eben keine Hannoveraner mehr. Wenn die genannten Leibreitpferde Seiner Majestät des hochseligen deutschen Kaisers als lebende Beweise für die Ausdauer des hannoverischen Pferdes gelten sollen, müßte also auch nachgewiesen werden, daß dieselben bis zur erlangten Reife in Hannover verblieben sind. Allerdings wäre das Beweismaterial auch in diesem Falle nicht reichhaltig genug, um das hannoverische Pferd von dem ihm anhaftenden Verdachte der Weichheit zu befreien.

In dem Nachbarlande **Oldenburg** wird ebenfalls eine blühende Pferdezucht betrieben.

In einer von Herrn L. Hofmeister im Jahre 1885 herausgegebenen Arbeit: „**Die Pferdezucht des Herzogtums Oldenburg** 1583—1884“ wird mit Bezug auf den Ursprung des heutigen Oldenburgers mitgeteilt, daß Graf Anton Günther von Oldenburg, welcher von 1603—1667 regierte, der Gründer der oldenburgischen Zucht gewesen. Unter diesem Regenten wurden vorzügliche Pferde,

namentlich Hengste, aus Neapel, Spanien, der Türkei, Tartarei und England nach Oldenburg eingeführt, jedoch hat keiner derselben einen Namen in den Annalen der Landespferdezucht hinterlassen. Später nahm die Pferdezucht wieder ab, so daß die oldenburgischen Pferde ihren noch im 18. Jahrhundert, namentlich in Italien, Frankreich und Brabant erhaltenen Ruf nahezu gänzlich einbüßten. Diese bedauerliche Thatsache veranlaßte die Regierung, im Jahre 1819 dem Verfalle der Pferdezucht durch Körung der Hengste und Prämiirungen Einhalt zu thun. Um dieselbe Zeit (1820) wollte ein glücklicher Zufall, daß die Pferdehändler Stäve und Brandes aus Braunschweig einen in England geborenen, schon älteren, kastanienbraunen Hengst einführten, der die beiden Hengste Neptun und Thorador I., die Stammväter der besten Familien in den Marschen, erzeugte. Neptun, geb. 1821, zeugte den Heros, und dieser den nach dem Besitzer genannten Hengst Martens, dessen Sohn, Landessohn, gegen 1500 lebende Füllen produzirt hat. Thorador I. dagegen zeugte den Hubertus, dessen Sohn Alcibiades als der beste Hengst seiner Zeit gepriesen wird. Welcher Rasse der Stäve'sche Hengst angehörte, läßt sich nicht mit Sicherheit nachweisen. Man weiß nur, daß er 1806 geboren war und eine schöne kastanienbraune Farbe gehabt. Aller Wahrscheinlichkeit nach war er ein Sprößling der alten Clevelandrasse.

Auch in neuerer Zeit sind einige Yorkshire- oder Clevelandhengste nach Oldenburg eingeführt worden. Unter diesen wird ein Hengst Namens Astonishment genannt, der im Jahre 1844 den sehr geschätzten Beschäler „Der Nobele“ erzeugte, und 1849 importirten die Herren Lübbe 4 englische Hengste, von welchen „Duke of Cleveland“, br. Hengst, geboren 1846 von Magistrate aus einer Conqueror-Stute, sowie Luks-All, br. Hengst, geboren 1846 von Präsident aus einer Godolphin-Stute, eine vorzügliche Nachkommenschaft geliefert haben. Außer diesen Hengsten haben noch einige importirte Beschäler edler Gattung der oldenburgischen Pferdezucht großen Nutzen gebracht. Dies gilt besonders von einem aus dem Sennergestüte stammenden Halbbluthengste von Brother to Rostrup (Vollblut) und einer Sennerstute (Vater des Nelson, Nathan 2c.), einem Sohne des Celler Landbeschälers Boradil und dem Prämienhengste Graf Wedel. Abgesehen von diesen Kreuzungen, sind die oldenburgischen starken Wagenpferde der Marsch ein Produkt zielbewußter Inzucht.

Als die Nachkommen des Stäve'schen Hengstes Gegenstand besonderer Nachfrage wurden, begann man auch in Oldenburg größeren Wert auf die Abstammung der Pferde zu legen. Infolgedessen ist im Jahre 1862 ein Stammregister für das hauptsächlich in den Ämtern Elsfleht, Brake, Ovelgönne und Stollhausen gezüchtete starke Wagenpferd angelegt worden. Die in diesem Register eingetra-

genen Tiere werden an dem rechten Schenkel mit dem Brandzeichen I mit Krone darüber versehen.

Der im Oldenburgischen gebräuchliche Zuchtbetrieb ist nach L. Hofmeister folgender: Die Stuten werden bis kurz vor der Geburt des Füllens und schon 8—14 Tage nach derselben zur Feldarbeit gebraucht. Sie kommen, wenn das Wetter gut ist, schon im März und April täglich einige Stunden auf die Weide und gehen dort vom Mai bis November Tag und Nacht. Die Füllen werden meistens im September und Oktober, etwa im Alter von 5 Monaten, abgesetzt, und diejenigen, welche nicht als Saugfüllen ins Ausland gehen, entweder im Stalle angebunden oder noch häufiger je 2 oder 3 zusammen in eine Box gebracht. Anfangs erhalten sie neben Heu 2½—3 Kilo Hafer und etwas Brot oder Möhren, später bei mehr Heu und etwas Bohnenschrot nur etwa 2—2½ Kilo Hafer. Schon Mitte April, wenn die Witterung günstig ist, sonst Anfang Mai, kommen sie wieder auf die Weide, wo sie meistens bis Mitte November bleiben. Im zweiten Winter werden die jungen Pferde angebunden und mit den älteren Pferden gefüttert, d. h. sie bekommen täglich etwa 1½—2 Kilo Hafer und reichlich Heu und Stroh bis zum Frühjahr, wo sie mehr Hafer erhalten und zur Feldarbeit herangezogen werden. Die jungen Pferde müssen also vom vollendeten zweiten Jahre an ihr Futter verdienen, obwohl sie mit schwerer Arbeit und dem Gebrauch auf den Landstraßen verschont bleiben. Anfang Mai kommen sie auf die Weide und erhalten vor dem Herbste kein Beifutter bei der Arbeit, außer etwas Brot beim Einholen von der Weide.

Mit dem Alter von 3 Jahren werden die zur Zucht bestimmten Stuten gewöhnlich zum Hengste geführt und von da an, wenn sie gute Fohlen liefern, bis ins hohe Alter, d. h. bis 20 Jahre und darüber, zur Zucht verwendet.

Die zum Verkauf bestimmten Pferde werden gewöhnlich im vierten oder nach vollendetem vierten Jahre wie man es in Oldenburg nennt „fett gemacht“, d. h. entweder mit Arbeit verschont, auf eine bessere Weide gebracht und im Juni oder Juli an den Pferdehändler abgeliefert, oder schon im Winter vorher im Stalle besser gefüttert und im Januar oder März verkauft.

Die Beschäler werden in der Regel nicht zur Arbeit gebraucht. Sie kommen nach der Hauptkörung, die im Monat Juli jeden Jahres stattfindet, etwa 8 Wochen bis Ende September auf die Weide und erhalten im Stalle mehr Hafer als die Mutterstuten, besonders während der Deckzeit, wo sie 7½—10 Kilo Hafer täglich bekommen. Die beliebtesten Hengste decken 100—150 Stuten und darüber, von denen gewöhnlich 75 % tragend werden.

In Oldenburg gibt es keine Gestüte, weder Landgestüte noch Staats- oder

Privatgestüte, sondern es wird die Pferdezucht ausschließlich von bäuerlichen Grundbesitzern betrieben, welche auch die erforderlichen Beschäler aufstellen.

Eine gewisse Arbeitsteilung hat sich auch in Oldenburg eingebürgert. So befassen sich einige Züchter vorzugsweise mit der Aufstellung von Zuchthengsten, andere halten Mutterstuten und verkaufen die Füllen und endlich gibt es Gegenden, wo der Landwirt keine Mutterstuten hält sondern jährlich 2—3 Füllen ankauft und als 4jährig wieder verkauft, seine Wirtschaft also meistens mit 2- und 3jährigen Füllen besorgt. Letztere Art der Pferdezucht wird besonders im Jeverlande und dem benachbarten Ostfriesland betrieben. Dorthin werden auch die meisten einjährigen Hengstfüllen (Enter genannt) auf dem Medardusmarkt (8. Juni) in Oldenburg verkauft, bei welcher Gelegenheit man häufig bis zu 1000 Stück solcher „Enter" zu sehen bekommen kann. Der Durchschnittspreis für einjährige Hengstfüllen schwankt zwischen 900—1500 Mark. Die Stutfüllen kommen meist im September auf den Ovelgönner Pferdemarkt, wo der Käufer eine Auswahl von 600—800 Füllen im Alter von ½ bis 1½ Jahr findet. Auf diesem Markte werden 300—700 Mark für brauchbare Fohlen bezahlt.

Volljährige Hengste, die sich bereits als Zuchttiere bewährt haben, sind meist unverkäuflich oder doch nur um sehr hohe Preise (7000—10000 Mark) zu haben.

Wie bereits erwähnt worden, begann der Staat im Jahre 1819 der Landespferdezucht größere Sorgfalt zuzuwenden. In demselben Jahre wurde die Hengstkörung und Prämiirung eingeführt und außerdem ein niedrigster Satz des Deckgeldes bestimmt.

Nach den gegenwärtig geltenden Bestimmungen darf kein Hengst eine fremde Stute decken, wenn er nicht wenigstens 3 Jahre alt und von der Körungskommission als Beschäler für tüchtig erklärt worden ist.

Die Landdrostei setzt nach Anhörung der Körungs-Kommission für den betreffenden Bezirk den geringsten Satz des Deckgeldes fest. Im Übrigen bleibt der Betrag der Übereinkunft der Beteiligten überlassen.

Ein im Miteigentum stehender ungekörter Hengst darf nur von einem der Miteigentümer zum Decken der eigenen Stuten benutzt werden und zwar von demjenigen, welcher der Obrigkeit die Zustimmung der übrigen Miteigentümer hierzu oder eine gerichtliche Entscheidung nachgewiesen hat.

Jeder Besitzer eines angekörten Hengstes ist verpflichtet, nach näherer Anweisung der Körungs-Kommission ein genaues und richtiges Deckregister zu führen und solches in dem der Ankörung folgenden Jahre bis zu einem von der Körungs-Kommission zu bestimmenden Termine derselben vorzulegen.

Wer einen nicht angekörten Hengst zum Decken fremder Stuten, sei es un-

entgeltlich oder gegen Bezahlung hergibt, oder wer einen Hengst außerhalb des Ortes oder der Zeit, für welche der betreffende Hengst angekört ist, decken läßt, wird für jeden Kontraventionsfall mit einer Geldstrafe von 30 Mark oder mit Haft bestraft.

Für ausgezeichnete Zuchtpferde (Hengste wie Stuten) werden jährlich Prämien von der Körungskommission ausgeteilt und zwar: für Hengste 3 Prämien von 1400, 1100 und 800 Mark und für Zuchtstuten 25 Prämien von je 400, 300 und 200 Mark.

Die Kosten dieser Maßregeln sind sehr gering; der jährliche Etat beträgt nämlich nur 11 775 Mark, welche Summe noch dazu selten ganz in Anspruch genommen wird.

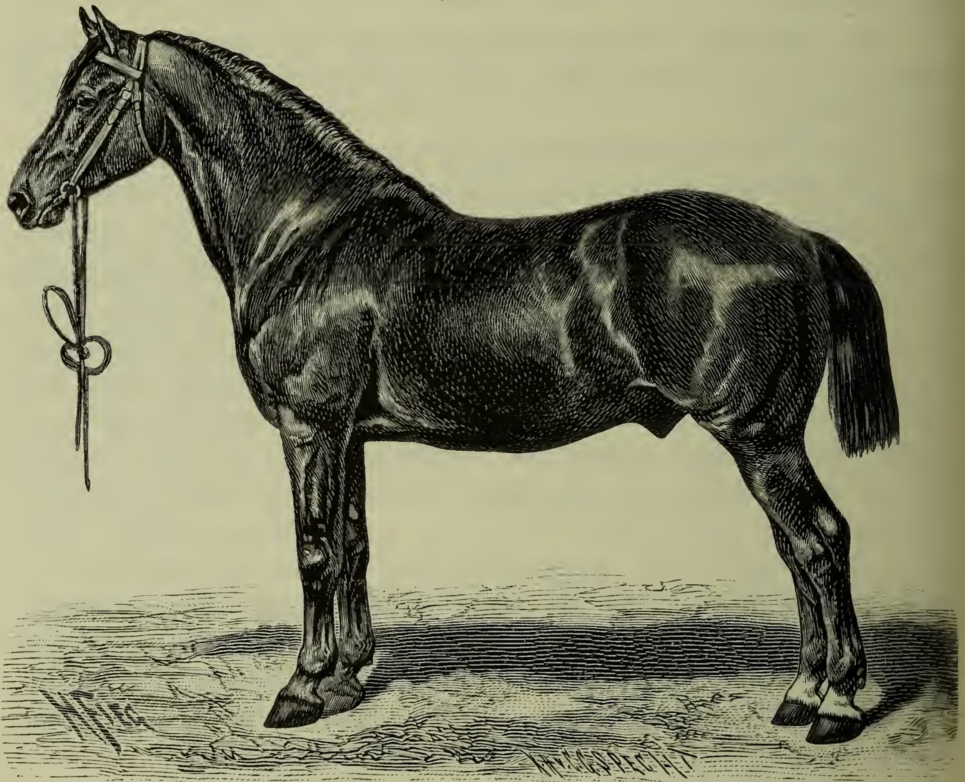
Was nun die charakteristischen Eigenschaften des oldenburgischen Pferdes anbelangt, dürften wohl die meisten Hippologen darin übereinstimmen, daß denselben in der Praxis kein besonders hoher Wert zuzuerkennen ist. Ich will auch nicht verschweigen, daß die meisten Oldenburger, welche ich gesehen, äußerst unsympathische Erscheinungen gewesen, die ich um keinen Preis hätte zur Zucht verwenden mögen. Allerdings liegt es im Bereiche der Möglichkeit, daß ich, was meine Bekanntschaft mit der oldenburgischen Rasse betrifft, von besonderem Pech verfolgt gewesen bin. Ich beschränke mich daher auch darauf hervorzuheben, daß schwere Köpfe, weiche Rücken, schlechte Rippen, Hochbeinigkeit, eingeschnürte Kniee und platte, bröcklige Hufe zu den Erbteilen der Rasse gezählt werden. (Siehe Graf Lehndorff, „Handbuch für Pferdezüchter“ Seite 185, und G. Schwarznecker, „Die Pferdezucht“ Seite 103.) Hierzu kommt noch, daß der Oldenburger nur auf kurze Distanzen brauchbar ist. Mir däucht, daß dies genug wäre, um von Experimenten mit besagter Rasse abzuschrecken, denn daß ein Pferd bei meist befriedigender Breite 175 bis 185 cm mißt, ein frommes Temperament besitzt und früh zur Ausbildung gelangt, kann denn doch den Züchter nicht mit der Thatsache versöhnen, daß dasselbe weit wichtigere Eigenschaften vermissen läßt.

Thüringen hat in dieser Hinsicht sehr unangenehme Erfahrungen gemacht. Von den tausenden, mit großer Sachkenntnis ausgewählten oldenburgischen Fohlen, welche nach Thüringen eingeführt worden sind, haben nur wenige die Aufzucht gelohnt. Die meisten entwickelten sich in der neuen Heimat zu hochbeinigen, schlaffen Gäulen, welche, untauglich zum Luxusdienst, nicht einmal mit Vorteil zur Feldarbeit verwendet werden konnten. Der Oldenburger scheint also die fetten Weiden seines Heimatlandes absolut nicht entbehren zu können. Sogar seine gepriesene Frühreife schwindet, wenn die Aufzucht unter Verhältnissen stattfindet, die den in Oldenburg herrschenden nicht in allem und jedem gleichen. Und wenn man nun

weiter erfährt, daß die nach Thüringen importirten Oldenburger vielfach von allen möglichen Knochen- und Sehnenleiden heimgesucht wurden, so wird man es sehr natürlich finden, daß der Thüringer Landwirt nichts mehr von den oldenburgischen Fohlen wissen will.

Zum Reitgebrauch eignet sich auch der gelungenste Oldenburger nicht. Das oldenburgische Dragonerregiment sieht sich daher genötigt, seine Remonten aus Ost-

Fig. 724.



Oldenburger.

preußen zu holen. Vielseitige Verwendbarkeit kann der Rasse somit jedenfalls nicht nachgerühmt werden.

Fig. 724 zeigt ein hervorragendes Produkt der modernen Oldenburger Zucht.

Wie blühend aber die Pferdezucht in Hannover und Oldenburg gegenwärtig auch sein möge, hat dieselbe doch noch lange nicht den hohen Standpunkt erreicht, welche die mecklenburgische Pferdeproduktion in den Zwanziger Jahren innehatte.

Ein hervorragender mecklenburgischer Gutsbesitzer und Pferdezüchter, Graf Bernstorff, äußert sich hierüber (siehe „Die mecklenburgische Pferdezucht“ von A. Graf von Bernstorff) wie folgt:

Daß Mecklenburg durch sein Klima und seine Bodenverhältnisse zur Aufzucht tüchtiger Gebrauchspferde und wertvoller Luxuspferde besonders geeignet ist, scheint unbestritten und die Geschichte lehrt, daß wir noch vor einigen Jahrzehnten hier in Mecklenburg Überfluß an solchen Pferden gehabt haben, wie wir sie jetzt in bäuerlicher Hand gar nicht mehr, sondern nur noch bei größeren Züchtern und auch hier großenteils als importirte hannoverische Füllen finden. Es gehört zu den Seltenheiten, einen Karrossier zu finden, der nicht seine Herkunft dem Nachbarlande Hannover verdankt, während die hannoverische Pferdezucht zur Zeit den Standpunkt noch nicht erreicht hat, den die mecklenburgische Pferdezucht vor einem halben Jahrhundert behauptete.

Die Faktoren, welchen Mecklenburg diesen Aufschwung der Landespferdezucht zu verdanken hatten, waren: das im Jahre 1812 errichtete Landgestüt, welches teils aus dem daneben bestehenden Hauptgestüte, teils durch Ankäufe und durch Einführung englischen Vollbluts rekrutirt wurde, die niedrige Stufe, auf der die Landwirtschaft in Mecklenburg zu Anfang dieses Jahrhunderts stand, der Reichtum an Weiden und Hutungen gegenüber der Körner tragenden Bodenfläche, die kommunale Bewirtschaftung der großen zu Bauerrecht verliehenen Flächen des Domanii und teilweise auch der Ritterschaft, der ausgedehnte Anbau von Hafer und Weidepflanzen gegenüber dem Anbau von anderen Cerealien, die weniger intensive, für die Gespanne schonendere Weise der Beackerung, sowie überhaupt die primitiveren landwirtschaftlichen Verhältnisse. Außerdem erließ die Regierung sehr zweckmäßige Verordnungen zur Förderung der Landespferdezucht. In der Verordnung vom 26. Januar 1828 wurde z. B. bestimmt, daß alle Stuten, deren Bedeckung durch die Landgestütshengste gewünscht würde, im vorhergehenden Jahre dem Gestütsbeamten zur Besichtigung vorgeführt werden sollten. In einer anderen Verordnung wird nachdrücklichst betont, wie bei der Zucht alles auf die Haltung guter Stuten ankomme und die Bauern deshalb dahin zu belehren seien, gute Stutfüllen nicht zu verkaufen. Die Landgestütsordnung verbot den Domanialeingesessenen auch, ihre Stuten anders als von Landbeschälern decken zu lassen oder gar selbst Hengste zu halten.

Dank diesen und anderen Verfügungen blieb die Leitung der ganzen domanialen Pferdezucht in der Hand des Landgestütsdirektors und so entstand in den besseren Landesteilen ein vorzüglicher Stamm großer, starker und gängiger Mutterstuten, die sich ebenso gut zur Veredelungszucht als zur Produktion tüchtiger

Arbeitspferde eigneten. Man wird diesen Umstand nicht außer Acht lassen dürfen, wenn man der Erfolge gedenkt, welche den berühmten Vaterpferden Muley, Young Muley, Morisco, Wildfire u. m. a. einen bleibenden Namen in der Geschichte der mecklenburgischen Pferdezucht gesichert haben. Es gab eben damals ein Stutenmaterial von genügender Größe, Masse und Knochenstärke, mit welchem diese wertvollen Zuchthengste Karrossiers bester Gattung erzeugen konnten.

Die Blütezeit der mecklenburgischen Pferdezucht erstreckte sich kaum über die Vierziger Jahre hinaus. Als Ursachen des Verfalles sind in erster Reihe zu bezeichnen: die allmählich erfolgende Aufhebung der alten Landgestütsorganisation mit ihren Stutenschauen, Füllenschauen, Registerführung, Deckzwang u. s. w., die im Jahre 1848 eingeleitete Parzellirung der Gemeindeweiden, die Zunahme des Korn- und Hackfruchtbaus, der Verkauf der besten Stutfüllen, die Aufstellung schwerer englischer und französischer Karrenhengste und die Verwendung vieler zur Halbblutzucht nicht geeigneter Vollbluthengste.

Was die vielfach als einzige Ursache des Verfalles bezeichnete Verwendung von zur Halbblutzucht nicht qualifizirten Vollbluthengsten betrifft, bemerkt Graf Bernstorff mit Recht, daß dieser Fehler kein irreparabler gewesen wäre, wenn man noch die alte Organisation des Landgestüts gehabt und die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse nicht eine den Interessen der Pferdezucht schnurstracks zuwiderlaufende Gestaltung angenommen hätten.

Die schweren englischen Hengste, meist Suffolks, haben dagegen entschieden schädlich gewirkt. Graf Bernstorff schreibt hierüber: „An und für sich kann die Aufstellung schwerer Hengste aus konstanten Rassen nicht für einen Fehler gelten; der Hauptfehler war, abgesehen davon, daß man auch Bastardhengste verwandte, vielleicht auch Gebäude und Gang beim Ankauf massiger Hengste etwas übersah, der, daß man die Zucht dem Zufall und den Vorurteilen des bäuerlichen Züchters überließ. Es begann ein wildes Züchten auf der Basis der Ausgleichungstheorie. Leichte Stuten wurden vom Suffolk belegt, dänische, ordinäre, oft sehr mangelhafte Stuten und Bastardstuten, die dem Suffolk zu sehr ähnelten, wieder edlen Hengsten zugeführt, und so entstand ein Sortiment Stuten, in welchen so häufig heterogenes (?) Blut gemischt war, daß die Produkte schließlich jeden Charakter verloren. Die Stallfütterung beförderte die Ausbildung des Rumpfes gegenüber dem Fundament und häufig fand man Pferde, die den schweren Körper, den schweren Kopf des Suffolks und die Beine der feinen Mutter hatten. So wie überhaupt die ganze Zucht der freiesten Willkür überlassen war, legte man auch keinen Wert mehr auf die Beobachtung der gesetzlichen Vorschriften wegen Ausschluß aller Erbfehler. Das Zurückweisen fehlerhafter Stuten nach Maßgabe der

Landgestütsordnung war ein überwundener Standpunkt — wer sollte auch wohl zurückweisen? Die Landgestütsdirektion durfte nicht mehr prüfen, der Beamte verstand nicht zu prüfen, der Gestütsknecht wollte nicht prüfen, denn er hätte sich die Bauern zu Feinden gemacht, auch direkt seine Einnahme geschädigt. Die kleinen Züchter brachten mit Vorliebe fehlerhafte Stuten zum Hengst; gewährte doch der Sprung eines Suffolkhengstes ihnen den Vorteil, durch Verkauf schwerer Saugfüllen eine fehlerhafte Mutterstute hoch auszunutzen.

Die Folgen blieben nicht aus und in der bäuerlichen Zucht nahmen Knochenfehler in wirklich kolossalem Maße überhand, vor allen Dingen die gefährlichen Attribute massiger Rassen (?), der Spat und die Schale, doppelt gefährlich dadurch, daß sie fast nie beim Saugfüllen sichtbar sind, sondern meistens erst mit dem 3., 4. oder 5. Jahre zum Vorschein kommen. Zur Zeit bietet die bäuerliche Zucht ein Bild dar, wie es nicht viel trauriger gedacht werden kann."

Leider bietet auch die Zucht der Gutsbesitzer und Pächter kein besonders erfreuliches Bild. Auf den mecklenburgischen Gütern, die ich besucht, wollte mir die Aufzucht durchaus nicht gefallen. Überall fehlte es an Luft, Licht, Bewegung und Kraftfutter. Daß ich in dieser Hinsicht nicht zu schwarz gesehen, beweist folgender Auszug aus einer 1886 in einer schwedischen Fachzeitung erschienenen hippologischen Reiseskizze. Der Verfasser, welcher nach Mecklenburg gekommen war, um für schwedische Rechnung einige passende Halbbluthengste anzukaufen, gelangte auf seinen Streifzügen zu dem Gute eines mecklenburgischen Magnaten, der ihm eine Aufzucht von 50 Stück vorführen konnte, also jedenfalls einer der größeren Züchter im Lande zu nennen war. Was der Verfasser der kleinen Skizze dort zu sehen bekam, beschreibt er folgendermaßen:

„Zuerst sollten die 3jährigen Hengste gemustert werden: dieselben erhielten jedoch ihr Urteil bereits im Stalle und war es deshalb eine reine Höflichkeitssache, daß wir uns ausbaten, einen, den besten, draußen mustern zu dürfen. Es war dies ein schwarzer Hengst des leichten, kleinen Reitschlages mit sehr schwachen, „französisch" gestellten Vorderfüßen und fehlerhaftem Gang. Darauf wateten wir im Schmutze zu den abseits gelegenen Fohlenställen, die große Boxen enthielten und recht gut eingerichtet waren. Der Laufhof dagegen war klein und hatte ein starkes Gefälle gegen die eine Seite hin. Um diesem Übelstande abzuhelfen, hatte man dort Stroh und Dünger aufgeschichtet, welche Unterlage von den Füllen zusammengetreten worden war und nun einen zähen, schwappenden Morast bildete, in den die Tiere bis zu den Sprunggelenken einsanken.

In den Boxen standen 15 Saugfüllen, 20 Jährlinge, 3—4 dreijährige Stuten und 5 zweijährige Hengste. Beinahe sämtliche Fohlen stammten aus

Hannover. Da dieselben einer sehr geringen Klasse angehörten, beeilten wir uns die 2jährigen Hengste zu mustern. Von diesen waren besonders zwei sehr ordinäre Tiere; von den übrigen war einer recht sauber, aber vorne schwach und noch dazu lang im Rücken, ein zweiter, ein Schwarzbraun, wäre nicht übel gewesen, wenn er nicht so runde „gedrechselte" Beine gehabt hätte. Der einzige, der dem gewünschten Hengsttypus nahekam, war ein großer stattlicher Hengst mit imposantem Aufsatz; leider war er auch in hohem Grade säbelbeinig und schwach im Hinterteil. Die junge Aufzucht machte einen verhältnismäßig besseren Eindruck. Der Besitzer teilte uns mit, daß dieselbe zur Zeit (Oktober) nur Luzerne erhielt. Nun ist die Luzerne allerdings ein sehr kräftiges Futter, aber den Hafer kann sie denn doch nicht ersetzen."

Wenn es bei größeren Züchtern in den mecklenburgischen Landen so aussieht, wie mag es dann mit der bäuerlichen Zucht bestellt sein? Es scheint somit der bereits vor Jahrzehnten gehörte Klageruf: „Wir haben keine Sattelpferde mehr!" noch immer berechtigt zu sein. Thatsächlich hat ja auch das alte mecklenburgische Pferd aufgehört zu existiren. Das dortige Pferdematerial besteht gegenwärtig aus importirten dänischen, holsteinischen, oldenburgischen und hannoverischen Pferden und die vordem so berühmten Gestüte leben nur noch in der Erinnerung alter Pferdefreunde und Hippologen.

In der allerneuesten Zeit scheint man jedoch auch in Mecklenburg zu der Einsicht gekommen zu sein, daß etwas gethan werden muß, um dem fortschreitenden Verfall Einhalt zu gebieten. Leider ist es aber auf dem Gebiete der Pferdezucht viel leichter zu demoliren als aufzubauen und dürfte daher geraume Zeit vergehen, bevor in dem Vaterlande Fritz Reuter's wieder von einer selbständigen und blühenden Pferdezucht wird die Rede sein können.

Von Mecklenburg wenden wir uns zu dem früheren Herzogtum Holstein, wo sich die Pferdezucht im Laufe dieses Jahrhunderts großes und berechtigtes Ansehen erworben hat.

Von größter Bedeutung ist die Zucht in der sog. Kremper Marsch, dem am rechten (nördlichen) Ufer des Elbstromes gelegenen südöstlichen Teile des Kreises Steinburg, welch letzterer von den Kreisen Suderdithmarschen, Rendsburg, Kiel, Segeberg und Pinneberg, im Südwesten aber in seiner ganzen Länge von der Elbe begrenzt wird. Im Gebiete des Pferdezuchtvereins in der Kremper Marsch liegen die beiden Städtchen Glückstadt und Krempe. Der Boden des Vereinsgebietes besteht aus Flußmarschen, d. h. aus einem im Laufe der Jahrtausende angeschwemmten Thonboden, welcher landeinwärts allmählich an Mächtigkeit ab-

nimmt und zunächst auf Moor und Sand ruht, zur weiteren Unterlage aber die Braunkohlenformation hat. Das Gesamtareal beträgt rund 200 Quadratkilometer = $3\frac{1}{2}$ geographischen Quadratmeilen. Das Klima gleicht demjenigen des nordwestlichen Deutschlands.

Die holsteinische Pferdezucht hat alte Ahnen. Schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts befand sich beim Nonnenkloster zu Ütersen eine Stuterei, die vorzügliche Pferde lieferte, und ist es überdies geschichtlich nachgewiesen, daß die holsteinische Geistlichkeit auf ihren großen Gütern und fetten Pfründen bereits vor der Reformation eine blühende Pferdezucht betrieben. Der alte Stamm holsteinischer Pferde soll aus einer Kreuzung des einheimischen Schlags mit spanischen Rassen entstanden sein und sich durch schönen regelmäßigen Bau hervorgethan haben. Besonders gelobt wurde an ihm die stattliche Größe, der Schwanenhals, die Feinheit des durch eine breite Stirn und imponirende Ramskopfnase gekennzeichneten Kopfes, die Breite der Brust, das gerade Kreuz u. s. w. Diese in damaliger Zeit hochgeschätzten Vorzüge veranlaßten viele Gestüte, Hengste holsteinischer Rasse zu beziehen, was natürlich wiederum viel dazu beitrug, das Ansehen des in den Herzogtümern gezogenen Pferdes zu erhöhen.

Nach Aufhebung der Leibeigenschaft ging die Pferdezucht wohl quantitativ und qualitativ zurück, jedoch trat die Zucht des schweren Wagenpferdes in Holstein trotzdem immer mehr in den Vordergrund; auch bemühte sich die Regierung gegen Ende des vorigen Jahrhunderts durch zweckmäßige Gesetze und Verordnungen fördernd auf die bedrohte Zucht einzuwirken. Inzwischen begann das englische Blut auf dem Kontinente ein neues Züchtungsverfahren zur Geltung zu bringen, welcher Umstand insofern auch für die Herzogtümer von Bedeutung wurde, als die Landespferdezucht durch die Einführung und Benutzung englischer Voll- und Halbbluthengste einen bedeutenden Aufschwung nahm. In diese Periode fällt die Gründung des Vollblutgestütes auf Augustenburg (1821).

Herzog Christian August von Schleswig-Holstein, in den Kreisen des Sports besser als Herzog von Augustenburg bekannt, gehörte zu den Ersten und Besten. die der Vollblutzucht in den Marken Norddeutschlands Eingang verschafften. Wir begegnen dem Herzog im Kreise jener Sportsmen, die vor 50 Jahren sich so große Verdienste um die deutsche Vollblutzucht erwarben und von denen hier nur die Grafen Hahn und Wilamowitz, die beiden Freiherrn von Maltzahn, Herr von Veltheim und Baron Biel genannt seien.

Von einer Reise aus England zurückgekehrt, begann der Herzog 1821 den Grund zu dem später so berühmt gewordenen Augustenburger Gestüte auf der Insel Alsen zu legen. Dieses Gestüt nahm bald einen solchen Aufschwung, daß

es in den Dreißiger Jahren 12—15 Vollblutbeschäler und über 30 Vollblutmutterstuten zählte.

In Augustenburg selbst wurde bis 1848 jährlich im September zur Feier des Geburtstages der Herzogin ein mehrtägiges Rennmeeting abgehalten, bei welcher Gelegenheit das Schloß Augustenburg gefüllt war mit zu diesem Sportsfeste geladenen Gästen. Mit den Rennen war dann auch stets eine Auktion verknüpft, auf der allemal eine bedeutende Anzahl teils eigen gezogener, teils von den Bauern gekaufter Pferde unter den Hammer kam.

Vor allem trachtete der Herzog darnach, die Pferdezucht in den Herzogtümern und besonders auf Alsen zu fördern. Dort fand er nämlich einen Stamm von starken, wenn auch weniger edlen Pferden vor, der durch Kreuzung mit Vollblut wesentlich zu verbessern war. Der Herzog gestattete deshalb den Landleuten, ihre Stuten von seinen Hengsten umsonst decken zu lassen, und behielt sich nur bei allen von seinen Hengsten gefallenen Füllen das Vorkaufsrecht vor. Um die Abstammung der einzelnen Pferde verfolgen zu können, wurde ein mit großer Sorgfalt geführtes Gestütsbuch angelegt, in welchem eine jede Stute, die von einem herzoglichen Hengst gedeckt worden war, mit dem Namen des Besitzers eingetragen wurde. Auch bestimmte der Herzog stets selber, welchem seiner Hengste die Stuten der Bauern zugeführt werden sollten, damit der seiner Ansicht nach passendste Hengst gewählt werden könne. Auf diese Weise wurden fast jedes Jahr 200—300 Bauernstuten auf Augustenburg gedeckt.

Das Gestüt des Herzogs zeichnete sich vor allem durch Größe und Knochenstärke, gepaart mit Adel aus. Auf der Rennbahn hat dasselbe jedoch nur geringe Erfolge erzielt. Ein Pferd, welches dem Augustenburger Gestüt vielen Schaden gebracht hat, war der englische Derby-Sieger Moses, auf den der Herzog große Hoffnungen setzte. Dieser Hengst hat sich nämlich als Vaterpferd durchaus nicht bewährt und nicht ein einziges bedeutendes Rennpferd geliefert, obgleich er mehrere Jahre hindurch fast sämtliche Stuten zugeführt erhielt.

Im Jahre 1848 nahm die dänische Regierung das Gestüt in Beschlag, führte sämtliche Pferde mit Ausnahme einiger wenigen nach Kopenhagen und rangirte sie dort teils in das Fredriksborger Gestüt ein, teils ließ sie dieselben auf öffentlicher Auktion verkaufen. Auf diese Weise traf das Gestüt mit einem Schlage völlige Vernichtung und die Früchte dreißigjähriger, liebevoller Arbeit waren dahin.

Mit dem Verlust des Augustenburger Gestütes verlor der Herzog auch die Lust, später, nachdem er sich in Primkenau niedergelassen hatte, wieder von vorn anzufangen und ein neues Gestüt zu begründen. Aber wenn der Herzog auch

nicht mehr für die Bahn züchtete, gab er es doch nicht auf, Halbblutpferde zu züchten, wie denn auch in Augustenburg stets eine bedeutende Aufstallung von Halbblutpferden neben dem Vollblutgestüt gehalten worden war. Der „Augustenburger“ konnte sich somit rühmen, einen bedeutenden und segensreichen Einfluß auf die Pferdezucht seines engeren Vaterlandes ausgeübt zu haben.

Über die Pferdezucht in der Kremper Marsch im 19. Jahrhundert entnehme ich dem hochinteressanten Werke „Die Pferdezucht in der Kremper Marsch“ von G. Ahsbahs. 1886. Kiel, Karl Biernatzki, folgende Daten:

Die Bewohner der Kremper Marsch haben schon seit langer Zeit stetig nach dem Grundsatze „Rasse mit Masse“ die Pferdezucht mit Vorliebe getrieben. Das Kremper Marsch-Pferd am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts war ein großes Karrossierpferd mit schönem, wohlgebautem Körper, starkem, geradem, etwas langem Rücken, gut geformter, etwas breiter Kruppe, starken, kräftigen, gut gestellten, trockenen Beinen, gutem, regelmäßigem Gang und langem, hoch aufgesetzten Halse mit Ramskopf. Er war und blieb ein sehr gesuchter Handelsartikel, der zu hohen Preisen nach Hannover, Holland, Belgien, Frankreich, der Schweiz, Italien, Österreich, Sachsen, Rußland und Preußen Absatz fand.

In den Zwanziger Jahren begann die Veredlung mit englischem Blut. Besonders thätig in dieser Richtung war der Hofbesitzer und Pferdehändler Agent Vahlert in Neuenbrook, der viele sehr kostbare Hengste aus England kommen ließ und in Neuenbrook zum Belegen aufstellte. Das Unternehmen des Agenten Vahlert wurde später von seinem Schwiegersohne Jakob Olde in gleichem Sinne fortgesetzt. Olde's Beschälerdepot in Neuenbrook umfaßte nicht weniger als 40 Hengste, von denen viele im Lande selbst gezogen waren. Die hervorragendsten der von Olde eingeführten englischen Beschäler waren die drei Halbbluthengste Burlington Turk, Severin und Katrik, von welchen besonders ersterer eine so zahlreiche und vorzügliche Nachkommenschaft hinterlassen hat, daß er als einer der Stammväter des jetzigen Kremper Marsch-Pferdes anzusehen ist. Burlington Turk, der im Jahre 1829 nach Neuenbrook kam, wurde 25 Jahre alt. Er deckte noch am Tage vor seinem Tode.

Nächst genanntem Hengste hat der in Augustenburg gekaufte englische Vollblutschimmelhengst Protokol von Partisan aus einer Hambletonian-Stute (1836 bis 1848) am meisten zur Bildung des heutigen Kremper Marsch-Schlags beigetragen. Weiter sind noch die englischen Hengste Brillant, Holderness und Champion als sehr erfolgreiche Vaterpferde zu erwähnen.

Mit den Nachkommen der vorstehenden Beschäler wurde nur einige Dezennien weiter gezüchtet, bis sich das Bedürfnis kundgab, einmal wieder englisches Blut

hineinzubringen und auf begehrte höhere Eleganz thunlichst hinzustreben. Zu diesem Ende wurde im Jahre 1871 der englische Vollbluthengst St. Fagans von Ethelbert aus der Pet Lamb angekauft. Da derselbe schon nach drei Deckperioden einging, ist es ein großes Glück zu nennen, daß er einen vorzüglichen, im Jahre 1874 geborenen Sohn, Namens Young-Ethelbert, hinterlassen, dessen Mutter den Burlington Turk und den Protokol als Stammväter hat. Recht nützliche Vaterpferde waren auch der Trakehner-Rappenhengst Hans II. und der hannoverische Rapphengst Y. Harold I.

Der Zuchtbetrieb in der Kremper Marsch ist im großen Ganzen recht rationell zu nennen. Die Mutterstuten werden zu allen vorkommenden Arbeiten verwendet. Von Mai bis November gehen die Pferde auf der Weide; bei der Arbeit werden ihnen neben Grünfutter entsprechende Hafergaben verabreicht. Die Saugfohlen gehen mit ihren Müttern auf nahe dem Hofplatz gelegenen Dauerweiden oder Ackerweiden mit Kleegras und werden bei ungünstiger Witterung in den Stall geholt. Das Absetzen geschieht im Alter von 3—4 Monaten ohne Vorbereitung, indem man das abzusetzende Fohlen im Stall behält und die Mutter durch Arbeit und Kühlen des Euters in verhältnismäßig kurzer Zeit ihrem Fohlen entfremdet. Die entwöhnten Fohlen bleiben entweder ganz im Stall und werden mit Hafer, dem man gerne etwas geschrotene Gerste zusetzt, und Grünfutter oder feinem Heu kräftig ernährt, oder man läßt sie des Tags über auf der Weide gehen und nimmt sie während der Nacht in den Stall unter Zugabe von Hafer. Ältere und sehr entwickelte Fohlen jagt man auch gänzlich in eine kräftige Fettweide, bis die rauhe Herbstwitterung das Aufstallen notwendig macht. Schwachen und Heruntergekommenen pflegt man im Herbst durch Verabreichung frischer Kuhmilch aufzuhelfen. Im Winter werden sie zu Zweien oder Dreien in Boxen gehalten, kräftig genährt, auch wohl zur Förderung der freien Bewegung auf dem Hofe am Troge getränkt; gegen das Frühjahr hin pflegt man ihnen jedoch einen Teil ihres Haferfutters zu entziehen, was seine Berechtigung darin haben mag, daß sie dann, auf die Weide gebracht, weniger mutwillig und verwöhnt, schneller die Sehnsucht nach dem Stalle verlieren. Als Weiden für die Jährlinge dienen vorzugsweise die vom Hofe meist entfernter liegenden sog. Moorweiden und Außendeichsweiden, und unter diesen wieder die weniger kräftigen, welche unzweifelhaft sich ganz vorzüglich hierzu eignen, indem sie bei nicht zu mastigem Futter die den jungen Tieren sehr zusetzende Hitze und Kälte beträchtlich mildern.

Nachdem sodann die wohlgenährten 1½ jährigen Fohlen bei Beginn der rauhen Witterung im Herbste aufgestallt und wieder gut genährt worden, gewöhnt man die stark entwickelten Tiere im folgenden Frühjahr am Göpel und Pflug

vorsichtig an die Arbeit; besonders aber wird hierzu als sehr geeignet die Zeit des Brachpflügens im Mai und Juni benützt, wenn die jungen Pferde eine Zeit lang auf der Weide gewesen sind und infolge der Futterveränderung und der hohen Temperatur sich leicht fügen.

Die zum Verkauf bestimmten jungen Pferde werden nach zurückgelegtem 3. Lebensjahre an die Remontekommission oder 4- resp. 5jährig als Luxuswagenpferde an Händler verkauft. Auch 1½ jährige Fohlen werden häufig ausgeführt. Die Durchschnittspreise sind für Saugfohlen 410 Mark, für 1—2jährige Fohlen 435 Mark, für 2—3jährige Hengste und Wallachen 900 Mark, für Stuten dieses Alters 756 Mark, für 3—4jährige Hengste und Wallachen 1155 Mark, für Stuten dieses Alters 786 Mark, für 4—5jährige Wallachen und Hengste 1225 Mark, für Stuten dieses Alters 919 Mark, für 5—6jährige Wallachen und Hengste 2483 Mark und für Stuten dieses Alters 1325 Mark. Diese Preise beziehen sich auf die Nachkommen der Stammregisterstuten.

Das Stutenstammregister wird vom Pferdezuchtverein in der Kremper Marsch herausgegeben. Zweck desselben ist laut § 1 des Vereinsstatuts, durch alljährliche Prüfung der Mutterstuten und deren Nachzucht, sowie Eintragung in ein Stutenstammregister die Pferdezucht im Vereinsgebiet zu heben, indem auf Grund der in das Stammregister eingetragenen Vermerke die Konstanz der einzelnen Zuchten nachgewiesen werden kann.

Das Zuchtziel ist ein edles kräftiges Wagenpferd mit starken Knochen und hohen räumigen Gängen, welches möglichst gleichzeitig die Eigenschaften eines schweren Reitpferdes besitzt.

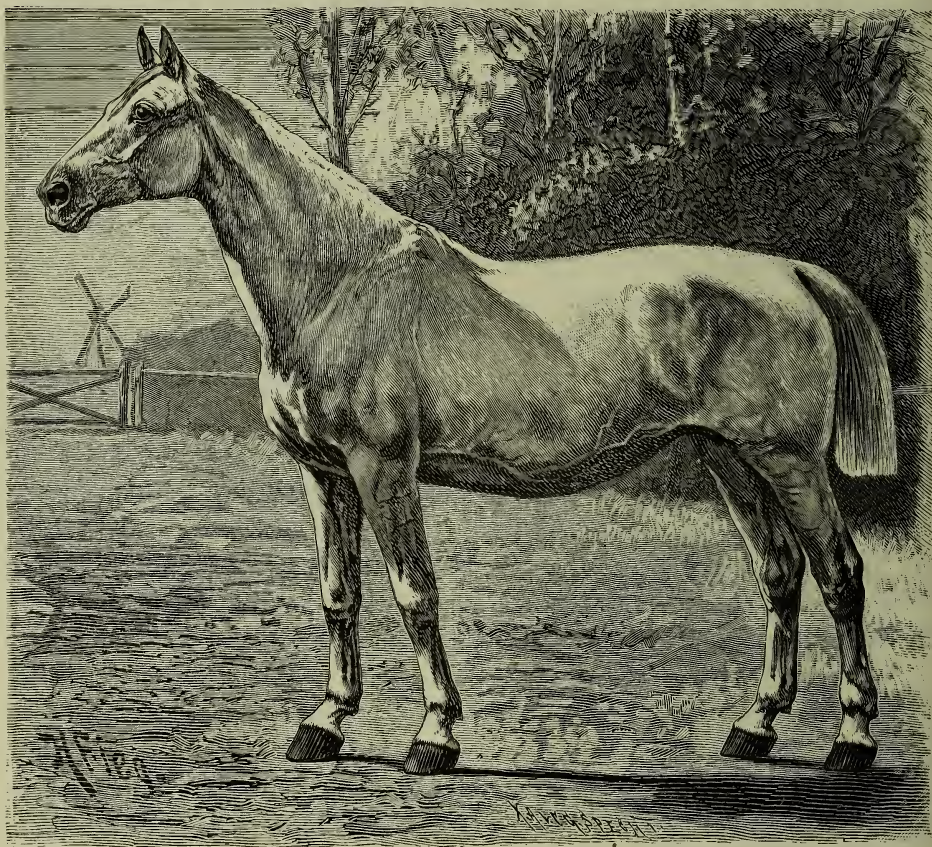
Fig. 725, Porträt der Schimmelstute Ceres Nr. 228, von Y. Holderness III aus der Seesterm. M. St., beweist, daß die Züchter diesem Ziele bereits sehr nahe gekommen sind.

Die in das Stammregister aufzunehmenden Stuten müssen frei von Erbfehlern sein. Welche Fehler als Erbfehler anzusehen sind, ist dem gewissenhaften Ermessen der Sachverständigenkommission überlassen. Außerdem müssen die Stuten nach ihrer Abstammung, ihrem Bau und ihrem Gange mindestens geeignet sein, den Stamm von edlen kräftigen Wagenpferden zu erhalten. Wenn sich zeigt, daß eine Stute den gehegten Erwartungen nicht entspricht und die Nachzucht nicht geeignet ist, den kräftigen dauerhaften Stamm von Wagenpferden zu erhalten, so kann die Streichung im Stammregister verfügt werden und hat dieselbe stets auch die Streichung aller im Stammregister aufgeführten Nachkommen der betreffenden Stute zur Folge.

Seit 1878 kommen alljährlich in der Provinz nach einem hierfür aufgestell-

ten Reglement 10000 Mark Staatsprämien an Zuchtpferde, Hengste und Stuten zur Verteilung. Drei Jahre früher wurde auf besonderen Wunsch des landwirtschaftlichen Generalvereins die Körordnung für Deckhengste eingeführt. Wer jetzt ohne im Besitz des vorschriftsmäßigen Erlaubnisscheines zu sein durch seinen Hengst

Fig. 725.



Kremper-Marsch-Stute „Ceres“.

fremde Stuten, sei es unentgeltich oder gegen Bezahlung, decken läßt, wird mit einer Geldbuße von 30 Mark für jeden einzelnen Fall bestraft.

Im Jahre 1886 haben im Gebiete des Pferdezuchtvereins der Kremper Marsch außer einigen Landbeschälern 23 Privathengste gedeckt; davon sind 5 in der Kremper Marsch gezüchtet, die anderen 18 importirt. Von den 31 Pferden der im genannten Jahre auf der Provinzial-Tierschau zu Kiel ausgestellten Zuchtkollektion aus der Kremper Marsch, waren 21 von den wenigen selbstgezüchteten

und nur 10 von den eingeführten Beschälern gefallen, und wurden von letzteren 1, von ersteren 9 Pferde prämiirt. Die 1887 in Frankfurt ausgestellten Pferde aus der Kremper Marsch stammten sämtlich von selbstgezüchteten Beschälern. (Siehe Votum des Herrn Gutsbesitzers G. Ahsbahs in den „Verhandlungen der Kommission zur Förderung der Pferdezucht in Preußen im Monat April 1888".)

Ich glaube es bei dieser kurzen Schilderung der überaus interessanten Zuchtverhältnisse in der Kremper Marsch bewenden lassen zu können. Nähere Aufschlüsse über dieselben findet der Leser in der bereits erwähnten, von großem Fleiß und überraschender Sachkenntnis zeugenden Schrift von G. Ahsbahs „Die Pferdezucht in der Kremper Marsch". Hinzuzufügen wäre etwa nur, daß diese Zucht sich bereits im Auslande ehrende Anerkennung erworben hat. Der mehrfach zitirte französische Oberlandstallmeister, Monsieur de Cormette z. B., äußert sich in seinem „Rapport sur une mission hippique en Allemagne" folgendermaßen über die holsteinischen Zuchtverhältnisse:

„Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war das holsteinische Pferd ein Tier mit ziemlich viel Masse, welchem aber trotzdem eine gewisse Eleganz in der Vorhand nicht abzusprechen war. Getadelt wurde an ihm der Mangel an Gurtentiefe, der gesenkte Rücken, welch letzterer ein Erbstück der im vergangenen Jahrhundert benützten neapolitanischen Hengste war, und die von dem feuchten Boden seiner Heimat erzeugten übergroßen Hufe. Dieses Pferd eignete sich vorzüglich zu den landwirtschaftlichen Arbeiten, fand aber auch Absatz als geringeres Wagenpferd und ausnahmsweise als Remonte für die schwere Kavallerie. In Schleswig war das Pferd ordinärer und meist auch kleiner als in Holstein.

Der Gebrauch englischer Vollbluthengste, zu welchen die Initiative im Jahre 1820 vom Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg ausging, bewirkte eine Umwandlung des Landschlages. Die Linien wurden länger, der Rücken gewann an Stärke und Muskelfülle, das Temperament ward energischer. Leider betrieb man diese Veredelungskreuzung nicht überall mit der nötigen Sachkenntnis und da auch zahlreiche, mit Bezug auf das Exterieur und die Knochenreinheit nicht tadellos zu nennende Vollbluthengste Verwendung fanden, so wurden viele zu leichte, reizbare und fehlerhafte Tiere erzeugt, die im Gegensatze zu dem alten, mächtigen und frommen Holsteiner weder den Ansprüchen der einheimischen Konsumenten noch denjenigen des ausländischen Käufers entsprachen.

Dies rief naturgemäß eine heftige Reaktion hervor und wurden infolgedessen viele Norfolk-, Clydesdale-, Suffolk-, Percheron und Ardenner-Hengste nach Schleswig-Holstein eingeführt, was jedoch die Konfussion in den Zuchtverhältnissen nur vermehrte.

Unterdessen hatte die Annexion der Herzogtümer an Preußen stattgefunden. Mit dieser politischen Umwälzung begann eine neue Aera für die schleswig-holsteinische Zucht. Das preußische Landwirtschaftsministerium schuf im Jahre 1867 das Landgestüt zu Traventhal, dessen Bestand in kurzer Zeit auf eine achtunggebietende Höhe gebracht wurde. Es dauerte nun auch nicht lange, bevor der Gebrauch guter Halbbluthengste seinen Einfluß auf die Landespferdezucht geltend machte und gegenwärtig besitzt der unter dem Namen „Marsch“ bekannte Landesteil einen Stamm vorzüglicher Karrossierstuten von derselben Größe und Masse als die in Hannover gezüchteten, aber mit etwas weniger Blut als letztere. Auch im östlichen Holstein gibt es einige Stuten dieser Gattung. In den Kreisen Oldesloe, Segeberg und Neumünster ist der Schlag dagegen leichter und edler. Außerdem sieht man in vielen Bauernhöfen ordinärere Arbeitspferde, welche sich vortrefflich zur Ackerarbeit eignen.

In Holstein werden die edlen Stuten gerade so wie in Hannover zur Feldarbeit verwendet. Gute Norfolkhengste haben mit schleswig-holsteinischen Stuten gepaart eine Nachkommenschaft erzeugt, welche ein ausgesprochen englisches Gepräge zeigt. Ich habe in Altona und Rendsburg englische Agenten angetroffen, die jedes Jahr junge Pferde dieses Schlages für britische Rechnung ankaufen und nach England führen, wo dieselben bis zu ihrem vollendeten vierten Jahre verbleiben, um dann als „Originalengländer“ wieder auf den Markt zu kommen. Zu demselben Zwecke werden auch Halbblutfohlen in Schleswig-Holstein angekauft und von Hamburg oder Bremen aus nach England exportirt.“

Noch enthusiastischer spricht sich der französische Roßarzt L. Alasonière in seinem 1885 erschienenen Werke „Amélioration de l’espèce chevaline par des accouplements raisonnés“ über das holsteinische (vermutlich Kremper Marsch-) Pferd aus. Dieser Verfasser, der genannten Schlag allerdings nur vom Hörensagen kennt, gibt seinem Entzücken in folgenden Worten Luft:

„M. Prince, der gewesene Direktor der Tierarzneischule zu Toulouse, einer unserer belesensten Tierärzte, bezeichnet in seiner Reisebeschreibung das Pferd von Kiel (wörtlich „le cheval de Kiel“) als vollkommensten Vertreter des betreffenden Typus und versichert, daß die Engländer sich desselben schon seit geraumer Zeit bedienen, um ihren edlen Rassen mehr Masse zu verleihen (?).

Die Deutschen, die diesen Schatz besitzen, benützen denselben ebenfalls, um ihren Pferden mehr Schnitt, Größe und Masse zu geben. Es wäre deshalb wohl an der Zeit zu untersuchen, ob das Pferd von Kiel nicht auch bei uns mit Nutzen zu verwenden wäre. Man sollte zu diesem Zwecke einen höheren Gestütsbeamten beauftragen nach Holstein zu reisen und dort eine möglichst große Anzahl Hengste

genannter Rasse anzukaufen. Dieselben würden vielleicht nicht so viel Blut haben als diejenigen, die man aus England bezieht, diesen aber sicher an Größe, Breite und Masse überlegen sein.

Es gereicht mir zu großer Befriedigung, daß M. de Cormette, der begabte Generalinspektor unseres Gestütswesens, die hier ausgesprochene Ansicht zu teilen scheint. Wenigstens hat dieser Fachmann, dem es vergönnt gewesen, Holstein in Begleitung mehrerer kompetenter Gestütsbeamten zu bereisen, bei seiner Rückkehr erklärt, daß die dortige Pferdezucht beneidenswerte Fortschritte aufzuweisen habe."

Aus allem dem geht hervor, daß die Bestrebungen der holsteinischen Züchter nicht unbeachtet geblieben sind. Gelingt es ihnen, dem allerdings leichter auszusprechenden als durchzuführenden Zuchtprinzip „Rasse mit Masse" in ihrem Gebiete überall dauernde Geltung zu verschaffen und zu verwirklichen, so dürfte das Kremper Marsch-Pferd bald in ganz Europa ein hochgeschätzter Handelsartikel werden, denn „Rasse mit Masse" ist, obwohl an allen Orten gesucht und begehrt, noch nirgends in einer den Anforderungen des Marktes entsprechenden Quantität zu haben.

In Rußland z. B. herrscht kein Mangel an edleren Rassen; dieselben bestehen aber durchgehends aus leichter Ware, der es wohl schwerlich gelingen wird, irgend welchen Einfluß auf die europäische Zucht auszuüben.

Die im Jahre 1882 vom obersten Leiter des russischen Gestütswesens, Grafen Worontzow-Daschkow, angeordnete Pferdezählung hat ergeben, daß in Rußland 21 137 625 Pferde vorhanden sind. Darnach kommen im europäischen Rußland im Durchschnitt $25{,}5$ Pferde auf 100 Einwohner. Die kleineren Schläge, d. h. solche, die das Maß von 1 arschin 14 verschok (= circa $1{,}33$ m) nicht erreichen, sind am zahlreichsten im Ural, in den östlichen und südwestlichen Provinzen und in dem sog. „Weißen Rußland" vertreten, wohingegen die Pferde in den übrigen Teilen des Riesenreiches die mittlere Größe überschreiten. Was die Pferdebesitzer betrifft, sind $85{,}9$ % Bauern, $11{,}77$ % Gutsbesitzer und $2{,}4$ % Städter. (Siehe „Coup d'Oeil sur l'État Général de l'Industrie Chevaline en Russie", publié par Ordre de l'Administration Générale des Haras de l'Empire, 1884.) Für die richtige Beurteilung der Wehrkraft des russischen Reiches ist es von Wichtigkeit, daß die Zahl der im europäischen Rußland zu Armeezwecken taugenden Pferden, trotz des konstatirten Riesenstandes von über 21 000 000 Pferden eine relativ geringe ist. Wie die letzte Pferdekonskription ergeben, schwankt nämlich die Zahl der leichteren Trainpferde in den verschiedenen Gouvernements zwischen 3 und 15 %, die der schweren Trainpferde zwischen 2 und 8 % und was die Zahl der für Kavalleriezwecke verwendbaren Pferde betrifft, so beträgt dieselbe gar nur 1 %.

Kaum weniger bedenklich erscheint der ebenfalls ziffernmäßig nachgewiesene Mangel an geeigneten Zuchthengsten. Während Frankreich mit einem Pferdestande von 3 Millionen 2514 Staatsbeschäler unterhält, verfügt Rußland nur über 1500 auf 18 Depots verteilte Landbeschäler. Selbstverständlich läßt sich mit einem so schwach besetzten Landgestüt sehr wenig ausrichten. Die Zuchtrichtung ist somit in erster Reihe von den zahlreichen, gar keiner Kontrolle unterworfenen Privatgestüten abhängig. Da jedoch die Zahl der in den 3964 privaten Zuchtstätten aufgestellten Beschäler nur 11 078 Stück beträgt, verbleibt dem „rasselosen Janhagel“ noch immer ein großer Wirkungskreis. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die Gesamtproduktion den Anforderungen der Neuzeit keineswegs entspricht.

Die Landbeschäler werden der Privatzucht gegen ein Deckgeld von 1—10 Rubel zur Verfügung gestellt. Außerdem bestehen 5 Staatsgestüte, nämlich: Khränovoï in der Provinz Woronesch, Kreis Bobrow, Stand: 250 Mutterstuten, Zucht: Orlowtraber, englisches Vollblut und Bitjugpferde; Streletsk in der Provinz Charkow, Zucht: Reitpferde orientalischer Rasse; Limarévo in derselben Provinz, Zucht: englisches Halbblut; Novo Alexandrowsk in derselben Provinz, Zucht: englisches Halbblut; Derkulsk in derselben Provinz, Zucht: Arbeitspferde der Clydesdale-, Percheron- und Ardenner-Rasse. Ein sechstes Staatsgestüt, Namens Janow, liegt in der polnischen Provinz Siedlce und zählt 60 Mutterstuten. Dasselbe befaßt sich mit der Zucht von Halbblutreitpferden.

Von den Staatsgestüten sind während der letzten zwei Jahre 214 Hengste zu billigen Preisen an private Züchter verkauft worden. Die Ankäufe der Gestütsverwaltung dagegen bestanden im Jahre 1883 aus 116 Zuchtpferden. Eine wertvolle Vermehrung des kaiserlichen Gestütsstandes brachte außerdem die kürzlich erfolgte Übernahme des vom Stallmeister Okhotnikow dem Staate geschenkten Gestüts, dessen Bestand, 87 Pferde, dem Staatsgestüte Khränovoï einverleibt worden ist und dort unter dem Namen des Gebers eine eigene Abteilung bilden wird. Was diesem Geschenke einen besonders hohen Wert verleiht, ist der Umstand, daß das Okhotnikow'sche Gestüt den Orlow'schen Typus seit 40 Jahren ohne irgend welche Beimischung fremden Bluts in seiner ursprünglichen Reinheit zu erhalten gewußt hat.

Die russische Gestütsverwaltung verteilt jährlich 100 000 Rubel in Rennpreisen und Prämien auf 29 Trab-, 12 Galopbahnen, 40 Schauen von Arbeits- und 5 Schauen von Reitpferden. Seit 1887 sind alle Staatspreise für Trabrennen der ausländischen Konkurrenz eröffnet worden. Der Gesamtbetrag dieser Preise beziffert sich auf 10 956 Rubel für die im Winter (Januar — März) stattfindenden Rennen in Petersburg und 9500 Rubel für die Sommerrennen (12. Juni — 1. August) in Moskau.

Die Anzahl der russischen Privatgestüte beträgt 3964 Stück. Welch' außerordentlichen Einfluß dieselben auf die Landespferdezucht ausüben, geht schon daraus hervor, daß ihr Zuchtmaterial aus 11 078 Hengsten und 101 837 Stuten besteht. Am zahlreichsten sind die Privatgestüte in der Donregion; dort bestehen nämlich nicht weniger als 866 mit 3148 Hengsten und 40 654 Stuten. Dann folgen die Provinzen Cherson, Tambow, Woronesch, Taurid, Poltava, Katherinoslaw, Kursk, Podolien, Tula und Samara in der hier beobachteten Reihenfolge. Nach der Thätigkeit der Landbeschäler zu urteilen, befassen sich die meisten Züchter mit der Produktion von leichten Wagenschlägen; mit Bezug auf die übrigen Schläge gestaltet sich das Deckverhältnis folgendermaßen: die Araber decken im Durchschnitt 17,5 Stuten, die Hengste des gemischten Reitschlages 17,3, die Hengste des Arbeitsschlages 17,2, die Traber 16,3 und die englischen Halbbluthengste 15,8.

Schließlich sei noch erwähnt, daß der Durchschnittspreis eines ordinären Arbeitspferdes 60—100 Rubel, derjenige einer Remonte 90—125 Rubel, eines gewöhnlichen Zugpferdes 200 Rubel, eines mittelmäßigen Trabers 300—400 Rubel und eines Trabers besserer Gattung 600—1000 Rubel beträgt.

Nachdem wir nun mit Hilfe dieser, aus den neuesten offiziellen Quellen geschöpften Daten einen oberflächlichen Einblick in die Produktionsverhältnisse der russischen Pferdezucht gewonnen haben, wollen wir die wichtigsten Erzeugnisse derselben Revue passiren lassen.

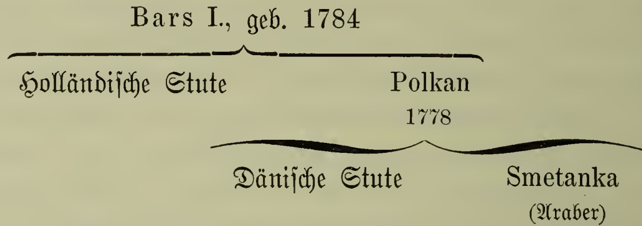
Wir begeben uns zu diesem Zwecke zuerst nach Krähnovoï, der im Jahre 1778 vom Grafen Alexis Grigorievitch Orlow Tschesmensky mit Pferden des bei Moskau gelegenen Orlow'schen Gestütes Ostrow gegründeten Zuchtstätte des Orlow-Trabers.

Graf Orlow begann erst während seiner letzten Lebensjahre eine züchterische Thätigkeit zu entfalten. Obwohl er der Kraft und Schnelligkeit des englischen Vollblutes warme Anerkennung zollte, wählte er doch als Zuchtziel die Schaffung einer russischen Schnelltraberrasse. Vermutlich wurde er hierbei von seinem Alter und bedeutenden Gewichte, welche ihm das Reiten nicht mehr gestatteten, beeinflußt.

Der arabische Silberschimmelhengst Smetanka, welcher später der Stammvater der Orlow-Traber geworden ist, wurde vom Grafen Orlow im Jahre 1775 in Morea um den Preis von 60 000 Rubel erstanden. Dieser merkwürdige Hengst war 1,53 m hoch. Sein Skelett, das noch heute in Krähnovoï zu sehen ist, zeigt, daß er mit 19 Rippenpaaren versehen war.

Smetanka, der nur ein Jahr zur Zucht benutzt wurde, hinterließ unter anderen aus der Paarung mit einer dänischen, großen, breiten, langen und gut fundamentirten Isabellstute einen Hengst Namens Polkan, welcher, obwohl er

die meisten Vorzüge seines Vaters ererbt hatte, nicht genügende Schulterfreiheit besaß und deshalb dem angestrebten Typus nicht entsprach. Aus diesem Grunde paarte Graf Orlow den Polkan mit einer holländischen Stute, welche in genannter Hinsicht nichts zu wünschen übrig ließ. Die Frucht dieser Paarung ward 1784 der berühmte Hengst Bars I., der alles vereinigte, was der Graf hervorbringen wollte. Bars hatte also folgenden Stammbaum:




Die Zuchtkombination, die uns aus diesem Stammbaum entgegentritt, wird von einem russischen Züchter folgendermaßen charakterisirt:

„Durch eine geniale Kombination wurden die arabischen Knochen des ideal geschaffenen Smetanka auseinandergerückt durch das umfangreiche und breite Skelett der dänischen Mutter und seine Ausschmückung geschah durch die üppigen Muskeln der holländischen Mutter; dabei blieb in dem erzeugten Giganten (Bars I.) das Feuer, Temperament und die Blutkraft der Muskeln des Wüstenpferdes bewahrt."

Ob nun wirklich die Genialität des Züchters und nicht ein glücklicher Zufall die Hauptrolle bei der also geschilderten gelungenen Kombination gespielt hat, will ich dahingestellt sein lassen. Ich konstatire nur, daß Graf Orlow eine besondere Vorliebe für bunte Blutmischungen gehabt zu haben scheint. Dies geht schon daraus hervor, daß er anstatt die in Bars I. vereinigten wertvollen Eigenschaften durch strenge Inzucht zu fixiren, schon in den ersten Generationen arabische, persische, holländische, ja selbst einige bucharische Stuten innerhalb des Traberstammes zur Zucht verwendete, während er die Väter aus der neuen Rasse selbst nahm.

Smetanka hinterließ 4 Hengste und 1 Stute. Die Hengste, alle im Jahre 1778 geboren, waren: der vorerwähnte Polkan, der mit der englischen Stute Okhotnitchia erzeugte Schimmel Völkersahm, der mit der arabischen Stute Seiga erzeugte Grauschimmel Lubimetz und der mit der englischen Stute Glawnoi erzeugte braune Hengst Bowka. Völkersahm, Lubimetz und Polkan verblieben im Gestüt, Bowka dagegen wurde nach England verkauft, wo er, wie aus dem englischen Rennkalender zu ersehen ist, in Southall, in der Nähe von London, als Deckhengst aufgestellt gewesen ist. Da das Deckgeld dort für ihn 10 Guinéen betrug, dürfte die Angabe des Rennkalenders, daß er wegen seiner Schönheit,

Knochenstärke und Aktion das Vertrauen der englischen Züchter verdiene, wohl auf Wahrheit beruht haben. Völkersahm erzeugte 7 Hengste und 59 Stuten, welche alle in das Gestüt einrangirt worden sind; Polkan hinterließ 7 Hengste und 21 Stuten; von der Nachkommenschaft des Lubimetz wurde aber kein einziges Exemplar zur Zucht beibehalten.

Unter den englischen Zuchtpferden, die Graf Orlow nach Khränovoï einführte, waren zwei Söhne des Eclipse: Hackwood und Gunpowder, zwei Söhne des Highflyer: Skylark und Escape, und außerdem die Hengste Mongry, Tandem, Trumpet, Cinnabar, Dädalus, Symmetry und Roob. Im ganzen wurden 22 Hengste und 53 Stuten englischer Rasse in Khränovoï verwendet.

Bezeichnend für den Erfolg der Orlow'schen Zucht ist, daß nach der Ansicht russischer Hippologen schon der Sohn des Bars I., Ljubesnoi I., dem angestrebten idealen Trabertypus sehr nahe kam. Noch vollkommener aber wurde die zweite Generation und von der vierten behaupten bewährte Kenner, daß sie den kaum noch weitere Fortschritte zulassenden Höhepunkt erreicht habe. (Siehe „Zur Frage über die Reinheit der Rassen des Orlow'schen Traberpferdes" aus dem Russischen übersetzt von P. Jessen, Professor an der Universität Dorpat. Wien 1873, Wilhelm Braumüller, Seite 121.)

Die Trabrennen betrieb Graf Orlow auf verschiedene Art. In den meisten Fällen war es ihm nur um Erprobung der Schnelligkeit zu thun. Er ließ zu diesem Zwecke das Pferd in der besten Trabpace 200 saschen (= 424 m) zurücklegen, wobei genaue Aufzeichnungen über die erreichte Schnelligkeit geführt wurden. Nachdem das Tier genannte Distanz im Trab hinterlegt hatte, ließ der Graf es im Schritt zum Ausgangspunkt zurückkehren und gleich darauf wieder die 200 saschen im Trab durchmessen; dies wurde viermal wiederholt, so daß die getrabte Distanz schließlich 800 saschen (= 1704 m) betrug. Der Graf scheint aber auch die Ausdauer seiner Pferde erprobt zu haben, denn der russische Staatsrat J. Moerder erzählt in seiner 1876 herausgegebenen interessanten Broschüre „Le trotteur russe", daß Graf Orlow dieselben bisweilen 15—20 werst (= ca. 10 bis 13 engl. Meilen) gehen ließ. Diese Angabe wird jedoch auf das bestimmteste von anderen Autoritäten bestritten (siehe unter anderem die vorerwähnte Arbeit des Herrn Professors Jessen Seite 119; es heißt dort: „. . . . größere Strecken mutete er den Pferden nie zu").

Zu Graf Orlow's Lebzeiten wurden wohl Stuten, aber niemals Hengste verkauft. Dieses Prinzip wurde sogar noch einige Zeit nach dem 1809 erfolgten Hinscheiden des Grafen aufrecht erhalten. So erhielt z. B. Kaiser Alexander I. von der Gräfin Orlow 4 Wallachen statt der 4 Hengste, die er verlangt hatte.

Der Ruhm der in Khränovoï gezogenen Traber wurde somit anfangs nur durch die Wallachen verbreitet. Nach dem Tode des Grafen Orlow verwaltete W. J. Schischkin das Gestüt. Dieser Mann scheint eine etwas zweideutige Rolle als Gestütsdirigent gespielt zu haben. Einer der größten Kenner der Orlowrasse, Wassilii Koptjeff, schreibt hierüber: „Im Jahre 1825 waren für das Khränovoï'sche Gestüt vier holländische Stuten verschrieben, die Rappstuten Nr. 1, Nr. 2, Nr. 3 und eine braune Nr. 2, und 1828 Nr. 1, und wurden im Gestüt zugelassen. Geschah dies absichtlich von Seiten des begabten Schischkin, um die reine Rasse des Krähnovoï'schen Gestütes zu trüben, im Gegensatz der von ihm selbst aus Khränovoï erlangten reinrassigen Pferde, mit denen er ein eigenes Gestüt gegründet, oder wurde er mit fortgerissen von dem damals in Mode gekommenen Begehr nach holländischen Pferden, welche, durch den Kommissionär Berghofer eingeführt, in jener Periode viele der besten Gestüte überfluteten, — dies ist schwer zu entscheiden, weil Schischkin selbst in seinem eigenen Gestüt den Beschälhengst Starinu, einen Sohn des holländischen Peters, besaß."

Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß die zu jener Zeit stattgefundene erneuerte Beimischung holländischen Blutes keineswegs segensreich gewirkt hat. Das Resultat derselben war in den meisten Fällen die Produktion flachrippiger, engbrüstiger und plumper Pferde, deren kurze, abschüssige Kruppe lebhaft an die holländischen Ahnen erinnerte.

Professor Jessen teilt mit Bezug hierauf mit, daß alle Versuche auf dem Wege, den Graf Orlow selbst eingeschlagen hatte, aus den Stuten, die von seinem Gestüt verkauft wurden, Traber zu erzielen, die den seinigen gleichkamen, fehlschlugen und auch bis auf die neueste Zeit keinen Erfolg gehabt haben. Nur das Gestüt vom Grafen Kutaissow, wohin einige Orlow'sche Traberhengste geschickt waren, züchtete Traber, die — wenn auch den Orlow'schen lange nicht gleich, doch ihnen näher kamen.

Erst als der vorerwähnte Gestütsverwalter Schischkin sich ein eigenes Gestüt begründete und darin sowohl Hengste und Stuten aus den besten Orlow'schen Traberstämmen züchtete und diese verkaufte, erhielt die Traberzucht einen neuen Impuls, indem sich damit die Gelegenheit bot, für die echten Orlow'schen Stuten auch ebenbürtige Hengste, wenn gleich für schweres Geld, zu erwerben. Noch mehr aber wurde sie gefördert, als die russische Krone im Jahre 1845 das Orlow'sche Gestüt acquirirte, die Rasse der echten Traber sorgfältig erhielt und vermehrte und durch ihre Hengste in den Beschälställen die Rasse verallgemeinerte. Nun schossen aber auch die Trabergestüte wie die Pilze nach einem befruchtenden Regen hervor.

Die russischen Hippologen bezeichnen die Orlowrasse allgemein mit dem Namen

„Vollbluttraber“. Diese Benennung veranlaßte im Jahre 1865 den damaligen Dirigenten des Gestütswesens, Generaladjutant Grünewald, die Anlegung eines Stud-Book's für die Traberrasse vorzuschlagen. Er wollte auf diese Art die Lösung der vielfach ventilirten Frage herbeiführen, ob der Schnelltrab als ein charakteristisches erbliches Kennzeichen der russischen Traber oder nur als eine individuelle Anlage einzelner besonders hervorragender Exemplare anzusehen sei.

Diese Frage wurde nun auf Anregung der Gestütsverwaltung im Kreise der bedeutendsten Fachmänner des Landes diskutirt und darauf die Herausgabe des Stud-Book's beschlossen. Die Motive, welche hierbei zur Geltung kamen, waren folgende:

„Graf Orlow-Tschesmensky schuf die russische Traberrasse, indem er einen arabischen Hengst mit einer dänischen Stute paarte und den auf diese Art erhaltenen Hengst eine holländische Stute decken ließ.

Das Produkt letzterer Paarung, welches man „arabisch-dänisch-holländisch“ nennen kann, ward Bars I., geboren 1784, der allgemein als der erste Repräsentant, der Stammvater der Traberrasse bezeichnet wird.

Bis jetzt ist es allerdings üblich gewesen, nur das englische Rennpferd als Vollblut anzusehen; anderseits hat aber die Hippologie auch den Lehrsatz aufgestellt, daß wenn die Nachkommenschaft eines Vollbluthengstes und einer gemeinen Stute wieder mit Vollblut gekreuzt wird und diese Vollblutinfusion sich durch 9 Generationen hindurch wiederholt, die 9. Generation auf den Namen „Vollblut“ Anspruch erheben könne. (?)

Mit Berufung auf diesen Lehrsatz und nachdem die Orlowrasse seit mehr als 80 Jahren ohne Beimischung fremden Blutes fortgezüchtet worden ist (?), sind wir der Ansicht, daß dieselbe verdiene „konstant“ und „rein“ genannt zu werden, und wäre es aus diesem Grunde höchst wünschenswert, daß künftighin nur solche Pferde als der reinen Traberrasse angehörend qualifizirt würden, deren Herkunft keine Beimischung fremden Blutes aufweist.“

Gleichzeitig wurde beschlossen, daß folgende Bestimmungen für die Aufnahme der Pferde in das „Stud-Book“ der reinen Rasse zu gelten hätten:

Berechtigt zur Aufnahme sind:

1) Pferde, die sowohl auf väterlicher wie mütterlicher Seite vier reine Generationen aufweisen können. Von solchen Pferden werden keine Leistungen auf der Trabbahn gefordert.

2) Pferde, deren Vater, sowie dessen Vater, an Trabrennen teilgenommen haben und die auf der mütterlichen Seite durch ihre Mutter und Großmutter von der reinen Orlowrasse abstammen.

3) Pferde, deren Mutter und mütterliche Großmutter an Trabrennen teilgenommen und deren Vater, sowie dessen Vater, obwohl sie keine Trableistungen aufzuweisen haben, Abkömmlinge der reinen unvermischten Rasse sind.

Außer diesen drei Kategorien werden alle jene Traber, die in gerader Linie von bis zum Jahre 1810 in Khränovoï geborenen Pferden herstammen, ihre direkte Nachzucht einbegriffen, als Sprößlinge der reinen unvermischten Rasse angesehen.

Um die Traber der reinen Rasse von solchen unterscheiden zu können, welche wenn sie sich auch auf der Bahn hervorgethan, Produkte späterer Kreuzungen sind, werden erstere im Stud-Book mit den Buchstaben ч п (reine Rasse) bezeichnet.

Die Zeit und die Erfahrung werden nun lehren, welcher von obengenannten Kategorien zu Rennzwecken der Vorzug gebührt. Allerdings spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß die Art der ersten Aufzucht und des Trainings, sowie die größere oder geringere Geschicklichkeit des Fahrers stets das entscheidende Wort bei den Prüfungen haben werden.

Damit ein Pferd in Rußland als Traber klassifizirt werden könne, muß dasselbe 1 werst (= $1069,_6$ m) in weniger als 2 Minuten zurückgelegt haben. Um der ersten Klasse zugezählt zu werden, muß der russische Traber einen Record von 5 Minuten 12 Sekunden auf 3 Werst (Winterbahn) aufweisen können. Der Training beginnt in den meisten Gestüten sobald das Pferd das Alter von 2 Jahren erreicht hat. Alle Rennen gehen im Geschirr, nicht unter dem Reiter, von statten. Reine Aktion wird auf sämtlichen Bahnen mit unerbittlicher Strenge von den konkurrirenden Pferden gefordert. Mit Bezug auf die reglementmäßige Reinheit der Trabaktion gilt die Regel, daß 3—10 Galopsprünge als Galopreprise angesehen werden, wohingegen 1—2 Galopsprünge die Bezeichnung „Übergriff" erhalten. Macht das Pferd mehr als 10 Galopsprünge, so hat es sich „vergalopirt". Bei jedem Rennen ist eine Galopreprise über die Anzahl der zurückzulegenden Werst gestattet. Die beim Start erfolgenden Galopreprisen werden nicht gezählt; dagegen führt das „Vergalopiren" stets zur Distanzirung, welche Strafe auch jene Pferde trifft, die das Ziel in Galop passiren. Bei Rennen mit Zweigespann und Troïka werden nicht die Galopreprisen, sondern die einzelnen Galopsprünge gezählt. Zwanzig sind erlaubt, der einundzwanzigste bringt die Distanzirung mit sich.

Die Preise werden nach dem Alter des Pferdes, vom 3. Jahre an gerechnet, klassifizirt. Mit wenigen Ausnahmen wird in „Heats" oder Stichrennen gelaufen. Die Bahnen, welche gewöhnlich eine ovale Form haben, sind meistens 1 ½—2 werst lang. Mehr als zwei Pferde gleichzeitig starten zu lassen, ist mit Schwierigkeiten

verknüpft. Der gewöhnliche Vorgang ist daher der, daß man die schnellsten Pferde zu zweien miteinander rennen läßt, bis der Sieg entschieden. Es kann infolgedessen leicht vorkommen, daß die Sieger, obwohl die Distanz nicht mehr als 3 werst betrug, 12 werst zurücklegen mußten, weil 3 Stichrennen mit verschiedenen Gegnern erforderlich waren. Indessen gibt es auch Rennen, in welchen das zuerst einkommende Pferd sofort den Preis erhält. Die Art der Rennen ist sehr verschieden. Man hat solche für einspänniges und zweispänniges Geschirr, für Traber mit nebenher laufendem Handpferd, für die nationale Troïka, sowie für gewöhnliche Kutschpferde.

Nachstehende Tabelle gibt eine gute Übersicht über die im Jahre 1886 in Rußland stattgefundenen Trabrennen.

| Ort | Jahreszeit | Wie viel Pferde gestartet | Wie viel Rennen stattgefunden | Wie viel Renntage | Durchschnittliche Schnelligkeit auf 3 werst | Größte Schnelligkeit auf 3 werst |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Saratow . . . | Sommer | 34 | 22 | 6 | 6 : 00 3/8″ | 5 : 16 2/3″ |
| Jelets . . . . | „ | 22 | 14 | 7 | 5 : 32″ | 5 : 11″ |
| Bekowo . . . | „ | 17 | 11 | 4 | 5 : 55 1/2″ | 5 : 33″ |
| Jefremow . . . | „ | 8 | 10 | 4 | 5 : 55 1/3″ | 5 : 35″ |
| Kasan . . . . | „ | 13 | 6 | 2 | 6 : 04 3/5″ | 5 : 30″ |
| Kiew . . . . | „ | 18 | 14 | 7 | 6 : 01 1/2″ | 5 : 32 1/2″ |
| Nishnij-Nowgorod | „ | 13 | 9 | 4 | 5 : 54 2/3″ | 5 : 27 1/2″ |
| Kozlow . . . | „ | 10 | 6 | 2 | 5 : 53 4/5″ | 5 : 36″ |
| Stchigry . . . | „ | 9 | 4 | 2 | 6 : 18″ | 5 : 46″ |
| Rylsk . . . . | „ | 10 | 9 | 4 | 6 : 17″ | 5 : 33 1/2″ |
| Lebediani . . . | „ | 7 | 6 | 3 | 6 : 14″ | 5 : 29″ |
| Smolensk . . . | „ | 13 | 6 | 3 | 6 : 23 3/5″ | 5 : 48 2/5″ |
| Tambow . . . | „ | 27 | 16 | 8 | 5 : 32 2/5″ | 5 : 06 2/5″ |
| Räsan . . . . | „ | 19 | 16 | 7 | 5 : 38 7/8″ | 5 : 13″ |
| Novosil . . . | „ | 12 | 6 | 3 | 5 : 55 7/9″ | 5 : 32″ |
| Tula . . . . | „ | 19 | 14 | 6 | 5 : 58″ | 4 : 58″ |
| Kursk . . . . | „ | 14 | 8 | 4 | 5 : 53″ | 5 : 43″ |
| Borisogläbsk . . | „ | 9 | 7 | 3 | 5 : 27 2/5″ | 5 : 16″ |
| Pensa . . . . | „ | 16 | 12 | 5 | 5 : 40 3/4″ | 5 : 22 3/4″ |
| Jelets . . . . | Winter | 13 | 9 | 4 | 6 : 10″ | 5 : 36″ |
| Morchansk . . | „ | 22 | 14 | 7 | 6 : 05 1/3″ | 5 : 21″ |
| Kasan . . . . | „ | 19 | 6 | 3 | 6 : 25 1/2″ | 5 : 49″ |
| Twer . . . . | „ | 15 | 7 | 3 | 6 : 27″ | 5 : 56″ |
| Oriol . . . . | „ | 7 | 7 | 3 | 5 : 49 1/9″ | 5 : 37 1/4″ |
| Jaroslaw . . . | „ | 22 | 18 | 8 | 6 : 04″ | 5 : 36 1/2″ |
| Moskau . . . | „ | 60 | 28 | 11 | 5 : 44″ | 5 : 26 1/4″ |
| dto. . . . | Sommer | 73 | 35 | 14 | 5 : 25″ | 5 : 00 1/2″ |
| St. Petersburg . | Winter | 57 | 43 | 13 | 5 : 23 1/8″ | 5 : 09 1/3″ |

Den besten Record auf 3 werst, 4 : 58″, erzielte der 7jährige Schimmelhengst Kremen.

Obgleich der Orlow-Traber von einer einzigen Familie herstammt, ist derselbe gegenwärtig auch innerhalb der Privatzucht so zahlreich vertreten, daß die Zukunft der Rasse nicht durch Verwandtschaftszucht gesichert zu werden braucht. Dies geht schon aus der Thatsache hervor, daß die Anzahl der jährlich an den Trabrennen teilnehmenden Orlower ungefähr 300 Stück beträgt.

Mit Bezug auf die Zuchtrichtung schreibt der Staatsrat Jean Moerder in der weiter oben zitirten Broschüre „Le trotteur russe“: „Eine Zufuhr arabischen, besonders aber englischen Vollbluts würde auf großen Widerstand seitens der fanatischen Züchter stoßen. Dies kann jedoch nur dem herrschenden Mangel an fachmännischen Studien zugeschrieben werden, denn trotz ihrer unzweifelhaften Sportpassion geben sich sowohl die Züchter als auch die Amateurs selten die Mühe, der Sache auf den Grund zu gehen. Falls es einem Vollblüter oder dem Vollblute nahe stehenden Pferde gelingen sollte, einen guten Orlow-Traber zu schlagen, würde dieses Vorurteil leicht auszurotten sein. Indessen läßt sich nicht leugnen, daß der russische Traber auch in seiner jetzigen Gestalt mehrere vorzügliche Eigenschaften besitzt und außerdem eine gute äußere Form zeigt.“

Dieselbe Frage wird von dem bekannten russischen Züchter und Hippologen Ilja Molotzkoi in einem an die Gestütsverwaltung gerichteten Schreiben folgendermaßen beantwortet:

„Die Rasse der Traberpferde ist bei uns in Rußland keine selbstentstandene; ihr Begründer Bars I. stammte aus arabisch-dänisch-holländischem Blute. Diesem Hengst gab der berühmte Kenner der Pferdezucht, Graf Orlow-Tschesmensky, nichtsdestoweniger fortwährend englische oder englisch-arabische Stuten, wodurch er auch vortreffliche Pferde erzielte, z. B. Dobrui I., Lubjesnoi I., Besimjänki I. und Lebed I. Obgleich in der Folge eine ähnliche Zumischung auch noch stattfand, so trat dies doch viel seltener ein und hörte endlich beinahe gänzlich auf. Einige der bekannten Pferdezüchter thaten aber gerade das Gegenteil, fingen an holländisches Blut beizumischen, wodurch ihre Gestüte gänzlich verdorben wurden, d. h. Kopf und Hals bei den Pferden wurden schwer und fleischig, die Brust eng, die Schultern kurz, die Füße feucht und zu Krankheiten geneigt, besonders bei verstärktem Fahren zu Gallen und Mauke. Allen diesen Fehlern, besonders den letzteren, begegnen wir auch jetzt bei einem großen Teile unserer Traberpferde. Daraus kann man schließen, daß das Blut unserer Traber sozusagen begonnen hat, sich von dem Reinblut zu entfernen, sich verunreinigt und verwässert. Und anders kann es ja auch bei unserem Klima nicht sein, wo das Pferd in mehr als

einem halben Jahre nicht die Sonne, nicht die Weide sieht, sondern im Stall oder in Schuppen bei sehr unbedeutender Bewegung steht. Folglich ist längst schon die Zeit gekommen, unsere Traberrasse durch Zumischung von reinem, vorzugsweise englischem Wettrennerblut aufzufrischen, und meiner Meinung nach ist dies das einzige Mittel, sie zu verbessern. Ich ziehe immer ein Pferd vor, welches dem englischen oder arabischen Blut näher steht und halte es durchaus nicht für ein Verdienst, wenn das Blut der Traber bis zur achten und neunten absteigenden Linie niemals durch reinblütige Pferde aufgefrischt wurde."

Der Wahrheit gemäß muß ich jedoch bezeugen, daß Herr Molotzkoi ziemlich allein mit dieser Ansicht steht.

Viele Sportfreunde fragen: „Wer ist schneller, der russische oder der amerikanische Traber?" — Leider liegt es nicht in meiner Macht, hierauf eine bestimmte Antwort zu erteilen. Ebenso gut könnte man mir zumuten zu entscheiden, ob dem geschickten Schneider oder dem nicht weniger lobenswerten Schuster der Preis gebühre. Nichtsdestoweniger sei mir gestattet, in aller Kürze eine Parallele zwischen den beiden in Rede stehenden Rassen zu ziehen.

Der amerikanische Traber kennt von seiner ersten Jugend an nur eine Distanz, die englische Meile (= 1609 m). Die Ausnahmen von dieser Regel sind wenigstens leicht gezählt. Dies hat zur Folge, daß man beim Training des Trabers bemüht ist, seine Schnelligkeit hauptsächlich auf genannte Distanz zu entwickeln und daß das Pferd, welches im Voraus weiß, was man von ihm verlangen wird, die bekannte Aufgabe unter Aufbietung seiner ganzen Energie zu Ende führen kann.

Der russische Traber dagegen weiß nie, ob ihm eine Distanz von 3, 4, $4\frac{1}{2}$, 5, 6 oder $7\frac{1}{2}$ werst bevorsteht. Unter solchen Verhältnissen wird er von seinem Instinkt dazu veranlaßt, mit seinen Kräften hauszuhalten. Die gewöhnliche Distanz auf den russischen Bahnen ist allerdings 3 werst, da aber die schönsten Preise für größere Distanzen ausgesetzt werden, muß man den Training aller besseren Traber darnach einrichten, und daß dies die Schnelligkeit eher beeinträchtigt als fördert, ist dem Fachmann wohl bekannt.

Hierzu kommt noch, daß der Start in Amerika „fliegend" ist, d. h. das Pferd befindet sich schon in vollem Trab, wenn es den Ablaufpfosten passirt, wohingegen die auf den russischen Bahnen startenden Pferde nicht zu traben anfangen dürfen, bevor sie den Pfosten im Schritt erreicht haben und mit dem Kopf an demselben vorüber sind. In demselben Augenblick werden auch die Zeitmesser in Gang gesetzt. Niemand, der sich, wenn auch nur oberflächlich mit dem Trabsport beschäftigt hat, wird bestreiten, daß das Pferd bei letzterer Methode mehr Zeit

braucht, um in Aktion zu kommen. Das ist aber kein geringfügiger Umstand in einem Rennen, dessen Endresultat von Bruchteilen einer Sekunde abhängig ist.

Von Vorteil für den Amerikaner ist auch, daß er stets in dem leichten Sulky trabt, wohingegen der Russe oft ein Gewicht von 7 Pud (= 114,6 Kilo) zu ziehen hat, und noch mehr, daß er es mit den Galopsprüngen, deren Anzahl auf den russischen Bahnen streng begrenzt ist, nicht genau zu nehmen braucht. Alles was man in dieser Hinsicht von dem amerikanischen „Driver" verlangt, ist, daß er sein Pferd allsogleich wieder in Trab versetzen soll, falls dasselbe zu galopiren angefangen. Wie oft aber der Trab in Galop ausartet, ist vollkommen gleichgültig. Nicht so in Rußland. Dort wird dem ersten Pferde der Preis abgesprochen, falls es auf einer Distanz von 3 werst öfter als 3 mal, auf einer von 4 werst öfter als 4 mal in Galop gefallen ist u. s. w., und ist außerdem im Rennreglement bestimmt, daß die Anzahl der Galopsprünge in jeder solchen Galopreprise nicht mehr als höchstens 10 betragen dürfe. Mit diesen Bestimmungen vor Augen wagt der russische Fahrer natürlich nie sein Pferd bis zum Äußersten zu forciren, und sollte das Tier trotzdem einmal in Galop fallen, so bemüht er sich, dasselbe schleunigst wieder in Trab zu versetzen. Dies läßt sich aber nur durch Brüskiren des Pferdes erreichen und so entsteht ein neuer Zeitverlust.

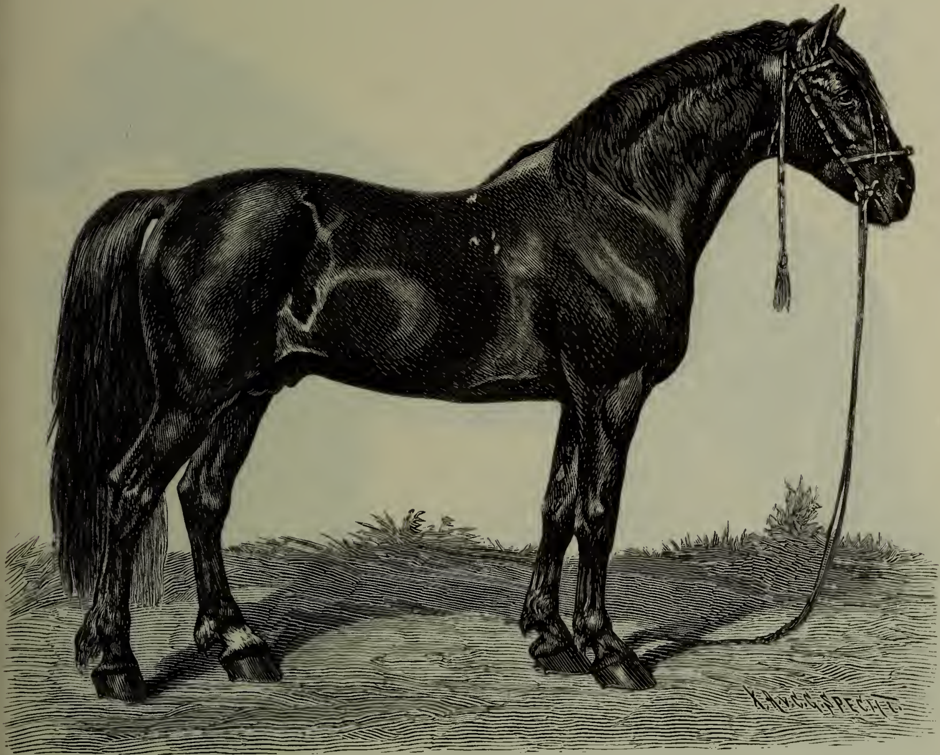
Schließlich werden wir noch zu beobachten haben, daß der russische Traber, der sowohl auf dem sommerlichen „Track" als auf der Eisbahn ausgenützt wird, nahezu das ganze Jahr hindurch im Training ist, wohingegen der amerikanische Traber im Winter der Ruhe pflegt. Die Winterrennen führen außerdem den Übelstand mit sich, daß sie einen speziellen Beschlag notwendig machen, welcher verändernd auf die Aktion des Pferdes einwirkt. Kaum ist aber das Eis geschmolzen, so beginnen die Sommerrennen, zu welchen das Pferd wieder einen ganz anderen, neue Veränderungen in der Aktion hervorrufenden Beschag benötigt.

Alle diese Umstände erschweren den Vergleich zwischen den Leistungen des russischen und des amerikanischen Trabers ganz ungemein. Daß der beste Orlow-Traber sich auf amerikanischen Bahnen schimpflichen Niederlagen aussetzen würde, kann als ausgemacht betrachtet werden, aber kaum weniger wahrscheinlich ist es, daß sogar einer Maud S. keine glänzende Rolle beschieden wäre, wenn man sie auf russischer Winterbahn nach russischen Vorschriften starten ließe.

Von größtem Interesse wäre natürlich, viel versprechende Fohlen beider Rassen nach einem und demselben Lande zu importiren und sie dort einer gleichen Behandlung zu unterziehen. Dies wäre wenigstens die einzige Möglichkeit, Klarheit darüber zu gewinnen, wer schneller ist, der russische oder der amerikanische Traber.

Der Orlow-Traber betritt die Bahn mit 3 Jahren und verläßt sie oft erst im Alter von 12, ja 15 Jahren. Ihren Höhepunkt erreicht die Schnelligkeit gewöhnlich im 8. Lebensjahre des Pferdes und später. Da aber die Mehrzahl der Traber aus Hengsten besteht, liegt es nicht im Interesse ihrer Besitzer, sie zu lange der Zucht zu entziehen.

Fig. 726.

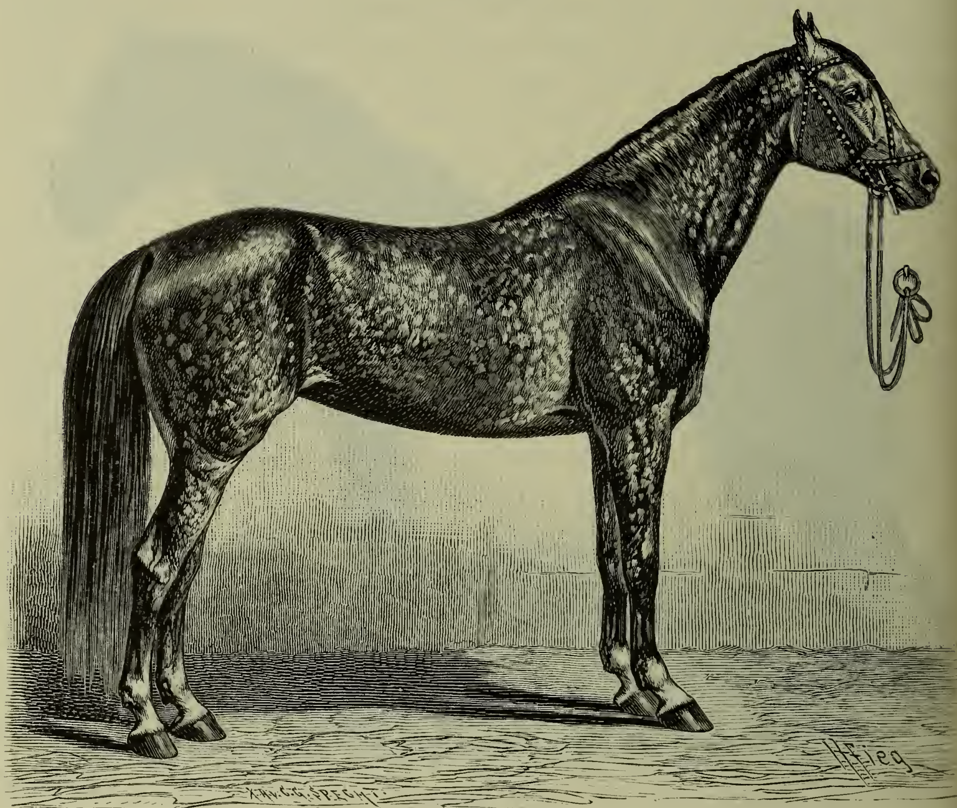


Orlow-Hengst.

Was schließlich das Exterieur und den mutmaßlichen Zuchtwert des russischen Trabers betrifft, so bekenne ich, daß ich, seitdem ich in St. Petersburg die besten Orlower gesehen, die dort vorhanden waren, mehr als je folgendes Urteil aufrecht erhalte, welches ich nach meiner Rückkehr von der Pariser internationalen Pferdeausstellung des Jahres 1878 in der schwedischen Sportzeitung „Tidning för Hästvänner" veröffentlicht habe: „Der geehrte Leser denke sich einen hochbeinigen Gaul mit plumpem Kopf, kurzer, steiler Schulter, langem, weichem Rücken, schlechter Rippenbildung, kurzer und schwacher Kruppe, im hohen Grade fehlerhaften Röhren,

mangelnder Tiefe und Breite, Anlagen zu Roaren und Dämpfigkeit, aber mit Gängen, die man geſehen haben muß, um zu begreifen, was eigentlich unter Trab zu verſtehen iſt, und er hat ein getreues Bild eines echten Orlow-Trabers. Falls nun angenommen werden darf, daß Rußland nicht lauter Ausſchußware nach Paris geſchickt und die dort ausgeſtellten Exemplare geeignet waren, dem Beſchauer ein

Fig. 727.



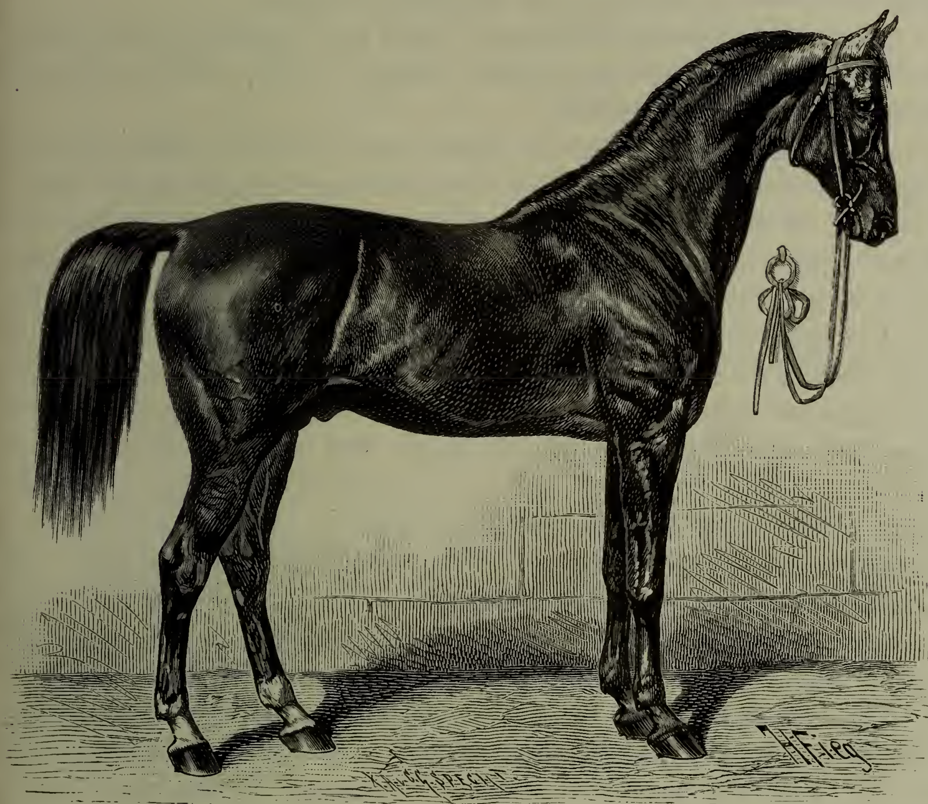
Orlow-Stute.

getreues Bild des vom Orlow-Traber vertretenen Typus zu geben, ſo wage ich ohne Bedenken zu erklären, daß derſelbe nicht zur Kreuzung mit anderen Raſſen empfohlen werden kann, dieſe mögen nun dem europäiſchen oder dem orientaliſchen Stamme angehören. Dem Trabſport Intereſſe entgegenzubringen iſt gut und ſchön, aber wird der Trabſport nur ſeiner ſelbſt willen betrieben, hat derſelbe nicht vor allem die Förderung der Zucht zum Ziele, ſo ſinkt er zu einem bedeutungsloſen Zeitvertreib herab, und mit Trabern, welche wie die nach Paris ge-

führten Orlower Gurko und Verny enthusiastische Bewunderung auf der Bahn und Spott im Gestüt ernten, kann kein Pferdeschlag verbessert werden."

Daß dieses Urteil nicht ungerechtfertigt war, beweist das Fiasko, welches die Orlow-Traber in Württemberg erlebt haben. Ich erinnere auch daran, daß der gewesene Leiter des französischen Gestütswesens, Baron du Taya, als er kurz vor

Fig. 728.



Reitpferd der Orlow-Rasse.

Zusammenbruch des Kaiserreiches von hoher Stelle aufgefordert wurde, Orlow-Traber zur Kreuzung mit den Anglonormannen zu verwenden, schriftlichen Befehl hierzu verlangte, weil „er seinen Namen nicht zu einer so unheilvollen Maßregel hergeben wollte". Dieser Befehl wurde nie erteilt und das ist als ein großes Glück für die französische Pferdezucht zu betrachten, denn unter dem Einfluß der russischen Kreuzung würden die Fehler der Anglonormannen, welche sämtlich auch beim Orlower vorhanden sind, sicherlich grauenerregende Dimensionen angenommen

haben (siehe Fig. 726 und 727, einen ausgezeichneten Hengst und eine ebenfalls hochgeschätzte Stute besagter Rasse darstellend).

In Khränovoï werden gegenwärtig 3 getrennte Stämme gezüchtet, nämlich englisches Vollblut, Orlow-Traber und seit 1885 auch Bitjugpferde. Die früher im Gestüte gezüchteten Reitpferde der Orlow-Rasse (Fig. 728), hervorgegangen aus einer Kreuzung englischer, arabischer, dänischer und holländischer Pferde, bilden nunmehr einen Produktionszweig des Krongestütes Limarévo.

Die Vollblutabteilung in Khränovoï besteht aus 8 Hengsten und 37 Stuten. Die Hengste sind: Consul, Lazy Fellow, Marshall, Scott, Peut-être, Quizot, Hampton, Monarch und Conscrit.

Der Traberstamm, der aus 16 Hengsten und 100 Stuten besteht, zählt im ganzen 500—600 Pferde. Die junge Aufzucht verbleibt auch im Winter tagüber im Freien, im Sommer aber läßt man sie Tag und Nacht draußen. Nach dem Absetzen werden mit allen Fohlen täglich, sei es in der geschlossenen oder auf der offenen Bahn, systematische Übungen im Trab vorgenommen. Sie bewegen sich hierbei in voller Freiheit im Kreis um einen in der Mitte stehenden, mit einer langen Peitsche bewaffneten Wärter. Aufgabe des letzteren ist, die jungen Tiere vom Galopiren abzuhalten, was übrigens bei den ausgeprägten Trabanlagen der Rasse keine Schwierigkeiten zu bereiten pflegt. Auf diese vorbereitende Dressur folgt nach erreichtem dritten Lebensjahre die erste Arbeit im Geschirr, welche auch den Zweck hat, die Schnelligkeit der jungen Tiere zu erproben. Die Elite der Produktion bleibt im Gestüt, das seit 1884 seine Aufzucht selbst rennen läßt. Der Training zu diesen Rennen nimmt gewöhnlich ein ganzes Jahr in Anspruch und wird von einem eigens zu diesem Zwecke engagirten Trainer geleitet. Von den übrigen Tieren werden die besten Hengste 4jährig in die verschiedenen Depots eingereiht. Die Stuten, sowie die minderen Hengste aber, circa 20—24 Stück per Jahr, gelangen im Juni zum öffentlichen Verkauf. Die Preise bei diesen Auktionen schwanken zwischen 1000 und 1500 Mark. Daß keine höheren Preise erzielt werden, hat seine Erklärung in dem Umstand, daß Stuten infolge der allgemeinen Vorliebe für Hengste in Rußland mindestens um zwei Drittel billiger als Hengste sind.

Um nach Khränovoï zu gelangen, begibt man sich von Moskau aus mit der Nowotscherkaskbahn nach der Station Liski, welche nur 4½ Fahrstunden vom Gestüte entfernt liegt. Auf freundlichen, gastfreien Empfang in Khränovoï kann der fremde Fachmann stets rechnen.

Eine Beschreibung der kalmückischen, kirgisischen und baschkirischen Steppenpferde gehört nicht in den Rahmen dieser Arbeit. Dagegen halte ich es nicht für

überflüssig, dem donischen Kosakenpferde und der tscherkessischen Rasse einige Worte zu widmen.

Das Pferd im Lande der donischen Kosaken ist teils primitiver, teils veredelter Art.

Das primitive Pferd ist klein, nicht höher als $1,_{47}$ m; der Kopf ist plump und der Hals dünn, aber kurz, der Rücken dagegen hat eine vortreffliche Form; dasselbe kann von den Hufen und Sehnen gesagt werden und auch das Kreuz, welches länger und gerader als bei den anderen Rassen tartarischen Ursprungs ist, gibt selten Anlaß zu Tadel. Zu diesen Vorzügen kommt noch ein gut gebildeter Widerrist, eine kräftige Muskulatur und ein gefälliger Schweifansatz. Trotzdem kann das donische Kosakenpferd des ursprünglichen Stammes nicht hübsch genannt werden. Dieser Mangel an Schönheit hat allerdings nicht viel zu bedeuten, wenn man erwägt, daß die besagte Rasse sich durch eine seltene Schnelligkeit, Ausdauer, Energie und Härte auszeichnet. Im Trab leisten die Sprößlinge derselben wohl nicht viel, dagegen vermögen sie unter einem Gewicht von 4 Pud (= $65,_{5}$ Kilo) 6 werst (= $6,_{400}$ Kilometer) in 6 Minuten zurückzulegen, sowie sie auch auf größeren Distanzen das Unglaubliche leisten und bei noch so schlechter Wartung bis ins hohe Alter arbeitsfähig bleiben. Scheue Tiere kommen beinahe nie unter ihnen vor. Das donische Pferd scheut keine Hindernisse. Es ist ebenso mutig wie geduldig und gehorsam.

Zu Anfang unseres Jahrhunderts entstand neben dieser, nunmehr so gut wie ausgestorbenen, ursprünglichen Rasse ein veredelter, verbesserter Stamm. Schöpfer desselben waren die Kosakenhetmane Graf Platow, D. J. Ilovaïsky und General Martynow, welche durch Aufstellen guter orientalischer Hengste und energische Förderung einer besseren Aufzucht eine neue Aera im Zuchtgebiete der donischen Kosaken begründeten. Die Pferde des veredelten Stammes unterscheiden sich durch stattlichere Größe und harmonische Körperformen sehr vorteilhaft von der ursprünglichen Rasse, jedoch wird behauptet, daß dieselben weniger hart seien. Wie es sich hiermit verhält, dürfte schwer zu entscheiden sein; wenn aber mit Härte eine große Widerstandsfähigkeit im Elend gemeint wird, dürfte wohl eine geringe Einbuße an solcher Fähigkeit kaum besonders schwer in die Wagschale fallen, denn teils werden die Kosakenpferde jetzt allgemein besser gepflegt als früher, teils haben die Züchter viel dadurch profitirt, daß ihre besten Produkte als Offizierschargenpferde gesucht werden.

Ich erinnere aus diesem Anlasse an die für Rußlands Pferdezucht erfreuliche Thatsache, daß ein preußischer Offizier kürzlich mit der Behauptung vor die Öffentlichkeit getreten ist, daß die besseren Kosakenpferde den Vergleich mit der oft-

preußischen Remonte guter Klasse durchaus nicht zu scheuen brauchten. Dies ist zweifelsohne eine Resultat, welches nicht übersehen werden darf, wenn man eine zutreffende Parallele zwischen dem Kosakenpferde der „guten alten Zeit" und demjenigen unserer Tage ziehen will.

Daß die Leistungsfähigkeit des heutigen Kosakenpferdes keine geringe sein kann, haben mehrere in jüngster Zeit ausgeführte Dauerritte bewiesen. Oberst von Mohrenschild z. B. ritt im November 1883 mit 4 Offizieren und 14 Kosaken auf teils hart gefrorenen, teils glatten oder mit tiefem Schnee bedeckten Wegen in 11 Tagen von Nishnij-Nowgorod über Moskau nach St. Petersburg, d. h. eine Distanz von 1128 werst = 1202 Kilometer. Ein ähnlicher, ebenfalls höchst schneidiger Ritt wurde im Monat Januar des Jahres 1884 auf Befehl des General Gurko von zwei Kosakensotnien ausgeführt. Dieselben ritten in 3 Tagen 374,4 Kilometer und vermochten bei der Ankunft noch durch eine gelungene Attacke den Beweis zu liefern, daß sie sich im gefechtstüchtigen Zustand befanden.

Es ist mir wohl bekannt, daß man aus diesen und ähnlichen Leistungen den Schluß hat ziehen wollen, daß das Kosakenpferd mit Bezug auf Ausdauer dem englischen Vollblute gleichgestellt werden müsse, wenn es dasselbe nicht gar überrage. Ich halte es daher nicht für überflüssig hervorzuheben, daß diese Ansicht oft durch praktische Proben widerlegt worden ist. Schon im Jahre 1826 fand z. B. in St. Petersburg ein Dauerrennen auf 71 werst (= 75 Kilometer) zwischen zwei ausgewählten Kosakenpferden und zwei englischen Vollblutpferden statt. Das Ergebnis desselben war, daß die englischen Pferde mit spielender Leichtigkeit siegten. Das eine Kosakenpferd verendete 30 werst vor dem Ziele und das zweite, welches orientalischen Ursprungs war, erreichte das Ziel, vom abgesessenen Reiter an dem Zügel gezogen, 20 Minuten später als die Engländer.

Ein Gegenstück zu diesem Rennen ist aus der Sportchronik des Jahres 1860 zu verzeichnen.

Der bekannte Liebhaber von Kosakenpferden, Graf Czapski, proponirte im genannten Jahre eine Wette um den Betrag von 500 Silberrubel, daß er jedes englische Pferd auf größere Distanzen mit einem seiner Kosakenpferde schlagen würde. Graf Wolowicz acceptirte die Wette. Die vereinbarte Distanz betrug 50 werst (= 53 Kilometer). Beide Pferde wurden von erfahrenen Trainern trainirt und geritten. Das Kosakenpferd, welches von dem Wilnaer Trainer David Fitch geritten wurde, übernahm allsogleich in scharfer Pace die Führung und befand sich bereits auf dem Rückweg, als das Vollblutpferd unter Charles Chilcott eben den 25. Kilometer hinter sich gebracht hatte. Chilcott ließ sich aber hierdurch nicht aufregen. Er saß ab, frühstückte in aller Gemütsruhe und ritt dann seinem

Gegner in größter Gemütlichkeit nach. Nach einem Ritte von kaum 10 Kilometer hatte er denselben auch schon beim Schopf. Das arme Kosakenpferd war nun komplett fertig. Von Peitsche und Sporn getrieben versuchte es allerdings noch eine kurze Strecke neben dem Vollblutpferde herzulaufen, bald aber mußte Fitch absitzen, denn sein Tier drohte unter ihm zusammenzubrechen. Nur mit größter Mühe gelang es, dasselbe nach einem nahegelegenen Bauernhof zu schleppen, wo es zwei Stunden später verendete. Das Vollblutpferd dagegen legte die 50 werst in $2^1/_2$ Stunden zurück und war bei der Ankunft noch so frisch, daß die Herren, welche dem Sieger von Wilna aus entgegengeritten waren, nicht gleichen Schritt mit ihm halten konnten. Und doch war dieses Vollblutpferd ein höchst anspruchsloses Tier, das nie im Stande gewesen ein Rennen zu gewinnen.

Nach den neuesten Zählungen sind im Territorium der donischen Kosaken 420 000 und in jenem der Kosaken von Astrakhan, Ural und Orenburg 330 000 Pferde vorhanden.

Die Heimat des tscherkessischen Pferdes ist der Kaukasus. Die Tscherkessen bewohnen den westlichen Teil des Großen Kaukasus, sowie die Gebirgsgegend, die sich vom Schwarzen- bis zum Kaspischen Meer erstreckt. Sie bilden mehrere Stämme, von welchen die Abchasen und „die große Kabarda" die bedeutendsten sind.

Das Pferd der Abchasen gilt als Grundtypus der tscherkessischen Rasse. Mehrere Stämme besitzen indessen Pferde, deren Äußeres auf eine andauernde Kreuzung mit arabischen Pferden deutet. Da diese Stämme in regem Verkehr mit den Persern und Türken gestanden, ist es sehr wahrscheinlich, daß eine solche Kreuzung stattgefunden. Die Pferde der großen Kabarda, auch „Tecka" genannt, sind größer als die übrigen Tscherkessenrosse und finden daher Verwendung als Remonten für die leichte Kavallerie.

Im allgemeinen erreichen die tscherkessischen Pferde eine mittlere Größe, obwohl viele unter ihnen das Maß von $1{,}_{43}$ m nicht überschreiten. Fundament, Gliedmaßen und Muskulatur lassen nichts zu wünschen übrig. Der Kopf ist trocken und ausdrucksvoll, der Hals nach aufwärts gebogen (Hirschhals), die Brust breit, der Rücken kräftig, wenn auch etwas gesenkt, die Kruppe gut geformt, der Schweifansatz bestechend und die Beschaffenheit der Hufe tadellos. Die meisten tscherkessischen Pferde sind Schimmel. Will man sich ein Urteil über ihre Aktion bilden, muß man sie galopiren sehen. Im Springen leisten sie Großartiges. Ihr Temperament ist feurig. Auch was Ausdauer und Härte betrifft, werden sie von keiner anderen russischen Rasse übertroffen.

Zu meinem Leidwesen habe ich während meines langen Aufenthaltes in Konstantinopel unter den vielen dortigen Tscherkessenpferden keines zu Gesicht be-

kommen, das obiger von russischen Hippologen entworfenen Beschreibung vollkommen entsprochen hätte. Ich muß daher annehmen, daß die Tscherkessen ebenso wie die Araber nicht geneigt sind, sich ihrer besten Pferde zu entäußern.

Es erübrigt uns jetzt noch, die zur Kategorie „Halbblut" gehörenden Pferde von Canada und den Vereinigten Staaten Revue passiren zu lassen.

Wie bekannt, wurde das Pferd erst zu Beginn des 16. Jahrhunderts von Europa nach Amerika eingeführt. Die ersten Importe waren sehr bunter Art, denn jede der Nationalitäten, von denen Vertreter sich als Kolonisten in dem neuen Weltteil niederließen, führte Pferde desjenigen Typus mit sich, der in der Heimat des größten Ansehens genoß. Die Spanier z. B. brachten spanische und berberische Pferde nach Mexiko, Texas, Florida, Californien und Colorado, die Franzosen normannische und bretagnische nach Canada, Louisiana und Carolina, die Engländer englische nach Neuengland und Virginia u. s. w. Dort, auf den endlosen Prairien dem Genusse einer unbeschränkten Freiheit überlassen, haben diese verschiedenen Pferdetypen im Laufe der Zeit infolge der vereinigten Einwirkungen des Klimas, des Futters und des Bodens allmählich die meisten ihrer ursprünglichen Formen und Eigenschaften eingebüßt. Dies tritt besonders deutlich bei dem indianischen Pony hervor, welcher, obgleich nur $1,_{30}$—$1,_{45}$ m hoch, ein Sprößling der im 16. Jahrhundert eingeführten, meist sehr stattlichen europäischen Pferde ist.

Und diese Importe europäischer Pferde finden noch heute in ausgedehntem Maße statt. Am bedeutendsten ist der Import von englischem Vollblut, Percherons (in Amerika „norman horses" genannt), Clydesdalepferden und Anglonormannen. Außerdem werden auch arabische, Cleveland-, Suffolk-, österreichische und russische Pferde eingeführt, letztere allerdings mit so geringem Erfolg, daß der russisch-amerikanischen Kreuzung kein günstiges Prognostikon gestellt werden kann.

Welche Ausdehnung die Vollblutzucht in Amerika erhalten hat, geht daraus hervor, daß nach offiziellen Angaben jährlich in den Vereinigten Staaten und Canada circa 1500 Vollblutfohlen geboren und 700 in Training genommen werden. Die Geburten in der Halbblutrasse werden mit 12 000—15 000 beziffert.

Vollblutpferde werden beinahe überall im nördlichen Amerika gezogen, am zahlreichsten jedoch in Kentucky, Tennessee, Missuri, Illinois, Ohio, Minnesota, Iowa, Virginien, New-York und Ontario (Canada). Indessen besteht auch in Californien, Texas und Nebraska eine recht lebhafte Vollblutzucht. Die natürliche Folge hiervon ist, daß der Rennsport in Amerika einen bedeutenden Aufschwung genommen hat. So fanden dort im Jahre 1885 2768 Rennen auf verschiedenen Bahnen um den Gesamtbetrag von 1 018 628 Dollars statt. Übrigens haben die amerikanischen Rennpferde Iroquois und Foxhall, von welchen ersterer im eng-

lischen Derby und St. Leger, letzterer im Grand Prix de Paris gesiegt, auf glänzende Art bewiesen, daß ihr Stamm in der Neuen Welt nicht entartet ist.

Eigentümlicherweise läßt die amerikanische Halbblutzucht trotz der Güte des vorhandenen edlen Blutes viel zu wünschen übrig. Ein bekannter Sportsmann äußerte kürzlich: „Ich habe an einem einzigen Grand-Prix-Tag in Paris mehr wirkliche Pferde gesehen, als während eines ganzen Jahres in New-York.“ Dies dürfte seinen Grund darin haben, daß das Luxuspferd in Amerika noch wenig begehrt wird. Was der Züchter vor allem hervorzubringen sucht, ist entweder große Schnelligkeit im Trab oder imponirende Masse. Er führt daher seine Stute mit Vorliebe zu dem schwersten Hengst, der in der Umgegend aufzutreiben ist, oder auch zu irgend einem Traberhengst mit stolzem „Record“, unbekümmert darum, ob ersterer ein lymphatisches Mastvieh und letzterer ein abgeklapperter, mit zahlreichen Erbübeln behafteter „Krampen“ ist. Erwägt man nun weiter, daß der Durchschnittsamerikaner sowohl als Reiter wie auch als Fahrer jene Roheit zu entwickeln pflegt, welche eine der gewöhnlichsten Kennzeichen mangelnden Wissens und Könnens ist, so wird man sich nicht darüber wundern, daß edle, korrekt gebaute und gut dressirte Halbblutpferde nicht zu den alltäglichen Erscheinungen im Heimatlande des Schnelltrabers gehören. Jedenfalls ist es eine Thatsache, daß die Fachmänner, welche von der englischen und französischen Regierung nach Amerika geschickt worden sind, um herauszubringen, wie es sich mit den angeblich dort existirenden unerschöpflichen Bezugsquellen guter und billiger Remonten verhielte, bei ihrer Rückkehr ein wenig schmeichelhaftes Bild von den Pferdemännern und Pferdetypen Amerikas entworfen haben. (Siehe „Les chevaux de l'Amérique du Nord“, par le baron Faverot de Kerbrech, Colonel du 23. régiment de dragons, Paris 1882.)

Über den berühmten Schnelltraber äußerte sich ein bekannter englischer Sportsmann, der kürzlich über 10 000 englische Meilen in Amerika zurückgelegt hat, nur um die dortige Pferdezucht kennen zu lernen, in der englischen Fachschrift „The Field“ folgendermaßen: „Ich muß hier der bestimmten Ansicht Ausdruck verleihen, daß der typische Schnelltraber unserer Tage die scheußlichste, unbrauchbarste Bestie ist, die ein verdorbener nationaler Geschmack nur hat hervorbringen können. Ein plumper Kopf, Hirschhals, platte hängende Rippen, langer Rücken, aufgeschürzte Flanken, schlechte Schultern, Hinterbeine wie die eines Hasen, niedrige Vorhand und nicht selten riesengroß — nichts fehlt, um ein geradezu abschreckendes Bild zu schaffen.“

Dieses allerdings sehr scharfe Urteil wird vollinhaltlich vom Baron Faverot de Kerbrech bestätigt. Derselbe schreibt in seinem vorerwähnten Werkchen: „Am

wenigsten befriedigen die Traber, bei denen das englische Blut im Laufe der Zeit zu sehr verdünnt worden ist. Diese Tiere sehen aus, als ob man sie zwischen zwei Bretter gepreßt und nach allen Seiten auseinandergereckt hätte. Die Nasenlinie des Kopfes ist schmal und gebogen, die Ganaschen haben eine schlechte Form, der Hals ist nach aufwärts gebogen, der Rücken unverhältnismäßig lang und gesenkt, die Rippenwölbung unter aller Kritik, die Nierenpartie mangelhaft, die Kruppe zu kurz und die Gliedmaßen sowohl schwach als auch zu lang im Verhältnis zum Rumpf. Außerdem fehlt es den Tieren an Muskeln und wenn ihre Aktion auch im allgemeinen gut genannt werden muß, scheinen sie dennoch ohne Kraft und Elastizität zu sein."

Der hervorragendste Repräsentant dieser Traberklasse ist St. Julien, der die englische Meile in 2 Minuten 11¼ Stunden getrabt hat.

Wie Baron Faverot de Kerbrech versichert, sind den Ansprüchen europäischer Kenner entsprechende Pferdetypen nur unter denjenigen Trabern anzutreffen, die hoch im Blute stehen. Solche werden meist in Kentucky und Tennessee auf den kalkreichen „Blue-grass-Weiden" gezogen. Die Pferdeproduktion in diesen beiden Staaten kann in drei Kategorien eingeteilt werden, nämlich:

1) Das Vollblut, aus ungefähr 1500 Individuen bestehend. Die Vollblutzüchter, die sich des größten Ansehens erfreuen, sind Mrs. Mac Grath, Alexander, Clay und Woodford in Kentucky und General Harding in Tennessee.

2) Die Traber, circa 2000—3000 Stück, von welchen die besten aus den Gestüten der Herren Dr. L. Herr, A. J. Alexander, Major H. C. Mac Dowell, Treacy, Wilson, Veech ꝛc. hervorgehen.

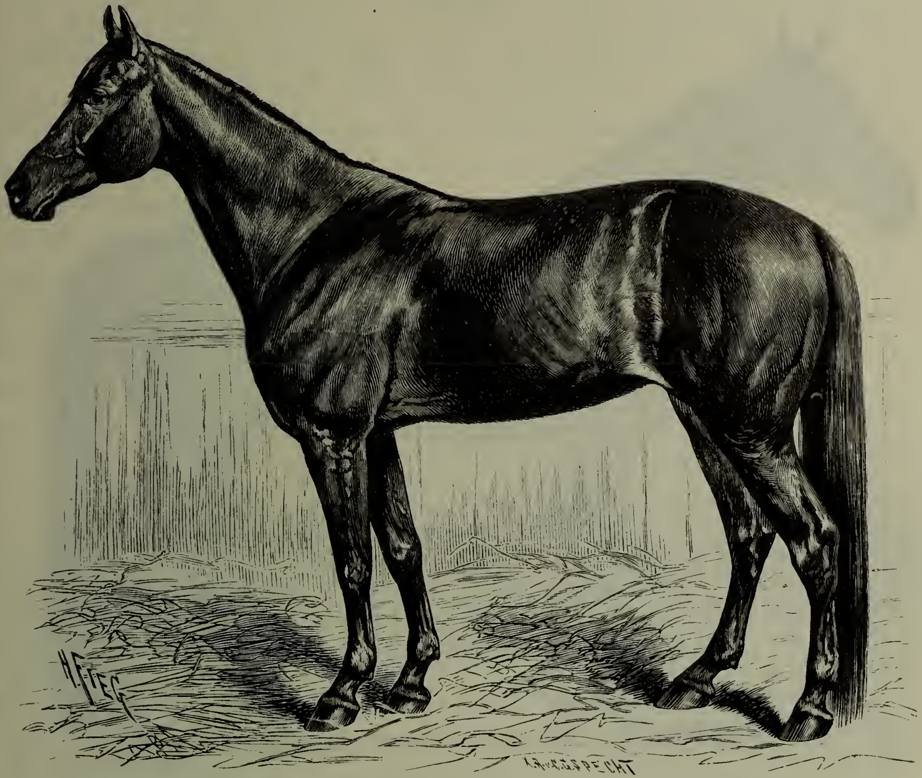
3) Pferde des Landschlages, welche alle mehr oder weniger edles Blut in ihren Adern haben. Diese Klasse wird allgemein mit englischem Vollblut gekreuzt. Percheron- und Clydesdalehengste benützen die Züchter in Kentucky und Tennessee wenig oder gar nicht.

Von hippologischem Interesse ist es auch, daß sich die Züchter in Kentucky fleißig der Wage bedienen, um das lebende Gewicht der jungen Aufzucht kontrolliren und so vermeiden zu können, daß die Veredlungskreuzung für das Verhältnis zwischen Blut und Masse schädliche Dimensionen erhalte.

Oberst Broadhead, der Leiter der in der Nähe von Frankfort (Kentucky) gelegenen Studfarm des Mr. A. J. Alexander, ist der Ansicht, daß es ihm gelungen sei, die charakteristischen Eigenschaften der Schnelltraberrasse zu fixiren. Inwiefern diese Ansicht berechtigt ist, wird die Zukunft lehren. Bis jetzt sprechen die Zuchtresultate eher gegen als für dieselbe, denn Familien oder Stämme, innerhalb welcher der Schnelltrab mit einiger Sicherheit vererbt würde, hat die ameri-

kanische Pferdezucht meines Wissens noch nicht hervorgebracht. Dem Oberst Broadhead gebührt indessen das Verdienst, System in den Zuchtbetrieb gebracht zu haben, und speziell ist er ein eifriger Gegner des „kalten" Blutes, welches er als ein wahres Gift für jede Rasse bezeichnet, die Schnelligkeit, Ausdauer und Energie an den Tag legen soll. Von diesem Prinzip ausgehend, hält Oberst Broadhead in

Fig. 729.



Amerikanische Traberstute „Maud S.".

seinem Gestüte die Regel aufrecht, daß beim Traber innerhalb der nächsten Generationen für ein Drittel oder wenigstens ein Viertel englisches Vollblut gesorgt werden müsse. Gelingt es ihm, so die angestrebten Rasseeigenschaften unzweifelhaft zu fixiren, so beabsichtigt er versuchsweise 8—10 Generationen abzuwarten, bevor er die Vollblutkreuzung erneuert. Er verhehlt jedoch nicht, daß er große Zweifel bezüglich der Zweckmäßigkeit einer so langen Pause hege und deshalb auch entschlossen sei, früher auf das edle Blut zurückzugreifen, falls sich dies als notwendig

erweisen sollte. Da Oberst Broadhead unter den zahlreichen ausgezeichneten Trabern, die er aufgezogen, auch die berühmte Maud S. (geboren 1874 auf der Woodburn Farm von Harold aus der Miss Russell) zählt, welche die englische Meile in der bisher unübertroffenen Zeit von 2 Minuten 8 ¾ Sekunden getrabt hat, kann er bedeutende praktische Erfolge für die Richtigkeit seiner Zuchtgrundsätze geltend machen.

Fig. 730.



Amerikanischer Traberhengst „King Wilkes“.

Maud S. (siehe Fig. 729) wurde als Saugfohlen für 250 Dollars an einen Captain Burgher verkauft. Vier Jahre später trabte sie in Lexington die englische Meile in 2 Minuten 17 ½ Sekunden und ging nun um den Preis von 20 000 Dollars in den Besitz des bekannten Millionärs Vanderbilt über, der sie im Jahre 1885 für 40 000 Dollars an Mr. Bonner verkaufte. Da Mr. Bonner seine Traber nie an einem öffentlichen Rennen teilnehmen läßt, wird sich Maud S.

bis aufs weitere mit den Lorbeeren begnügen müssen, die sie bereits auf der Bahn gepflückt hat.

Maud S. repräsentirt den besseren, veredelten Trabertypus. Ich glaube es daher dem Leser schuldig zu sein, hier auch die Abbildung eines dem entgegengesetzten Schlage angehörenden Trabers aufzunehmen (siehe Fig. 730). Es ist dies der Hengst King Wilkes von George Wilkes aus der Missie, der selbst die englische Meile in 2 Minuten 15 ½ Sekunden zurückgelegt hat und als Vater von Oliver K. (Record: 2 Minuten 15 ¼ Sekunden) zu den berühmtesten Vaterpferden der amerikanischen Traberzucht gezählt wird. Ich glaube kaum, daß man es mir als ein auf Vorurteil basirtes Urteil auslegen wird, wenn ich die Ansicht ausspreche, daß die europäische Pferdezucht von solchen Vatertieren wenig zu erwarten hat. Schnelligkeit und Energie brauchen Gott sei Dank nicht auf Kosten des Fundaments erzeugt zu werden.

Zu der Genealogie des amerikanischen Trabers übergehend, konstatire ich zuerst, daß der englische Vollbluthengst Messenger von Mambrino aus der Turfmare allgemein als der Stammvater der Traberrasse bezeichnet wird. Dieser Messenger, ein Schimmel, erblickte 1780 das Licht der Welt in den Paddocks des Lord Grosvenor zu Eaton und wurde acht Jahre später nach Philadelphia exportirt. Jeder „Pedigree Trotter“ unserer Tage leitet seine Herkunft in einer oder mehreren Linien auf Messenger zurück. Trotzdem ist es eine Thatsache, daß man den Wert dieses phänomenalen Hengstes erst nach seinem 1829 eingetretenen Tode erkannte. Seine Thätigkeit wurde nämlich dadurch beeinträchtigt, daß wenige Jahre, nachdem er in Pennsylvanien zum Decken aufgestellt worden war, ein Gesetz erlassen wurde, das die Abhaltung öffentlicher Rennen verbot. Es blieb daher den Besitzern junger Messengers nichts anderes übrig, als dieselben dem gewöhnlichen Zugdienste zuzuführen. Indessen hatte Messenger dennoch schon zu seinen Lebzeiten ein solches Ansehen erworben, daß man ihn mit militärischen Ehren zur Erde bestattete. Welche Auszeichnungen wären ihm wohl zu teil geworden, wenn er die Triumphe seines Urenkels Rysdyks Hambletonians erlebt hätte?

Messenger deckte etliche Vollblutstuten und eine große Anzahl weniger vornehmer Stuten, die aber gewiß zum Teil guter Abstammung waren. Sämtliche Messengers vertrugen nicht nur eine sehr lange fortgesetzte Inzucht — was stets als Beweis großen Zuchtwerts anzusehen ist — sondern auch Kreuzungen mit anderen Stämmen. Besonders erfolgreich war die Kreuzung zwischen den Messengers und den Stars.

Eine zweite berühmte Blutlinie bilden die Bashaws, so genannt nach ihrem Stammvater, einem marokkanischen Hengste Namens Grand Bashaw, dessen Blut

durch Andrew Jackson und Cassius M. Clay auf George M. Patchen, dem erfolgreichsten Rivalen der berühmten Flora Temple, übergegangen ist. Indessen sind die Blutlinien des Messenger und Grand Bashaw's im Laufe der Zeit gerade so wie diejenigen des Eclipse und Herod's im Vollblutstamme so häufig und innig miteinander vermischt worden, daß sie kaum mehr auseinander gehalten werden können. (Siehe „The Trotting Horse of America", by Hiram Woodruff.)

Die dritte Hauptblutlinie ist die des Justin Morgan, eines 1793 geborenen Sohnes des importirten englischen Hengstes True Briton, welcher ein Sohn des englischen Vollbluthengstes Traveller gewesen sein soll. Die Mütter von Justin Morgan und True Briton waren ebenfalls Stuten englischer Abkunft. Inwiefern dieser Justin Morgan auch der Stammvater der im Staate Vermont gezüchteten und in Amerika hochgeschätzten Morganpferde gewesen, läßt sich nicht mit Sicherheit erforschen. Sehr viele amerikanische Hippologen behaupten nämlich, daß schon vor genanntem Hengste ein ähnlicher Beschäler im Zuchtgebiete der Morganpferde thätig gewesen sei und letztere aus einer Kreuzung zwischen dem canadischen Pferde und englischen Vollblut hervorgegangen wären. Das heutige Morganpferd ist ein ziemlich unedles Tier, von dem vielfach, aber durchaus nicht einstimmig, behauptet wird, daß es große Ausdauer, gute Trabaktion und eine harte Konstitution besitze. Weniger befriedigend sind die äußeren Körperformen. Das üppige, gewellte Schweif- und Mähnenhaar, die schlechte Verbindung zwischen Rücken und Kreuz, der plumpe Kopfansatz, alles dies verleiht den Morganpferden das Aussehen eines wenig veredelten Zugtieres. Ihre Größe schwankt zwischen 1,55 und 1,60 m.

Unter den importirten Altvätern der amerikanischen Traberrasse verdient auch der Norfolktrotter Bellfounder (geboren 1817 von Old Bellfounder aus der Velocity von Haphazard) genannt zu werden. Dieser Hengst, der 1823 nach Amerika kam, hat besonders mit Messenger-Stuten eine sehr wertvolle Nachkommenschaft erzeugt, welche wegen ihrer Eleganz hochgeschätzt war.

Von großem und segensreichem Einfluß auf die Traberzucht in Amerika waren schließlich die canadischen Hengste Pilot (Paßgänger), Royal George und Saint Laurent, welche sämtlich dem normannischen Stamme angehörten.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich, daß die Abstammung des amerikanischen Trotters auf 4 Blutlinien zurückgeführt werden kann, nämlich:

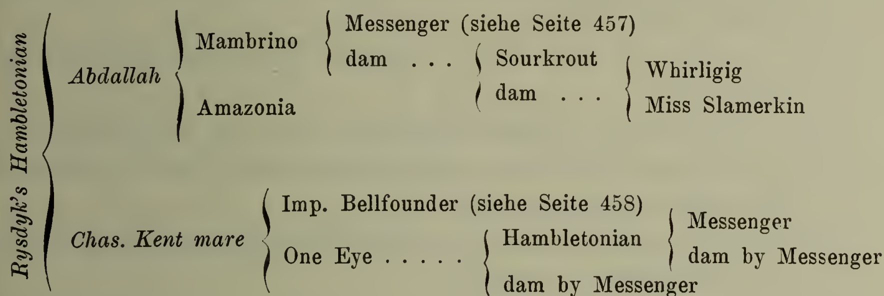
1) Messenger, welcher durch seinen Sohn Mambrino Stammvater der Familien Abdallah, Mambrino, Hambletonian, Duroc, American Star u. a. geworden ist.

2) Young Bashaw, vertreten durch die Clays, die Long Island Black-Hawks, Bashaws, Patchens u. s. w.

3) Justin Morgan, vertreten durch die Vermont Black Hawks, Ethan Allen, Morrill, Golddust, Daniel Lambert, Fearnaught u. s. w.

4) Pilot, Saint Laurent, Royal George und andere canadische Hengste, welche das normannische Blut in der amerikanischen Traberzucht repräsentiren.

Zum Überfluß füge ich nun noch den Stammbaum der berühmten Rysdyk's Hambletonian's bei, welcher geeignet ist, dem Leser eine klare Vorstellung von der Herkunft eines hervorragenden amerikanischen Traberhengstes zu geben.




Leider ist die Beschaffung zuverlässiger Stammbäume in Amerika mit Schwierigkeiten verknüpft. Es existirt allerdings eine Art Stud-Book über den Traberstamm, das sog. „Wallace's American Trotting Register“, jedoch scheint die Kontrolle über die Eintragungen in dieses Register bisher viel zu wünschen übrig gelassen zu haben. Baron Faverot de Kerbrech hebt z. B. in seinem vorerwähnten Werke ausdrücklich hervor, daß Wallace's Register nicht mit jener Genauigkeit geführt werde, welche für die Redaktion der englischen und französischen Gestütsbücher maßgebend sei, daß die Eintragungen ziemlich willkürlich und ohne bestimmtes System vorgenommen würden und sogar die einzelnen Pedigrees nicht unbedingtes Vertrauen verdienten. Noch strenger urteilt ein angesehener englischer Fachmann, indem er äußert: „American pedigrees are notoriously fraudulent“ — amerikanische Stammbäume sind nachweisbar unzuverlässig. Indessen scheint nun eine Wandlung zum Besseren auf diesem Gebiete eingetreten zu sein. Wenigstens hat die amerikanische „National Association of Trotting Horse Breeders“ kürzlich folgende Bedingungen für die Aufnahme von Trabern in das „American Trotting Register“ festgesetzt.

Standard- oder zur Registrirung berechtigte Tiere sind:

1) Jeder Hengst, der selbst einen Record von mindestens 2:30 hat, vorausgesetzt, daß irgend eines seiner Produkte einen Record von mindestens 2:35 hat und entweder sein Vater oder seine Mutter zu der Standardklasse gehört.
2) Jede Stute, sowie jeder Wallach mit einem Record von mindestens 2:30.
3) Jeder Hengst, der zwei Traber mit einem Record von mindestens 2:30 erzeugt hat.
4) Jeder Hengst, der einen Traber mit einem Record von mindestens 2:30 erzeugt hat und 1. selbst einen Record von mindestens 2:35 nachweisen kann; 2. zwei andere Traber mit einem Record von mindestens 2:35 unter seinen Nachkommen zählt; 3. von einem Vater oder Mutter der Standardklasse abstammt.
5) Jede Stute, die einen Traber mit einem Record von mindestens 2:30 gebracht hat.
6) Die Nachkommen eines Standardhengstes und einer Standardstute.
7) Die weiblichen Nachkommen eines Standardhengstes, falls die Mutter von einem Standardhengste erzeugt ist.
8) Die weiblichen Nachkommen eines Standardhengstes, falls die Mutter von einer Standardstute erzeugt ist.
9) Jede Stute, die einen Record von mindestens 2:35 nachweisen kann und deren Vater oder Mutter zur Standardklasse gehört.

Mit diesen Bestimmungen ist eine feste Grundlage für die Registrirung der amerikanischen Traber gegeben.

Die Resultate der unter der Kontrolle des Publikums stattfindenden Rennen können dagegen von Niemanden angezweifelt werden. Wir ersehen aus denselben, daß die Schnelligkeit des amerikanischen Trabers bei einem Punkte angelangt ist, wo eine nennenswerte weitere Entwicklung kaum mehr zu erwarten steht. Während kein europäisches Pferd bis jetzt vermocht hat, die englische Meile in 2 Minuten 20 Sekunden zu traben, gibt es in Amerika nicht weniger als 154 Traber, die dies und Besseres geleistet haben; 56 Traber haben im Laufe des Jahres 1885 einen Record von 2 Minuten 18 Sekunden errungen und 39 können sich rühmen, die Meile in 2 Minuten 14 Sekunden oder noch schneller getrabt zu haben, z. B.

2. 08 3/4 Maud S. von Harold aus der Miss Russell von Pilot 1885.
2. 10 Jay-eye-see von Dictator aus der Midnight von Pilot 1884.
2. 11 1/4 St. Julien von Volunteer aus der Flora von Harry Clay 1880.
2. 13 1/4 Maxy Cobb von Happy Medium aus der Lady Jenkins von Black Jack 1884.

2. 13¼ Rarus von Abdallah aus der Nancy Awful von Telegraph 1878.
2. 13¾ Phallas von Dictator aus der Betsey Trotwood von Clark Chief 1884.
2. 14 Clingstone von Rysdyk aus der Gretchen von Chosroes 1882.
2. 14 Goldsmith Maid von Abdallah aus einer Abdallah-Stute 1874.
2. 14 Trinket von Princeps aus der Ouida von Rysdyk's Hambletonian 1881.

Die jüngsten sensationellen Records, die bis Ende 1888 in den verschiedenen Altersklassen erzielt wurden, sind nachstehend verzeichnet:

| | |
|---|---|
| Jährling-Stute Norlaine von Norval . . . . . . . . . . . | 2:31½ |
| Jährling-Hengst Mambrino von Bismarck von Victor von Bismarck | 2:40½ |
| 2jährige Stute Sunol von Electioneer . . . . . . . . . . | 2:18 |
| 2jähriger Hengst Axtell von William L. . . . . . . . . . . | 2:23 |
| 2jähriger Wallach Fred Crocker von Electioneer . . . . . . . | 2:25¼ |
| 3jähriger Hengst Sable Wilkes von Guy Wilkes . . . . . . . | 2:18 |
| 3jährige Stute Hinda Rose von Electioneer . . . . . . . . | 2:19½ |
| 3jähriger Wallach Phil Thompson von Red Wilkes . . . . . . | 2:21 |
| 4jährige Stute Manzanita von Electioneer . . . . . . . . . | 2:16 |
| 4jähriger Wallach Jay-eye-see von Dictator . . . . . . . . | 2:19 |
| 4jähriger Hengst Sable Wilkes von Guy Wilkes . . . . . . . | 2:18 |
| 5jähriger Wallach Jay-eye-see von Dictator . . . . . . . . | 2:10¾ |
| 5jähriger Hengst Patron von Pancoast . . . . . . . . . . | 2:14¼ |
| 5jährige Stute Rosaline Wilkes von Conn's Harry Wilkes . . | 2:18½ |

Aus diesem Verzeichnis geht hervor, daß man in Amerika auch Jährlinge an den Trabrennen teilnehmen läßt. Ich gestehe, daß mir das Trainiren von Traber-Jährlingen die größten Bedenken einflößt und daß mir dasselbe weder vom ökonomischen noch vom sportlichen oder hippologischen Standpunkte aus gerechtfertigt erscheint. Vom ökonomischen nicht, weil der Traber, dessen individuelle Anlagen erfahrungsgemäß erst im reiferen Alter zur vollen Entwicklung gelangen, nicht wie das Rennpferd in jungen Jahren von der Bahn ins Gestüt übertritt; vom sportlichen nicht, weil nur das Vollblutpferd einen andauernden Training auszuhalten vermag, und vom hippologischen nicht, weil der Endzweck des Tratersports nicht die Schaffung einer Kunstrasse, sondern die rationelle Prüfung und Ausbildung solcher Eigenschaften ist, die den praktischen Wert des Gebrauchspferdes erhöhen. Übrigens wird es sich ja bald zeigen, was die Traberzucht von Wundertieren wie Norlaine, Sunol, Axtell u. a. zu gewärtigen hat.

Die Zahl der in Wallace's American Trotting Register eingeschriebenen Traber beträgt circa 6000 Stück, von welchen ungefähr 1400 im Training sind. Diese Traber sind über ganz Nordamerika verteilt, am zahlreichsten kommen sie jedoch in den ausgedehnten nordwestlichen Territorien der Vereinigten Staaten vor; außerdem werden gute Traber in Canada, Ontario, dem südlichen Quebec, Colorado und Californien gezogen. Auch in Arizona, Neu-Mexico und Texas beginnt man jetzt die Zucht des Schnelltrabers zu betreiben.

Nach offiziellen Angaben besaßen die Vereinigten Staaten im Jahre 1886 12 077 657 Pferde. Die hauptsächlichsten Produktionszentren sind folgende:

Maine (31 700 Pferde); teils große und unharmonisch gebaute, teils kleinere und ausdauernde Zugpferde.

New Hampshire (57 100 Pferde): derselbe Schlag wie in Maine.

Vermont (77 400 Pferde); guter ausdauernder Schlag in der Größe von $1{,}_{50}$—$1{,}_{55}$ m, von welchem die besten Exemplare aus einer Kreuzung zwischen dem Morgan- und Black Hawk-Blut hervorgegangen sind.

Pennsylvanien (602 000 Pferde); schwere und ausdauernde, aber ordinäre Pferde.

Ohio (811 300 Pferde), Michigan (350 000 Pferde), Indiana (688 800 Pferde); unedler Schlag, sehr geschätzt ist jedoch die in der Umgebung von Rushville vorkommende Blue-Bull-Familie.

Illinois (1 078 000 Pferde), Wisconsin (392 100 Pferde), Minnesota (274 500 Pferde), Iowa (278 400 Pferde), Missuri (639 800 Pferde), Kansas (299 700 Pferde): viele Produkte der Percheron- oder Clydesdale-Kreuzung, mit plumpem Kopf, schlechter Nierenpartie, kurzer Kruppe und schwachen Gliedmaßen, jedoch kommen in diesem ungeheuren Gebiete auch gute, veredelte Pferde vor, die sich vorzüglich zum Reitdienst eignen, so z. B. im südlichen und nordöstlichen Illinois, in Missouri und in Iowa.

Kentucky (402 400 Pferde), Tennessee (326 900 Pferde); die Heimat des hochveredelten Pferdes. Von Kentucky bezieht die amerikanische Reiterei ihre besten Remonten.

Virginia (213 900 Pferde); edle Reitpferde englischer Abkunft.

Louisiana (82 500 Pferde); der kreolische Pony, dessen Größe zwischen $1{,}_{20}$ und $1{,}_{40}$ m schwankt und der, wenn er gut dressirt ist, zu ziemlich hohen Preisen als Reit- und Wagenpferd für Kinder gekauft wird.

Texas (963 900 Pferde); halbwilde, kleine Pferde berberisch-spanischer Herkunft, deren Ähnlichkeit mit dem mexikanischen Mustang in die Augen fallend ist. Eine Veredlungskreuzung mit englischem Vollblut, Trabern und aus Kentucky be-

zogenen Halbblutpferden ist in neuester Zeit eingeleitet worden, jedoch entziehen sich die Resultate derselben bis aufs weitere dem Urteile des Fachmannes. Die versuchsweise vorgenommene Remontirung zweier amerikanischer Kavallerieregimenter mit Pferden des Texas kann aber als gänzlich fehlgeschlagen bezeichnet werden. Die schlecht aufgezogenen, das Maß von $1,_{50}$ m nur in seltenen Fällen überschreitenden texasischen Remonten wurden von dem Gewicht des militärischen Reiters erdrückt und setzten außerdem durch ihr unbändiges Temperament die Reitkunst der amerikanischen Kavalleristen auf eine zu harte Probe.

Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß die amerikanische Armee ihre Remonten gegenwärtig mit 135 Dollars 50 Cents per Stück bezahlt, was als ein ziemlich hoher Preis angesehen wird.

Californien (273 000 Pferde); meist dieselbe Gattung wie in Texas, jedoch sind die californischen Pferde kompakter, härter und ausdauernder als diejenigen von Texas. Die Leistungsfähigkeit des californischen Ponys soll an das Unglaubliche grenzen. Baron Faverot de Kerbrech erzählt z. B. von einem solchen, der in zwei Tagen 360 Kilometer zurückgelegt. Mit diesen Pferden werden die Gauchos beritten gemacht, welchen die Bewachung der Rinderherden in den endlosen Prairien obliegt.

Indessen wird auch in Californien seit ungefähr 20 Jahren eine durchgreifende Veredlungskreuzung mit englischem Vollblut und Trabern betrieben, die bereits vielversprechende Resultate gegeben haben soll.

Colorado, Nebraska und Arizona; Traber, Vollblut und hochveredelte Kreuzungsprodukte.

Schließlich in Canada:

Ontario (550 000 Pferde); wenig Luxuspferde, aber dagegen viele Traber und leichtere Zugpferde, sowie eine große Anzahl schwammiger Produkte der Clydesdalekreuzung. Indessen bemüht sich die landwirtschaftliche Gesellschaft von Ontario, die Zucht des Luxus- oder Parkpferdes möglichst zu fördern, und da besagte Provinz mit Bezug auf ihre Weideverhältnisse den besten Zuchtzentren Europas, wie z. B. die Normandie, gleichgestellt werden kann, dürfte Canada bald ein Bezugsort edler und gängiger Pferde werden.

Quebec produzirt teils ausdauernde, aber wenig harmonische Pferde bretagnischer Herkunft, teils — besonders in der Umgebung von Sherbrooke — gut fundamentirte, starke Blutpferde, die, ursprünglich von französischen Hengsten herstammend, vielfach mit englischem Vollblut und berühmten Trabern, z. B, Morgan, Black-Hawk u. a. gekreuzt worden sind.

Außerdem werden sowohl in Quebec wie auch in Ontario sehr ausdauernde Ponies erzeugt.

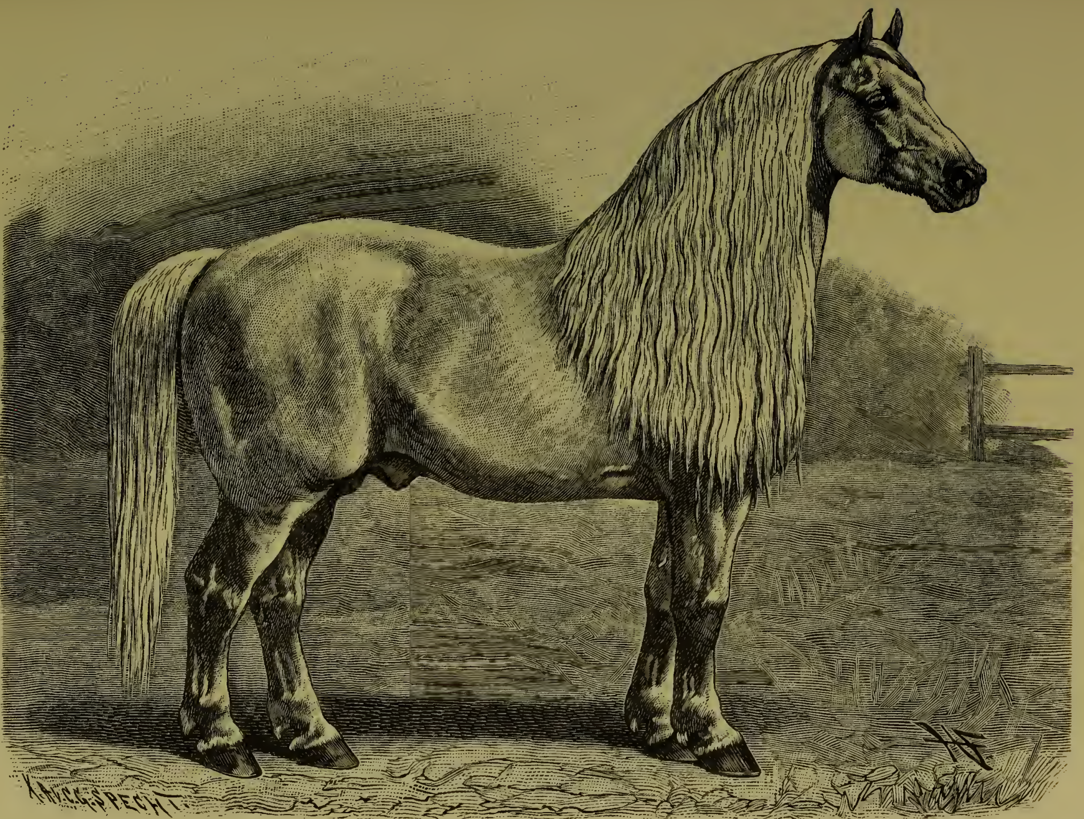
Eine interessante Spezialität der amerikanischen Pferdezucht ist der Narragasett-Pacer, über dessen Ursprung nichts Bestimmtes bekannt ist. Man weiß nur, daß der Paßgänger bereits im 17. Jahrhundert in Rhode-Island eine hervorragende Rolle auf der Traberbahn spielte. Streng genommen existirt der Paßgänger von Narrangasett nicht mehr. Aus der Kreuzung desselben mit den nach Canada eingeführten normannischen Pferden ist aber der canadische Paßgänger hervorgegangen, welcher in Maine, Canada, Ohio, Indiana, Kentucky und Tennessee zahlreiche Vertreter hat. In Kentucky allein sollen gegen 15 000 Paßgänger vorhanden sein. Daß der Pacer viel zur Bildung der amerikanischen Traberrasse beigetragen, scheint nicht bezweifelt werden zu können. So läßt sich mit ziemlicher Sicherheit nachweisen, daß die ersten, durch außerordentliche Schnelligkeit bekannt gewordenen Traber, aus einer Paarung von Vollbluthengsten, wie Messenger u. a., mit Pacer-Stuten des Landschlages hervorgegangen sind. Bekannt ist auch, daß Paßgänger schon zu einer Zeit, wo der Schnelltrab noch eine Seltenheit war, die englische Meile in 2 Minuten 30 Sekunden zurückgelegt haben. Hervorragende Schnelligkeit ist auch noch immer eine charakteristische Eigenschaft dieses Typus — im Jahre 1888 wies die sog. „2:30-Liste" nicht weniger als 235 Pacers auf, und der Paßgänger Johnston lief die englische Meile in 2 Minuten 6 1/4 Sekunden — da aber der Paß eine unregelmäßige Gangart ist, muß sich der Pacer, selbst wenn er schneller als die Maud S. sein sollte, mit den Brotkrumen begnügen, die von der reichbesetzten Tafel der normalen Trotters fallen. Indessen scheint man gegenwärtig in Amerika dem Pacer größere Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und soll auch nach den übereinstimmenden Aussagen der hervorragendsten Hippologen Amerikas der dem Paßgänger gemachte Vorwurf der Gemeinheit nicht mehr gerechtfertigt sein.

Zu der Kategorie

## Kaltblütige Schläge

übergehend, halte ich es für zweckmäßig, zuerst die schweren Pferderassen Großbritanniens vorzunehmen. Der Ehrenplatz unter diesen gebührt aber unzweifelhaft dem auch in Deutschland vielfach zur Zucht verwendeten Clydesdalepferde (siehe Fig. 731).

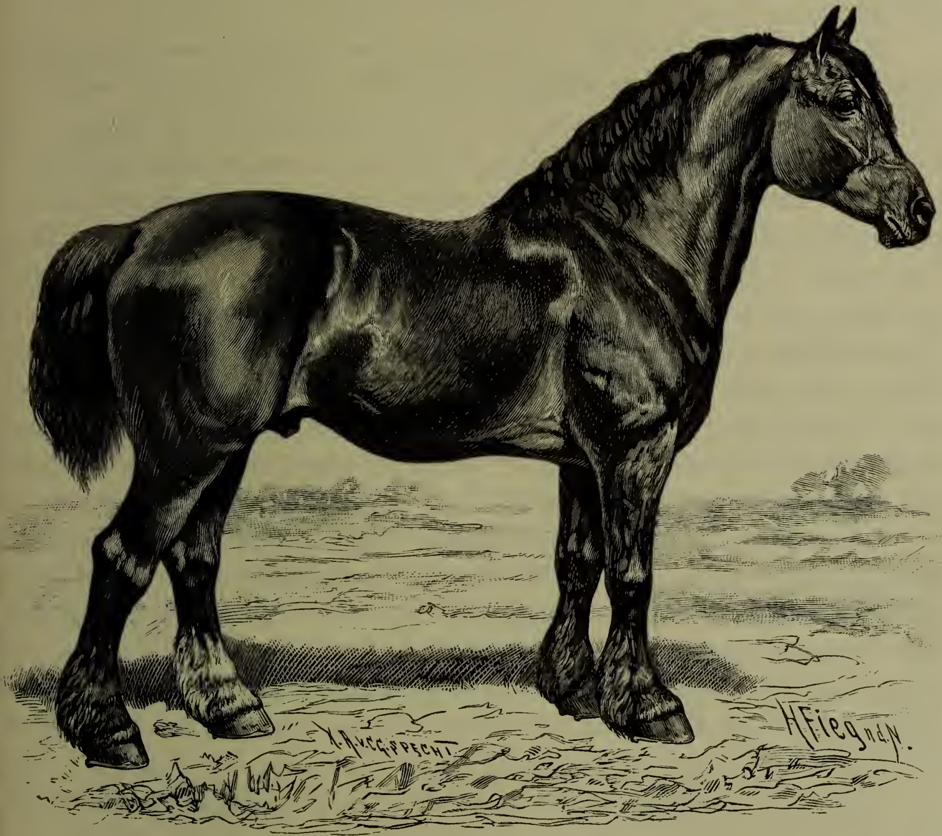
Die jetzige Clydesdalerasse ist kaum 200 Jahre alt. Allerdings kamen schon im 14. Jahrhundert schwere Pferde (Equi magni) in Schottland vor, aber die-




Percheron-Hengst „Victor“.

selben waren nicht Erzeugnisse des Clydesdaler Zuchtgebietes; auch läßt sich nicht nachweisen, daß Schottland vor dem 17. Jahrhundert im Besitz einer bestimmten, gleichförmigen Pferderasse schwererer Gattung gewesen. Dagegen ist auf Grund übereinstimmender Überlieferungen anzunehmen, daß ein Herzog von Hamilton um die Mitte des 17. Jahrhunderts eine Anzahl schwarzer flandrischer Hengste nach

Fig. 731.



Hengst der Clydesdale-Rasse.

Strathavon in Ober-Lanark eingeführt, welche, mit dem dortigen Stutenstamme gepaart, den ersten Anstoß zur Bildung der heutigen Clydesdalerasse gegeben haben dürften. Noch zuverlässiger ist eine andere Nachricht, laut welcher ein gewisser J. Paterson zwischen 1715 und 1720 einen flämischen Hengst nach Lochlyoch im Kirchspiel Carmichael gebracht und mit diesem die Lochlyochherde begründet haben

soll. Außerdem ist es eine über jeden Zweifel erhabene Thatsache, daß auch schwere englische Hengste bei der Bildung der Clydesdalerasse mitgewirkt haben.

Zu den berühmtesten Stammmüttern der Clydesdales gehört Lampit old mare, welche im Jahre 1808 als zweijähriges Fohlen in den Besitz eines Mr. Sommerville in Lampit überging. Diese Stute, die erst 1827 einging, brachte außer mehreren berühmten Mutterstuten den Hengst Glancer, auch Thompsons black horse genannt, von dem alle heutzutage existirenden Pedigree-Clydesdales abstammen.

Außer den acht Kirchspielen im Clydethal, dem sog. Oberlanark, kann gegenwärtig das ganze südwestliche Schottland gute und echte Clydesdalezucht aufweisen.

Was den Zuchtbetrieb anbelangt, verdient hervorgehoben zu werden, daß Verwandtschaftszucht, wie in jeder anderen jungen, von einigen wenigen Hengsten gebildeten Rasse, bis jetzt nicht hat vermieden werden können. Es werden aber auch englische Stuten eingeführt, deren mit echten Clydesdalehengsten erzeugte Nachkommenschaft nicht nur in das Stammregister aufgenommen, sondern auch prämiirt wird, wenn ihr Exterieur den Anforderungen der Züchter entspricht. Vom Stammregister, „The Clydesdale Stud-Book“, sind bisher 10 Lieferungen erschienen. Die letzte Lieferung enthält ein Verzeichnis derjenigen Stuten, die vor dem 30. September 1887 Fohlen gebracht haben, sowie aller vor dem 1. Januar 1888 geborenen Hengste. Wie die Eintragung im Gestütbuch vorgenommen wird, geht aus nachstehendem Beispiel hervor:

„Warpaint (4773), dunkelbraun, kleine Blässe auf der Stirne und Schnauze, rechter Hinterfuß weiß. Geb. 15. April 1884. Aufgezogen von R. Vans-Agnew, aus Barnbarroch, Whaupill. Besitzer George Rodger, Newton Bank, Preston Brook. Vater: Warrior (902) Vol. I; Mutter: Nancy Lee (1875) Vol. VI, von Bonny Scotland (1076) Vol. II; Mutter der Mutter: Jane of Stockerton von Merry Tom (536) Vol. I; deren Mutter: Nancy, von Lothian Lad (1210) Vol. II.“

Die besten Zuchttiere werden von „The Clydesdale Horse Society“ und „The Highland Society“ prämiirt. Die Hengstprämien, die sehr hoch sind — sie schwanken zwischen 40 und 150 Pfd. St. — werden ohne Rücksicht auf die Anzahl der von dem betreffenden Hengste gedeckten Stuten erteilt.

Die Bedeutung dieser Prämiirung wird am besten von der Thatsache beleuchtet, daß bei der jährlichen Frühjahrsschau in Glasgow gegen 200 Hengste um einen Gesamtbetrag von 4000 Pfd. St. zu konkurriren pflegen. Die Hengste bedecken bis zu 80 Stuten. Das Sprunggeld wird allgemein in der Form erlegt, daß ein Betrag beim Sprung und der Rest nach der Geburt des Fohlens zur

Auszahlung gelangt; ersterer beträgt gewöhnlich 1½—2 Pfd. St., letzterer 1½ bis 3 Pfd. St. Während der Deckzeit (März bis Juli) werden die Hengste von einem Orte zum anderen geführt und ist es in Schottland gebräuchlich, daß die Hengste in den verschiedenen Stationen unentgeltliche Aufnahme und Verpflegung finden.

Dank diesem Wandersysteme entfällt für die Stutenbesitzer die Notwendigkeit, ihre Stuten während der wichtigsten Arbeitszeit weit weg zu einem passenden Hengste zu schicken, und die Hengste, die sonst zu keiner Arbeit herangezogen werden, bekommen eine gesunde Bewegung.

Bei der Aufzucht wird eine sehr vernünftige Teilung der Arbeit beobachtet. Die Saugfohlen und Jährlinge kommen nämlich zum Landwirte, der sie, sobald sie 2 Jahre alt geworden, zur Arbeit verwendet und 5jährig an die Industriellen in den großen Handelsstädten verkauft. Die Fütterung ist reichlich, aber die Haltung im übrigen keineswegs verzärtelnd. Die Weidezeit dauert 6 Monate und darüber.

Aus den im „Clydesdale Stud-Book" enthaltenen Geburtsdaten ergibt sich, daß die Fohlen der Clydesdale-Rasse, wie in dem rauhen, schottischen Klima kaum anders zu erwarten, sehr spät zur Welt kommen. Vor April werden wenige Fohlen geboren, viele erblicken sogar erst Ende Juni das Licht der Welt. Die Fohlen der Shire- und Suffolk-Rassen sind daher ihren Altersgenossen des Clydesdale-Stammes meist um 6 Wochen bis 3 Monate voraus, und vergeht immerhin eine geraume Zeit, bevor es letzteren gelingt, diesen Nachteil auszugleichen.

Lord Dunmore hat seiner Einleitung zum 1. Teile des Clydesdale-Stud-Book's eine sehr ausführliche Beschreibung der wesentlichsten „Points" dieser Rasse beigefügt. Leider ist diese Schilderung zu ausführlich, um hier Platz finden zu können. Ich verweise daher diejenigen meiner Leser, die sich speziell für die Clydesdale-Rasse interessiren, auf das betreffende Gestütsbuch, sowie auf die klassische Arbeit des Herrn H. von Nathusius auf Althaldensleben „Das schwere Arbeitspferd, mit besonderer Berücksichtigung des Clydesdale", in welch' letzterem Werke die Angaben des Lord Dunmore, ergänzt durch Bemerkungen des als bewährten Kenner des Clydesdalepferdes bekannten Verfassers, Aufnahme gefunden haben. Für unsere Zwecke dürfte es genügen, wiederzugeben, was Herr von Nathusius in dem ersten Hefte der „Hippologischen Revue"*) (siehe den Artikel „Erfahrungen über die Benützung des Clydesdalepferdes zur Verbesserung

*) „Hippologische Revue", internationale Zeitschrift für das gesamte Gebiet der Pferdekunde, unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Graf C. G. Wrangel. Verlag von Schickhardt & Ebner (Konrad Wittwer) in Stuttgart.

der deutschen Zucht") über das Exterieur des Clydesdale mitgeteilt hat. Es heißt dort:

„Der Kopf soll in der Mitte stehen zwischen dem ja sehr ansprechenden leichten, in seinen Umrissen stark geschnittenen, an den Araber erinnernden des Percheron, mit dem lebhaften Auge und kleinen beweglichen Ohr, und dem langen groben Kopf des Marschpferdes mit langem Ohr und kleinem, wenig beweglichem Auge und engem Nasenloch. Im Rumpf kurz oben und lang unten, bedingt durch die schräge Lage der Schulter und die Beckenlänge. Der rechte Winkel zwischen dieser und dem Querbein vorn, dem Oberschenkel hinten, gewährt den günstigsten Vortritt der untern Gliedmaßen und hierin steht der Clydesdale wohl allen andern schweren Schlägen voran, kaum irgend einem edlen nach. Ich muß ausdrücklich darauf aufmerksam machen, daß beim Shirehorse und Suffolk eine schräge Schulter getadelt, vom schottischen Züchter aber bevorzugt wird. Dies ist berechtigt; je mehr wir bei Bewegung schwerer Lasten auf die Räumigkeit des Vortritts und Nachschubs verzichten müssen, um so unwichtiger wird der günstige Winkel und umgekehrt; dies gilt mutat. mut. auch von den untern Gliedern, der Fessel und dem Sprunggelenk und ist in der Form vielleicht der Punkt, der der entscheidende für den Vorzug des Clydesdale in der Kreuzung mit edlen Pferden ist.

Eine ungenügende Stelle war bei allen schweren Pferden die Kürze der hintern sog. falschen Rippen, sie ist aber in allen erkannt und wird mit Erfolg bekämpft; die von mir verwendeten Clydesdales sind immer mit besonderer Beachtung derselben gewählt, im Durchschnitt glaube ich nicht einen besonderen Vorzug des Clydesdales, namentlich den Shirehorses gegenüber hierin beanspruchen zu sollen, wie es die Schotten thun. Endlich ist die Behaarung des Clydesdales feiner als die des Shirehorses und die reichen, aber weichen Haare am Bein sollen bei ihnen nur an der hinteren Kante des Röhrbeins federartig sitzen, beim englischen Pferde rings um das Bein. Dem belgisch-französischen Pferde gegenüber ist noch die wesentlich in der längeren Schulter allerdings auch etwas in der Entwicklung der Darmfortsätze der Wirbel liegende größere Höhe der Vorhand gegen Rücken und Krone zu bemerken und die stärkeren Knochen."

Interessant ist auch, was Graf Lehndorff in seinem „Handbuch für Pferdezüchter" über die Clydesdales äußert, nämlich:

„Sie haben vor anderen kaltblütigen Schlägen zwei große Vorzüge für die Kreuzung, nämlich erstens durchschnittlich ein gut gestelltes Vorderbein mit verhältnismäßig starkem Schienbein, und zweitens gewöhnlich einen regelmäßigen Gang; auch zeigen sie in ihrem Bau mehr die Linien eines überstarken Jagdpferdes, als die runden Formen anderer Karrenschläge."

Was Graf Lehndorff hier über den Gang der Clydesdalepferde sagt, stimmt vollkommen mit folgendem Urteil des Lord Dunmore überein:

„Der Ort, wo sich das Clydesdalepferd zweifellos am vorteilhaftesten zeigt, ist an der Arbeit, und der Liebhaber des Arbeitspferdes kann keinen schöneren Anblick haben, als beim westschottischen Wettpflügen. Bei solchen Versammlungen kann man 30 bis 40 Paar zugleich sehen, jedes nebeneinander an den Pflug gespannt, sich langsam dahin bewegend, mit jenem entschiedenen, langen, abgemessenen Schritte, welcher eine seiner schönsten Eigenschaften ist."

Das Temperament des Clydesdale ist, obwohl lebhaft, äußerst gutmütig und die Konstitution in der Regel ungemein hart. Die Durchschnittsgröße beträgt $1,_{70}$ m, das durchschnittliche lebende Gewicht 550—650 kg.

Leider stehen diesen guten Eigenschaften etliche recht fatale krankhafte Anlagen gegenüber. Verschlag, lichtes, schlechtes Hufhorn, ein von organischer Krankheit des Gehirns und Rückenmarkes ausgehendes nervöses Zittern, Roaren und Mauke sind nämlich unzweifelhaft Erbübel, die unter den Clydesdales ziemlich häufig vorkommen, weshalb man auch beim Ankauf von Zuchtpferden dieser Rasse gut thun wird, sich die Symptome genannter Leiden bei der Untersuchung des betreffenden Tieres vor Augen zu halten.

Die in letzterer Zeit oft gehörte Behauptung, das Clydesdale-Pferd sei kleiner und schmächtiger geworden, scheint jedoch, nach dem Ergebnis der jüngsten Schauen zu urteilen, nicht gerechtfertigt zu sein.

Was nun schließlich den Wert des Clydesdales für Kreuzungen betrifft, wird man, wenn man der besonders bei importirten Stuten beobachteten, nicht besonders großen Fruchtbarkeit der Rasse keine übertriebene Bedeutung beimißt, zugeben müssen, daß sich das schottische Arbeitspferd mit Erfolg zur Verstärkung mehr oder minder verzüchteter und edler leichter Schläge verwenden läßt. Dies gilt ganz speziell mit Bezug auf solche Kreuzungen, deren Produkte die Grundlage einer schweren und edlen Halbblutzucht bilden sollen. Die größten Erfahrungen über Kreuzungen mit Clydesdales hat in Deutschland wohl Herr von Nathusius auf Althaldensleben gesammelt. Wie dieser gewissenhafte Züchter in der „Hippologischen Revue" mitteilt, sind dieselben in seinem Gestüte durchgehends befriedigend ausgefallen. Auch im südlichen Schweden, wo man in neuester Zeit eine ziemlich umfangreiche Kreuzung des Landschlages mit Clydesdales vorgenommen, sind die Züchter mit den bisher errungenen Resultaten sehr zufrieden.

Gute Hengste der Clydesdale-Rasse sind für 250—300 Pfd. St. zu haben, Stuten pflegen verhältnismäßig teurer zu sein. Der Durchschnittspreis für brauchbare Stutfüllen ist 40—50 Pfd. St.

Für den Bezug von Clydesdale-Pferden empfiehlt Herr von Nathusius folgende Händler und Züchter: Mr. Andrew Montgommery, Borelands, Castle Douglas, Dumfries; Mr. Johnston, Lochburnie, Maryhill, Glasgow; Mr. Peter Fergusson, Rock Cottage-Renfrew und Mr. Park, Dachmond. Außerdem aber rät er einem

Fig. 732.




Englisches Karrenpferd.

jeden Käufer, sich mit der Clydesdalegesellschaft, die bereitwilligst alle gewünschten Auskünfte erteilt, in Verbindung zu setzen.

Nahe verwandt mit dem Clydesdale ist das englische Karrenpferd (The english carthorse) (siehe Fig. 732). Die Heimat dieses Schlages sind die sog. Shires, weshalb er auch den Namen „Shirehorse" trägt, jedoch wird Lincolnshire als die beste Zuchtstätte des Karrenpferdes angesehen. Falls dem Verfasser der hochinteressanten Zuchtstudie „The Old English War-Horse or Shire-

Horse" by Walter Gilbey 1888 Glauben geschenkt werden darf, so wäre das Shire-Pferd ein Nachkömmling des altenglischen Kriegsrosses (The Great-Horse oder War-Horse).

Die umfangreichen geschichtlichen Nachforschungen, welche Mr. Gilbey zu dem Zwecke vorgenommen, den Beweis dieser Abstammung zu erbringen, gehen bis auf Julius Cäsar zurück, lassen also an Vollständigkeit nichts zu wünschen übrig. Nicht zufrieden damit, hat er aber dem Texte außerdem noch eine Reihe von sehr sauber ausgeführten Illustrationen beigefügt, welche, mit einigen vor 2000 Jahren angefertigten Münzen beginnend, der Typus des Shire-Pferdes von den ältesten Tagen bis in unsere Zeit hinein zur Anschauung bringen. Man wird daher genanntem Verfasser nicht das Zeugnis versagen können, daß er eine Monographie des Shire-Pferdes geliefert, die sowohl was Vollständigkeit als Zuverlässigkeit der benützten Quellen betrifft, in der gesamten hippologischen Literatur als ein Unicum zu betrachten ist.

Daß das Pferd, welches Julius Cäsar in England vorfand, ein sehr kräftiges und massiges gewesen, geht nach der Ansicht des Verfassers unzweifelhaft aus mehreren Äußerungen des römischen Feldherrn hervor. Kleine und leichte Pferde hätten z. B. unmöglich, wie Cäsar mitteilt, in vollem Laufe, mit schweren Streitwagen gegen die römischen Legionen anstürmen können. Außerdem wären die obenerwähnten Münzen da um zu beweisen, daß diese Tiere thatsächlich einen außerordentlich tiefen und kräftigen Körperbau besaßen. Die Ähnlichkeit zwischen der Urform des englischen Landpferdes und der heutigen Shire-Rasse erstreckt sich indes nicht bis zur Haarfarbe. Ersteres wird nämlich stets als Schimmel dargestellt, während bei dem Shire-Pferd der neueren Zeit die Rappfarbe bekanntlich als ein charakteristisches Rassekennzeichen galt. Die schwarze Farbe scheint demnach das Resultat von Kreuzungen mit fremdem Blute gewesen zu sein. Die ersten Pferdeimporte dürften im Jahre 1160 stattgefunden haben. Wenigstens erwähnt Maddox in seiner „History of the Exchequer"' daß im genannten Jahre „Pferde von jenseits des Meeres für Rechnung des königlichen Marstalles nach England gebracht wurden". Eine Wiederholung dieser Importe erfolgte während der Regierung des Königs John (1199—1216), welcher Monarch nicht weniger als 100 Hengste schwerster Gattung in Flandern, Holland und den Elbemarschen einkaufen ließ. Man wollte eben zu jener Zeit mit allen Mitteln die Zucht eines Streitrosses fördern, welches im Stande war, das Gewicht eines Ritters in voller Rüstung — circa 200 Kilo — zu tragen. Auf diese Zuchtrichtung deuten auch mehrere während der Regierung Edward III., Richard II., Heinrich VII. und Heinrich VIII. erlassene Gesetze hin. Besonders interessant in dieser Beziehung ist

eine Verordnung vom Jahre 1541, in welcher bei strenger Strafe verboten wird, Hengste unter 15 Faust in den Shires, in Norfolk, Suffolk, Cambridge, Yorkshire, Lincoln und mehreren andern Territorien auf die mit Stuten besetzten Gemeindeweiden hinauszulassen.

Zur Zeit der Königin Elisabeth (1558—1602) gab es schon Karren- und Ackerpferde, welche, wie der Verfasser des Chron. Book II. London 1587 im 1. Kapitel angibt, zu fünf oder höchstens sechs 30 Zentner auf elenden Wagen fortzuschaffen und einzeln 4 Zentner zu tragen vermochten. Demselben Schlage scheinen die Streitrosse angehört zu haben, welche vom Herzog von Newcastle in seinem 1658 erschienenen berühmten Werke „The Manner of Feeding, Dressing and Training of Horses for the Great Saddle, and Fitting them for the Service of Field in the Time of War“ ꝛc. näher beschrieben werden, wenigstens führt der Herzog mehrere der „Points“ an, die dem Shire-Pferde noch heute eigen sind, wie starke Gliedmaßen, schwere Vorhand, seidener Behang und lange Mähne und Schweif.

Königin Anna (1702—1713) bediente sich bei feierlichen Aufzügen stets dieser seit Heinrich VIII. Zeit als „Shire-Horses“ bezeichneten Zugpferde. Erst viel später, als die Wege besser wurden und eine durchgreifende Kreuzung mit edlem Blut umformend auf die englische Landrasse eingewirkt hatte, erschienen leichtere, an das moderne Barouche-Pferd erinnerde Wagenpferde auf der Bildfläche.

Arthur Young, welcher gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eine Beschreibung seiner Streifzüge in England und Schottland herausgab, erwähnt nur zwei schwere Arbeitsschläge und zwar „die großen altenglischen Rappen, als deren Wiege er die im Herzen von England gelegenen „Shires“ angibt, und die Suffolk Punches, deren Zucht in der sandigen Gegend von Woodbridge eines besonderen Ansehens genoß“.

Aus allem dem zieht Mr. Walter Gilbey den Schlußsatz, daß das bereits vor 2000 Jahren in England gezüchtete „War-Horse“ oder „Great-Horse“ als die Urform des heutigen „Shire-Horse“ betrachtet werden müsse. Thatsächlich ist die Zucht des schweren schwarzen Zugpferdes seit Jahrhunderten in Lincolnshire, Cambridgeshire, Huntingdon, Northampton, Leicester, Nottingham, Derby, Warwick und Stafford betrieben worden. Anderseits geht aber auch aus Gilbey's Nachforschungen hervor, daß importirte flandrische Hengste dazu beigetragen haben, dem Shire-Pferde größere Masse und Höhe, sowie auch eine andere Haarfarbe zu verleihen, als dem Urtypus eigen gewesen.

Der 1. Band des Shire-Horse Stud-Book enthält die Stammtafeln von 2380 Hengsten, von welchen mehrere im vorigen Jahrhundert geboren sind. Voriges

Jahr (1888) erschien der 9. Band, der einen Zuwachs von 1180 Hengsten und 1376 Stuten brachte, wodurch die Gesamtzahl der bisher registrirten Zuchttiere der Shire-Rasse auf 6595 Hengste und 7017 Stuten gestiegen ist.

Welche Ausdehnung der Export von Shire-Pferden während der letzten Jahre genommen, ist wohl jedem Hippologen bekannt. Trotzdem dürfte es manchen überraschen zu erfahren, daß der Sekretär der „Shire-Horse Society“ im vergangenen Jahre über 600 Certifikate für nach Amerika verkaufte Hengste ausgestellt hat.

Das Shirepferd ist so nahe mit den Clydesdales und Suffolks verwandt, daß es schwer hält, eigene „Points“ für dasselbe aufzustellen. Will man das Karrenpferd trotzdem zum Gegenstand einer besonderen Beschreibung machen, so wird man vorerst konstatiren müssen, daß dieser Schlag gegenwärtig in allen Farben vorkommt, obwohl Schwarz einst als Rassezeichen gegolten. Die Größe beträgt im Durchschnitt $1,_{75}$ m, das Gewicht 650—700 kg. Der Kopf ist schwer, oft geradezu erschreckend häßlich. In der Rippenbildung dagegen sind die Karrenpferde den Clydesdales überlegen, anderseits erfreuen sich letztere einer besseren, d. h. schrägeren Schulterlage. Die gut proportionirte Vorhand ist schwer, der Rücken meistens kurz und kräftig und rings um die Röhren der massiven Beine sitzen federartig seidenweiche Haare. Die Hinterhand ist kolossal.

Einer der hervorragendsten Züchter dieses Schlages ist Lord Ellesmere, dessen in der Nähe von Manchester gelegene Studfarm Worsley jeder nach England kommende Pferdefreund besichtigen sollte.

In England ist das Karrenpferd hoch geschätzt. Dies geht schon daraus hervor, daß bereits 9 Teile des Shire-Horse Stud-Book's erschienen sind und von der „Cart Horse Parade Society“ jährlich Schauen von korrekt angespannten, sorgfältig gepflegten und mustergültig vorgeführten Karrenpferden angeordnet werden.

Das Suffolkpferd (siehe Fig. 733), welches gleichwie der Clydesdale den Züchtern des Festlandes wohl bekannt ist, verdankt sein Dasein einer ziemlich bunten Kreuzung, bei welcher in älteren Zeiten normannische Pferde und später sowohl Yorkshirehengste als auch Sprößlinge der Shirehorserasse eine hervorragende Rolle gespielt haben.

Gleichwie die Suffolk-Kuh, hat dasselbe sehr alte Ahnen. Die erste Notiz über diesen Pferdeschlag findet der Forscher in Camden's „Britannia“, welche im Jahre 1586 erschien. Es dauerte aber lange, bevor derselbe zu Ansehen gelangte. Erst im 18. Jahrhundert begann man dem unermüdlichen, gar nicht umzubringenden Suffolk-Punch größere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die Vorfahren des heutigen Suffolk-Pferdes waren eben ungewöhnlich häßliche Tiere und glänzten nur durch ihre an's Unglaubliche streifende Leistungsfähigkeit.

Der „Suffolkpunch“ früherer Tage war ein kompaktes, jedoch nicht eigentlich kurzbeiniges Pferd, welches das Maß von $1_{,60}$ m nur selten überschritt. Unübertrefflich als Zugtier — man sagte von ihm, daß er zog bis er stürzte — scheint er doch den Idealen der Züchter jener Zeit nicht entsprochen zu haben. Man tadelte an ihm den gemeinen Kopf, das zu lange Mittelstück, die langen

Fig. 733.




Suffolk-Hengst.

runden Beine, die schlechten, zu Strahlfäule disponirenden Hufe, die erbliche Anlage zu Mauke u. s. w. Infolgedessen wurde eine durchgreifende Kreuzung der Stuten des alten durch Zumischung flandrischen Blutes geschaffenen Stammes mit Yorkshirehengsten vorgenommen und so entstand das heutige Suffolkpferd, das sich durch eine stattlichere Größe, eine bessere Schulter und schnelleren Trab vorteilhaft von seinen Vorfahren unterscheidet. Die Weichheit und die Krankheitsanlagen sind ihm aber geblieben, weshalb er auch gegenwärtig wenig oder gar nicht zu

Kreuzungen mit anderen schweren Schlägen benützt wird. Auffallend ist außerdem die geringe Fruchtbarkeit des Suffolkpferdes, welche sich besonders unter fremden klimatischen Verhältnissen auf eine sehr unangenehme Weise bemerkbar macht. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die in Deutschland, speziell in Mecklenburg vorgenommenen Kreuzungen mit Suffolkpferden, den gehegten Erwartungen keineswegs entsprochen haben, sowie auch, daß der moderne Suffolk in seiner Heimat gar keine Rolle bei der Zucht des schweren Arbeitspferdes spielt. Diesem Umstande wird es wohl zuzuschreiben sein, daß man es in England bisher nicht der Mühe wert erachtet hat, ein Stammregister der Suffolkrasse anzulegen.

Die Suffolks sind beinahe immer Füchse, jedoch kommen alle Schattierungen dieser Farbe vor, von der dunkelsten, ins Schwarze stoßenden, bis zur lichtesten. Die lichtere, ohne oder doch nur mit geringen Abzeichen, soll die beliebteste sein. Das Durchschnittsmaß des heutigen Suffolkpferdes ist $1{,}_{70}$ m, sein Durchschnittsgewicht 650 kg.

Charakteristisch für dasselbe ist der runde, geräumige Rumpf. Ein weiterer Vorteil der Rasse ist deren Frühreife. Bei rationeller Pflege können die Suffolks schon im Alter von $2^1/_2$ Jahren ihr Futter durch langsame Arbeit verdienen. Dieser Umstand dürfte wohl auch dazu beigetragen haben, daß die Suffolk-Pferde sich gegenwärtig einer bedeutenden Nachfrage in Amerika erfreuen. Allerdings „entdecken" die Amerikaner alle Augenblicke eine neue Rasse mit besonderer Verwendbarkeit zu den jenseits des Oceans so beliebten, gewagten Kreuzungen. Indessen wird man bei der Beurteilung des Zuchtwertes genannter Rasse die Thatsache nicht übersehen dürfen, daß die Suffolkstute nach den neuesten in England gemachten Erfahrungen sich vorzüglich zu Kreuzungen mit warmem Blut eignet.

Unter den schweren französischen Pferdeschlägen sind es der Percheron, der Boulonnaiser, das Pferd von Poitou und der Bretagner, die unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Der Percheron (siehe Kunstbeilage, Porträt des nach Amerika exportirten Percheron-Hengstes Victor), von dem Charles du Hays schrieb, daß demselben „die Zukunft gehöre", hat seinen Namen von der früheren Grafschaft La Perche erhalten, welche, ein Gebiet von circa 60 Quadratmeilen umfassend, den mittleren Teil der Departements Orne, Eure-et-Loire, Loir-et-Cher und Sarthe bildete. Der Boden in diesen Distrikten besteht aus auf Jurakalk ruhendem Lehm. Sandboden kommt nur ausnahmsweise und auf den Höhen vor. Dort, auf den fetten Weiden und Wiesen, entstand das schwere Zugpferd, welches die Grundlage zur Zucht der heutigen Percherons geliefert hat.

Nach der Überlieferung soll orientalisches Blut in den Adern des schweren

französischen Zugpferdes fließen. Wie es sich in Wirklichkeit hiermit verhält, dürfte gegenwärtig nicht leicht festzustellen sein. Eug. Gayot behauptet in seinem 1887 erschienenen, hochinteressanten Werke „Les cheveaux de trait français“ mit Bestimmtheit, daß eine solche Kreuzung im 8. Jahrhundert stattgefunden und deren Einwirkung noch heute wahrzunehmen sei. Vermutlich will der gelehrte französische Hippologe mit letzteren Worten auf die ausgesprochen arabische Kopfform des sog. leichten Percherons hindeuten.

Bestimmtere Angaben über die im Zuchtgebiete des Percherons stattgefundenen orientalischen Kreuzungen finden sich im ersten, 1876 erschienenen Bande des amerikanischen Percheron-Gestütbuches vor. Es heißt dort:

„Die geringen historischen Nachrichten, welche in Betreff dieser Rasse aufgefunden werden konnten, weisen auf einen orientalischen Ursprung derselben hin. Einige französische Autoritäten verlegen denselben bis in das Jahr 732, als die Saracenen, 300 000 Mann stark, unter dem Kommando des berühmten Anführers Abd-ur-Rahman in Frankreich eingefallen waren. Infolge der gänzlichen Niederlage und Vernichtung dieses barbarischen Feindes, welche unter Karl Martell auf den Ebenen zwischen Poitiers und Tours erfolgte, fielen die schönen arabischen und berberischen Hengste, mit denen viele der Angreifer beritten waren, in die Hände der siegreichen Franzosen. Die Kreuzung dieser Pferde mit den großen, starken Stuten des Landschlages jener Gegenden hat, wenn sie auch nicht den Ausgangspunkt der seither so berühmt gewordenen Rasse bildet, doch unzweifelhaft viel dazu beigetragen, die Grundlage zu schaffen, auf welcher dieselbe sich später entwickelt hat.

Eine weitere starke Beimischung orientalischen Blutes soll nach der Rückkehr der Kreuzfahrer, die eine große Anzahl schöner arabischer Zuchthengste mitbrachten, stattgefunden haben. Diese Hengste wurden ebenfalls in ausgedehntem Maße bei dem schon damals ausgezeichneten Material der Perche verwendet und dienten dazu, letzterem die Gestalt und andere charakteristische Merkmale der Araber in noch höherem Grade aufzuprägen, als bereits der Fall war. Die Beimischung frischen, arabischen und andalusischen Blutes erfolgte dann noch viele Jahre in unregelmäßigen Zwischenräumen. Der Herr von Montdoubleau, Geoffroy IV., Rotrou, Graf Mallart, Graf von Le Perche, Graf Roger von Bellesmer und viele andere Edelleute, haben sich durch die von ihnen bewerkstelligten Importe von Zuchtmaterial und durch das Interesse, welches sie der Pferdezucht entgegengebracht, große Verdienste erworben. Um das Jahr 1820 wurden zuletzt zwei berühmte arabische Zuchthengste, Godolphin und Gallipoli, beide Schimmel, durch die Gestütsverwaltung eingeführt und in ausgedehntem Maße zur Zucht verwendet.“

Daß jener Gallipoli, wie vielfach in Deutschland behauptet wird, der Stammvater des Percheronschlages gewesen sein sollte, muß hiernach als eine arge Übertreibung bezeichnet werden, denn 1820 bildete der Percheron bereits einen typischen, allgemein bekannten und geschätzten Schlag, der sich einer zielbewußten Pflege zu erfreuen hatte.

Bis zum Jahre 1806 blieb es dem Einflusse des Bodens, der Aufzucht und der Zuchtwahl allein überlassen, die schweren französischen Lokalrassen, wie z. B. den Boulonnaiser, das Pferd von Caux, der Picardie und dem Poitou, zu erhalten und weiter zu entwickeln. Von genanntem Zeitpunkte ab, haben aber auch andere Faktoren hierbei mitgewirkt. Zu diesen zähle ich die Aufstellung guter Hengste genannter Schläge in den wiedererrichteten Hengstendepots, die Einführung namhafter Hengstenprämien und die durch den riesig zunehmenden Verkehr eröffneten Absatzquellen, welche der Zucht einen vorher nicht geahnten Aufschwung verliehen und gleichzeitig die früheren, deutlichen Unterschiede zwischen den verschiedenen Lokalrassen mehr oder weniger ausglichen. Im Jahre 1825 oder 1826 wurde auch die erste Pariser Omnibusgesellschaft — Les Dames Blanches genannt — gegründet. Da diese Gesellschaft sich ausschließlich mit guten Percheronpferden remontirte, wurde der Percheron bald eine populäre Erscheinung in den Straßen der Hauptstadt. Damit war seiner Zucht die in Frankreich wunderwirkende Weihe gegeben.

Die Wiege der alten Rasse bildeten die Kantone Mortagne, Mondoubleau und Courtalein. Der Percheron vergangener Zeiten glich indessen seinem heutigen Sprößling nur sehr wenig. Seine Farbe war braun, seine Körperformen weniger massiv und seine Verwendbarkeit nicht auf den Zugdienst allein beschränkt. Später, unter dem Einfluß der arabischen und bretagnischen Kreuzung, gestaltete er sich zu dem bekannten „Postier“, dessen Leistungsfähigkeit ältere Pferdefreunde noch heute mit Enthusiasmus rühmen. In jüngster Zeit endlich strebt man in Frankreich bei der Zucht der kaltblütigen Arbeitsschläge einerseits nach mehr Masse, anderseits aber bemüht man sich, dem schwerfälligen Typus durch Kreuzungen mit englischem Blut größere Energie und Gängigkeit zu verleihen. Letztere Zuchtrichtung macht sich besonders in der Umgebung von Nogent-le-Rotrou, Mortagne und Mesle-sur-Sarthe bemerkbar. Es soll dort, wie Gayot angibt, nur wenige Percherons geben, bei denen nicht in der zweiten oder dritten Generation edles Blut nachgewiesen werden könnte. Das Streben nach Größe und Masse ist hauptsächlich den Amerikanern zu verdanken, welche bis vor ganz kurzer Zeit den von ihnen in großen Scharen importirten Percheron desto mehr schätzten, je größer und schwerer er war. Welche Dimensionen dieser Export nach Amerika angenommen, geht aus nachstehenden Ziffern hervor:

| | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Im Jahre | 1869 | wurden | 18 | Hengste | der | französ. | Arbeitsschläge | nach | Amerika | exportirt. |
| „ | 1875 | „ | 104 | „ | „ | „ | „ | „ | „ | „ |
| „ | 1881 | „ | 282 | „ | „ | „ | „ | „ | „ | „ |
| „ | 1882 | „ | 503 | „ | „ | „ | „ | „ | „ | „ |
| „ | 1883 | „ | 588 | „ | „ | „ | „ | „ | „ | „ |

Die meisten dieser Hengste waren Percherons. Über den Stutenexport fehlen zuverlässige Angaben, jedoch soll derselbe in den letzten Jahren ebenfalls bedeutend zugenommen haben. Und da nun die Amerikaner für ihnen konvenirende Tiere Preise anlegen, welchen der kleine Züchter nicht zu widerstehen vermag, sieht sich die französische Gestütsverwaltung mehr denn je genötigt, dem Verfall der Zucht durch Aufstellung ausgewählter Vatertiere und lockender Stutenprämien vorzubeugen.

Noch größeren Erfolg verspricht man sich von dem unter der Ägide der „Société hippique percheronne“ herausgegebenen Stud-Book der Percheronrasse, von welchem seit 1883 zwei Teile erschienen sind.

Nach den Bestimmungen dieses Stammregisters ist die Registrirung tauglicher Zuchttiere auf folgende 44 Kantone beschränkt:

In dem Departement Eure-et-Loir: Nogent-le-Rotrou, Authon, Cloyes, Brou, Thiron, la Loupe;

in dem Departement Loir-et-Cher: Droué, Mondoubleau, Morée, Savigny-sur-Bray, Montoire;

in dem Departement l'Orne: Mortagne, Bellême, Nocé, le Theil, Rémalard, Longny, Tourouvre, Laigle, Moulins-la-Marche, Courtomer, le Mesle-sur-Sarthe, Pervenchères, le Merlerault, Mortrée, Séez, Alençon, Bazoche-sur-Hoëne;

in dem Departement la Sarthe: la Fresnaye, Mamers, Marolles-les-Breaux, Bonnetable, Tuffé, la Ferté-Bernard, Montmirail, Vilraye, Saint-Calais, Bouloire, Montfort, la Petite-Châtre, le Grand-Lucé, Ballon, Saint-Paterne, Beaumont-sur-Sarthe.

Außerhalb der hier genannten Kantone wird es also künftighin weder eine Perche noch Percherons geben.

In den bisher erschienenen Teilen des Gestütsbuches haben 2850 Tiere Aufnahme gefunden. Daß es unter diesen manche geben wird, deren Stammeltern nicht alle reiner Herkunft gewesen, läßt sich wohl mit Sicherheit annehmen; vom 1. Januar 1885 aber haben nur solche Tiere Anspruch auf einen Platz im Gestütbuche, deren Vater und Mutter dort verzeichnet stehen.

Der Sitz der „Société hippique percheronne“, die gegenwärtig ungefähr 350 Mitglieder zählt, ist das Städtchen Nogent-le-Rotrou. Im Jahre 1884 wurde von dieser Gesellschaft in genannter Stadt der erste Versuch mit einer Aus-

stellung von Pferden der Percheronrasse gemacht. Nachdem dieselbe ein glänzendes Resultat geliefert, wurde im Juni 1887 eine zweite veranstaltet, welche in ihrem Erfolge die erste noch übertroffen hat. Aus dem Departement l'Orne wurden bei letzterer Gelegenheit 145 Stück, aus dem Eure-et-Loir 75, aus dem la Sarthe 32, zusammen 252 ausgestellt, unter welchen sich 150 Hengste und 102 Stuten befunden haben.

Den Beweis des großen Aufschwunges der Percheronzucht haben nicht nur die ausgestellten Tiere, sondern auch die für dieselben gezahlten hohen Preise geliefert. So wurden unter anderem für den durch eine der höchsten Ehrengaben ausgezeichneten Hengst 22000 Francs, für eine Stute 18000 Francs gezahlt. Wenn auch diese Preise als sog. Vorzugspreise zu betrachten waren, so gehörten doch Preise von 10000 Francs und darüber durchaus nicht zu den Seltenheiten. Die zahlreichsten und besten Käufer waren Amerikaner, und daß diese selbst bei solchen unverhältnismäßig hohen und durch den Transport noch wesentlich erhöhten Preisen in Amerika gute Geschäfte mit ihren Acquisitionen machen, ergibt sich am deutlichsten aus der jährlich ansehnlich gesteigerten Anzahl der amerikanischen Agenten, welche nur zu diesem Zwecke nach Frankreich kommen.

Die glänzenden Resultate dieser Ausstellungen, die Aussicht auf eine öffentliche Auszeichnung — bei der letzten Ausstellung gelangten außer verschiedenen Ehrengaben und 13650 Francs Geldpreisen auch 33 Medaillen zur Verteilung, welche vom Ackerbauministerium, den Generalräten und der „French Draft Horse Association of America“ (welch' letztere auch ein Stud-Book der nach Amerika importirten Percherons herausgegeben hat) gewidmet worden sind — haben selbstverständlich eine überaus günstige Rückwirkung auf die Zucht der Percherons ausgeübt.

Um nun zur Beschreibung des heutigen Percheronpferdes überzugehen, hebe ich zuerst hervor, daß dieser Schlag in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts noch durch drei getrennte Typen vertreten war, nämlich:

1. der leichte Percheron, bei dem der Adel überwog;

2. der schwere Percheron, bei dem das lymphatische System vorherrschend war;

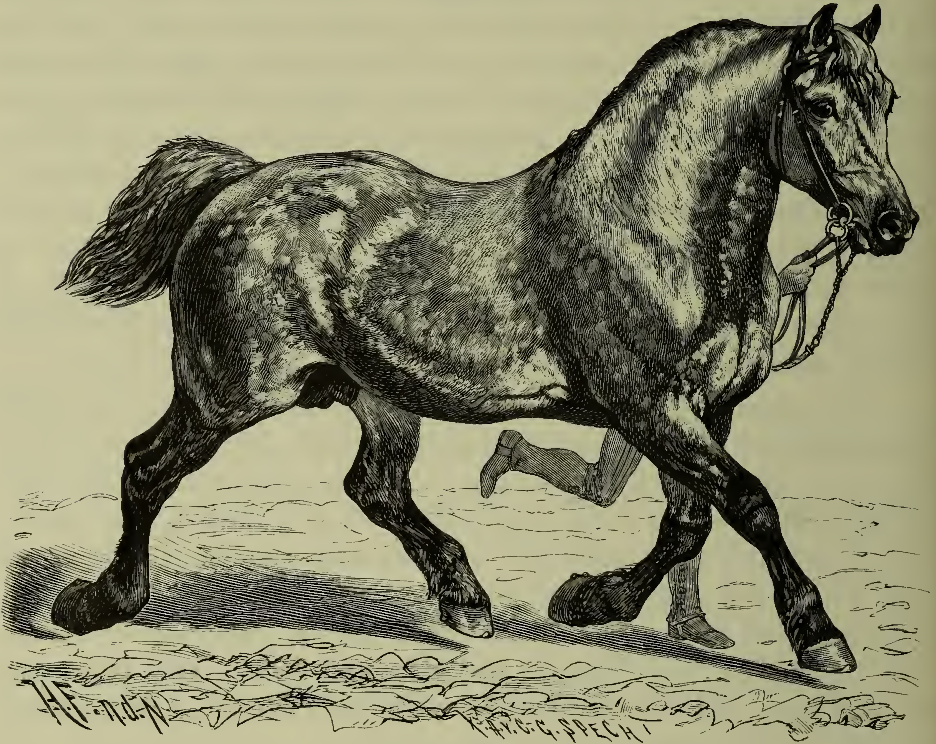
3. die zwischen diesen beiden Typen stehende Form, welche von der ersteren die Gängigkeit und von der letzteren die Muskelkraft entlehnt hatte (Fig. 734).

Nr. 1 ist verschwunden, Nr. 3 hat bedeutend an Qualität und Quantität abgenommen und Nr. 2 zeigte bis vor wenigen Jahren eine entschiedene Tendenz, jeden anderen Typus zu verdrängen. In der allerletzten Zeit hat sich jedoch hierin eine Reaktion kundgegeben und dürfte der mittelschwere Percheron die größte Aussicht haben, als das von den Züchtern anzustrebende Ideal aufgestellt zu werden.

Ich werde daher auch bei meiner Beschreibung des Percheronpferdes diesen Typus als Vorbild wählen.

Der Kopf des Percherons macht von vorne gesehen den Ausdruck, breit, ja viereckig zu sein, mustert man denselben aber im Profil, so findet man ihn lang und schmal. Das Auge könnte größer und ausdrucksvoller und die Ohren besser

Fig. 734.



Percheron.

gestellt sein. Der Hals ist kurz und breit, die Form des Widerristes befriedigend, dagegen erscheint die Schulter etwas kurz und steil und der Oberarm nicht kräftig genug. Vorzüglich gebaut ist die kraftvolle Nierenpartie; auch die Kruppe pflegt, wenn sie nicht ein wenig zu hoch liegt, kaum etwas zu wünschen übrig zu lassen. Gleiches Lob verdienen die Rippenwölbung und die Hufe, wohingegen die Unterschenkel (Hosen) nicht muskulös genug sind und die Brust ein wenig breiter sein könnte. Die Schimmelfarbe ist vorherrschend. Die Durchschnittsgröße beträgt nach von Eug. Gayot ausgeführten Messungen (Stangenmaß) $1,_{60}—1,_{65}$ m, jedoch

kommen auch Tiere vor, welche die Höhe von $1,_{70}$—$1,_{80}$ m erreichen, allerdings pflegen diese nicht die besten zu sein; meistens fehlt es denselben an Gurtentiefe und ist ihre Größe somit hauptsächlich in den langen Beinen begründet. Das Durchschnittsgewicht eines ausgebildeten Percheronpferdes kann mit 500—550 Kilo beziffert werden, die Riesen der Rasse aber wiegen 1000 Kilo! — Das Temperament des Percherons ist lebhaft, aber gutmütig; seine durch Trabrennen und schnelle Zugarbeit entwickelte Trabaktion muß vorzüglich genannt werden, besonders wenn man das nicht unbedeutende lebende Gewicht mit in Betracht nimmt.

Der Vollständigkeit wegen sei noch erwähnt, daß in der Beauce neben den Schimmeln auch Rappen unter den Percherons vorkommen. Dieselben sind $1,_{75}$ m hoch und haben ein Gewicht von 1050 Kilo. Woher sie die schwarze Farbe erhalten, vermag niemand anzugeben. Es scheint da der Zufall mitgewirkt zu haben, denn die Herkunft der Rappen läßt sich unzweifelhaft auf Schimmel des nordfranzösischen Arbeitsschlages zurückführen. Ihre Größe und Schwere verdanken sie einer eigenartigen Aufzucht, bei welcher Kleeheu, Kleie, Mehl und Ölkuchen eine Hauptrolle spielen. Da diese Kolosse, obwohl von den ausländischen Käufern sehr gesucht, eben so schlaff und lymphatisch wie die Schimmel energisch und hart sind, begreift man es recht gut, daß ein französischer Fachmann den Züchtern der Perche zurufen konnte: „Züchtet den Rappen für das Ausland, den Schimmel aber für eigene Zwecke und für das Vaterland."

Über den Gebrauchswert des Percherons erhalten wir die sichersten Aufschlüsse, wenn wir die Berichte der Pariser Omnibusgesellschaft zur Hand nehmen.

In einem derselben heißt es:

„Wir kaufen unsere Pferde kurz bevor dieselben das 5. Lebensjahr erreichen. Die Tiere haben aber bis dahin nicht dem Müßiggang gefröhnt. Von dem 18. oder 20. Monate an haben dieselben ihr Futter verdienen müssen und je näher der Zeitpunkt der Reife herannahte, desto anstrengender, anhaltender und vollständiger wurde die Arbeit. In demselben Maße nahm auch die Fütterung an Intensivität zu.

In den Besitz der Gesellschaft übergegangen, muß das Omnibuspferd sich daran gewöhnen, ein bedeutendes Gewicht in raschem Trab über schlechtes Pflaster zu ziehen, wobei ihm noch dazu in den Straßen von Paris vielfache Hindernisse in den Weg treten. Anfangs wird die Remonte neben einem älteren Pferde, dem sog. Schulmeister, eingespannt. Das Temperament dieser Tiere ist aber so gutmütig, daß die Anlernung zum Zugdienste sehr selten Schwierigkeiten bereitet. Der Übermut, welchen sie anfangs an den Tag legen, hat nichts zu bedeuten. Der Straßenlärm, das häufige Begegnen anderer Pferde regt sie auf, veranlaßt sie aber

gleichzeitig, ihr ganzes Gewicht so nachdrücklich ins Geschirr zu legen, als ob sie es darauf ablegten, den Wagen allein zu ziehen. Der Kutscher muß sie deshalb im Zaum halten und trachten, beruhigend auf sie einzuwirken. Unterläßt er dies, so wird das junge außer Atem gesetzte Tier nicht im Stande sein, nach der ersten Tour eine zweite anzutreten.

Die jedem Omnibuspferde abverlangte Tagesarbeit beträgt 4 Touren, d. h. die viermalige einfache Zurücklegung der Strecke (die kürzeste Strecke mißt 3298 m, die längste 7832 m). Selbstverständlich spielt bei der Klassifikation der Pferde die Länge der verschiedenen Strecken eine entscheidende Rolle. Während des ersten Monats macht das junge Pferd nur jeden zweiten Tag 2 Touren; „es wird in Atem gebracht" sagen die Kutscher. Wenn es nach solcher Arbeit heimkehrt, ist seine ganze Munterkeit dahin; es ist sehr ermüdet und frißt sogar mitunter den ganzen Tag nicht. Gegen Ende des zweiten Monats aber hat der Training bewirkt, daß das Pferd täglich 2 Touren machen kann.

Bei ihrer Ankunft erhielt die Remonte eine Tagesration von 6 Kilo Hafer; sobald sie alle Tage arbeiten kann, gibt man ihr 7 Kilo. Nach Verlauf von 3, 4 oder 6 Monaten vermag das junge Pferd den geforderten Dienst zu leisten, oder mit anderen Worten, die Strecke 2—3 mal täglich zurückzulegen, was eine Durchschnittsleistung von 16—20 Kilometer per Tag gibt. Einzelne Pferde brauchen jedoch ein ganzes Jahr, bis sie die hierzu erforderliche Kraft gewinnen. Wenn das Pferd es so weit gebracht hat, erhält es eine nach der Strecke bemessene Tagesration von höchstens 8 Kilo Hafer. Dieser progressive Training gibt ganz außerordentliche Resultate. Treffen keine Unglücksfälle ein, so arbeitet das Pferd lang und gut. Es wird dann mit der Zeit Nachtpferd, was ein überaus harter Dienst ist und ein vorzügliches Temperament fordert. In dieser Eigenschaft geht es täglich 28—30 Kilometer und darf nur alle 4 oder 5 Tage ruhen.

Die großen Anforderungen, welche gegenwärtig an das Omnibuspferd gestellt werden, haben den Züchter genötigt, anstatt des früheren leichten Zugpferdes, welches die Höhe von $1,_{55}$ m nicht überschritt, ein schwereres Pferd von $1,_{66}$ m zu produziren. Dieses Pferd wird noch immer „leichtes Zugpferd" genannt, obwohl sein Bau eine solche Benennung nicht mehr rechtfertigt und es nur durch einen, nicht immer ohne Nachteil absolvirten Training in Stand gesetzt wird, die Arbeit eines leichten Zugpferdes zu leisten."

Eine von der Omnibusgesellschaft gemachte Erfahrung, welche sich der Züchter wohl hinters Ohr schreiben sollte, ist, daß der Hengst den Strapazen des harten Dienstes am schlechtesten und der Wallach denselben am besten widersteht; zwischen den beiden stellt sich die Stute. Da 50 % des Pferdesstandes genannter Gesell-

schaft aus Percherons bestehen, bezieht sich also, was hier gesagt worden ist, in erster Reihe auf diesen Schlag.

Was den Zuchtbetrieb anbelangt, so besteht auch in der Perche wie in den übrigen französischen Zuchtzentren eine konsequent durchgeführte Arbeitsteilung. Die Umgebung von Nogent-le-Rotrou und Châteaudun z. B. ist ein „Pays de juments“ — Gegend, wo Stuten zur Zucht gehalten werden. Dasselbe gilt von den Kantonen Montdoubleau, Courtalin, Mortagne, Bellesme und Saint-Calais, wo nach Sanson die meisten Fohlen der Perche geboren werden. Die weitere Aufzucht wird dagegen hauptsächlich im Departement Eure-et-Loir besorgt. Außerdem findet ein großer Import von Fohlen verschiedenartiger Provenienz nach der Ebene von Chartres statt. Wie bedeutend diese Importe sein müssen, geht unter anderem daraus hervor, daß nur ein Zehntel der in der Perche aufgezogenen Fohlen berechtigten Anspruch auf die Benennung Percherons hat, alle übrigen stammen aus der Bretagne, der Picardie, dem Boulonnais oder dem Poitou. Man nennt diese von auswärts eingeführten Tiere recht bezeichnend „perchisirte Tiere“, d. h. Pferde, welche durch die in der Perche gebräuchliche Haltung und Fütterung in Percherons umgewandelt worden sind. Illiers bildet den Mittelpunkt der Pferdezucht in der Perche und der Beauce. Dort finden auch die zur Verbesserung des Percheronschlages gestifteten Trabrennen statt.

Die Aufzucht geschieht allgemein auf folgende Art: Die Fohlen bringen die ersten 6 bis 7 Monate nach ihrer Geburt teils auf der Weide, teils im Stalle zu. Zwischen September und Dezember werden sie plötzlich von ihren Müttern getrennt und an die Éleveurs verkauft. Nachdem sie den darauffolgenden Winter im Stalle zugebracht, kommen sie im Frühjahr auf die Klee- oder Luzerneweide oder auch auf die natürlichen Weiden, wo sie bis Ende des Sommers verbleiben, worauf wieder zu der meist aus Klee- und Luzerneheu, Kleie, Mehl ꝛc. bestehenden Stallfütterung übergegangen wird. Sobald die jungen Tiere ein Alter von 15 bis 18 Monaten erreicht haben, müssen sie ihren Unterhalt durch leichtere Arbeit verdienen. Bis zu diesem Zeitpunkte haben sie wenig oder gar keinen Hafer bekommen, von nun ab wird ihnen aber bei den meisten Züchtern 1 bis höchstens 2 Liter Hafer als Zuschuß zu dem reichlichen Heu- und Strohfutter gewährt, welch' letzteres von Mai bis Juli durch Grünfutter ersetzt wird. Später nehmen auch die Haferrationen zu.

Bis zu seinem 4. oder 5. Jahre verrichtet der Percheron alle vorkommenden Ackerarbeiten und leistet nebenbei auch Dienste als Wagenpferd vor der einspännigen Karre seines Besitzers. Dann aber schlägt die Stunde, wo er entweder an einen Händler oder ausländischen Liebhaber verkauft wird.

Aus dieser kurzen Schilderung geht hervor, daß reichliche saftige Fütterung und zeitliche Arbeit die Grundzüge der Aufzucht ausmachen, welche sowohl dem eigentlichen Percheron als auch dem perchisirten Pferde die charakteristischen Körperformen und Eigenschaften verliehen hat. Daß eine solche Aufzucht nicht unbedingt die lokalen Verhältnisse der Perche zur Voraussetzung hat, ist offenbar. Man wird daher wohl verstehen können, daß ein bekannter französischer Züchter den Ausspruch wagte: „Gebt mir einen guten Paddock und Kleie und ich mache mich anheischig, überall, sogar mitten im Limousin, Percheronpferde zu züchten.“ Allerdings darf hierbei nicht übersehen werden, daß in der Perche alle Bedingungen für die erfolgreiche Zucht eines schweren Pferdes von Natur aus vorhanden sind, ein solcher Schlag dort auch von jeher seine Heimat gehabt hat und somit nicht nur Boden, Futter und Klima, sondern auch die hippologischen Traditionen, sowie die von dem heimischen Schlage gebotene Grundlage darin wetteifern, dem Züchter seine Aufgabe zu erleichtern.

Noch typischer und wertvoller wie der Percheron ist der Boulonnaiser. Dieser Schlag, welcher aus ungefähr 350 000 Tieren besteht, wird in den Departements Somme, Seine-Inférieure, Pas-de-Calais, Côtes-du-Nord, in der Picardie, Normandie, in Artois und dem französischen Flandern angetroffen. Er teilt sich dort in verschiedene Zweige, welche alle demselben Stamme angehören und die Lokalnamen Race Bourbourienne, Race Picarde, Race Flamande und Race Cauchoise erhalten haben. Von diesen Abarten ist die flandrische die schwerste; sie gehört zu den Schrittpferden. Der eigentliche Boulonnaiser aber ist ein Trabpferd. Man findet ihn am zahlreichsten im Pas-de-Calais und in der Somme; in dem Departement du Nord nennt man ihn Bourbourien und in der Seine-Inférieure Cauchois.

Noch vor hundert Jahren außerhalb der Grenzen seiner engeren Heimat wenig gekannt und geschätzt, wurde der Boulonnaiser gegen Ende des vorigen Jahrhunderts mit den damals in den französischen Landgestüten in großer Anzahl vorhandenen orientalischen Hengsten gekreuzt. Unter der Einwirkung dieser Kreuzung verwandelte sich seine ursprüngliche schwarze oder braune Haarfarbe in das jetzt allgemein vorherrschende Schimmelhaar, welches infolge der von den Züchtern demselben entgegengebrachten Vorliebe im Laufe der Zeit immer mehr fixirt und verbreitet worden ist.

Die Hauptkennzeichen der boulonnaisischen Rasse, besonders jener Exemplare derselben, denen die seit einigen Jahren grassirende Sucht, immer größere und schwerere Pferde zu produziren, noch nicht ein anderes Gepräge verliehen hat, sind folgende:

Der Kopf ist etwas groß und schwer, aber typisch. Man wird an demselben stets ein gerades Profil, kleine Augen, schwere Ganaschen und eine wenig ansprechende Verbindung mit dem Nacken beobachten. Der starke und kurze Hals ist mit einer üppigen, doppelten, aber selten langen Mähne versehen. Der niedrige Widerrist geht in einen meist etwas gesenkten Rücken über. Die sehr massive Kruppe ist gespalten, die Gurtentiefe, sowie auch die Rippenwölbung lassen wenig zu wünschen übrig. Dasselbe gilt von der wenig schrägen, breiten und nicht überladenen Schulter. Die Gliedmaßen sind stark und muskulös in ihren oberen Teilen, die Gelenke breit und kräftig. An den kurzen starken Röhren sitzen feste, deutlich hervortretende Sehnen. Die Beschaffenheit der Hufe, sowie die Stellung der Gliedmaßen geben selten Anlaß zu Tadel, jedoch pflegen die Hinterfüße nach langandauernder Anstrengung eine stelzfüßige Stellung anzunehmen. Die gewöhnlichsten Farben sind Grauschimmel, Rotschimmel und Braun. Die durchschnittliche Höhe beträgt $1{,}_{66}$ m, das durchschnittliche Gewicht 650 Kilo. Weitere Vorzüge des Boulonnaisers sind ein vorzügliches Temperament und für seine Schwere gute Gänge. Der Gesamteindruck, den er hervorruft, ist der eines geschlossenen, runden und kurzbeinigen Pferdes.

Die Beschreibung paßt gegenwärtig hauptsächlich auf den im Vimeux (Somme) und im Pays de Caux (Seine-Inférieure) gezogenen Boulonnaiser. Der picardische oder flandrische Boulonnaiser ist schwerer, lymphatischer, hochbeiniger. Man nennt denselben deshalb auch „Cheval du mauvais pays“. (Siehe Eug. Gayot, „Les Chevaux de trait français“.)

Das massivere Pferd im Gewichte von 700—900 Kilo wird indessen wegen seiner außerordentlichen Leistungsfähigkeit im schweren Zug von den französischen Landwirten und Industriellen hochgeschätzt. Zwei Tiere dieses Schlages genügen, um auf guten, ebenen Wegen eine Last von 6000 Kilo fortzubewegen, fünf ziehen 8000 Kilo. Der leere flandrische Karren allein wiegt 1800—2100 Kilo. Selbstverständlich bedürfen solche Kolosse einer beträchtlichen Haferration. Mit weniger als 10—12 Kilo Hafer (22—24 Liter) geben sie sich nicht zufrieden.

Kürzlich ist auch das unter der Ägide der landwirtschaftlichen Gesellschaft von Boulogne-sur-mer zusammengestellte Stud-Book der Boulonnaiserrasse erschienen.

Die Zucht des Boulonnaisers zeigt dieselbe Arbeitsteilung wie diejenige des Percherons und des Anglonormannen.

Geboren werden die Fohlen in den Bezirken Dunkerque, Saint-Omer, Boulogne, Montreuil, Abbeville, Neufchâtel, Dieppe, Yvetot, Lille, Béthume und Péronne und findet in den letztgenannten fünf Bezirken auch die Aufzucht von im Alter von 6—8 Monaten eingekauften Absatzfohlen statt. Die eigentlichen Auf-

zuchtsgegenden aber sind Le Vimeux, sowie die Bezirke Montdidier und Le Hâvre. Eine sehr große Anzahl Absatzfohlen wird auch nach der Normandie und der Picardie verkauft.

Die pferdereiche Bretagne — es gibt dort 300 000 Pferde, von welchen über 70 000 junge Stuten jährlich der Zucht gewidmet werden — stellt ebenfalls ein bedeutendes Kontingent zu den schweren Arbeitsschlägen. Alle Produkte dieser Zucht aufzuziehen vermag aber die kleine Bretagne nicht und daraus ergibt sich die Notwendigkeit, anderen Landesteilen die weitere Aufzucht zu überlassen. Die große Mehrzahl der in der Bretagne geborenen Fohlen wird daher unmittelbar nach dem Absetzen nach auswärts verkauft. Die Braunen kommen nach der Normandie, die Schimmel nach der Perche; erstere werden Normannen, letztere Percherons. Der Rest bleibt bis zum erreichten Alter von 30 Monaten in der Heimat und wird dann nach dem Süden verkauft.

Das schwere Zugpferd der Bretagne ist in den nördlichen Teilen der Provinz zu finden. Die Arrondissements Brest und Morlaix bilden die Wiege dieses Schlages, der sich durch folgende Eigenschaften kennzeichnet:

Größe: $1{,}_{56}-1{,}_{64}$ m; Farbe: Braun oder Schimmel, beide Farben leicht geapfelt; schwerer Kopf von der unter dem Namen „Schweinskopf" bekannten Form; starke Ganaschen; dicker Hals mit Doppelmähne; beladene, steile Schulter; runder Rumpf; kurze, breite Lende; muskulöse, kurze, breite, gespaltene und abschüssige Kruppe; dicker, buschiger, tief angesetzter Schweif; Gliedmaßen, welche in ihren oberen Teilen, besonders im Sprunggelenk von großer Kraft zeugen, aber mit schlechten Sehnen versehen sind; kurze, stark behaarte Fesseln, große, platte Hufe; energisch und ausdauernd. Von geringerer Statur in der Gegend von Morlaix erreicht dieses Pferd in der Umgebung von Saint-Pol de Léon eine stattliche Größe.

Die Zucht des schweren Pferdes in Frankreich hat kürzlich durch ein offizielles Gutachten des als eine Autorität geltenden Züchters F. Duval eine interessante Beleuchtung erfahren. Herr Duval schreibt:

„Mit sehr seltenen Ausnahmen werden die schweren Pferde ohne Geburts-Certifikat und Pedigree verkauft.

Diese Pferde gehören keiner bestimmten Rasse an, sondern sind die Produkte verschiedenartiger Kreuzungen.

Die Percherons, welche im allgemeinen einen ziemlich edlen Schnitt haben, waren früher ein wenig hochbeinig, auch fehlte ihnen die notwendige Solidität in den Gliedmaßen. Diese Mängel sind jedoch durch Kreuzungen behoben worden. Die Boulonnaiser (ich zitire nur diese beiden bekanntesten Rassen) waren

sehr schwer und kräftig, hatten aber meistens platte, d. h. fehlerhafte Hufe, welcher Übelstand indessen ebenfalls durch Kreuzungen beseitigt worden ist.

Man hat auf diese Art einen schweren Pferdeschlag geschaffen, der guten Absatz gefunden und trotz seines hohen Preises — 1800—4000 Francs per Stück — sehr gesucht ist.

Der Verkauf für den Export findet alljährlich in bedeutendem Maßstabe statt.

Die Gestütsverwaltung ist den obenwähnten Kreuzungen und den durch dieselben hervorgerufenen Umwandlungen vollkommen ferne gestanden.

Die Amerikaner sind in der ganzen Normandie durch Agenten und Käufer vertreten.

Die Zahl der meist vorzüglichen Pferde, welche von denselben angekauft und nach Amerika expedirt werden, überschreitet alle von den Behörden und den hippologischen Vereinen aufgestellten Berechnungen.

Ich füge hinzu, daß $^3/_4$ der exportirten Pferde schweren Schlags, Schimmel sind."

Der kleinere und leichtere Bretagner kommt in den weniger fruchtbaren Côtes-du-Nord zwischen Saint-Malo und Lannion vor. Seine speziellen Kennzeichen sind:

Schimmelfarbe, Braune gehören zu den Ausnahmen; Höhe von $1,_{48}$—$1,_{58}$ m; viereckiger, ausdrucksvoller Kopf, der bisweilen die bekannte Hechtform zeigt; niedriger Widerrist; gerader aber etwas langer Rücken; runde, muskulöse, breite, etwas abschüssige und meist gespaltene Kruppe; starker, gut angesetzter Schweif; tiefer und breiter Brustkasten; muskulöse, ziemlich lange aber steile Schultern; starke, trockene, gut gestellte Gliedmaßen und Gelenke; prächtige Sprunggelenke; etwas abgeschliffene Kniee; feste Sehnen; kurze Fesseln und gesunde, obwohl ziemlich platte Hufe. Die Gänge sind kurz, aber lebhaft und energisch; die Konstitution und das Temperament lassen nichts zu wünschen übrig. Leider aber hat dieser Schlag eine entschiedene Disposition zur periodischen Augenentzündung.

Ein noch kleinerer Schlag, die sog. Conquetrasse, ist in der Umgebung von Saint-Renan, le Trébahu und Conquet zu Hause. Meist von brauner Haarfarbe, nicht ohne Eleganz und sehr ausdauernd, wäre derselbe nicht übel, wenn er nur etwas mehr Fundament und ein besseres Untergestell hätte.

Das Pferd von Tréguier, Saint-Brieuc und Lamballe bildet ein Mittelding zwischen dem schweren Zugpferde und dem starken Karrossier. Dasselbe gilt vom Norfolk-Breton des Finistère.

Den abscheulichen, lymphatischen Franc-Comtois oder das Pferd der Franche-Comté, können wir ruhig mit Stillschweigen übergehen und auch das Pferd des Poitou verdient nur insofern unser Interesse, als dasselbe die Stuten zu der sehr

einträglichen und bedeutenden Maultierzucht liefert. Im Poitou werden die Stuten nämlich nur dann von Pferdehengsten gedeckt, wenn es dem Eselhengst nicht gelungen ist, sie zu befruchten. Im Durchschnitt sollen jährlich 50 000 Stuten zur Maultierzucht verwendet werden. Nach zuverlässigen Angaben existirt die alte aus der Vendée stammende „Race poitevine mulassière", von der erfahrene Maultierzüchter mit Enthusiasmus sagten: „Sie ist erschreckend häßlich und sympathisch", nicht mehr. An ihre Stelle sind bretagnische, Percheron- und boulonnaisische Stuten getreten, welche allerdings jenem Ideale des Maultierzüchters nicht in gleich hohem Grade entsprechen, aber dennoch das nützliche Maultier weder aussterben noch degeneriren lassen werden.

Eine Rasse, die dagegen eine ausführliche Beschreibung fordert, ist der Ardenner.

Der Zucht- und Gebrauchswert des Ardenners scheint schon vor 20 Jahrhunderten bekannt und geschätzt gewesen zu sein, denn als Julius Cäsar anno 57 v. Chr. G. nach Gallien kam, fand er in dem jetzigen Belgien „einen harten, ausdauernden Landschlag", zweifelsohne die Urform des Ardenners unserer Tage.

Unter Kaiser Nero wurden in den Ardennen vier Stuten zum persönlichen Gebrauch des Kaisers angekauft.

Im Jahre 732 importirte ein Abt des in den Ardennen gelegenen Klosters Saint Hubert eine Anzahl arabischer Hengste, welche nach der bei Tours erlittenen Niederlage des Emir Abderrahman in Frankreich zurückgeblieben waren. Diese erste Kreuzung mit orientalischem Blute wurde während der Kreuzzüge wiederholt und scheint die Wirkung gehabt zu haben, daß die Ardenner Pferde im Mittelalter, sowie im 16. und 17. Jahrhundert, ein besonderes Ansehen als Streitrosse genossen. Es ist z. B. eine bekannte Thatsache, daß Turenne, dessen Heer eine Zeit lang um Trier herum lagerte, seine Reiterei mit Ardennern remontirte.

Während der russischen Campagne des Jahres 1812 konnte Napoleon I. die unermüdlichen Ardennerpferde nicht genug loben. Wir wissen, daß die französische Armee in Rußland während einer einzigen Nacht 30 000 Pferde verlor; der Ardenner aber begnügte sich wie das Kosakenpferd mit dem Stroh, welches das Dach der russischen Bauernhütten bildete, und trotzte allen Strapazen.

Julius Cäsar, Turenne und Napoleon I.! — Welche Pferderasse könnte in ihrer Geschichte stolzere Namen aufweisen?

Leider ist die Entwicklung der Ardennerrasse während der letzten Jahre nicht fortgeschritten. Ja, es ist nicht einmal bei einem Stillstand geblieben, sondern lassen sich sehr bedenkliche Rückschritte konstatiren. Dreierlei Ursachen haben diesen bedauerlichen Zustand hervorgerufen und zwar 1) die schlechte Aufzucht, 2) die ohne

irgend welche Rücksicht auf die vitalen Interessen der Zucht betriebene Massenausfuhr der besten Zuchttiere und 3) deren Ersetzung durch schwere, lymphatische Pferde der belgischen, flandrischen und französischen Ebene.

Der Verfall datirt schon aus der Zeit des ersten französischen Kaiserreiches. Der nach den verheerenden Kriegen jener Epoche eingetretene Mangel an brauchbaren Zuchttieren nötigte die Züchter, ihre Zuflucht zu belgischen und flandrischen Hengsten schwerster Gattung zu nehmen. Dank dieser Kreuzung war der Ardenner bald nicht mehr zu erkennen. Die schweren, lymphatischen Vatertiere und die elende Aufzucht, welche eine Zunahme an Masse vollkommen ausschloß, führten vereint zu so unheilvollen Resultaten, daß man sich erschreckt nach einem Heilmittel umsah. Als solches wurde nun der damals in hohem Ansehen stehende leichte Percheron angesehen. Man versuchte es also mit diesem, aber der gehoffte Erfolg blieb aus und der Ardenner der guten alten Zeit kehrte nicht wieder.

Der Durchschnitts-Ardenner unserer Tage gleicht somit seinen illustren Vorfahren nur sehr wenig. Letztere waren gut fundamentirte, energische und trockene Pferde in der Höhe von $1{,}_{42}$—$1{,}_{52}$ m. Allerdings ließen auch sie manches zu wünschen übrig; die Sprunggelenke z. B. hätten besser sein können; im ganzen genommen überwogen jedoch ihre Vorzüge die Mängel so bedeutend, daß sich ihre allgemeine Beliebtheit wohl erklären ließ. Anders verhält es sich mit dem heutigen Ardenner. Bei diesem überwiegen die Mängel entschieden die noch vorhandenen Vorzüge. Selbstverständlich rede ich hier nur von dem Durchschnittstypus, denn daß man hier und da noch außerordentlich gelungene Exemplare unter den Ardennern vorfindet, ist eine Thatsache, die ich mit Berufung auf persönliche Wahrnehmungen bestätigen kann. Ich habe nämlich in den Siebenziger Jahren im öffentlichen Auftrage sehr bedeutende Ankäufe (im ganzen 32 Stück) von Zuchtpferden ardennischer Rasse besorgt, was mich genötigt hat, die meisten Züchter, selbst die in den entlegensten Gebirgsgegenden wohnenden, zu besuchen. Meine Kenntnis des ardennischen Pferdes ist somit auf langjährige, in dessen Heimat gesammelte Erfahrungen basirt, und da es mir gelungen ist, unter dem zahlreichen unbrauchbaren Material Zuchttiere herauszusuchen, die allgemeine Anerkennung gefunden — z. B. der braune Hengst Bijou (siehe Fig. 548), der bei der großen Pferdeausstellung in Malmö den für das beste Pferd der ganzen Ausstellung bestimmten Preis erhielt — glaube ich behaupten zu dürfen, daß der Ardenner noch immer zu retten wäre. Doch davon später. Vorläufig werden wir konstatiren müssen, daß der Ardenner geringerer Klasse — und leider ist diese die zahlreichste — sich in der Regel von seinen Vorfahren durch folgende Kennzeichen unterscheidet:

Größe: $1{,}_{50}$—$1{,}_{58}$ m. Schwerer, ausdrucksloser Kopf, wenig muskulöser

Hals, versenkter Widerrist, langer weicher Rücken, kurze abschüssige Kruppe, schlecht angesetzter Schweif, schwache Vorderbeine mit ebensolchen Gelenken und Sehnen, platte Hufe, muskelarme Hosen, kuhhessige Stellung der Hinterbeine, fehlerhafte Sprunggelenke, französisch gestellte Extremitäten, lymphatisches Temperament.

Weit besser präsentiren sich die allerdings viel selteneren, zu der besseren Klasse gehörenden Tiere.

Die Größe ist dieselbe; dagegen findet man bei ihnen folgende Vorzüge: einen viereckigen, ausdrucksvollen Kopf, einen breiten, kurzen und muskulösen Hals, einen runden, geräumigen Rumpf, eine den Anforderungen des Zugdienstes entsprechende Schulter, einen kräftigen Rücken, befriedigende, wenn auch nicht tadellose Gliedmaßen, runde, aber kräftige Gelenke, eine gute Konstitution und energisches Temperament. Weniger befriedigend ist die stark abschüssige Kruppe, welcher auch bei dieser Klasse die nötige Länge und Breite fehlt. Das Gewicht beträgt im Durchschnitt 600 Kilo. Die Gänge sind nach keiner Richtung hin hervorragend, aber auch nicht gerade schlecht zu nennen.

Ich glaube indessen noch einmal betonen zu müssen, daß die Vertreter dieses Typus eine immer mehr zusammenschmelzende Minorität bilden. Kaum ein Zehntel der in den belgischen Zuchtdistrikten mit dem Namen Ardenner beehrten Tiere gehören zu derselben; die übrigen neun Zehntel sind mißlungene Produkte einer planlosen, an lymphatischen Elementen überreichen Mischlingszucht.

Die in den belgischen Ardennen übliche Aufzuchtsmethode könnte kaum schlechter sein. Den ganzen Winter über stehen die jungen Tiere in schmutzigen, engen und dunklen Ställen, wo ihnen nur dürftiges Rauhfutter, Spreu u. dgl. vorgelegt wird; im Sommer kommen sie auf die keineswegs überall zu lobende Gebirgsweide, und haben sie das Alter von 2 Jahren erreicht, so werden sie zu allen vorkommenden Arbeiten herangezogen, was in dem gebirgigen Terrain und auf den elenden Straßen die ohnehin nicht besonders widerstandsfähigen Gelenke und Sehnen natürlich ungemein angreift.

Es steht zu hoffen, daß mit der Herausgabe des „Stud-Book national des chevaux de la race belge, publié par la société des éleveurs belges et dressé par P. Troupin-Morren. Liège 1886“ diesen verrotteten Zuständen ein Ende gemacht werden wird. An der Zeit wäre es, denn soll der Ardenner des kräftigen, energischen Gebirgsschlages nicht untergehen in der Lymphe des schwammigen Belgo-Franzosen, so muß etwas zu seiner Rettung gethan werden. Das nun erschienene Stud-Book bietet hierzu einen sehr zweckmäßigen Ausgangspunkt.

Nach meinen Aufzeichnungen und Erfahrungen sind Ardenner der besseren

Klasse in Belgien gewöhnlich zu haben bei den Herren Morgat in Gédine, Matthieu in Noville-les-Bâstogne und Niquel in Foy.

In den französischen Ardennen findet man folgende Typen bei nachstehenden Züchtern:

1. Den alten Ardenner (selten): in Moulin de la Pile bei Revin, zwischen Monthermé und Givet, sowie in der Gegend von Vireux-Wallerand, Hargnies, Haybes und Fépin.

2. Den Doppelpony irländischen Typus', Produkt des ersteren, aber verbessert durch eine sorgfältigere Aufzucht: in Mazures, bei Herrn Lerouge in Tournes, Kanton Renvez und in der Gegend von Rocroi.

3. Die schwere Arbeitsstute, kurzbeinig, geschlossen, breit, muskulös, mit Beinen von Stahl und vorzüglichen Hufen: in Renvez, Marby, Maubert und Champlin.

4. Produkte der Kreuzung zwischen Halbblutstuten und Percheronhengsten: bei Herrn Gridaine in Damouzy.

5. Schwere Hengste: bei den Herren Denys in la Bergerie, Gemeinde Montcornet, Goury-Demoizet in Elison und Lacaille in Maimby (Signy-l'Abbaye).

6. Pferde aller jener Gattungen, die in den Ardennen vorkommen: im Arrondissement Rethel bei Herren Potier-Créquy.

In der Gegend von Sédan und Vouziers existirt ein vorzüglicher Schlag, dessen Formen und übrigen Eigenschaften an die besten Exemplare der bretagnischen Bergrasse erinnern.

Sehr zu empfehlen ist auch das Pferd von Habay. Dasselbe ist allerdings kleiner als der Durchschnitts-Ardenner, übertrifft diesen aber in Härte, Energie und Ausdauer. Die Zahl der in den französischen Ardennen vorhandenen Pferde soll nicht mehr als 25 000 Stück betragen.

Die Preisverhältnisse in den belgischen Ardennen haben in letzterer Zeit, besonders aber seit dem deutsch-französischen Kriege eine bedeutende Steigerung erfahren. 3000 Francs für 3 jährige Hengste, 1600 Francs für junge trächtige Stuten und 5—600 Francs für Saugfohlen sind jetzt die Durchschnittspreise für einigermaßen taugliches Material. Ausgezeichnete Exemplare werden aber weit höher bezahlt. Mir wurde z. B. bei der großen internationalen Pferdeausstellung in Paris 1878 ein 5 jähriger Ardennerhengst angeboten, für welchen sein Besitzer ohne mit den Augen zu zwinkern 10 000 Francs begehrte! Der kleine Hengst war allerdings ein seltenes Exemplar der alten, guten Rasse. Aber 10 000 Francs wagte ich denn doch nicht für einen Hengst des leichten Arbeitsschlages anzulegen. Longchamps im Großherzogtum Luxemburg wurde mir als die Heimat des präch-

tigen kleinen Kerls genannt. Sollten dort seinesgleichen zu haben sein, so dürfte der Liebhaber von Ardennerpferden keinesfalls unterlassen, den Ort Longchamps in seine Reiseroute aufzunehmen, denn in meiner Erinnerung lebt Bayard — so hieß der Hengst — als der beste Ardenner, den ich je zu Gesichte bekommen.

Belgiens Pferdeexport ist in steter Zunahme begriffen. Im Jahre 1886 wurden 20 000 Pferde aus- und 15 500 eingeführt; 1889 betrug die Ausfuhr 22 700 und die Einfuhr 16 800 Stück Pferde. Die von der Regierung ausgesetzten Prämien für ausgezeichnete Zuchtprodukte haben infolgedessen eine bedeutende Steigerung erfahren. Im östlichen Flandern z. B. beträgt die höchste Hengstenprämie 5000 Francs, doch darf der mit derselben beteilte Hengst nur unter der Bedingung außer Landes verkauft werden, daß der Besitzer die Prämie zurückzahlt. Übrigens gelangt diese Prämie nicht auf einmal, sondern in fünfjährigen Raten zur Auszahlung. Hat sich der betreffende Hengst während dieser fünf Jahre als Vatertier bewährt, so kann ihm von der Zuchtkommission eine weitere Prämie im Betrage von höchstens 800 und mindestens 500 Francs zuerkannt werden. Der Zweck dieser hohen Prämien ist natürlich, der besonders von englischen und amerikanischen Händlern schwungvoll betriebenen Ausfuhr der besten Zuchttiere entgegenzuwirken.

Von großem Interesse und auch ermunternd für die Bestrebungen, welche die Hebung der knapp bei ihrem gänzlichen Verfall angelangten Rasse zum Ziele haben, ist es zu erfahren, daß, wie Eug. Gayot in seinem Werke „Les chevaux de trait français“ mitteilt, die auf den Märkten in Namur und Givet aufgekauften einjährigen belgischen Fohlen kaum zu erkennen sind, wenn sie einige Zeit bei ihren neuen Besitzern, den Züchtern (Éleveurs) in den benachbarten französischen Arrondissements Rethel, Vouziers und Rocroi zugebracht haben. Gayot schreibt mit Bezug hierauf: „Diese schwerfälligen, dickbäuchigen und ordinären Tiere zeigen nach einigen Monaten, und obwohl die Aufzuchtsmethode manches zu wünschen übrig läßt, eine Energie, die sonst beim belgischen Pferde gar nicht vorkommt, und außerdem einen gewissen Adel, welchen letzteres nie erlangt, wenn es nicht in sehr zartem Alter die Grenze überschreitet. Diese Metamorphose ist so vollständig, daß das importirte Tier nicht mehr den Eindruck macht, ein Sprößling seines Stammes zu sein. Daraus ergibt sich, daß die belgischen Züchter durch eine zweckentsprechende Verbesserung ihrer im allgemeinen unverantwortlich schlechten Aufzucht ohne besondere Mühe vorzügliche, leistungsfähige Pferde aus ihren Ardennern machen könnten.

Pferde dieses verbesserten Schlages sieht man bei den Züchtern der Marne und an anderen Orten. Überall verrichten dieselben sämtliche landwirtschaftlichen

Arbeiten zu der vollkommenen Zufriedenheit ihrer Besitzer, ja sie leisten eigentlich die Dienste eines Mädchen für alles, denn in den meisten Fällen hält sich der dortige Bauer nur ein Pferd, welches zu allem herhalten muß, ebenso wie es Menschen gibt, die jede Arbeit gleich gut und mit demselben unverdrossenen Willen verrichten."

Was schließlich den Wert des Ardenners zu Kreuzungen mit anderen Rassen betrifft, so ist derselbe nach den im Landesgestüte der Livländischen Ritterschaft zu Torgel, in Schweden, Sachsen, Thüringen und Anhalt gemachten Erfahrungen sehr hoch zu schätzen. In der von A. von Middendorff im Jahre 1872 herausgegebenen „berichtenden Züchtungsstudie: ‚Das Landesgestüt der Livländischen Ritterschaft zu Torgel'" heißt es mit Bezug hierauf:

„Aus den Züchtungsversuchen in Torgel, Hellenorm und Koraft ist die treffliche Vererbungsfähigkeit der Ardennerhengste über jegliche Erwartung hervorgetreten. Der Ardennertypus überwindet den als uralt und urrein angesehenen Kleppertypus mit vieler Sicherheit, so sicher, daß er Mal auf Mal nachweist, wie auch auf dem Gebiete der Pferdezucht nichts schädlicher ist als der Aberglaube, den wir, ein jeder in seiner Art, zum Glaubensdogma erheben, statt uns weiter und immer weiter, freier und immer freier umzuschauen. Das Durchschnittsgewicht der im Mai 1872 aus dem Gestüte abgelassenen und versteigerten 4jährigen Ardennerklepper betrug 970 Pfund russisch, zwischen 800 bis 1200 schwankend."

In Schweden sind seit 1873 auf meine Initiative sehr umfassende Kreuzungen mit Ardennern — Hengsten wie Stuten — vorgenommen worden. Wenn eine Zeit von 15 Jahren genügt, um sich ein einigermaßen zutreffendes Urteil über die Resultate einer in größerem Maßstabe betriebenen Kreuzungszucht zu bilden, so haben die schwedischen Züchter alle Ursache, auf dem mit der Ardennerkreuzung betretenen Weg zu beharren, denn bis jetzt hat jede neue Generation dem Zuchtwerte des Ardenners ein günstigeres Zeugnis ausgestellt. Die größte Verbreitung hat die Ardennerkreuzung in der Provinz Vestergöthland gefunden. Die dort aufgestellten Ardennerhengste decken jeder im Durchschnitt 70—80 Stuten per Jahr. Graf Hamilton, welcher auf seinem in genannter Provinz gelegenen Gute Blomberg ein kleines Ardennergestüt angelegt hat, teilte mir mit, daß von 1877 bis 1886 1085 Stuten von seinen Hengsten gedeckt worden sind. Das Urteil dieses bewährten Züchters geht dahin, daß Rumpf und Gliedmaßen des im allgemeinen schlecht fundamentirten Landschlages durch die Ardennerkreuzung in hohem Grade verbessert worden sind. Als einen besonders erfreulichen und zu den besten Hoffnungen berechtigenden Umstand hebt Graf Hamilton hervor, daß die in Schweden geborenen und aufgezogenen reinen Ardenner die importirten Originaltiere mit

Bezug auf Größe, Korrektheit der Formen und Leistungsfähigkeit weit übertreffen. Ein anderer Züchter, Baron von Essen auf Ljunghem, erklärt, „daß jede neue Generation der Ardennerkreuzung gefälligere Formen erhalten habe, ohne daß deshalb eine Einbuße an der schon in der ersten Generation erzielten Masse zu bemerken wäre."

Aus diesen Aussprüchen schwedischer Züchter tritt uns somit die auch in Frankreich gemachte Erfahrung entgegen, daß durch eine verbesserte Aufzucht korrigirend auf die äußere Form des Ardenners eingewirkt werden kann. Es dürfte sich demnach empfehlen, in allen jenen Gegenden, wo man dem Ardenner wegen seiner geringeren Schwere und größeren Genügsamkeit zu Kreuzungszwecken den Vorzug vor den englischen Arbeitsrassen gibt, den Bezug von Zuchttieren reiner Rasse nicht ausschließlich durch fortgesetzte Importe, sondern auch durch rationell geleitete Reinzuchten sicherzustellen. Meiner Überzeugung nach würden viele Vorwürfe, die der Ardennerkreuzung besonders in Deutschland gemacht worden sind, dadurch gegenstandslos werden.

Zuverlässige Angaben über die in Deutschland mit den Ardennern gemachten Erfahrungen liegen leider nicht vor. Ich beschränke mich daher darauf zu erwähnen, daß der jüngst durch Graf Lehndorff ersetzte Oberlandstallmeister General Lüderitz den Ardenner bei seinen Ankäufen schwerer Zuchthengste entschieden bevorzugte. Die in Deutschland herrschende Zuchtströmung scheint demselben also günstig zu sein.

In den österreichischen Hengstendepots waren 1885 laut der „Konsignation der Staatshengste" 95 Ardenner und „Wallonen" aufgestellt. Die Benennung „Wallonen" ist eine spezifisch österreichische Erfindung. In Belgien und Frankreich wird man vergebens nach „Wallonen" fragen. Vermutlich will die österreichische Gestütsverwaltung damit die Mischlinge der schweren franco-belgischen Arbeitsschläge bezeichnen.

Eine sehr interessante Erscheinung auf dem Gebiete der schweren Arbeitspferderassen ist auch das norische oder Pinzgauer Pferd (siehe Fig. 735).

Seinen Namen hat das norische Pferd von der alten römischen Provinz Noricum erhalten, welche den größeren Teil der österreichischen Alpenländer umfaßte. Welche Bedeutung die Rasse in hippologischer Hinsicht beanspruchen kann, geht unter anderem daraus hervor, daß viele Hippologen das gesamte Pferdegeschlecht unter zwei Rubriken bringen wollen, nämlich das leichte Pferd — equus parvus — dessen vornehmster Vertreter das orientalische Vollblut ist, und das in Europa gezogene schwere Pferd — equus robustus — welches durch das norische Pferd vertreten wird.

Die Existenz der norischen Rasse war schon zur Zeit Karls des Großen eine geschichtliche Thatsache. Man wird daher kaum fehlgreifen, wenn man die Behauptung aufstellt, daß alle Gebirgsrassen des mittleren Europas, also auch die Ardenner, Sprößlinge des großen norischen Stammes sind, welch' letzterer wiederum seine Herkunft auf das unter der römischen Herrschaft in den Alpenländern vor-

Fig. 735.



Pinzgauer.

kommende wilde Gebirgspferd zurückleitet. Die Heranbildung der Rasse soll hauptsächlich dem Erzbischof von Salzburg, Hieronymus Colloredo, zu verdanken sein, welcher zu Ries ein Pinzgauer-Gestüt unterhielt.

Am reinsten hat sich die Rasse im Salzburgischen (dem sog. Pinzgau), im obersteirischen Ennsthal und im oberösterreichischen Traunviertel erhalten. Je mehr man sich aber den Grenzen des norischen Zuchtgebietes nähert, desto öfter stößt man auf Individuen, welche augenscheinlich Produkte einer Kreuzung mit fremden

Rassen, z. B. englisches Halbblut, belgische oder französische Karrenpferde, Roadsters u. s. w., sind.

Das norische Zuchtgebiet umfaßt: a) im Herzogtum Salzburg: die Bezirke Zell, St. Johann, Tamsweg, Abtenau, Golling, St. Gilgen, Hallein und Thalgau; b) in Tirol: die Bezirke Kitzbüchel, Kufstein, Schwaz, Brunnecken und Lienz; c) in Kärnten: die Bezirke Spittal, Gurk, Friesach, St. Veit und Feldkirchen; d) in Steiermark: die Bezirke Gröbming, Liezen und Murau; e) in Oberösterreich: der Bezirk Ischl. Dies ist das reine norische Zuchtgebiet; außerhalb desselben kommt die Rasse in allen hier nicht genannten Teilen Tirols, Salzburgs, Oberösterreichs, Steiermarks, Kärntens und Krains, sowie in Niederösterreich, dem Kreise Budweis und im südlichen Bayern (Traunstein ꝛc.) vor.

Der Pinzgauer ist also ein echtes Gebirgspferd; ja, er ist dies mehr als irgend eine andere europäische Rasse von gleicher Schwere, denn Jahrhunderte lang besteht seine Zucht schon in den Gegenden Österreichs, wo die Alpenriesen ihr schneeiges Haupt gen Himmel strecken. Ganz im Bereiche der Alpen liegend, erzeugte das norische Gebiet durch seine reiche, nahrhafte Weide und seinen günstigen Graswuchs einen mächtigen, derben Pferdeschlag. Der dortige Feldbau, der heute noch auf die schmalen Thäler beschränkt ist, produzirte aber kaum die nötigsten Lebensbedürfnisse für die Bewohner und so konnte den Pferden kein oder nur ungenügendes Kraftfutter gereicht werden. Diese Verhältnisse, welche sich bis auf den heutigen Tag in dem vorerwähnten Zuchtgebiete erhalten haben, sind unzweifelhaft als die natürliche Ursache der weichen, trägen Natur des norischen Pferdes anzusehen.

Die charakteristischen Merkmale, welche den Typus des norischen Pferdes bilden, sind folgende:

Tief angesetzter schwerer Kopf mit kleinen Augen, dicker kurzer Hals, dichte, gekräuselte Mähne, flacher, kurzer Widerrist, langer, häufig gesenkter Rücken, mangelhafte Rippenwölbung, kurze hintere (falsche) Rippen, genügendes Gürtelmaß (180 cm und darüber), gerade, fleischige Schultern, sehr breite Brust, breite, gespaltene und etwas abschüssige Kruppe, tief angesetzter Schweif, großer Bauch, ausdruckslose, selten ganz korrekt gestellte Vorderbeine, an denen häufig gedrosselte Knie und durchtretende Fesseln zu tadeln sind, meist etwas kuhhessig gestellte, auch gesäbelte Hinterbeine mit starken, jedoch nicht immer trockenen Sprunggelenken, Haarzotte an der Köthe, große, platte Hufe, träges, lymphatisches Temperament. Höhe: $1{,}_{60}$—$1{,}_{72}$ m, Farbe: Schecken, Tiger, Rot- und Mohrenschimmel, Füchse, Kastanienbraune; weiße, graue, Honig-, Forellen- und Fliegenschimmel, sowie Rappen kommen in der rein norischen Rasse nicht vor. Gesamteindruck: ein massiges,

langes, nicht besonders kurzbeiniges Pferd, dessen schwerer Rumpf in keinem günstigen Verhältnisse zu dem Untergestell steht.

Die im Rumpfe kürzesten Noriker findet man in Steiermark, die hochbeinigsten in Kärnten. Das größte Körpermaß erreichen die Pferde im Pinzgau, wo in den Gerichtsbezirken Saalfelden und Zell am See das schwerste Zuchtmaterial vorkommt, während die im Bezirke Abtenau gezogenen, kleiner, aber dabei oft von vorzüglicher Güte sind.

Das Prinzip der Arbeitsteilung ist in dem ganzen norischen Zuchtgebiete zur Geltung gelangt. Im Salzburgischen z. B. befassen sich die Züchter nicht mit der Aufzucht ihrer Fohlen, sondern verkaufen dieselben als Jährlinge an die herumziehenden Händler oder auf den großen Fohlenmärkten in Bischofshofen (19. bis 21. Juni) und Saalfelden (23.—27. Sept.), von wo die jungen Tiere in großen Koppeln nach der Gegend von Wels und Linz in Oberösterreich getrieben werden, um teils unterwegs, teils in genannten Städten an solche Landwirte verkauft zu werden, die sich mit der Aufzucht befassen und die Fohlen als 2—3 jährige Pferde wieder weiter verkaufen. Diese Industrie hat ihren Hauptsitz im nordöstlichen Teile von Steiermark und in der Umgebung von Wels in Oberösterreich. Auf dem sog. Murboden, d. h. in der Gegend von Judenburg, abwärts bis Leoben werden ausschließlich nur norische Hengste aufgezogen, welche von den großen Pferdemärkten in St. Veit in Kärnten, Stainz und aus dem Ennsthale hierher gebracht werden. Fast jeder Besitzer zieht mindestens 2 Hengste auf; es kommt aber auch vor, daß in einem Gehöfte gleichzeitig 6—8 Hengste aufgezogen werden. Ähnliche Verhältnisse, wenn auch in viel geringerem Maßstabe, finden sich im Mürzthale vor.

Die Aufzucht war bisher äußerst primitiv. So lange die Witterungsverhältnisse es gestatteten, verblieben die jungen Tiere auf der Alpenweide. Bei Eintritt der rauhen Jahreszeit aber wurden sie in dunklen, schmutzigen und dunstigen Stallungen aufgestellt, wo sie den ganzen Winter über ohne oder doch ohne genügende Bewegung ein elendes Dasein führten. Das Futter bestand aus Haferspreu, Stroh und Heu und in gewissen Gegenden, wie z. B. Steiermark, auch aus etwas Mais. Mit dem Alter von 2 Jahren begann die Arbeit und nun bekamen die jungen Tiere ebenso wie die älteren Pferde die Weide nicht mehr zu sehen.

Seitdem das österreichische Ackerbauministerium in richtiger Würdigung der großen wirtschaftlichen Bedeutung des norischen Pferdes, die Pferdezucht in dem norischen Gebiete zum Gegenstand besonderer Pflege gemacht hat und verschiedene Vereine namentlich der Verein zur Hebung der Pferdezucht in Steiermark, im gleichen Sinne thätig sind, dürfte jedoch bald eine entschiedene Wendung zum Besseren in den hier geschilderten Verhältnissen zu gewärtigen sein.

Das Zuchtziel ist gegenwärtig, die norische Rasse innerhalb ihres natürlichen Gebietes rein zu erhalten und deren Verbesserung aus sich selbst heraus ohne Beimischung fremden Blutes anzustreben. Um dies zu erleichtern, hat der vorerwähnte Verein zur Hebung der Pferdezucht in Steiermark im Jahre 1876 mit der Konskription der Zuchtstuten vom dritten Jahre aufwärts begonnen. Als „norisch“ wurde jede Stute klassifizirt, welche den Typus des norischen Pferdes an sich trug und mindestens 160 cm Höhe und 180 cm Gürtelmaß hatte. Außerdem besteht eine sehr rationelle Körordnung, deren wohlthätige Wirkung noch durch Prämiirung geeigneter Hengste, Zuchtstuten und Fohlen, sowie durch Subventionirung von Hengstfohlen und Errichtung von Fohlenhöfen erhöht wird.

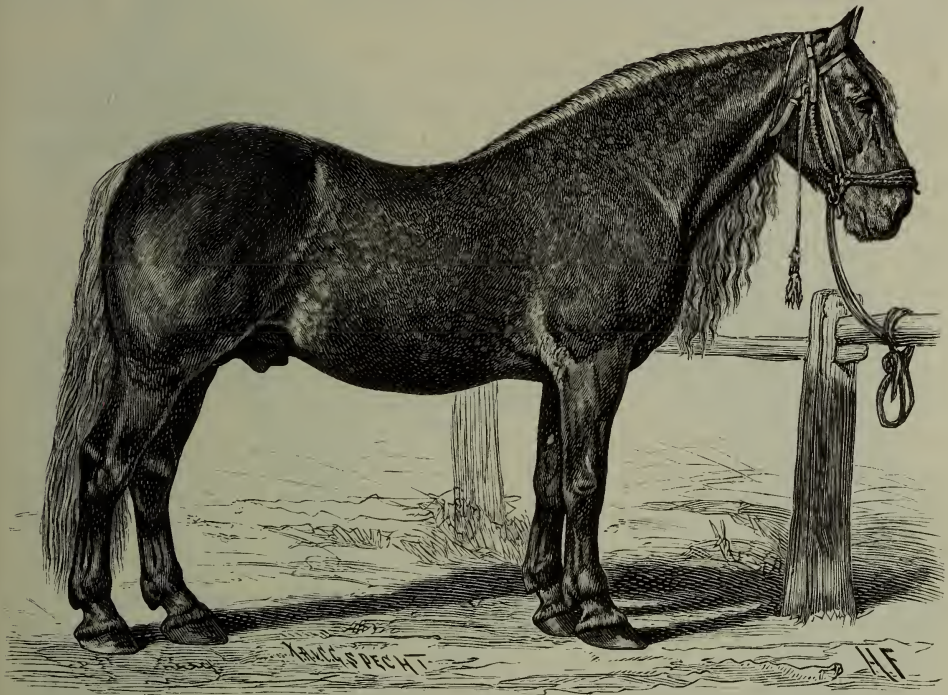
Die Preisverhältnisse gestalten sich ziemlich verschiedenartig in den einzelnen Teilen des norischen Zuchtgebietes. Im Pinzgau sind gute Zuchtstuten um gar keinen Preis feil, was sich um so eher begreifen läßt, als die Absatzfohlen (Tutter) durchschnittlich mit 300 Gulden, ja — unbegreiflicherweise — sogar mit 500 bis 600 Gulden per Stück bezahlt werden. Die bewährte Zuchtstute repräsentirt daher dort ein Kapital, dessen Zinsen kein noch so hoher Verkaufspreis ersetzen könnte. In Steiermark und Oberösterreich dagegen sind die Stuten ziemlich billig, indem diese Landesteile keine Fohlen ausführen. In Oberösterreich z. B., kosten gute Stuten 600—800 Gulden per Stück und in den steirischen Mur-, Enns- und Keinachthälern sind solche für 500—600 Gulden zu haben; allerdings erreichen die Pferde in genannten Gegenden nicht die Größe ihrer im Salzburgischen, sowie im Pinzgau geborenen Stammgenossen. Die besten Hengste norischer Rasse findet man in der Gegend von Salzburg, jedoch sind dieselben dort auch teurer als in irgend einem anderen Teile des norischen Zuchtgebietes. Ausgezeichnete Exemplare kosten im Salzburgischen 1500—1600 Gulden; weniger als 1200 Gulden sind mir daselbst nie abverlangt worden. In Steiermark dagegen schwanken die Preise zwischen 800—1400 Gulden für Hengste und 500—700 Gulden für Stuten bester Qualität. Ausnahmsweise werden jedoch auch höhere Preise genannt. Im Jahre 1885 wurden z. B. auf der Wiener Pferdeausstellung 5000 Gulden für einen in Steiermark aufgezogenen Pinzgauer geboten! Am billigsten sind die Hengste in der Umgebung von Wels. Dort kann man schon mit 1000 Gulden in der Hand unter den Besten wählen. Einen der nützlichsten Pinzgauer, die ich nach Schweden gebracht, kaufte ich sogar für nur 780 Gulden von einem Fuhrmann in der Stadt Wels.

Daß diese Preisverhältnisse, verglichen mit den in den Ardennen, in Frankreich und England herrschenden, das norische Pferd zu einem Zuchtmaterial stempeln, welches, was Billigkeit betrifft, allen anderen schweren Rassen den Rang abläuft, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Ich wenigstens kenne kein Land,

wo, wie in dem norischen Zuchtgebiete, Pferde schwerster Gattung zu einem Durchschnittspreise von 1650 Mark für Hengste und 850 Mark für Stuten zu haben wären.

Es wird dies unzweifelhaft bei der allerorts zunehmenden Nachfrage nach schwerem Zuchtmaterial nicht unbeachtet bleiben, wenn einmal die typischen Fehler des norischen Pferdes — langer Rücken, kurze hintere Rippen, ausdruckslose und

Fig. 736.



Bitjugpferd.

schlecht gestellte Gliedmaßen u. s. w. — durch eine rationellere Zucht behoben sein werden.

In dem weiten Zarenreiche gibt es eigentlich nur einen einzigen Pferdeschlag, welcher den schweren Arbeitsrassen zugezählt werden könnte. Es ist dies das Bitjugpferd, welches in der Provinz Woronesch an den Ufern des Flusses Bitjug, einem Nebenflusse des Don, zu Hause ist. Der Ursprung des Bitjugpferdes wird von der Überlieferung auf friesische Hengste zurückgeführt, welche Peter der Große in den Woroneschsteppen aufgestellt haben soll. Thatsächlich haben die am Bitjug angesiedelten Bauern seit jener Zeit begonnen, sich mit der Pferdezucht zu

befassen. Von größtem Nutzen waren ihnen hierbei nicht nur ihre ausgezeichneten Weiden, sondern auch die Nachbarschaft des Orlow'schen Gestütes Khränovoï, von wo ihnen später ausgezeichnete Vaterpferde zur Verfügung gestellt wurden.

Darnach würde also das Bitjugpferd ein durch Kreuzung des Landschlages mit holländischen und Orlow'schen Zuchttieren entstandenes Produkt üppiger Flußweiden sein. Daß die Legende von den holländischen Stammeltern der Rasse Glauben verdient, erscheint mir um so wahrscheinlicher, als sehr viele Züge im Exterieur des Bitjugpferdes an die alte holländische oder friesische Landrasse erinnern (siehe Fig. 736).

Das Bitjugpferd erreicht eine Höhe von $1,_{60}$—$1,_{70}$ m. Der Kopf ist schwer und leicht geramst; den nicht zu kurzen Hals schmückt eine Mähne von seltener Länge; das Mittelstück ist häufig etwas lang, jedoch pflegen Rücken und Nierenpartie trotzdem kräftig zu sein, wie auch die Rippen selten Anlaß zu Tadel geben. Die Kruppe ist meist etwas abschüssig und gespalten. Der Schweifansatz kann nicht schön genannt werden. Die kräftigen, gut gestellten Gliedmaßen zeigen vortreffliche Sehnen und eine vertrauenerweckende Muskulatur, die Hufe aber werden durch ihre platte Form verunstaltet. Das Temperament des Bitjugpferdes ist das denkbar günstigste für ein Arbeitspferd. Fromm, energisch und gelehrig, leistet dieses Tier seinen Besitzern unschätzbare Dienste.

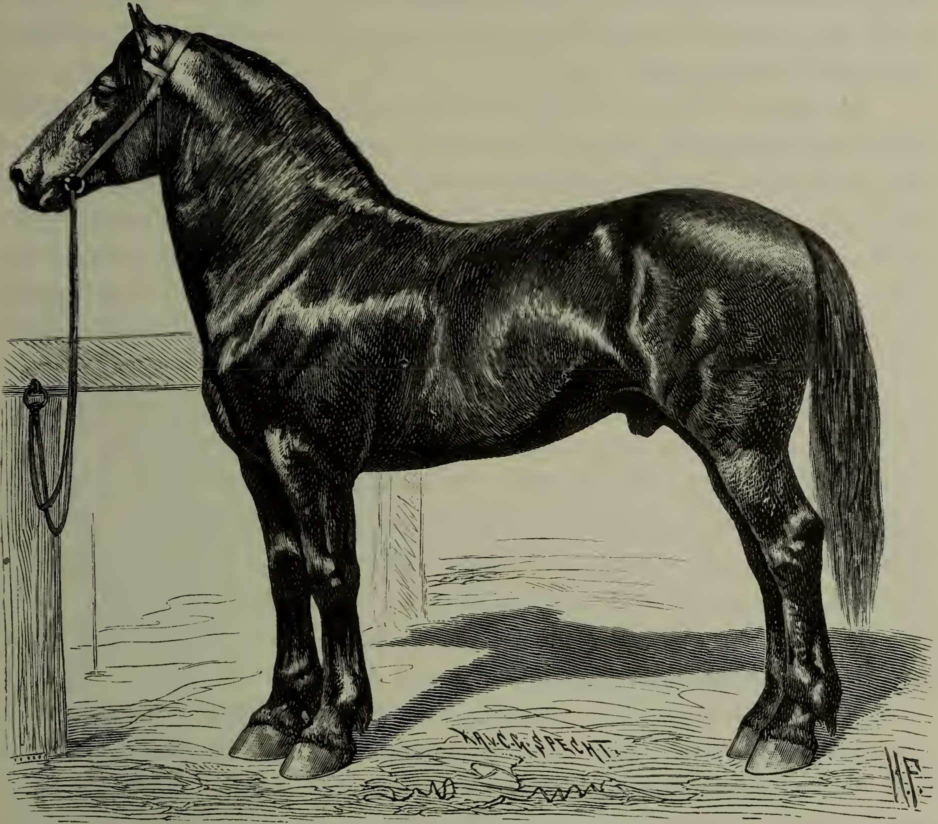
Trotz allen diesen Vorzügen war die Rasse nahe daran, den veränderten Zeitverhältnissen zum Opfer zu fallen. Besonders drohte der Umstand, daß nach und nach die meisten Weiden unter den Pflug gelegt wurden, der Zucht vollkommen den Garaus zu machen. Zum Glück fand sich die russische Gestütsverwaltung in zwölfter Stunde veranlaßt, Maßregeln zur Rettung der wertvollen Rasse zu ergreifen. So wurde im Jahre 1884 die Aufstellung eines kleinen Stammes echter Bitjugpferde im Staatsgestüte Khränovoï verfügt. Und da nun auch die Züchter im Bitjugdistrikte in letzter Zeit der Aufzucht und Pflege ihrer Pferde größere Sorgfalt zugewendet haben, steht zu hoffen, daß Rußlands einziger schwerer Pferderasse noch bessere Tage beschieden sein werden. Ob dieselbe dann berufen sein könnte, auch außerhalb Rußlands Grenzen innerhalb der Zucht des schweren Arbeitspferdes Verwendung zu finden, ist eine Frage, deren Beantwortung wir der Zukunft überlassen müssen.

Das letzte entschieden schwere Pferd auf unserer Liste ist das in Jütland gezogene.

Was zunächst den Ursprung der auch in Deutschland geschätzten und vielfach benützten jütländischen Rasse betrifft, ist es bekannt, daß die tief gelegenen, fruchtbaren Nordseegestade schon seit undenklichen Zeiten die Heimat eines schweren

Pferdeschlags gewesen. Man weiß auch, daß derselbe die Aufmerksamkeit der Römer bei deren erstem Auftreten in genannten Gegenden erregte und von denselben zur Remontirung ihrer Reiterei benützt wurde. Noch größere Verbreitung fand dieser Schlag während der Völkerwanderung; zum höchsten Ansehen aber gelangte er in der Ritterzeit, als vom Pferde in erster Reihe gefordert wurde,

Fig. 737.




Jütländischer Hengst „Grantorp“.

daß sich dasselbe dazu eignen solle, im Turniere und Gefechte von einem schweren Panzerreiter getummelt zu werden. Mit dem Verschwinden der eisernen Rüstungen trat naturgemäß auch eine Abnahme in der Bedeutung des massigen Streitrosses ein, jedoch fand dasselbe noch immer Verwendung in den Reihen der schweren Reiterei; mehr noch aber hat seine Anwendbarkeit zu anstrengender Zugarbeit, welche in demselben Maße, als die Kultur zunahm, größere Annerkennung fand,

dazu beigetragen, seiner Zucht eine sichere, allen Wandlungen trotzende Grundlage zu verleihen.

Die leichtere dänische Inselrasse unserer Tage ist aller Wahrscheinlichkeit nach aus einer Kreuzung zwischen dem jütländischen und dem von den Gothen eingeführten tatarischen Steppenpferde hervorgegangen. Nach Jütland selbst scheinen aber die Tataren nicht gedrungen zu sein. Man wird daher kaum fehlgehen, wenn man annimmt, daß das jütländische Pferd ein Sprößling der uralten Nordseerasse ist, welche dort, in der exponirten Lage der Halbinsel, etwas an Größe und Schwere verloren hat.

Die erste in größerem Maßstabe durchgeführte Kreuzung, welche im jütländischen Zuchtgebiete stattgefunden, wurde von der in den Zwanziger Jahren die ganze europäische Zucht beherrschenden Veredlungswut inspirirt. Man bedachte nicht, daß ein als Urprodukt der Scholle zu betrachtender, schwerer, mittelgroßer und kräftiger Pferdebeschlag einen nicht hoch genug schätzenden Nationalschatz darstelle und veredelte frisch darauf los. Die Folgen dieses Gebahrens blieben nicht aus. Das solide, ausdauernde und harte, allerdings weder besonders gängige, noch sonst bestechende Pferd der jütländischen Halbinsel schoß in die Höhe, wurde schmäler, verlor an Masse und büßte seine frühere Genügsamkeit ein. Diese Verluste konnten durch das Gute, was die mit Vatertieren des königlichen Gestütes und sog. Yorkshirehengsten betriebene Veredlungskreuzung mit sich brachte, wie z. B. edlere Form, reinere Farbe, stattlichere Größe und bessere Gänge, nicht aufgewogen werden. Die Reaktion ließ daher nicht auf sich warten; man sah ein, daß man mehr verloren als gewonnen und griff nun zu allen möglichen Rassen schwerster Gattung, um mit deren Hilfe dem jütländischen Pferde wiederzugeben, was die Veredlungskreuzung demselben geraubt hatte.

Wollen wir gerecht sein, dürfen wir jedoch nicht übersehen, daß einige der importirten edleren Vatertiere einen außerordentlich günstigen Einfluß auf die Entwicklung der jütländischen Rasse ausgeübt haben. Unter diesen verdient in erster Reihe genannt zu werden der im Jahre 1846 importirte Yorkshirehengst Bay Beckingham (soll wohl Buckingham heißen), der nicht weniger als 500 durchgehends wertvolle Nachkommen erzeugt hat. Ein Urenkel dieses Bay Beckingham, Nr. 215 Grantorp (siehe Fig. 737), zählt sogar zu den besten Vatertieren, welche die jütländische Zucht in neuerer Zeit hervorgebracht. Vom wohlthätigsten Einfluß waren auch der Clevelandhengst Blackwood, der Augustenburger Hamlet, der aus der Paarung eines Yorkshirehengstes mit einer normannischen Stute hervorgegangene Hengst Coloss II, die Yorkshirehengste Sir Richard, Ellis, Greylock u. m. a. Hengste fremder Abkunft.

Unter den Hengsten der englischen Cart- oder Shirerasse, welche die Halbblüter ablösten, befand sich ein im Jahre 1862 vom Pferdehändler Louis Oppenheim eingeführter Hengst Namens Oppenheim, der sich eines geradezu sensationellen Erfolges rühmen konnte. Obwohl dieser Hengst kurz nach seiner Ankunft in Dänemark an akuter Hufrehe erkrankte und infolgedessen schon 1869 vertilgt werden mußte, hat derselbe doch durch seine Nachkommen eine so dominirende Stellung in der Zucht der jütländischen Pferde erhalten, daß nicht nur 20—50000 „Oppenheimer“ gegenwärtig in Dänemark vorhanden sein dürften, sondern auch Oppenheim-Blut in den Adern der meisten jütländischen Pferde guter Klasse nachgewiesen werden kann.

Aus diesen Thatsachen geht hervor, daß die Veredlungskreuzung mehr geschadet als genützt — was zum Teil wohl auch seinen Grund darin gehabt haben mag, daß die alte jütländische Rasse nicht das zu einer solchen Kreuzung erforderliche Fundament besaß und die benützten fremden Vatertiere nicht mit der nötigen Sachkenntnis gewählt wurden — sowie daß die auf Erzielung größerer Masse gerichtete Kreuzung von entschiedenem Nutzen gewesen ist. Aller Wahrscheinlichkeit nach wäre das Urteil über die Kreuzungen heute ein anderes, wenn man, anstatt mit dem Blute anzufangen und mit der Masse abzuschließen, eine entgegengesetzte Reihenfolge beobachtet hätte. Ich glaube um so mehr zu diesem Ausspruche berechtigt zu sein, als der Hengst Claus Nr. 166, welcher einer der besten Vertreter des alten unveredelten Schlages gewesen sein soll, nach seiner im „Stammbuch der jütländischen Rasse“ enthaltenen Photographie zu urteilen, keineswegs einem für die Veredlungskreuzung reifen Typus angehört zu haben scheint.

Wie es sich hiermit aber auch verhalten haben möge, gegenwärtig ist das Zuchtziel im ganzen jütländischen Zuchtgebiete, durch sorgfältig geleitete Reinzucht ein typisches, schweres Arbeitspferd mit folgenden, bei den besten Exemplaren der Rasse bereits vorhandenen, Eigenschaften zu produziren:

Größe: $1,_{73}$ m Bandmaß (= ca. $1,_{79}$ m Stangenmaß); Gewicht: 700—750 Kilo; weder zu schwerer noch zu kleiner Kopf mit breiter Stirn und gut angesetzten Ohren; kurzer, dicker Hals; Gurtenmaß: $1,_{75}$—$2,_{00}$ m; ziemlich schräge, muskulöse, aber nicht beladene Schulter; gut gewölbte Rippen; kurzer Rücken; breite, muskulöse Lende; breite, runde Kruppe; breites, muskulöses, nicht zu abschüssiges Kreuz; gut angesetzter Schweif; kräftige, normal gestellte Gliedmaßen; Behang an den Köthen; große, runde, starke Hufe; raumgreifende Bewegungen; Ausdauer; frommes Temperament.

Das Durchschnittspferd des jütländischen Stammes läßt allerdings noch viele der hier aufgezählten Eigenschaften vermissen. So stößt man bei demselben häufig

auf garstige, geramste Köpfe, steile, kurze Schultern, dünne, schwache Hinterschenkel, unreine Sprunggelenke, fehlerhaft — meist französisch — gestellte Vorderfüße, lange Röhren von nicht genügender Breite, schlechte Rippenwölbung, zu kurze falsche Rippen, zu langer Rücken, schmales Kreuz, schmales Hinterteil, schlechte Winkelung, wenig „Nachschub" und Mangel an Ausdauer.

Eine sehr beachtenswerte Schilderung der jütländischen Rasse brachte das Mai-Heft der „Hippologischen Revue". Der Verfasser dieser Skizze, der dänische Gutsbesitzer und Pferdezüchter W. v. Haffner, äußerte sich über den Jüten unserer Tage wie folgt:

„Der Typus des jütländischen Pferdes ist, trotzdem fremdes Blut noch immer in verschiedenem Maße hervortritt, doch ein ziemlich einheitlicher. Bisher war das jütländische Pferd ein mittelgroßes Tier ($1,_{50}$—$1,_{60}$ m Stockmaß). Mit den Bestrebungen der Neuzeit, die Größe zu vermehren, kann man sich auch vom züchterischen Standpunkt aus nicht einverstanden erklären. Hat es sich doch überall gezeigt, daß eine Überschreitung der natürlichen Grenzen die Harmonie der Formen leicht schädigt. In der Zucht haben sich außerdem die sehr großen Stuten eigentlich nie recht bewährt.

Der Kopf ist ziemlich kurz mit breiter Stirn und oft etwas tief angesetzten Ohren, die ziemlich weit auseinander stehen; der Hals ist beinahe immer schwer und eher kurz als lang zu nennen; die Augen sind klar und mittelgroß, mitunter etwas „fett"; die Brust ist breit, die Brusttiefe meistens sehr gut, der Rücken gut und von passender Länge, das ganze Pferd ein wenig überbaut, so daß es vorn um ein Geringes niedriger wie hinten steht. In den äußeren Formen unterscheiden sich diejenigen Pferde, in deren Adern Yorkshireblut fließt, ein wenig von denen, die auf den vorher genannten Oppenheim zurückgehen. Die ersteren sind mehr schlank im Leibe und fehlt ihnen auch oft etwas an Breite im Kreuz, während die letzteren einen mächtigeren Körper und volleres Kreuz zeigen. Die Hinterschenkel erscheinen flach und stark, aber nicht selten zu steil in den Sprunggelenken, welch letztere auch mitunter etwas schwammig erscheinen. Die Vorderbeine sind in der Röhre etwas rund und neigen häufig zur französischen Stellung, die Fesseln sind mittellang, aber an den Hinterbeinen mitunter etwas weich, die Hufe in der Regel gut. Die Bewegung ist wohl räumend, aber nicht leicht, vorne oft etwas bügelnd und hinten etwas eng. Das Gemüt ist fromm und willig, wenn auch nicht sehr lebhaft. Die Farbe ist am häufigsten braun oder Fuchs, doch sind auch die anderen Farben vertreten, sogar Schecken, obgleich letztere jetzt seltener vorkommen. Man erzählt, daß in deren Adern etwas spanisches Blut fließen soll, welches Hengsten zugeschrieben wird, die 1808 mit den spanischen Truppen ins Land kamen und

von denselben bei ihrem Abmarsch zurückgelassen wurden. Große Abzeichen sind jetzt viel seltener wie ehedem.

Die Aufzucht läßt immer noch viel zu wünschen übrig; das junge Pferd wird gut gefüttert, steht aber zu lange im Stall, daher das oft etwas Schwammige der Textur, die vollen Sprunggelenke und die weichen Hinterfessel. Im Winter kommt das junge Pferd oft viele Tage nicht aus dem Stall. Vom zu früh Einspannen ist bei dem Jütländer nie die Rede; wird das Tier endlich eingespannt, so geht alles pianissimo. Scharfes Tempo ist also nicht beliebt, deshalb sind auch alle Pferde sehr fromm und gelehrig bei der Arbeit; sie müssen jedoch alle erst das Arbeiten lernen und in der ersten Zeit sehr schonend behandelt werden. Für den Absatz werden die jungen Pferde nämlich geradezu gemästet, weshalb man auch in allen Marktberichten aus Jütland immer die Pferde, gerade wie sonst das Rindvieh, in gute fette und gute magere Pferde eingeteilt findet. Diese Gewohnheit hat sich aber so eingenistet, daß es sowohl für den Händler wie für den Züchter schwer sein dürfte, davon abzukommen; der Käufer bezahlt eben mehr für das Fett. Der neue Zuchtverein hat darum mit Recht sein Augenmerk darauf gerichtet, der jungen Aufzucht mehr Bewegung zu verschaffen und ist infolgedessen eifrig bemüht, die Einrichtung von Tummelplätzen zu fördern.

Als Ackerpferd verdient das jütländische Pferd alle Anerkennung und sprechen auch die Thatsachen für dessen Wert in dieser Richtung. Zum Wagenpferd eignet es sich weniger, da es zu schwerfällig in seinen Bewegungen ist, und zum Reitpferd noch weniger. In der letzteren Zeit hat man auch von Deutschland her angefangen, größere Mengen von Absatz-Stutfohlen anzukaufen, ob um sie zu Gebrauchspferden oder zu Zuchtzwecken groß zu ziehen, ist uns nicht bekannt, jedenfalls dürfte bei rationeller Aufzucht manches gute Gebrauchspferd dabei herauskommen. Für die Zucht wird allerdings deren Bedeutung eine geringe sein.

Die Frage, ob jütländische Hengste als Zuchtmaterial fürs Ausland taugen, möchten wir aufs bestimmteste verneinen. Würde es doch sehr schwierig zu sagen sein, was man mittelst solcher Hengste erreichen könnte. Kreuzungen mit diesen Hengsten und ausländischen Stuten würden sicherlich nur die Reihe der Zerrbilder vergrößern. Nein, nehmen wir das jütländische Pferd als das, was es ist, nämlich als ein sehr tüchtiges Arbeitspferd für den ländlichen Betrieb an allen Orten, wo nicht zu schnelles Tempo gefordert wird. Lassen wir also den Jütländern den Ruhm, auf den sie berechtigten Anspruch haben, schöpfen wir da, wo es geboten erscheint, von dieser Quelle für den Gebrauch, enthalten wir uns aber sorgfältig aller Kreuzungsversuche, die uns selbst keinen Vorteil bringen und nur der Urquelle

Schaden zufügen könnten, indem die zu gewärtigenden — wenn auch nicht immer berechtigten — Vorwürfe auf dieselben zurückfallen würden."

Der bewährte Kenner des schweren Arbeitspferdes, Heinrich von Nathusius-Althaldensleben, schreibt mit Bezug auf die Pferdezucht in Jütland:

„Die schwere Zucht hat sich ganz erheblich gehoben und die Vermutung, die ich 1871 aussprach, daß man in einem Lande, wo so gute Wallachen herkämen, auch brauchbare Hengste finden müßte, ist jetzt nicht mehr Vermutung. Es hat sich ein lebhafter Hengsthandel nach Amerika angesponnen und die Preise so hoch getrieben, daß unter 2000 Thaler gute Hengste nicht feil sein sollen.

Was von Dänen, wohl Jüten, für Bitterfeld-Delitzsch eingeführt ist, waren gut geformte Tiere, aber immerhin keine eigentlich schweren Pferde; ich würde sie nicht auf 1000 Pfund schätzen. Aber es bleibt ein weiches Niederungspferd. Bei gleicher Schwere wird es in der Provinz Sachsen als Ackerpferd reichlich so hoch bezahlt als der Ardenner, doch scheinen letzteren mehr die Fabrikwirtschaften, den Dänen die selbständigen bäuerlichen Wirte zu bevorzugen. Die Krankheiten der Eingewöhnung (Druse) pflegen die Dänen schlimmer zu treffen; einmal dieselbe überwunden, ist er mindestens so lange dienstfähig als die Belgier. Farbe meist braun, auch Füchse, Schwarze und Schimmel, in dieser Reihenfolge an Zahl abnehmend. Die früher häufigen großen Abzeichen sind verschwunden. Dies und etwas mehr Festigkeit der Gewebe ist wohl das gebliebene Verdienst einer Anzahl verwendeter sog. Cleveländer Hengste, die einmal die dänische Zucht bedrohten, aber zeitig genug aufgegeben wurden."

Daß dem dänischen Züchter noch sehr vieles zu verbessern und auszugleichen bleibt, dürfte sich somit kaum bestreiten lassen. Die erfreuliche Thatsache, daß man im jütländischen Zuchtgebiete zur Erkenntnis der früher begangenen Fehler gelangt ist und der Landespferdezucht ein bestimmtes, nicht dem Reiche der Ideale entlehntes, sondern den entscheidenden Faktoren angepaßtes Ziel gesteckt hat, berechtigt indessen zu der Hoffnung, daß es den fleißigen und intelligenten Dänen gelingen werde, ihrem nationalen Pferde einen hervorragenden Platz in der Reihe der schweren Arbeitsschläge zu erobern. Das kürzlich erschienene „Stambog over Heste af Jydsk Race", Hingste, af J. Jensen (Stammbuch der Pferde jütländischer Rasse, von J. Jensen), welches außer einer überaus interessanten Geschichte und Beschreibung dieser Rasse, die Pedigrees von 400 Originalhengsten und 75 im jütländischen Zuchtgebiete benützten Vatertieren fremder Abstammung, sowie 8 sehr gelungene Abbildungen berühmter Hengste enthält, zeugt von dem Ernste, mit welchem die dänischen Hippologen an ihre Reorganisationsarbeit gegangen sind.

Die schwersten und besten Jüten sind in der Gegend von Thy, Salling und

Randers zu Hause. In letzterer Stadt werden auch große Pferdemärkte abgehalten, die den ausländischen Käufern eine vorzügliche Gelegenheit zum Ankauf von vierjährigen Gebrauchspferden und Fohlen bieten. Am 5. und 6. Januar des Jahres 1887 waren die Durchschnittspreise auf dem Pferdemarkte zu Randers für Handelspferde erster Klasse 780 bis 800 Kronen und für sog. Tramwaypferde 400 bis 550 Kronen per Stück.

Fig. 738.



Norwegisches Östland- oder Dölepferd aus dem Gudbrandsdal.

Das Gestütswesen ist in Dänemark vom Staate aufgegeben. Die staatliche Intervention in Pferdezuchtangelegenheiten beschränkt sich auf Prämiirung empfehlenswerter Zuchttiere, und da auch keine Körordnung besteht, kann es niemanden verwehrt werden, fehlerhafte Hengste zur Zucht zu benützen. Man glaubt eben in Dänemark, in der Einsicht und dem eigenen Interesse der Stutenbesitzer sicherere Garantien für die Zucht zu haben, als durch polizeiliche Maßregeln erreicht werden könnten.

Den Übergang von den schweren Arbeitsschlägen zu den Klepperrassen bildet das norwegische Östland- oder Dölepferd (siehe Fig. 738).

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß der ursprüngliche Pferdestamm in Norwegen aus den kleinen, teils semmelfarbigen, teils mausgrauen Pferdchen der sog. Fjordrasse bestand, die noch heutzutage in den engen westländischen Thälern von Lindesnaes bis zum Romsdalsfjord angetroffen wird. Im Laufe der Zeit kamen Exemplare dieses Schlages in die fruchtbareren Gegenden des Landes, wie das Gudbrandsdal und die Mjösdistrikte, wo sie günstigere Bedingungen für ihre weitere Entwicklung fanden und allmählich eine stattlichere, schwerere Form annahmen.

Urrein kann das Dölepferd trotzdem nicht genannt werden, denn es läßt sich geschichtlich nachweisen, daß dasselbe schon im vergangenen Jahrhundert vielfach mit fremden Rassen gekreuzt worden ist. Wie der um die norwegische Pferdezucht hochverdiente Verfasser der interessanten Broschüre „Nogle Oplysninger om den Gudbrandsdalske Hest", Sigv. Petersen, mitteilt, ist es erwiesen, daß ein Pfarrer Namens Anders Munk von 1722—1737 mehrere dänische Zuchtpferde eingeführt hat. Ein zweiter Geistlicher ließ etliche Jahre später einen Hengst aus dem Fredriksborger Gestüt kommen und schließlich wird in den Chroniken jener Zeit noch eines Hengstes Erwähnung gethan, der von dem im Jahre 1760 aus Holstein zurückgekehrten Truppen ins Land gebracht, auf dem Gehöfte Søndre Hovi „einen schönen, guten Stamm" hinterlassen haben soll.

Daß dänische Hengste umbildend auf die ursprüngliche Gudbrandsdal'sche Rasse eingewirkt haben, steht somit fest. Unzweifelhaft ist auch, daß spanische Hengste zu Anfang unseres Jahrhunderts im Amte Smaalenene aufgestellt gewesen sind, sowie daß im Trondjem'schen die Nachkommenschaft eines in der benachbarten schwedischen Provinz Jemtland benützten mecklenburgischen Hengstes Namens „Herr Blixt" sich eines besonderen Ansehens erfreute.

Damit ist die Liste der im ostländischen Zuchtgebiete zur Verwendung gelangten Hengste fremder Abkunft indessen keineswegs erschöpft. Ganz besondere Erwähnung verdienen noch: der im Jahre 1834 von einer Aktiengesellschaft importirte englische Vollbluthengst Odin (vermutlich 1830 geboren von Partisan aus der Rachel von Whalebone), welcher von 1834—1838 über hundert Stuten deckte und durch seinen Urenkel Vejkle Baldur Stammvater hochberühmter norwegischer Pferdegeschlechter geworden ist, der 1836 importirte englische Vollbluthengst Lochinvar von Swap aus der Lady of the Lake, der schwedische Gestütshengst Fernando (1856), der dänische Hengst Baeveren (1859), die aus Schweden bezogenen Halborientalen Selim und Mazarin, die Norfolker Rex und King Tom und ein

Ardenner. Außerdem dürften hier und da auch Stuten veredelter Rasse in Norwegen zur Zucht verwendet worden sein.

Daß diese Kreuzungen nicht ganz spurlos an dem Landschlag vorübergegangen sein können, ist offenbar. Es liegt daher nichts Überraschendes darin, daß, wie der Direktor einer landwirtschaftlichen Schule, Joh. L. Hirsch, im norwegischen Traberkalender pro 1884—1885 mitteilt, „das edle Blut sich noch heutigen Tages in dem Exterieur vieler Pferde der Bezirke Toten, Gausdal und Stange zu erkennen gibt.“

Trotz alledem wird man dem Östlands- oder Gudbrandsdalpferde kaum die Bezeichnung „reine Rasse“ absprechen können, denn die Kreuzungen, welchen dasselbe ausgesetzt gewesen ist, waren nie so umfassend oder andauernd, daß sie die Einwirkung der natürlichen, d. h. lokalen Verhältnisse, auf den Rassetypus überwinden und die Grundlage neuer, fester Formen bilden konnten.

Das gelungene Gudbrandsdalpferd besitzt viele vorzügliche Eigenschaften. Es ist daher sehr erklärlich, daß die Norweger dasselbe ungemein hochschätzen. Man begreift auch, daß die schwedischen Züchter, besonders die in den nördlichen Provinzen ansäßigen, jeden Fortschritt in der Zucht des Gudbrandsdalpferdes mit Freuden begrüßen, denn diese Rasse hat ihnen Jahrhunderte hindurch treffliche Arbeits- und Zugpferde kleineren Schlages geliefert, die bisher in den Waldregionen des skandinavischen Nordens durch keine andere Rasse haben verdrängt werden können. Mit der steigenden Kultur haben sich jedoch mehrere typische Fehler und Mängel des norwegischen Pferdes immer fühlbarer gemacht und sehen sich die Züchter desselben daher vor die Aufgabe gestellt, ihre Produktion den modernen Bedürfnissen anzupassen. Inwiefern dies durch Reinzucht oder durch Kreuzung mit dem von verschiedenen Seiten hierzu vorgeschlagenen Norfolk-Roadster bewerkstelligt werden soll, ist eine Frage, die gegenwärtig in den hippologischen Kreisen Norwegens eifrig diskutirt wird.

Bevor wir dieser Streitfrage näher treten, wollen wir jedoch das heutige Gudbrandsdalpferd zum Gegenstand einer kritischen Musterung machen.

Der im allgemeinen wohlgeformte und ausdrucksvolle Kopf hat dicke, fleischige Ganaschen; der Nacken ist derb und breit und der Hals kurz und schwer, lauter Eigenschaften, welche die Beizäumung zum mindesten nicht erleichtern. Hierzu kommt noch, daß die kurze und steile, wenn auch muskulöse Schulter die Entwicklung gestreckter, raumgreifender Gänge erschwert. Daß das Pferd trotzdem im Stande ist, überraschend schnell zu traben, hat es seiner angeborenen Energie zu danken; nur wird diese Schnelligkeit auf Kosten der Ausdauer erreicht. Der Widerrist ist niedrig. Bockbeinigkeit und französische Stellung der Vorderfüße kommen ziemlich häufig vor. Der Rücken, sowie die Rippenwölbung und die Brust geben selten An-

laß zu Tadel, jedoch sind flache, hängende Rippen nicht vollkommen ausgeschlossen. Die meist etwas abschüssige Kruppe hat dagegen weder genügende Länge noch Breite, die Hinterschenkel zeigen einen bedenklichen Mangel an Muskeln, das Sprunggelenk ist nicht immer von trockener Beschaffenheit, die Winkelung in der Hinterhand läßt manches zu wünschen übrig und kuhhessige Stellung der Hintergliedmaßen ist ein häufig vorkommender Fehler. Die Hufe sind stets wohlgeformt und gesund. Die durchschnittliche Höhe beträgt $1{,}_{50}$—$1{,}_{60}$ m, das durchschnittliche lebende Gewicht 450—500 Kilo. Die gewöhnlichsten Farben sind Falb mit schwarzen Mähnen- und Schweifhaar und Aalstrich am Rücken, Braun und Dunkelbraun. Das Temperament zeichnet sich durch Lebhaftigkeit gepaart mit großer Frommheit aus, weshalb auch das ausdauernde, genügsame und harte Dölepferd dem norwegischen Ideale eines Arbeits- und Straßenpferdes sehr nahe kommt.

Trotzdem müssen wir auf Grund obiger Schilderung vom allgemeinen hippologischen Standpunkte aus an ihm tadeln: Die geringe Größe, die unvorteilhafte Schulterform, den Mangel an Tiefe und Breite, die fehlerhafte Stellung der Extremitäten und das im Verhältnis zum übrigen Körper zu schmächtige Hinterteil.

Das Vorhandensein dieser Fehler wird auch in Norwegen von keinem einsichtigen Hippologen bestritten; jedoch ist so mancher der Ansicht, dieselben hätten nicht viel zu bedeuten, weil sie durch eine fehlerhafte Aufzucht hervorgerufen worden seien. Man solle nur für bessere Stallungen, eine rationellere Stallpflege, kräftigeres Futter und fleißigere Bewegung sorgen, so würden die angedeuteten Mängel schon mit der Zeit von selbst verschwinden. Ich fürchte, daß die Anhänger dieser Ansicht sich einer gefährlichen Illusion hingeben. Was die Aufzucht verbrochen, kann dieselbe nun, da die schädlichen Folgen der begangenen Sünden die Form typischer Rassenfehler angenommen, schwerlich a l l e i n wieder gut machen. Durchgreifende Reformen in der landesüblichen Aufzuchtsmethode bilden daher nur ein Glied in der Kette von Maßregeln, welche ergriffen werden müssen, falls das norwegische Arbeitspferd in den Stand gesetzt werden soll, auch in Zukunft den Anforderungen des Marktes zu entsprechen.

Damit sind wir wieder bei der Frage „Reinzucht oder Kreuzung?" angelangt.

Meine bestimmte Ansicht ist, daß die innerhalb jeder Produktion, also auch in der Pferdezucht, vom Zeitgeiste geforderten schnellen Resultate, im vorliegenden Falle nur dann denkbar sind, wenn man die Kreuzung überall, wo der ideale Typus noch nicht erreicht werden konnte, vorbereiten läßt, was die Reinzucht vollenden soll. Die Reinzucht allein arbeitet zu langsam. Auch wenn die mit Recht angestrebten Reformen in der altgewohnten Aufzuchtsmethode innerhalb eines kürzeren Zeitabschnittes als den eines Menschenalters in dem ganzen Zuchtdistrikte des Döle-

pferdes durchgeführt werden könnten — was ich sehr bezweifle — bleibt doch immer das Faktum stehen, daß eine erschreckende Reihe von Jahrzehnten dazu erforderlich sind, um eine Landespferdezucht durch Ausmerzung der nicht dem Ideale entsprechenden Individuen, oder mit anderen Worten durch eine folgerichtige, programmmäßige Zucht von typischen Rassefehlern zu befreien. In einem Lande aber, wie Norwegen, wo die Pferdezucht nicht unter der zielbewußten Leitung einer mit der nötigen Autorität ausgerüsteten, von dem Vertrauen der Züchter getragenen Behörde steht, wo ein Verbot gegen die Verwendung fehlerhafter oder nicht mit dem festgestellten Typus übereinstimmenden Zuchttieren nie und nimmer Aussicht haben würde, zur Annahme zu gelangen, und wo die Prämiirung wegen der Unzulänglichkeit der disponiblen Geldmittel nur einen sehr geringen Einfluß auf die Zuchtrichtung ausüben kann, würde das Ziel auf vorgenannte Art in nebelhafte Ferne gerückt werden.

Ich bestreite somit nicht die Möglichkeit, mittelst einer exklusiven auf eine vernünftige Aufzucht basirten Reinzucht gute Resultate zu erreichen. Nur fürchte ich, daß diese Methode eine Illustration zu dem alten Sprichworte: „Während das Gras wächst, stirbt die Kuh" liefern würde.

Die Kreuzung, welche ich also den norwegischen Züchtern empfehlen zu müssen glaube, würde jedoch große Vorsicht und Sachkenntnis erheischen, denn es soll ja hier nicht eine neue Rasse geschaffen oder einer schon existirenden neue, fremde Eigenschaften verliehen, sondern nur gewisse Fehler schneller, als dies mittelst der Reinzucht zu erreichen wäre, behoben werden. Damit sind auch die Grenzen bezeichnet, jenseits welcher die Reinzucht wieder in ihre Rechte einzutreten hätte.

Die Frage, welche Rasse sich zu dieser Kreuzung am besten eignen würde, habe ich zu wiederholtenmalen öffentlich beantwortet. Ich kenne keine, die mehr als der Norfolk-Roadster alle Eigenschaften eines idealisirten norwegischen Pferdes in sich vereinigt. Breit und tief, ohne eine bedeutende Größe und Schwere zu erreichen, energisch, fromm, gängig, nicht zu leicht, nicht zu edel, aber dennoch von ansprechender Form und außerdem im Besitz einer erprobten Vererbungskraft, stellt der Norfolk-Roadster so recht das Pferdeideal des norwegischen Bauern dar.

Ich wiederhole daher meine schon vor 12 Jahren an die dortigen Züchter gerichteten Worte: „Jeder Versuch in anderer Richtung ist vergeblich; jeder Aufschub bereitet dem Nationalvermögen weitere Verluste."

Die Leistungen des Staates auf dem Gebiete der Pferdezucht sind in Norwegen äußerst gering. Dieselben beschränken sich auf die Haltung von etwa 10 „Stammhengsten", auf die Pachtung einer Pferdealpe im Gudbrandsdalen, wo prämiirte oder approbirte Stuten freie Weide genießen, und auf die Verteilung

von ca. 7000 Kronen als Prämien bei den jährlichen Pferdeausstellungen in Christiania, Stav, Nordenfjelds, Westlandet und in Hamar. Das ist alles! — Man mag sich unter solchen Verhältnissen wohl darüber wundern, daß die Landespferdezucht anstatt gänzlich zu zerfallen, noch immer eine nicht zu unterschätzende Lebenskraft an den Tag legt.

Unter den Faktoren, welche in Norwegen fördernd und belebend auf die Zucht eines kräftigen, energischen, im besten Sinne des Wortes gesunden Pferdes einwirken, verdient jedenfalls auch der seit 1875 in rationelle Bahnen geleitete Trabsport genannt zu werden. Die schon zu Beginn unseres Jahrhunderts in verschiedenen Teilen des Landes als Volksbelustigungen betriebenen Trabrennen vermochten, hauptsächlich wegen der bedeutungslosen Distanz von 300—600 m, keinerlei Einfluß auf die Zucht ausüben. Gegenwärtig aber besteht in Christiania eine wohl organisirte Gesellschaft für Trabrennen, unter deren Ägide der Sport eine rationelle Grundlage erhalten hat. Die von dieser Gesellschaft angenommenen Distanzen sind: 400—800 m für 4= und 5jährige Pferde, 1609 m für 6jährige und ältere Pferde und 3218 m für 8jährige und ältere Pferde. Auch die in der Provinz gebildeten kleineren Trabrenngesellschaften, haben die bisher üblich gewesenen nichtssagenden Distanzen bedeutend vergrößert, so daß ein norwegisches Pferd, das künftig auf der Trabbahn Erfolge erringen will, durch eine sorgfältige Aufzucht und einen fachgemäßen Training hierzu vorbereitet werden muß. Die angestrebte Wechselwirkung zwischen der Zucht und dem Sport kann somit als gesichert betrachtet werden.

Der beste Record auf norwegischen Bahnen ist von dem Traber Kvik, geb. 1875 von Palae aus der Nordstjernan vom Gudbrandsdalhengst Kolbjörn, erreicht worden. Dieser Hengst, welcher, da er nur $1_{,54}$ m mißt, auf dem Kontinente als Pony bezeichnet werden würde, trabte am 29. Juni 1884 auf der Sommerbahn zu Etterstad eine englische Meile (1609 m) in 2 Minuten 44½ Sekunden und 1883 im Februar, auf dem Eise, zwei englische Meilen (3218 m) in 5 Minuten 38 Sekunden. Außerdem verdient erwähnt zu werden, daß die „3 Minuten Klasse" im Jahre 1884 aus 15 Pferden bestand.

Die Urform des norwegischen Pferdes, die sog. *Fjordrasse*, hat in den Søndfjordsdistrikten ihre primitive Gestalt unverändert beibehalten. Das Fjordpferd überschreitet hier selten die Höhe von $1_{,33}$ m. Der Brustkorb ist platt, das Kreuz kurz, abschüssig und spitz, der Hüftenwinkel sehr offen, die Muskulatur der Hinterschenkel wenig entwickelt, das Sprunggelenk stark gesäbelt, die Schulter kurz und steil, der Unterarm dagegen von genügender Länge und das Schienbein schmal, aber trocken, sowie auch die Sehnen deutlich markirt und kräftig erscheinen. Der

Rücken ist kurz und schmal, die Lende zeigt infolge frühzeitiger Anstrengung sehr häufig die bekannte Karpfenform, der Widerrist ist niedrig, der Hals kurz und dick. Der Kopf ist meist unverhältnismäßig groß, aber stets trocken und auch breit und platt in der Stirn. Die Augenbogen sind hervorstehend, die Augen groß und ausdrucksvoll und die Nüstern von beträchtlicher Weite. Der sonst recht hübsche Kopf wird jedoch häufig durch kurze, weit von einander abstehende Ohren und einen schütteren Schopf verunstaltet. Auch der Schweif ist meist dünn behaart. Das Kleid ist Semmelfarbig mit schwarzem Aalstrich und schwarzem Mähnen- und Schweifhaar.

Mit diesem wenig versprechenden Exterieur als alleinige Richtschnur, würde man dem kleinen Fjordpferde kaum irgend welche Leistungsfähigkeit zutrauen. Wer aber in Norwegen mit „Skyds" gereist ist, dem kann es nicht entgangen sein, daß dieses unansehnliche Tierchen von der Natur mit einer geradezu fabelhaften Ausdauer, einer überraschenden Trag- und Zugkraft, einer vorzüglichen Trabaktion und einem über jedes Lob erhabenen Temperament ausgerüstet worden ist.

Neben dem hier geschilderten primitiven Typus, dessen eigentliche Heimat, wie bereits erwähnt, die Søndfjordsdistrikte bilden, kommt in Søndmøre, Nordfjord, Vosse- und Kvindherred eine edlere Form derselben Rasse vor. Dieses veredelte Fjord- oder Vestlandspferd, welches eine durchschnittliche Höhe von $1,_{44}$ m erreicht, ist tiefer, breiter, muskulöser und zeigt überhaupt harmonischere Formen als seine noch im Urzustande lebenden Stammgenossen.

Den dadurch bedingten höheren Zucht- und Gebrauchswert verdankt das veredelte Vestlandspferd indessen nicht etwa einer Kreuzung mit fremdem Blute, sondern ist derselbe ausschließlich die Frucht eines sorgfältigeren Zuchtbetriebes. Infolgedessen haben sich auch die norwegischen Züchter dahin geeinigt, die Fjordrasse unvermischt weiterzuzüchten und werden demgemäß im vestländischen Zuchtgebiete nur Pferde der reinen Fjordrasse mit Prämien bedacht, resp. nur Landbeschäler reiner Abstammung zum Decken aufgestellt.

Fig. 739 zeigt das gelungene Porträt des auch in Hamburg ausgestellt gewesenen Hengstes Rosendalsborken, der in den norwegischen Fachkreisen als ein vorzüglicher Vertreter der veredelten Fjordrasse bezeichnet worden ist.

Gestüte oder nur größere Züchter gibt es in Norwegen nicht. Die Zucht liegt daher ganz in den Händen der allerdings sehr intelligenten und gebildeten Bauern. Unter solchen Verhältnissen und da der Konsum von Luxuspferden in Norwegen sehr gering ist, kann daselbst von einer edleren Zucht nicht die Rede sein. Wer nicht mit dem Gudbrandsdaler vorlieb nehmen will — also die Kavallerieoffiziere, die reicheren Städter, hohen Beamten u. s. w. — holt sich das

ihm konvenirende Pferd aus dem benachbarten Schweden. Natürlich kann die circa 1195 Pferden zählenden Linienkavallerie sich nicht ausschließlich mit schwedischen Blutpferden beritten machen und noch weniger wird es möglich sein, die im Kriegsfalle erforderliche Zahl von 6000 Pferden im Nachbarlande aufzutreiben. Sollte einmal die nun schon 75 Jahre anhaltende Friedensperiode in Norwegen ein Ende

Fig. 739.



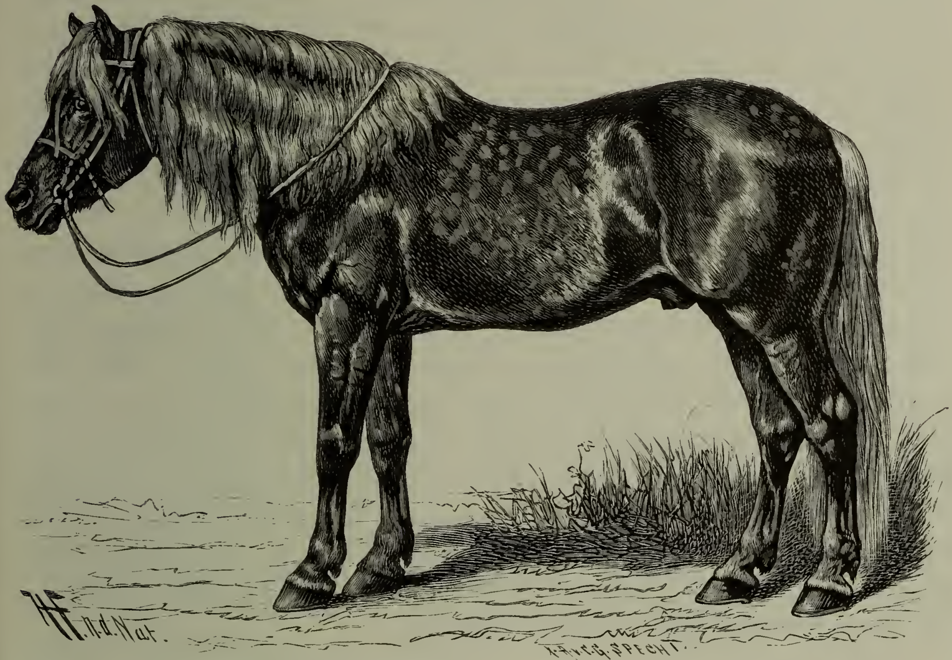
„Rosendalsborken“, Hengst der norwegischen Fjordrasse.

nehmen, wird daher wohl der nur zu friedlicher Arbeit geeignete Gudbrandsdaler herhalten müssen. Es ist das aber ein Gedanke, den kein Freund der norwegischen Armee auszudenken wagt.

Ein wenig bekanntes, sehr primitives Pferd ist auch der finnische Klepper (siehe Fig. 740). Dies wollen allerdings seine Landsleute und Züchter nicht gerne zugeben, denn der Chauvinismus gedeiht im hohen Norden ebenso gut wie in dem sonnigen Frankreich. Wer aber Gelegenheit gehabt, eine größere Anzahl finnischer Pferde zu sehen, wird, falls seine Wiege nicht in Finnland gestanden, schwerlich

begreifen können, wie es möglich ist, sich für diese kleinen struppigen Gesellen besonders zu enthusiasmiren. Daß dieselben im allgemeinen eine große Ausdauer und eine überraschende Schnelligkeit im Trab an den Tag legen, ist allerdings gut und schön, aber wie beschränkt ist nicht der Gebrauch eines Pferdeschlages, der nur in seltenen Ausnahmsfällen die Höhe von $1,_{50}$ m überschreitet! Fügt man nun noch hinzu, daß der finnische Klepper auch in anderen Beziehungen vieles zu wün-

Fig. 740.



Finnischer Klepper.

schen übrig läßt — ich erwähne unter seinen Mängeln nur die kurze Schulter, den langen weichen Rücken, die kurze, abschüssige Kruppe, die mageren Unterarme und Hinterschenkel, die enge, meist kuhhessige Stellung der Hintergliedmaßen und die unregelmäßigen Gänge — so erscheint es sehr gerechtfertigt, daß einsichtige Hippologen den Finnländern geraten haben, ihrem einheimischen Pferdeschlag durch eine verständige Kreuzung das zu verleihen, was ihm bisher gefehlt hat, nämlich vielseitigere Verwendbarkeit und harmonische Formen.

Mit dem 1875 begonnenen Import von Norfolk-Roadstern scheint die Schwierigkeit, eine Rasse ausfindig zu machen, welche im Stande wäre, die Mängel des finnischen Pferdes zu beheben, ohne demselben gleichzeitig seine Energie, Härte,

Genügsamkeit und Schnelligkeit zu rauben, glücklich überwunden worden zu sein. Wenigstens haben die Produkte dieser Kreuzung seither auf allen Pferdeausstellungen einstimmige Anerkennung gefunden.

Außer dem Norfolk-Roadster sind sowohl in älterer wie in neuerer Zeit russische, orientalische und schwedische Pferde zu Kreuzungen mit dem einheimischen Schlage verwendet worden, jedoch ist dies nur ganz ausnahmsweise und sporadisch der Fall gewesen. Das meiste fremde Blut dürfte sich bei dem Pferde von Karelen nachweisen lassen. Vielleicht ist es diesem Umstande zuzuschreiben, daß dasselbe größer und schwerer als die Pferde im übrigen Finnland geworden ist. Pferde, die eine Höhe von $1{,}_{55}$ m erreichen, gehören z. B. in Karelen keineswegs zu den Seltenheiten. Dieser Schlag scheint übrigens schon zu Beginn unseres Jahrhunderts vorzügliche Eigenschaften besessen zu haben. Ich schließe dies aus folgender Äußerung des schwedischen Generals, Grafen M. Björnstjerna, welche ich einer im Jahre 1829 erschienenen hippologischen Broschüre „System för Sveriges Hästkultur" entnommen habe: „Während des Winterfeldzuges in Finnland anno 1808 verlor die finnische Kavallerie sehr wenig Pferde, obwohl die Kälte oft 30 ° C. erreichte, somit strenger war als 1812 in Polen, und die Märsche ebenfalls außerordentliche Anforderungen an Mann und Pferd stellten. Hätte diese Kavallerie holsteinische oder dänische Pferde gehabt, so wäre sicher kein einziges Pferd bis zum Sommerfeldzug am Leben geblieben. Ich sah Abteilungen der Dragoner von Nyland und Karelen Monate hindurch jede Nacht auf Vorposten in haushohen Schneemassen und auf dem Eise bei einer Kälte bivouakiren, welche das Quecksilber zum Frieren brachte. Und dabei hatten sie kein anderes Futter als Stroh. Die Pferde blieben aber alle wohlauf, denn sie waren Sprößlinge der braven finnischen Rasse und keine Holsteiner."

Mit besonderem Eifer pflegen die finnischen Pferdefreunde den seit 1875 gründlich reorganisirten Trabsport. Genanntes Jahr wurde die bis dahin unerhörte Distanz von 3 werst (= 3201 m) eingeführt. Ein alter erfahrener „Driver" äußerte damals, daß wenigstens zehn Jahre vergehen würden, bevor ein finnischer Traberhengst es so weit brächte, diese Distanz in der vorgeschriebenen Maximalzeit von 6 Minuten 20 Sekunden zurückzulegen. Wie groß muß nicht sein Staunen gewesen sein, als er es noch an demselben Tag erlebte, daß Jaako I die 3201 m in 6 Minuten 14 Sekunden trabte!

Die besten Records, die bis zum Jahre 1888 in Finnland auf der Distanz von 3 werst erzielt worden, sind folgende:

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Der Hengst | Wilpas I | trabte | 1887 | in Tavastehus | 3 | werst | in | 5:38. |
| „ „ | Weikko | „ | 1882 | „ Åbo | 3 | „ | „ | 5:41. |
| „ „ | Pujo | „ | 1887 | „ Tavastehus | 3 | „ | „ | 5:42½. |
| „ „ | Pöllö | „ | 1887 | „ „ | 3 | „ | „ | 5:44. |
| „ „ | Pamaus | „ | 1887 | „ Wiborg | 3 | „ | „ | 5:45. |
| „ „ | Ampiainen | „ | 1886 | „ Tavastehus | 3 | „ | „ | 5:45. |
| „ „ | Lahja | „ | 1886 | „ Åggelby | 3 | „ | „ | 5:45⅘. |
| „ „ | Heikki | „ | 1887 | „ Tavastehus | 3 | „ | „ | 5:47½. |
| „ „ | Kipakka | „ | 1883 | „ Wasa | 3 | „ | „ | 5:51. |
| „ „ | Alarik | „ | 1885 | „ Tavastehus | 3 | „ | „ | 5:51. |
| „ „ | Härmänpoika | „ | 1887 | „ „ | 3 | „ | „ | 5:51½. |
| „ „ | Lahja | „ | 1884 | „ „ | 3 | „ | „ | 5:52. |
| „ „ | Mörkö | „ | 1884 | „ Jyväskylä | 3 | „ | „ | 5:53. |
| „ „ | Pamaus | „ | 1887 | „ Tavastehus | 3 | „ | „ | 5:54½. |
| „ „ | Oiva | „ | 1884 | „ „ | 3 | „ | „ | 5:55. |
| „ „ | Lahja | „ | 1883 | „ Wasa | 3 | „ | „ | 5:55½. |
| „ „ | Weikko | „ | 1884 | „ Åbo | 3 | „ | „ | 5:55½. |
| Die Stute | Tuima | „ | 1886 | „ Jyväskylä | 3 | „ | „ | 5:57½. |
| „ „ | Tyttö | „ | 1875 | „ Helsingfors | 3 | „ | „ | 5:58. |
| „ „ | Sirkku | „ | 1887 | „ Jyväskylä | 3 | „ | „ | 5:59. |

Im laufenden Jahre (1889) betrug die Durchschnittsgeschwindigkeit auf 3 werst 5 Minuten 46¼ Sekunden. Der beste bisher erzielte Record auf genannter Distanz aber ist 5 Minuten 34¼ Sekunden.

Eine englische Meile (= 1609 m) hat der 9jährige Fuchshengst Pujo 1886 in 2 Minuten 45 Sekunden getrabt. Auf der Distanz von 2 englischen Meilen erreichte der bekannte Traber Ampiainen 1886 den Record von 5 Minuten 43 Sekunden.

Laut Verordnung vom 15. November 1883 dürfen nur in Finnland geborene, zur Zucht geeignete Pferde um die Staatspreise konkurriren. Weitere Bestimmungen sind, daß die an diesen Rennen teilnehmenden Pferde nicht jünger als 5 und nicht älter als 15 Jahre sein dürfen, daß sie mindestens $143{,}_6$ cm (vom höchsten Punkte des Kreuzes aus gemessen) hoch sein und bei dem vorgeschriebenen Proberennen 1 werst (= 1067 m) in höchstens 2 Minuten 30 Sekunden zurückgelegt haben sollen. Die Zuerkennung des Preises wird von der Erreichung folgender Maximalzeiten auf der Normaldistanz von 3 werst abhängig gemacht.

Bei dem großen Hengstrennen:

| | | | |
|---|---|---|---|
| für den 1. Preis: | 6 Minuten | 5 | Sekunden |
| „ „ 2. „ | 6 „ | 10 | „ |
| „ die übrigen Preise: | 6 „ | 20 | „ |

Bei den kleineren Rennen:

| | | | |
|---|---|---|---|
| für den 1. Preis: | 6 Minuten | 15 | Sekunden |

Fig. 741.



Finnischer Traber „Weikko“.

| | | | |
|---|---|---|---|
| für den 2. Preis: | 6 Minuten | 30 | Sekunden |
| „ die übrigen Preise: | 6 „ | 45 | „ |

Stuten 10 Sekunden mehr erlaubt.

Die Trabaktion soll rein sein. Unreiner Trab, sowie wiederholtes Galopiren zieht die Distanzirung nach sich. Sämtliche Rennen um Staatspreise finden auf dem Eise statt; jedoch hat der finnländische Traberklub im Jahre 1885 auch eine Sommerbahn eröffnet, auf welcher seitdem alljährlich Trabrennen nach amerikanischem Muster abgehalten werden.

Die zur Verteilung gelangenden Preise sind sehr gering. Der Staat gibt jährlich nur 13 300 finnische Mark (1 Markka = 81 ₰ = 1 Franc) und 8

Rennvereine steuern je 250 Mark bei, so daß die Staatspreise den Gesamtbetrag von 15 300 Mark erreichen. Hierzu kommen noch die ebenfalls sehr bescheidenen Preise des Traberklubs.

Daß Finnland seinen kleinen Kleppern einen, wenn auch nicht dominirenden, so doch achtunggebietenden Platz auf dem Gebiete des Trabsports hat sichern können, ist jedenfalls eine hübsche hippologische Leistung, welche jedoch bisher im Auslande viel zu wenig beobachtet worden ist. Meines Wissens ist Frankreich das einzige Land, welches die finnischen Traber einiger Aufmerksamkeit gewürdigt hat. Um so erfreulicher ist es, daß die nach Frankreich importirten Finnen ihrem Heimatlande Ehre gemacht haben. Ein finnischer Hengst Namens Duc z. B. legte auf französischen Bahnen 4000 m in 6 Minuten 55 Sekunden zurück und ein anderer Finne Namens Monlieu brauchte auf der Bahn von Nogent nur 6 Minuten 36$^{1}/_{5}$ Sekunden zu 3800 m. Wahrscheinlich ist es diesen Erfolgen zuzuschreiben, daß der Pferdehändler J. Lieux, 9 Rue de la Faisanderie, Paris, den Versuch gemacht, finnische Ponies in Paris einzuführen. Fig. 741, welche den berühmten Traber Weikko in vollem Laufe darstellt, ist geeignet, dem Leser eine getreue Vorstellung von dem finnischen Trabertypus zu geben.

Nach den statistischen Angaben besitzt Finnland circa 285 000 Pferde, von denen 243 000 volljährig sind. Der um die finnische Pferdezucht hochverdiente Tierarzt L. Fabritius teilt in seinem Werkchen „Finska Trafvaren“ mit, daß es in Finnland 12000 Luxus- und 230 000 Arbeitspferde gebe. Ich bezweifle indessen, daß recht viele dieser „Luxuspferde“ auch im Auslande als solche anerkannt werden würden. Zur Remontirung des genannten Pferdestandes sind 1200 Hengste erforderlich. So viele zuchttaugliche Beschäler besitzt aber das Land bei weitem nicht. Um dem empfindlichen Mangel an geeigneten Vatertieren wenigstens einigermaßen abzuhelfen, hat die Regierung deshalb 64 Hengste ankaufen und in verschiedenen Teilen des Landes aufstellen lassen. Berechnet man nun die Zahl der brauchbaren Privathengste zu 500 Stück, was sicherlich nicht zu niedrig gegriffen ist, so gelangt man zu dem traurigen Resultate, daß wenigstens die Hälfte der in Finnland zur Zucht verwendeten Vatertiere aus untauglichen Subjekten besteht.

Die Aufzucht läßt natürlich ebenfalls ungemein viel zu wünschen übrig. Es steht jedoch zu hoffen, daß die Männer, welche es verstanden haben, den noch vor kaum 20 Jahren ganz darniederliegenden Trabsport zu hoher Blüte zu bringen, auch auf dem Gebiete der Zucht eine reformirende und befruchtende Thätigkeit entfalten werden.

---

## Fünfzehntes Kapitel.

# Die Zucht.

Pferde aufzuziehen ist, wenn auch nicht immer eine lohnende, so doch stets eine interessante und anziehende Beschäftigung. Sie bietet dem Patrioten Gelegenheit, sich Verdienste um das allgemeine Wohl zu erwerben, setzt den Landwirt in Stand, Ansehen als Züchter zu gewinnen, und ermöglicht es dem Physiologen, die Richtigkeit seiner wissenschaftlichen Theorien zu erproben. Außerdem aber schenkt es jedem Tierfreunde hohen Genuß, Pferde zu besitzen, die er selbst aufgezogen, die ihn kennen und lieben, nie jemand anderem angehört haben und als Nachkommen einer alten treuen Stute doppelte Ansprüche auf seine Zuneigung besitzen.

Ohne Erfolg gibt es jedoch kein Vergnügen und deshalb möge niemand, der die Mühe scheut, sich mit den Grundlehren der Zucht vertraut zu machen, Befriedigung von der Zucht eines so edlen und empfindlichen Tieres, wie das Pferd es ist, erwarten. Ich erinnere mit Bezug hierauf an den Ausspruch eines französischen Hippologen: „Die Natur schafft das Fohlen, der Züchter das Pferd." Also zuerst eine vernünftige Paarung und dann eine rationelle Aufzucht. Die unerläßliche Voraussetzung einer dem angestrebten Ziele entsprechenden Paarung aber ist, daß sich der Züchter, so weit dies möglich, Klarheit über die Gesetze der Vererbung verschafft habe.

Da beide Elterntiere zu der Bildung der Frucht beitragen, ist es selbstverständlich, daß letztere sowohl vom Hengste als von der Stute beeinflußt wird. Anderseits erscheint es nicht weniger wahrscheinlich, daß das Junge, dessen Entwicklung als Embryo vollständig von der Mutter abhängig ist, in seiner Konstitution mehr der Mutter als dem Vater nach geraten wird. Nachdem aber der Hengst den Grundstoff zu der primitiven Frucht geliefert hat, muß auch sein Bild in der Nachkommenschaft zu Tage treten. Die Richtigkeit dieser allgemeinen Sätze wird von der Erfahrung bestätigt. Das Fohlen ähnelt meistens dem Hengste in der Form des Kopfes und der Extremitäten — häufig auch in der Farbe — der Mutter im Rumpfe, dem Temperamente und in der Konstitution. Der Maulesel z. B. hat den kurzen Kopf, die langen Ohren, den nackten Schweif, die trockenen Beine und die Hufe eines Esels, erbt jedoch von der Stute die Größe und Schwere des Körpers. Das Maultier dagegen zeigt einen längeren, schmäleren Kopf, kürzere

Ohren und dichteren Haarwuchs an den Beinen als der Esel, sowie es auch an dem von der langohrigen Mutter ererbten Karpfenrücken, der spitzigen Kruppe und der geringeren Größe zu erkennen ist.

Im Naturzustande paaren sich die Tiere in Übereinstimmung mit gewissen instinktiven Gesetzen, welche den Bestand des Geschlechtes sichern und den Rassecharakter erhalten. Die Zucht der Haustiere dagegen ist vom Menschen zu einem verwickelten Prozeß, einer Wissenschaft erhoben worden. Wir begnügen uns nicht damit, die Arten in ihrem ursprünglichen Zustande weiterzuzüchten, sondern bemühen uns, den primitiven Rassen neue Formen und neue Eigenschaften zu verleihen. Dies geschieht teils mittelst Reinzucht, teils mittelst Kreuzung. Welche Zuchtmethode aber auch gewählt werden möge, wird das Resultat nur dann die Mühe des Züchters lohnen, wenn dieser befähigt ist, sich ein richtiges Urteil darüber zu bilden, was den Wert eines Zuchttieres erhöht und was denselben beeinträchtigt.

Mit der Reinzucht — d. h. der Paarung innerhalb einer bestimmten Gruppe (Rasse, Stamm, Schlag) — wird bezweckt, entweder eine degenerirte Rasse durch Auswahl der besten Zuchttiere zu veredeln, oder auch solche Eigenschaften, die durch wiederholte Kreuzung erzielt wurden, zu fixiren, falls man nicht ganz einfach beabsichtigt, die Reinheit einer den Ansprüchen der Produzenten wie der Konsumenten in gleich hohem Grade entsprechenden Rasse intakt zu erhalten. Hieraus ergibt sich, daß genannte Zuchtmethode einen mehr konservativen als progressiven Charakter besitzt; wenigstens sind die mit derselben zu erreichenden Fortschritte so langsam und außerdem so abhängig von verschiedenen Nebenumständen, daß es nur ausnahmsweise gerechtfertigt sein dürfte, die Veredlung einer Rasse auf Reinzucht zu basiren.

Anders gestaltet sich die Sachlage, wenn es gilt, gewisse durch die Kunst des Züchters oder den Zufall hervorgerufene Eigenschaften zu fixiren, resp. einer höheren Entwicklung zuzuführen. In solchen Fällen kann sogar Familienzucht vollkommen angezeigt sein. Unsere Vorgänger betrachteten es allerdings als ein Axiom, daß die Paarung naher und nächster Blutsverwandten nur traurige Folgen, wie Unfruchtbarkeit, geschwächte Konstitution und organische Leiden, nach sich ziehe. Diese Ansicht hat jedoch die modernen Zuchtkünstler nicht verhindert, großartige Resultate mit einer sehr weit getriebenen Verwandtschaftszucht zu erzielen. Ich erinnere mit Bezug hierauf speziell an die Geschichte der Durham- und Dishley-, der englischen Vollblut- und der Kladrub-Rassen.

Aber eben weil die Familienzucht der Vererbung den größtmöglichen Nachdruck verleiht und die Fehler mit derselben Treue wie die Vorzüge auf die Nach-

kommenschaft überträgt, gleicht diese Zuchtmethode einem zweischneidigen Schwerte, welches, von ungeübten Händen geführt, unabsehbaren Schaden verursachen kann.

Eugène Gayot sagt von derselben: „Die Familienzucht ist das verschärfte Gesetz der Vererbung; sie erinnert an zwei parallele Kräfte, welche eine und dieselbe Richtung erhalten haben.“

Sanson dagegen schreibt: „Die Familienzucht verleiht der Vererbung potenzirte Kraft.“

Wir finden somit, daß eine sorgfältige Auswahl der Zuchttiere bei der Familienzucht noch notwendiger als bei der Reinzucht ist. Außerdem werden wir uns wohl vor Augen zu halten haben, daß die Familienzucht nur als ein kräftig wirkendes Fixirungsmittel zu betrachten ist, welches, sobald es seinen Zweck erfüllt hat, der Paarung nicht verwandter Tiere weichen muß.

Kreuzung nennt man die Paarung verschiedener Rassen oder Stämme derselben Art. Bedient sich der Züchter dieser Züchtungsmethode, so bezweckt er meistens, einer Rasse gewisse Eigenschaften zu verleihen, welche dieselbe früher nicht besessen und die durch Reinzucht entweder gar nicht oder doch nur mit großem Zeitaufwande zu erzielen sein würden. Soll jedoch die Kreuzung den Charakter einer zielbewußten Zuchtmethode erhalten, darf sie nicht in planlose Mischzucht ausarten. Leider wird dies von den meisten Züchtern übersehen. Das oft gehörte Gerede von der Unsicherheit der Kreuzungen hat deshalb auch eine gewisse Berechtigung, nur ist das nicht die Schuld des Systems, sondern der Züchter. Ein der Praxis entnommenes Beispiel wird dem Leser verständlich machen, was ich hiermit meine.

Falls die Paarung des englischen Vollbluthengstes und der normannischen Landstute schon in der ersten Generation das gewünschte Produkt hervorgebracht hätte, so wäre die Bildung der anglonormannischen Rasse eine sehr einfache Aufgabe gewesen. Die ganze Operation hätte sich dann darauf beschränken können, das erzielte Resultat durch Rein- oder Familienzucht zu fixiren — festzuhalten.

So ist es aber nicht zugegangen. Der Abstand zwischen den beiden Rassen war zu groß, als daß ein symmetrisches Produkt schon aus der ersten Paarung hätte hervorgehen können. Dieselbe schuf also nur eine Übergangsform. Die hier in Rede stehende Kreuzung deshalb unsicher zu nennen, wäre aber keineswegs gerechtfertigt; dieselbe lieferte, was sie nach den Naturgesetzen liefern konnte und mußte. Die Vollendung des begonnenen Werkes war Sache des Züchters. Leider hatte dieser sehr verworrene Begriffe von dem Programm, das seinen weiteren Maßregeln als Richtschnur dienen sollte, und dies führte zu einer bunten Lotteriezucht. Die aus der ersten Kreuzung hervorgegangenen männlichen Tiere wurden teils mit Stuten

des reinen normannischen Landschlags, teils mit Produkten derselben Kreuzung gepaart; von den weiblichen Tieren dagegen, führte man einige wenige zu Vollbluthengsten und die übrigen zu Beschälern der normannischen Rasse. Die mit so freudigen Hoffnungen begonnene Kreuzung geriet hierdurch gleich anfangs auf Abwege.

Die Paarung der Stuten der zweiten Generation zeichnete sich durch denselben Mangel an System aus. Aus diesen Paarungen entstanden nun natürlich Tiere, welche eine keineswegs harmonische Vermischung der schon bei den Eltern bunt durcheinander geratenen Blutlinien zeigten. Die Kreuzung schritt so in stets zunehmender Konfusion weiter fort und die Züchter lebten in dem Wahne, eine rationelle Kreuzung zu betreiben, während sie faktisch eine heillose Mischzucht ins Leben riefen.

Die Paarung dieser Kreuzungsprodukte schuf jedoch ausnahmsweise hier und da ein wertvolles Tier. Solche glückliche Resultate wurden beinahe ausschließlich von Züchtern erzielt, welche es verstanden, die goldene Mittelstraße einzuhalten. Geht man die Stammbäume der besten Individuen durch, so findet man stets, daß dieselben das Produkt einer Reihe bald mit dem veredelnden Elemente, bald mit der Stammrasse bewirkten Paarungen sind. Aus dieser Thatsache werden wir folgende Schlüsse zu ziehen haben:

1. Die fortgesetzte Kreuzung, in welcher Richtung dieselbe auch erfolgen möge, führt nicht zur Bildung der gewünschten Zwischenform, sondern zur Verwischung des einen Typus durch den andern.

2. Jede Kreuzung hat daher in sorgfältig geplante, dem momentanen Bedürfnisse entsprechenden variirenden Dosen der benützten Blutarten zu bestehen, falls das Gleichgewicht unter letzteren sowohl in qualitativer wie in quantitativer Hinsicht aufrechterhalten werden soll.

3. Sobald die gewünschte Zwischenform erreicht worden — wozu im günstigsten Falle 3, sonst 5, 6, ja 7 Generationen erforderlich sind — hat die Kreuzung ihre Aufgabe erfüllt und muß dann der Reinzucht überlassen werden, die gewonnenen Resultate zu fixiren, resp. weiter zu entwickeln.

4. Bemerkt der Züchter, daß die durch die Naturgesetze bedingte Neigung zu Rückschritten in der Richtung der primitiven Rasse, bei den Kreuzungsprodukten ein langsames aber unaufhaltsames Verschwinden der neu erworbenen Eigenschaften hervorgerufen, so muß er sich beeilen, mittelst Blutauffrischung oder auch durch erneuerte Kreuzung der begonnenen Degenerirung Einhalt zu thun.

In den meisten Fällen sucht der Züchter sein Ziel durch Benützung zweckentsprechender Vatertiere zu erreichen. Wünscht er z. B. einem Pferdeschlag größere

Beweglichkeit und Schnelligkeit zu verleihen, so wählt er einen edlen und leichten Hengst und umgekehrt. Indessen haben in neuerer Zeit die Resultate, welche mittelst der verkehrten Kreuzung, d. h. die Paarung einer edlen Stute und eines unedlen Hengstes, erreicht worden sind, manchen Züchter bewogen, auch mit dieser Methode Versuche vorzunehmen. Einer der ersten Pferdezüchter, welcher die verkehrte Kreuzung systematisch betrieben, war der bekannte normannische Gestütsbesitzer Marquis de Croix. Dieser ausgezeichnete Fachmann, der, was Erfahrungen und Kenntnisse betrifft, die meisten seiner Zeitgenossen überragte, gründete seine Vorliebe für genannte Zuchtmethode auf die seltenen Leistungen, welche mehrere seiner so gezogenen Pferde, wie Espérance, Hersilie, Lavater, Y u. m. a. aufzuweisen hatten. Er äußerte sich hierüber folgendermaßen:

„Wenn ich aufs neue ein Gestüt anlegen müßte, würde ich Vollblutstuten mit starken Norfolkhengsten paaren und so weit sicherer ein befriedigendes Resultat erreichen, als wenn ich meine Zucht auf die Paarung von Halbblutstuten und Vollbluthengsten basirte." Und an einem anderen Orte: „Es gibt nur ein Mittel, einen zu leicht gewordenen Stutenstamm zu verbessern, nämlich die verkehrte Kreuzung. Ich bediene mich derselben, so oft dies geboten erscheint, und habe ich gefunden, daß sich kein Vatertier besser zu besagtem Zweck eignet als der Norfolktraber."

Ein anderer französischer Fachmann, der gewesene Leiter des französischen Gestütswesens, Monsieur de Thannberg, spricht sich ebenfalls sehr günstig über die verkehrte Kreuzung aus. Seiner Ansicht nach verleiht dieselbe dem Gebrauchspferde vortreffliche Eigenschaften, jedoch meint er, daß es zweier unmittelbar aufeinander folgenden Kreuzungen mit Vollblut bedürfe, um die erforderliche Energie, Ausdauer und Körperform bei den Produkten zu erreichen.

Mit den hier angeführten Aussprüchen französischer Züchter wird natürlich keineswegs beabsichtigt, der verkehrten Kreuzung als einer unter allen Verhältnissen den Vorzug verdienenden Zuchtmethode das Wort zu reden. Dagegen nehme ich keinen Anstand, die Überzeugung auszusprechen, daß dem Züchter in der verkehrten Kreuzung ein zuverlässiges Mittel geboten ist, den durch fortgesetzte Anwendung von Vollbluthengsten hervorgerufenen Überfluß an „Blut" auf ein dem Zuchtziel entsprechendes, geringeres Maß zu reduziren.

Marquis de Croix schreibt mit Bezug hierauf; „Die verkehrte Kreuzung empfiehlt sich, wenn der Stutenstamm eines Gestütes zu leicht geworden. Das Geheimnis der Pferdeproduktion liegt darin, den Produkten je nach Bedarf bald mehr Blut und bald mehr Masse zu verleihen. In Übereinstimmung mit diesem Prinzip wird daher der Züchter nach Masse greifen, sobald dieselbe durch eine zunehmende Feinheit der Knochen geschädigt erscheint."

Thatsächlich lehrt ja auch die Erfahrung, daß leichte, nervöse Stuten mit hoch im Blute stehenden Hengsten gepaart eine Nachkommenschaft erzeugen, die zu keiner ernsten Leistung fähig ist, weil ihr die erste Voraussetzung zur Entwicklung von Ausdauer, Gleichgewicht zwischen Wollen und Können, abgeht.

Die Auswahl der Zuchttiere möge indessen mit noch so großer Sachkenntnis und Sorgfalt geschehen sein, sorgt der Züchter nicht für eine den Bedürfnissen des betreffenden Typus entsprechende Pflege und Fütterung der jungen Aufzucht, so wird er trotzdem nur Mißerfolge erleben. Man darf eben nicht vergessen, daß sich die Aufzucht des edlen und des gemeinen Pferdes nicht in dieselben Formen pressen läßt. Daher auch das geflügelte Wort: „Die Natur schafft das Fohlen, der Züchter das Pferd.“

Von den Züchtungsmethoden wenden wir uns nun den Eigenschaften zu, welche das Pferd zum Zuchttiere stempeln und beginnen wir zu diesem Zwecke mit dem Hengste.

## Der Hengst.

Wie wichtig die äußere Körperform auch sein möge, kommt dieselbe bei der Beurteilung eines Zuchthengstes doch nur in die zweite Reihe. Unsere erste und unnachsichtliche Forderung ist, daß der Hengst sowohl auf väterlicher wie mütterlicher Seite von guter Herkunft sei, d. h. einer durch Zuchtkonstanz zu Ansehen gelangten Familie entstamme und selbst als befriedigender Typus seines Schlages hingestellt werden könne. Ein Hengst von dunkler Herkunft oder einer, der nicht im Besitz der typischen Formen und Eigenschaften seines Stammes ist, wird also, auch wenn er von der Natur mit den prächtigsten Körperformen ausgestattet worden sein sollte, nur mit größter Vorsicht als Zuchttier zu verwenden sein.

Der Rassetypus allein stempelt jedoch den jungen Hengst noch nicht zum Zuchttier, sondern muß er außerdem in seinem ganzen Äußern den geborenen Beschäler erkennen lassen (der Franzose sagt „wie ein Vater aussehen“), denn Hengste, deren ganzer Habitus das Bild einer Stute wachruft, pflegen nie ihrer Nachkommenschaft einen individuellen Stempel aufzudrücken.

Was die übrigen Körperformen betrifft, verlangen wir außer Harmonie und Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Partien eine kräftig entwickelte Muskulatur, einen besonders starken Rücken, das dem gegebenen Typus entsprechende Maß an Tiefe und Breite, kurze, starke, korrekt gestellte Gliedmaßen, solide Gelenke, normale Hufe und korrekte, möglichst raumgreifende Gänge. Besitzt der junge Hengst außerdem eine gesunde Konstitution, ein gutes Temperament, einen lebhaften Ge=

schlechtstrieb, eine klare, bestimmte Haarfarbe und können ihm weder Erbfehler noch besondere Disposition zu solchen nachgewiesen werden, so dürfen wir ihn ruhig einer passenden Leistungsprobe unterziehen, um zu erforschen, ob die inneren, unsichtbaren Eigenschaften der schönen äußeren Schale entsprechen. Nachdem er auch dieses Examen bestanden, entscheidet die Zuchtprobe in letzter Instanz über seinen Zuchtwert.

Mit Bezug auf die hier erwähnten Erbfehler glaube ich mit besonderem Nachdruck betonen zu müssen, daß nahezu jeder Fehler auf die Nachzucht vererbt werden kann. Im gewöhnlichen Leben pflegt man jedoch mit der Bezeichnung „Erbfehler" nur solche Fehler zu bezeichnen, welche ihren Sitz im Gehirn, den Augen, Atmungsorganen, Gelenken, Gliedmaßen und Hufen haben, z. B. Dummkoller, Stätigkeit, Mondblindheit, grauer Staar, Pfeiferdampf, Spat, Knochenauswüchse, Koppen, Fallsucht, Fohlenlähme. Meiner Erfahrung nach gehen indessen Konstitutionsfehler und fehlerhafte Stellung der Extremitäten mit weit größerer Sicherheit auf die Nachkommen über als jene offiziellen „Erbfehler", welche häufig in einer zufälligen, durchaus nicht in der Konstitution des betreffenden Tieres liegenden Ursache wurzeln. Disposition zu Erbfehlern erscheint mir daher auch weit bedenklicher als ein unter dieser Rubrik kommendes Gebrechen, welches nicht durch bestimmte, angeborene Anlagen hervorgerufen wurde. Überhaupt dürfte es nicht überflüssig sein, mit allem Nachdruck zu betonen, daß das gelehrt sein sollende Gerede von den Erbfehlern besonders beim Vollblut nur cum grano salis aufzunehmen ist. Anstrengende Arbeit — und jeder auf die Benennung Zuchttier aspirirende Vollbluthengst hat angestrengt gearbeitet — muß irgend welche Spur hinterlassen, ja dies ist sogar meist auch bei andauernder Thätigkeit als Beschäler der Fall. Fehlerfrei in der strikten medico-legalen Bedeutung des Wortes, wird daher ein altes Rennpferd oder ein stark benützter Beschäler selten zu nennen sein. Wo kämen wir aber hin, wenn wir solche Tiere sofort von der Zucht ausschließen wollten, und wie ließe sich dies, sei es vom theoretischen oder vom praktischen Standpunkt aus, auf eine nur einigermaßen annehmbare Art motiviren? Zum Glück bedarf es nur eines flüchtigen Einblicks in die Geschichte der Vollblutzucht, um die Überzeugung wachzurufen, daß das Dichterwort „Grau, teurer Freund, ist alle Theorie und grün des Lebens goldener Baum", auch vortreffliche Anwendung auf die Lehre von den absolut erblichen Fehlern findet. Es würde zu weit führen, hier alle die vielen berühmten Vaterpferde anzuführen, welche, trotzdem sie mit mehr oder weniger bedenklichen „Erbfehlern" behaftet gewesen,*) eine vortreffliche Nachzucht hinterlassen haben, jedoch sei mir die Frage erlaubt, ob wohl

*) Ich nenne nur Humphry Clinker, der erste Roarer, welcher in Irland zur Zucht benutzt worden.

Newminster, Blair Athol, Buccaneer und Cambuscan Gnade vor den Augen einer nach der landläufigen Schablone vorgehenden tierärztlichen Kommission gefunden hätten?

Aus allem dem geht hervor, daß kein „Erbfehler", selbst der bedenklichste nicht, den Züchter dazu berechtigt, einen im übrigen vielversprechenden und zuchttauglichen Vollbluthengst ohne weiteres von der Zucht auszuschließen, sondern wird der definitiven Verbannung aus dem Gestüte stets eine peinlich genaue Prüfung aller auf die Entstehung und Entwicklung des vorliegenden Gebrechens Bezug habenden Umstände, sowie ein nicht zu flüchtiges Ausprobiren auf die Erblichkeit desselben vorauszugehen haben. Als allgemein giltige Regel möge sich der Züchter hierbei vor Augen halten, daß während harter und langwieriger Arbeit entstandene Fehler in den Knochen, Sehnen und Gelenken wohl sehr häufig als Ehrenzeichen, überaus selten aber als Erbfehler zu betrachten sind. Damit soll selbstverständlich nicht der Verwendung notorisch ungesunder Hengste das Wort geredet werden. Im Blute oder den Nerven liegende, Generation nach Generation hervortretende Gebrechen, wie: weiche, schlaffe oder besonders reizbare Konstitution, schlechte Verdauung, fehlerhafte Gänge, unkorrekte Stellung der Gliedmaßen, Mangel an Herz, bösartiges Temperament, nervöse Leiden, sowie schließlich alle unzweifelhaft ererbten Übel, werden unbedingt auch im Vollblut zur Ausschließung des betreffenden Tieres führen müssen. Was ich im Vorstehenden den Züchtern und Tierärzten habe ans Herz legen wollen, ist daher nur, daß das Vollblutpferd, dessen geistige Eigenschaften von so eminenter Bedeutung für die Zucht sind, nicht nach demselben Maßstab wie die erstbeste Remonte beurteilt werden darf.

Ich glaube, daß die hier ausgesprochenen Ansichten der Zustimmung aller erfahrenen Züchter sicher sein können. Nehmen wir z. B. das Roaren, so haben wir es unzweifelhaft mit einem der gefürchtetsten Erbübel zu thun. Nun, daß das Roaren unter Umständen erblich sein kann, wird kein Fachmann bestreiten. Wie viele Pferde aber werden Roarer aus Ursachen, welche in gar keiner Beziehung zu der Erblichkeit stehen? Gerade bei Hengsten kommt es ja sehr häufig vor, daß der Effekt andauernder Unthätigkeit und starker Fütterung den Atem angreift. Weshalb aber das so entstandene individuelle Gebrechen auch auf die Nachzucht übertragen werden müßte, übersteigt mein Fassungsvermögen. Ähnlich verhält es sich mit dem Spat und der Hasenhacke; ein gut gebautes Sprunggelenk, an dem durch zufällige Ursachen einer dieser Knochenfehler entstanden, wird dem verständigen Züchter lieber sein, als ein schwächliches Sprunggelenk, das rein geblieben, weil es nie der Feuerprobe anstrengender Arbeit unterzogen worden ist. Chronische Hufentzündung und Schale sind ebenfalls sehr häufig die Folgen

zufälliger Einwirkungen schädlicher Art; grauer Star kann, wie allgemein bekannt, durch die Linse direkt treffende Insulte hervorgerufen werden u. s. w. die ganze lange Liste der sog. Erbübel hindurch. Es läßt sich demnach keine scharfe Grenze zwischen zufälligen und erblichen Leiden ziehen; immer wird sich der betreffende Sachverständige, bevor er sein Urteil fällt, die Frage zu stellen haben: „Wie und unter welchen Umständen ist das hier vorliegende Gebrechen entstanden?" Allerdings wird man in solchen Fällen, wo sich die Ursache des verdächtigen Gebrechens nicht eruiren läßt, dasselbe der größeren Sicherheit wegen lieber zu den erblichen Fehlern zählen, als sich dem Risiko aussetzen, welches stets mit der Benützung nicht vollkommen gesunder Zuchttiere verknüpft ist. Absolute äußere Fehlerfreiheit findet man bei keinem Hengst; gesunde Konstitution ist dagegen eine Eigenschaft, die nie nachgeschenkt werden darf, denn nur von dem gesunden Zuchttiere läßt sich eine gesunde Nachkommenschaft erwarten.

So lange der Hengst gesund und im Vollbesitz seiner Kraft ist, kommt sein Alter bei der Beurteilung des Zuchtwertes nur wenig in Betracht. Als allgemeine Regel wird jedoch festgehalten werden müssen, daß die Zuchttauglichkeit eines Hengstes zwischen dem 6. und 15. Lebensjahre ihren Höhepunkt zu erreichen pflegt, obwohl, besonders in der Vollblutzucht, viele berühmte Pferde genannt werden könnten, die von 20- ja 25jährigen Beschälern erzeugt worden sind. Daß die schweren Rassen früher als die edlen die zur Zucht erforderliche Reife erlangen, sowie daß letztere die Zeugungskraft länger beibehalten, ist ebenfalls eine wohl zu beachtende Erfahrung. Ein sehr altes Zuchttier sollte jedoch, wenn irgend thunlich, nur mit jüngeren Tieren gepaart werden, denn das Produkt zweier im Greisenalter stehender Tiere pflegt selten eine besondere Lebenskraft und Leistungsfähigkeit an den Tag zu legen.

Vom Standpunkte der Theorie aus erscheint es ganz plausibel, daß es geratener sein müsse, kleine Hengste mit großen Stuten als umgekehrt große Hengste mit kleinen Stuten zu paaren. Dieser in den meisten hippologischen Lehrbüchern vorkommenden Ansicht liegt die Voraussetzung zu Grunde, daß der Keim, den der große Hengst in den Schoß der kleinen Stute niedergelegt, dort nicht den nötigen Raum zu seiner normalen Entwicklung finden könne und infolgedessen Veranlassung zu schweren Geburten geben müsse. Ich gestehe, daß ich nicht recht an das Vorhandensein solcher mechanischer Hindernisse glauben kann, denn gar zu zahlreich sind die Fälle, wo große Hengste, ohne daß dies irgend welche unangenehme Folgen nach sich gezogen hätte, mit kleinen Stuten gepaart worden sind. Es erscheint mir demnach sehr gewagt, der Behauptung, daß die von großen Hengsten mit kleinen Stuten erzeugte Frucht im Mutterleibe übergroße, die Geburt er-



**Fehrbellin.**

Erhielt auf 4 öffentlichen Schauen jedesmal den ersten Preis ihrer Klasse.

schwerende Dimensionen annehmen müsse, die Bedeutung eines allgemein gültigen Lehrsatzes beizumessen. Meiner Überzeugung nach bestimmt das Muttertier, nicht der Vater, die Größe des Fötus. Trotzdem huldige auch ich der Ansicht, daß es in den meisten Fällen vorteilhafter sei, kleine Hengste mit großen Stuten als große Hengste mit kleinen Stuten zu paaren. Leider ist es in der Praxis nicht immer thunlich, nur große oder richtiger gesagt geräumige Stuten zur Zucht zu verwenden.

Was die Auswahl des Vatertieres für die verschiedenen Zuchtzwecke betrifft, liegt es nicht in dem Rahmen dieser Arbeit, auf die Vollblutzucht mehr Raum zu verwenden, als bereits geschehen (siehe Band II Seite 272—339), dagegen werden wir der Halbblutzucht, welche bekanntlich sowohl mit Vollblut- als auch mit Halbbluthengsten betrieben werden kann, eingehende Beachtung schenken. Mit Bezug auf den zur Halbblutzucht bestimmten Vollbluthengst erinnere ich hier an die unbestrittene Erfahrung, daß glänzende Rennleistungen keineswegs als eine notwendige Voraussetzung hervorragenden Zuchtwertes auf diesem Gebiete zu betrachten sind. Von entscheidender Bedeutung dagegen ist, daß der betreffende Hengst nicht nur im Training, sondern auch auf der Bahn Beweise einer gesunden, harten Konstitution und bedeutender Energie geliefert habe, daß sein Exterieur jene Harmonie und „Points“ zeige, welche von dem guten Halblutpferde gefordert werden, und daß seine Gänge, wenn auch nicht „bravurös“, so doch vollkommen korrekt genannt werden können. Keine dieser Forderungen verträgt auch nur die geringste Herabminderung. Ohne Arbeit kann kein Pferdeschlag gesund erhalten werden. Dies gilt nicht zum mindesten vom Vollblut. Eine strengere Arbeit als diejenige, welche der Training und die Flachrennen mit sich bringen, können wir aber dem Pferde nicht auferlegen. Schwache und kränkliche Individuen sind nicht im Stande, einen achtmonatlichen Training auszuhalten. Leidet der junge Vollbluthengst an schlechter Verdauung oder sind seine Atmungsorgane mit irgend einem Gebrechen behaftet, so unterliegt er den Anstrengungen des Trainings, bevor er je dazu kommt, die Rennbahn zu betreten. Das einzige Faktum, daß er in guter Kondition zum Start gebracht worden, ist demnach schon als ein vertrauenerweckendes Gesundheitszeugnis zu betrachten; ist er aber außerdem noch in einigermaßen anständigen Gesellschaft und auf nicht zu kurzen Distanzen ehrlich und energisch gelaufen, so dürfen wir uns, selbst wenn er keinen einzigen Sieg aufzuweisen haben und kein Sprößling der momentan als fashionabel geltenden Familien sein sollte, zufrieden geben. Wer dagegen, sei es zur Voll- oder Halbblutzucht, Vatertiere verwendet, deren Leistungsfähigkeit nie auf eine ernste Probe gestellt worden ist, welche möglicherweise sogar von ebenfalls im Nichtsthun aufgewachsenen Eltern abstammen, trotzt den Natur-

gesetzen. Der Züchter darf eben nicht vergessen, daß das edle Pferd nicht wie seine noch im Naturstande lebenden Stammgenossen die Befriedigung des Geschlechtstriebes durch ein Ringen auf Leben und Tod erkämpfen muß. Die Leistungsproben sind daher unentbehrlich, wenn wir die Spreu von dem Weizen sondern und so dem uralten Spruche „Fortes creantur fortibus et bonis" (der Starke erzeugt ein starkes und gutes Geschlecht) in unserer Pferdezucht zur Geltung verhelfen wollen.

Es braucht wohl kaum hervorgehoben zu werden, daß dieser Wahlspruch nicht für die Vollblutzucht allein geschaffen. Dem Starken gebührt auch in jeder anderen Zucht der Ehrenplatz. Leider dürften die Halbblutbeschäler, welche erprobt was harte Arbeit sagen will, sehr leicht zu zählen sein. Den meisten Hengsten dieser Klasse wird während ihrer Entwicklungsperiode genau das Maß von Bewegung gegeben, welches erforderlich ist, um den störenden Stallmut innerhalb der dem Temperamente des Besitzers oder Wärters entsprechenden, meist ziemlich eng gezogenen Grenzen zu halten. Einen jungen Hengst anzustrengen, wird schon deshalb ängstlich vermieden, weil dies möglicherweise ein im Blute liegendes Gebrechen ans Tageslicht fördern könnte. „Besser bewahrt als beklagt!" Hat dann der bei kräftigem Futter und nur durch Spazierengehen unterbrochenem Nichtsthun aufgepäppelte Hengst im Alter von 3—4 Jahren eine ansehnliche Größe erreicht und zeigen seine mit einer dicken Specklage überkleideten Formen die rechte Rundung, so wird er angekört. Von diesem Momente an wird aber erst recht nichts anderes von ihm verlangt, als daß es ihm gefallen möge, seine ausgezeichneten Eigenschaften auf die zu erwartende Nachzucht zu vererben. Fällt es doch keinem Stutenbesitzer ein, darnach zu forschen, ob der Hengst selbst oder sein Vater oder sein Großvater andere Leistungen als Fressen, Spazierengehen und Decken aufzuweisen habe, oder ob nicht möglicherweise bei der ganzen Familie Dispositionen zu allerhand äußeren und inneren Gebrechen vorhanden sind, welche bei der ersten ernsten Anstrengung hervortreten würden, aber nun im Verborgenen weiter blühen, bis sie durch irgend einen Zufall zur sichtbaren Entwicklung gelangen. Es sei mir die Frage gestattet, was aus einer mit solchen Vatertieren arbeitenden Zucht werden soll. Muß dieselbe nicht ihre Leistungsfähigkeit und damit auch ihren Gebrauchswert allmählich einbüßen? — Nach dem weisen Naturgesetz soll das Geschlecht nur durch die stärksten und gesündesten Individuen fortgepflanzt werden. Im Naturzustande gelingt es daher nur dem starken Hengste eine Stute zu erobern; die schwächsten verschwinden meist schon bevor sie zeugungsfähig geworden; fallen sie nicht den wilden Tieren zum Opfer, so werden sie von der Kälte, der Hitze, dem Hunger oder dem Durste hinweggerafft. Das zahme Pferd sieht sich dagegen nur

ganz ausnahmsweise solchen Entbehrungen und Leiden ausgesetzt, daß von einer hierdurch bewirkten Prüfung der Widerstandsfähigkeit desselben die Rede sein könnte. Wollen und müssen wir das Pferd vom Kampfe ums Dasein befreien, so dürfen wir uns also nicht der Verpflichtung entziehen, durch ein anderes Purificirungsmittel für die Beseitigung des Unkrauts zu sorgen, und dieses Mittel ist die Arbeit. Eine Prüfung, welche sowohl die äußere Form als auch die Leistungsfähigkeit umfaßt, ruht auf physiologischer Grundlage. Ein Pferd, das schon während der Entwicklungsperiode genötigt worden ist, Gebrauch von seiner Kraft zu machen, hat dadurch kräftigere Muskeln und Sehnen erhalten; seine Lungen haben durch die tiefen Atemzüge an Ausdehnung gewonnen und die großen Blutgefäße sind durch die von der Anstrengung hervorgerufene, beschleunigte Blutzirkulation erweitert worden. Eine physiologische Thatsache ist es auch, daß nicht nur die angeborenen, sondern auch die erworbenen individuellen Eigenschaften vererbt werden. Dies berechtigt zu zwei Schlußsätzen, nämlich 1) daß ein Pferd, welches unter dem Einfluß systematischer Übungen eine ungewöhnliche Leistungsfähigkeit erreicht hat, im Stande sein wird, dieselbe auf seine Nachzucht zu übertragen, und 2) daß die angeborene Leistungsfähigkeit verschwindet, wenn wir dieselbe nie in Anspruch nehmen. Die beim Individuum zur Entwicklung gebrachte Leistungsfähigkeit hält eben in der Pferdezucht nur wenige Generationen vor. Ohne erneuerte Proben, ohne weitere Ausbildung nimmt das Maß derselben mit erschreckender Schnelligkeit ab. Es liegt daher im Interesse jedes Züchters, nur solche Vatertiere zu verwenden, welche durch anstrengende Arbeit bewiesen, daß sie zu der auserwählten Schar der „Starken und Guten" gehören:

Mit Bezug auf die bei der Halbblutzucht zur Verwendung kommenden Vatertiere, möchte ich noch hinzufügen, daß ich jede Landespferdezucht glücklich schätze, deren Beschälermaterial nur aus zwei Typen — Vollblut und schwerer Arbeitsschlag — besteht. Meine Überzeugung ist nämlich, daß die ganze Produktionsleiter am sichersten und leichtesten mit diesen zwei Typen, ohne Anwendung irgend welcher Zwischenformen, beherrscht werden kann. Da es aber eine Utopie ist, anzunehmen, daß die deutsche oder österreichisch-ungarische Landespferdezucht je über die hierzu erforderliche Anzahl von Vollbluthengsten verfügen werde, läßt sich der Halbbluthengst nicht entbehren. Möge der Züchter daher bedenken, daß ein Hengst der Halbblutklasse mit desto größerer Wahrscheinlichkeit im Besitz einer durchgreifenden Vererbungskraft sein wird, wenn er hoch im Blute steht und in seinem Stammbaume keine anderen als auf ihre Leistungsfähigkeit geprüfte Tiere vorkommen. Mit lymphatischen Hengsten dunkler oder ordinärer Herkunft, welche möglicherweise noch dazu Sprößlinge eines Generationen hindurch in verweichlichendem Nichts-

thun aufgewachsenen Stammes sind, lassen sich in der Pferdezucht keine Erfolge erringen.

Welche Eigenschaften sonst noch von dem Halbbluthengste gefordert werden müssen, braucht wohl nur in größter Kürze angedeutet zu werden. Dieselben bestehen in einer harten, gesunden Konstitution, harmonischen Körperformen (gute Schulterlage, starker Rücken, mustergiltige Rippenbildung, kräftige Gelenke, günstige Winkelung in der Vor- und Nachhand, kurze, korrekt gestellte Gliedmaßen, gut geformte Hufe, tadellose Gänge und das größte Maß von Breite und Tiefe, das sich mit der unentbehrlichen Harmonie vereinigen läßt, gehören zu den wichtigsten „Points" eines empfehlenswerten Halbblutbeschälers) und einem typischen „Hengstgesicht".

Der Hengst des Arbeitsschlages soll sich natürlich ebenfalls einer guten, durch Zuchtkonstanz gekennzeichneten Herkunft rühmen können. Außerdem verlangen wir von demselben, daß er ein gelungener Vertreter seines Schlages sei — wozu auch gehört, daß seine Konstitution keinen Anlaß zu Tadel geben darf — und daß er folgende, beim Arbeitspferde nicht zu entbehrende „Points" zeige: kompakter, geschlossener Körperbau, möglichst großes lebendes Gewicht, gute Hufe, raumgreifende, fleißige Schrittaktion, bedeutende, mit einem ruhigen und frommen Temperamente gepaarte Energie, und Trockenheit in allen Geweben.

Es genügt indessen nicht, diejenigen Eigenschaften angeben zu können, welche den guten Beschäler auszeichnen sollen, sondern muß der Züchter auch im Stande sein, zu beurteilen, ob der betreffende Hengst zu seiner Stute paßt. Mit Bezug auf diese Entscheidung glaube ich nachdrücklichst betonen zu müssen, daß ein Fehler nie durch den entgegengesetzten Fehler verbessert oder gar aufgehoben werden kann (z. B. Rückbiegigkeit bei der Stute durch Bockbeinigkeit beim Hengste u. s. w.), sondern müssen die Mängel des einen Individuums durch entsprechende Vorzüge des anderen bekämpft werden. Kaum weniger wichtig ist es, nicht zu viele Fehler auf einmal wegzüchten zu wollen. Wer diese allbewährte Regel übersieht, dem kann es passiren, daß bereits vorhandene gute Eigenschaften durch fruchtloses Experimentiren vernichtet werden. Der Hengst sollte also nicht nur besonders hervorragend dort sein, wo die Stute Mängel oder Fehler zeigt, sondern außerdem alle Vorzüge der Stute besitzen. Da dies aber ein frommer Wunsch ist, der in der Praxis selten oder nie zur Erfüllung gelangt, wird man sich in der Regel beim Hengste mit einer wichtigen kontrastirenden Eigenschaft zu begnügen und im übrigen anzustreben haben, daß die guten Eigenschaften der Stute auch beim Hengste vorhanden sind.

Der Gegenstand unserer nächsten Betrachtung ist

## Die Stute.

Wenn wir von der Vollblutzucht absehen, werden wir finden, daß die charakteristischen Eigenschaften einer guten Zuchtstute, gleichviel welcher Rasse dieselbe angehören möge, folgende sind: eine vertrauenerweckende Herkunft (besonders was die mütterliche Seite betrifft), eine gute Konstitution, befriedigende Größe, lange Linien, welche offene Winkel miteinander bilden, eine mehr tiefe als breite Vorhand, gut gelagerte, muskulöse Schultern, einen langen, geräumigen Rumpf, einen kräftigen, breiten Rücken, bedeutende Breite über die Hüften, eine mächtige Kruppe, kurze, reine Gliedmaßen mit tief sitzenden Knieen und Sprunggelenken und last not least ein frommes Temperament. Als allgemeine Regel gilt außerdem, daß die Stute, was Größe, Breite und Länge der Linien betrifft, nicht hinter dem Hengste zurückstehen soll. Entspricht die Stute diesem Bilde, so wird es dem Züchter keine Schwierigkeiten bereiten, moralische und physische Gebrechen von seiner Zucht fernzuhalten und die in derselben bereits vorhandenen guten Eigenschaften nicht nur zu befestigen, sondern auch weiter auszubilden.

Kleine, kurze, leichte und nervöse Stuten, die viel unter dem Reiter gegangen, pflegen selten in der Zucht Bedeutendes zu leisten. Entschieden zu verwerfen aber sind bösartige und stätige Stuten, denn nicht genug an dem, daß genannte Fehler mit nahezu mathematischer Gewißheit auf die Nachzucht übertragen werden, hat man während der Säugeperiode stets seine liebe Not mit derartigen Stuten und deren Fohlen. Stuten, die das ganze Jahr hindurch rossen, wiederholt verworfen, Zwillinge gebracht oder sich als schlechte Ammen dokumentirt haben, sowie solchen, die bei gutem Futter ein dürftiges Aussehen beibehalten oder umgekehrt bei knapper Fütterung die behäbige Rundung ihrer Formen nicht verlieren, gehe der Züchter ebenfalls sorgfältig aus dem Wege.

Die wichtige Frage, in welchem Alter die Stute zur Produktion von Nachkommen herangezogen werden solle, beantwortet Dr. J. Brümmer-Kappeln in meiner „Hippologischen Revue" folgendermaßen: „M e i s t e n s i s t d i e M e i n u n g v e r t r e t e n, e s s e i b e s s e r, d i e S t u t e e r s t n a c h d e m v o l l e n d e t e n 4. J a h r e b e d e c k e n z u l a s s e n. Im dritten Jahre, so sagt man, sei die Stute noch nicht genügend entwickelt und ihre körperliche Ausbildung leide durch Trächtigkeit zu sehr, auch werde das Fohlen von einer noch nicht völlig ausgewachsenen Stute so schwach geboren, daß es nicht wert sei, aufgezogen zu werden. Bei unseren übrigen Haustieren ist man in dieser Beziehung nicht so ängstlich. Bringt man doch

Starken mit $1\frac{1}{2}$ Jahren zum Stier und Ferkel mit einem halben Jahre zum Eber.

Die Bedenken gegen die Verwendung dreijähriger Stuten treffen aber auch nicht zu. Wir halten vielmehr ganz entschieden und ohne Zweifel die Führung zum Hengst kurz vor oder nach vollendetem 3. Jahre für das richtigste, vorausgesetzt, daß die Stute aus einer einigermaßen frühreifen Rasse stammt, von Jugend auf rationell ernährt und gepflegt worden und nicht infolge chronischer Jugendkrankheiten im Wachstum zurückgeblieben ist. Theorie und Erfahrung sprechen für unsere Ansicht. Manche dreijährige Stute, die bis dahin schmal, rankleibig und flachrippig, erhält durch den Fötus, der wie ein Keil die Rippen erweitert, aber auch infolge vermehrten Appetits, — der vorher oftmals zu wünschen übrig läßt —, einen viel besser gewölbten Rumpf. Es scheint nicht bloß der Appetit an sich, sondern auch die Verdauungskraft, die Ausnutzung des Futters vermehrt zu werden. Eine allgemein gemachte Beobachtung ist, daß Fohlenstuten in Güstjahren magerer und schlaffer sind. Gerne geben wir zu, daß bei kärglicher Ernährung, schlechter Pflege und harter Arbeit die Trächtigkeit dem dreijährigen Tiere im Wachstum nachteilig und dann auch das Produkt der Zeugung ein kümmerliches ist. Derartigen Verhältnissen sollen trächtige Tiere aber überhaupt nicht ausgesetzt sein. Eine mäßige und vernünftige Heranziehung zur Arbeit ist für die Gesundheitserhaltung und Erhöhung der Leistungsfähigkeit im Dienst sowohl wie der Ausbildung der Frucht günstiger als Faullenzen, Nichtsthun und Fettwerden. In dem Maße wie das Tier fetter wird, nimmt die Blutmenge ab.

Von eminenter Wichtigkeit ist für jedes Muttertier die bestmöglichste Ausbildung der Milchdrüse. Mütter, die in der Milchbildung viel zu wünschen übrig lassen, die wenig und schlechte Milch liefern, haben einen geringen Zuchtwert. Eine mangelhafte Ernährung der Neugeborenen legt die Grundlage zu einem schwächlichen Körper mit Anlage zu den gefährlichsten Jugendkrankheiten, wie Darrsucht, Rachitis u. s. w. Nach unseren Beobachtungen werden Stuten, die mit 4 Jahren gebären, bessere Mütter als diejenigen, die in diesem Alter erst zum Hengst geführt werden, und Stuten, die noch später gedeckt worden, säugen meistens noch schlechter.

Dies läßt sich auch wissenschaftlich erklären. Man kann bekanntlich auf die Größe und sonstigen Eigenschaften eines Organes, event. des ganzen Organismus am meisten einwirken, wenn man seinen Einfluß schon zu einer Zeit geltend macht, wo der Organismus noch in der Entwicklung, noch in lebhaftem Bildungstrieb begriffen ist. Wenn also die Milchdrüse — was

für ihre Entwicklung und Ausbildung von größter Wichtigkeit ist (man vergleiche unsere Schrift: Das Melken und dessen Bedeutung für Ausbildung und Thätigkeit der Milchdrüse) — schon Ende des 3. oder anfangs des 4. Lebensjahres durch die Befruchtung zur Thätigkeit Anregung erhält, so wird dieselbe sich, wenn auch vielleicht etwas auf Kosten der Körperentwicklung, mächtig ausbilden, und diejenigen Blutgefäße, die Arterien, welche der Milchdrüse das Blut zuführen, sowie diejenigen, in denen das abgenutzte Blut wieder fortgeführt wird, die Venen, werden sich demgemäß besonders stark entwickeln, weil zu einer großen Milchdrüse, in der viel Milch secernirt wird, viel Blut zu- und abgeführt werden muß. Das Tier wird also durch frühe Befruchtung Neigung bekommen, alle in Blut umgewandelte Nahrung, die nicht zur Erhaltung des Stoffwechsels und zur Deckung anderer Dienstleistungen erforderlich sind, dem Euter behufs Milchbildung in seinen weiten Blutgefäßen zuzuführen, während wenn die Anregung der Milchdrüse durch Trächtigkeit später erfolgt, wenn der Körper schon mehr seiner Vollendung im Wachstum entgegengeht, eine besondere Bildungsthätigkeit fast aufgehört hat, oder gar schon mehrere Jahre ausgewachsen ist, — es nicht in dem Maße mehr möglich ist, speziell auf die Ausbildung eines Organes einwirken.

Geburtsschwierigkeit oder gar Beckenbrüche infolge eines noch jugendlichen Beckens, die man hier und dort bei zu jungen Stuten beobachtet haben will, sind uns ebensowenig begegnet als auffallend kleine und schwächliche Nachkommen. Wenn die Füllen auch nicht die größten und kräftigsten und auch nicht in allen Fällen wieder zur Zucht geeignet sind, so entwickeln sie sich durchschnittlich doch zu Pferden, die meistens besser sind als die, welche von alten Stuten abstammen. Nach der 8. bis 10. Trächtigkeit nehmen die Nachkommen gewöhnlich an Güte ab.

Die Stute nach dem vollendeten 2. Jahre zum Hengst zu lassen, darf nicht als Regel aufgestellt werden. Wenn die Ausbildung der Drüse zur Ernährung der Nachkommen auch gut davon hätte, so würde die harmonische Entwicklung doch Störungen leiden. — Wo eine zweijährige Zuchtstute wider Willen des Besitzers belegt ist und man mit Recht die Fruchtabtreibung verabscheut, muß man dieselben erst wieder gegen Ende des 4. Jahres decken lassen, also ein Jahr schonen, damit sie in der Körperentwicklung Versäumtes eventuell wieder teilweise nachholen kann. Übrigens wird man sehr entwickelte Zweijährige, die etwa schon im Januar und Februar geboren sind, im Mai und Juni des 3. Jahres — die Zangen sind dann schon gewechselt — ausnahmsweise decken lassen können. Wir sind jedoch weit davon entfernt, diese Ausnahmen zu empfehlen und wollen solche Ausnahmen auch nur dort gestattet wissen, wo eine vorzügliche Haltung und Pflege herrscht. Dort sind die Pferde auch ein Jahr und mehr im Voraus gegenüber

Pferden in Wirtschaften, deren Besitzer weder Liebe noch Verständnis für Tierhaltung haben."

Ich habe diesen Ausführungen des geschätzten Herrn Verfassers nichts hinzuzufügen, sondern glaube wie er, daß man eine gut entwickelte dreijährige Stute ruhig zum Hengste führen und dann ohne Unterbrechung zur Zucht verwenden kann, so lange sie fruchtbar bleibt. In England geht man in dieser Beziehung teilweise noch weiter. So empfiehlt z. B. der Altmeister William Day in seinem neuesten Werke „The Horse, how to breed and rear him", London 1888, die junge Jagdstute schon nach dem vollendeten 2. Lebensjahre im April, Mai oder Juni zum Hengste zu führen, sie sodann schonend zu reiten, bis ihre Zeit gekommen, und darauf zu leichter Ackerarbeit zu verwenden. Mit aller Achtung vor der langjährigen und umfassenden Erfahrung genannten Verfassers, der als Trainer und Züchter zu den besten seiner Zeit zählt, halte ich eine so frühe Inanspruchnahme des Organismus doch für eine sehr gewagte Sache. Die zweijährige Stute ist eben nur ein unreifes Fohlen, das mindestens noch ein Jahr zu seiner ungestörten Entwicklung braucht, bevor der Organismus ohne Nachteil zur Zeugungsarbeit herangezogen werden kann. Lassen wir uns daher daran genügen, die Stute, vorausgesetzt daß ihre körperliche Entwicklung allen Anforderungen entspricht, in dem immerhin zarten Alter von 3 Jahren zur Zucht zu verwenden.

## Die Paarung.

Ein gutes Abfohlungsresultat zu erreichen, ist eine der Hauptaufgaben des Züchters, denn in demselben Maße wie die Fruchtbarkeit der Zuchttiere abnimmt, erleidet auch der mit der Produktion angestrebte Nutzen, von dem Vergnügen gar nicht zu reden, eine empfindliche Einbuße. Jeder Züchter wird daher der Paarung die größte Aufmerksamkeit zu widmen haben. Dies ist in der Pferdezucht um so notwendiger, als das Pferd entschieden weniger fruchtbar als die übrigen Haustiere ist.

Der rationelle Züchter bemüht sich daher, eine genaue Kenntnis aller individuellen Eigenheiten seiner Zuchttiere, besonders aber der Stuten — wie z. B. das Temperament, das Verhalten während der Paarung, der Trächtigkeit und des Güstgehens, das Benehmen gegen das Fohlen, den Hengst und andere Stuten u. s. w. — zu erlangen. Besonders während der Deckzeit, wo ein Übersehen der ersten Symptome der Rossigkeit die nachteiligsten Folgen für die Fruchtbarkeit der Stute hervorrufen kann, wird der Wert einer solchen Kenntnis sehr hoch anzuschlagen sein.

Bei dieser Gelegenheit sei mir auch gestattet, dem Züchter ans Herz zu legen, nur absolut nüchterne, ruhige, aufmerksame und gewissenhafte Leute als Stutenwärter zu engagiren.

Wann die Stute gedeckt werden soll, darf natürlich nur von dem Grade ihrer Rossigkeit abhängig gemacht werden. Am leichtesten läßt sich die Rossigkeit im Freien und nach erfolgter mäßiger Bewegung der Stute beobachten. Durch die Bewegung wird nämlich der ganze Organismus und somit auch der Geschlechtstrieb angeregt. Feuchtes, warmes Wetter wirkt ebenfalls stimulirend auf den Geschlechtstrieb ein, weshalb die Stuten während solcher Witterung besonders sorgfältig zu beobachten sind. Sehr zu empfehlen ist, die Mutterstuten in Boxen aufzustellen, die so eingerichtet sind, daß sich die Tiere sehen und riechen können, denn in der Einsamkeit eines bis an die Decke abgesperrten Verschlags pflegt der Geschlechtstrieb mehr oder weniger unterdrückt zu werden, auch entziehen sich die Anzeichen desselben dort leichter der Aufmerksamkeit des Wärters. Junge Stuten rossen deutlicher in vollkommener Freiheit, als wenn sie an der Hand geführt werden. Sollte die Rossigkeit lange auf sich warten lassen, so suche man dieselbe durch Wechsel des Stalles und der Umgebung oder dadurch, daß man die betreffende Stute in die Nähe anderer stark rossender Stuten bringt, anzuregen.

Die Dauer der Rossigkeit beträgt 24—36 Stunden. Es ist geraten, die zu deckende Stute erst nach dem Zeitpunkte der „größten Hitze", welche ungefähr in der Mitte der Rossigkeit eintrifft (also in der 13.—20. Stunde derselben) zum Hengste zu führen. Bestimmte Verhaltungsmaßregeln lassen sich jedoch mit Bezug hierauf nicht aufstellen, sondern muß das Verhalten jeder einzelnen Stute während der Rossigkeit (Dauer, Steigerung der Intensität nach Stunden, Abnahme u. s. w.) genau beobachtet und das Decken darnach eingerichtet werden. Wir konstatiren daher nur, daß im Anfange der Rossigkeit, d. h. während der Steigerung und so lange die Erregung am heftigsten ist, mit weit weniger Sicherheit auf Befruchtung zu zählen ist, weil erst mit dem erreichten Höhepunkt der Rossigkeit das Platzen der das Ei umhüllenden Bläschen im Eierstock erfolgt. In der Regel nimmt auch die Stute bald nach dem Gipfelpunkt der Erregung den Hengst am willigsten auf.

Leider werden die meist sehr schwachen Anzeichen der beginnenden Rossigkeit selten sofort beachtet und dürften daher nur wenige „Maiden" oder güste Stuten im richtigen Moment dem Hengste zugeführt werden. Anfangs treten genannte Symptome nur im Temperament, sowie in der Freßlust zu Tage. Die Stute wird faul, zeigt sich kitzlich während des Putzens und gibt eine mehr oder weniger ausgeprägte Herabstimmung des ganzen Nervensystems zu erkennen. Nur beim Anblick anderer Pferde, zumal wenn sich ihr ein Hengst nähert, äußert sie eine

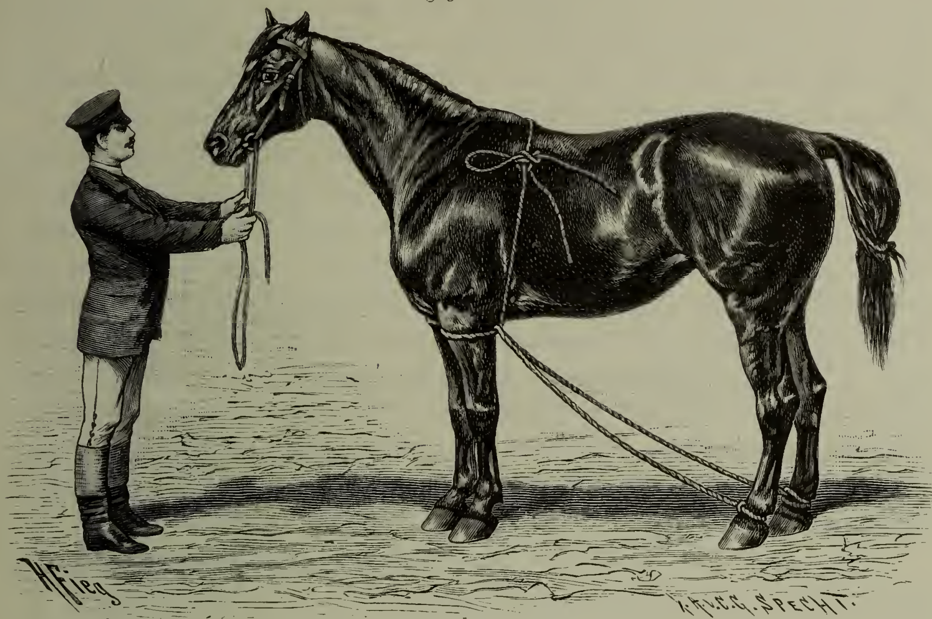
auffallende Lebhaftigkeit. Die Freßlust ist gestört, bisweilen aber auch verschärft. Dies sind die ersten Anzeichen. Im weiteren Verlauf der Rossigkeit und unter dem Einfluß des stark vermehrten Blutzudranges zu dem Geschlechtsapparat, nimmt die Rossigkeit indessen kaum mehr zu übersehende Formen an; die Stute stellt sich oft, als wollte sie harnen, läßt aber nur einen zähen, gelblichen Schleim zwischen den lebhaft auf- und zuklaffenden Wurflippen erscheinen u. s. w. Den Beginn der Rossigkeit von diesem vorgeschrittenen Stadium derselben zu berechnen, muß daher als ein entschiedener Mißgriff bezeichnet werden. Sobald die hier genannten Anzeichen hervorgetreten, bedarf die Stute einer gewissen Schonung. Jede heftigere Anstrengung könnte dann schädliche Folgen nach sich ziehen. Die Stute muß also in vorsichtigem Tempo zur Station geführt werden, damit sie nicht in ermüdetem, erhitztem oder irritirtem Zustande dort anlange. Vermeidung der bei Knechten und Kutschern sehr beliebten Zwischenstationen bei Wirtshäusern, wo stets Gelegenheit zu Erkältungen der Stute gegeben ist, gehört natürlich ebenfalls zu den Vorsichtsmaßregeln, die nicht außer Acht gelassen werden dürfen. Aber auch wenn der Transport der Stute unter Beobachtung aller hierfür geltenden Vorschriften stattgefunden, darf die Paarung nicht allsogleich nach dem Eintreffen in der Beschälstation vorgenommen werden. Eine kurze Ruhe in einem guten Stalle wirkt beruhigend auf das Nervensystem und erregend auf den Geschlechtstrieb der Stute ein.

Da viele, besonders jüngere oder überhaupt kitzliche Stuten den Hengst trotz ihres oft sehr starken Begattungstriebes durch Ausschlagen und sonstiges ungeberdiges Benehmen am Aufspringen zu verhindern suchen, gebietet die Vorsicht, mitunter solchen widerspenstigen Schönen die Hinterfüße mittelst eines oder zweier Stricke resp. Riemen zu binden. Bei dem Binden mit einem Stricke wird dieser mit einem Ende um einen Hinterfessel geschlungen, dann nach vor- und aufwärts gezogen, an der Innenseite des Ellbogens am Bug hinauf, über den Widerrist und auf der anderen Körperseite genau wieder so zurück bis zum anderen Hinterfessel, um den das andere Ende gebunden wird. Weit zweckmäßiger ist es jedoch, zwei Stricke hierzu zu verwenden. Es wird hierbei in jeden Hinterfessel ein Spannseil geschleift — oder ein Fesselriemen angeschnallt, an dessen Ring ein Strick befestigt ist — die freien Enden der beiden Seile nach vorwärts zwischen den Vorderbeinen durchgezogen, sodann jedes Seil auf seiner Seite um den Vorarm, dicht unter dem Ellbogen, herumgeführt und die Enden beider Seile auf dem Widerrist (wegen des durch den Knoten entstehenden Drucks jedoch nicht auf der Schneide des Widerrists, sondern auf einer der beiden Seitenflächen desselben) in eine leicht aufziehbare Schleife vereinigt. Bevor letzteres geschieht, läßt man die Stute ein wenig zurücktreten, damit die Hinterfüße mehr unter den Leib zu stehen kommen (siehe Fig. 742).

Zu der Decktoilette der Stute gehört auch, daß ihr die Schweifhaare mit einem Bande umwunden werden, damit nicht Haare mit der Rute in die Scheide eindringen und erstere verletzen. Das eine Ende dieses Bandes wird einem Gehilfen mit der Weisung in die Hand gegeben, den Schweif im gegebenen Momente zur Seite zu ziehen.

Ich will indessen nicht verschweigen, daß viele erfahrene Züchter der Ansicht huldigen, daß der Paarungsakt stets in voller Freiheit vor sich zu gehen habe und

Fig. 742.



Gefesselte Zuchtstute.

nur im äußersten Notfalle von den Spannseilen Gebrauch gemacht werden solle. Daß ruhige und rossige Stuten die Seile sehr gut entbehren können. ist auch meine Erfahrung. Thatsächlich empfangen viele Stuten, die sich beim Decken äußerst ungeberdig benehmen, schon beim ersten Sprung, wohingegen andere, welche dem Hengste förmlich den Hof machen, nie zuverlässige Mutterstuten werden.

Jungen Stuten, die aus Ängstlichkeit oder hochgradiger Kitzlichkeit nicht ruhig halten wollen, muß die Bremse angelegt werden, jedoch ist dieselbe, sobald der Hengst eingesprungen, wieder zu entfernen. Außerdem dürfen die Seile bei solchen Stuten nicht um den Hals geschlungen und festgebunden werden, sondern gebietet die Vorsicht, die Enden derselben von zwei zuverlässigen und starken Leuten auf

jeder Seite der Stute festhalten zu lassen. Dies hat auch zu geschehen, wenn der hohe Wert der zu paarenden Zuchttiere besondere Schutzmaßregeln angezeigt erscheinen läßt. Die festgeschnürten Seile können nämlich Veranlassung dazu geben, daß die Stute während des Deckens zu Fall kommt oder daß der Hengst beim Herabgleiten von der Stute sich in die Spannseile verstrickt. Bevor man zu den hier erwähnten stärkeren Zwangsmaßregeln greift, versuche man jedoch, ob die Stute ihren Widerstand nicht aufgibt, wenn man sie mit dem Kopf gegen eine Wand stellt, ihr einen Vorderfuß hochhebt u. s. w. Stuten, die beim Decken einen Katzenbuckel machen und sich aufblasen, lasse man ein paar Schritte vorwärts führen und eine dicke, ungebrochene Trense zum Abkauen ins Maul legen. Zärtliche Mütter, die nur aus Sorge um das Fohlen nicht stillhalten wollen, beruhigen sich, wenn letzteres während des Deckens vor ihnen stehen bleiben darf.

Von größter Wichtigkeit ist, daß das Deckgeschäft auf einem entlegenen Platz stattfinde, wo keine Störungen durch aufregendes Geräusch und unberufene Zuschauer zu befürchten sind. Ich glaube dies um so nachdrücklicher betonen zu müssen, als viele Hengste — besonders junge und unerfahrene — beim Decken eine große Schüchternheit an den Tag legen. Ein bei der Allgemeinen Nordischen Fahrschule stationirter Vollbluthengst, Woodpecker, den ich als 2jähriger in Newmarket gekauft, brauchte z. B. meistens eine gute halbe Stunde, bevor er sich entschließen konnte, Ernst zu machen. Trotzdem erwies derselbe sich als ein sehr fruchtbarer Beschäler. Ein gutes Mittel, das Blut solcher lauer Decker in Wallung zu bringen, ist zu thun, als ob man des fruchtlosen Wartens müde beabsichtigte, die Stute fortzuführen.

Der Hengst wird gewöhnlich an zwei Longen von je einem Mann geführt, welcher dahin instruirt ist, den Hengst nicht zu weit vorspringen zu lassen. Zwei andere Leute stemmen sich in dem entscheidenden Augenblick gegen die Hüfte des Hengstes, um zu verhindern, daß derselbe seitwärts an der Stute vorbeigleite, und ein fünfter Gehilfe führt die Rute in die Scheide, wobei er geschickt den Moment abzupassen hat, wo der Hengst die vorstoßende Bewegung macht. Es gibt indessen Hengste, die absolut nicht dulden, daß man ihre Rute anfaßt; solchen muß man es natürlich überlassen, sich so gut oder so schlecht es eben geht, allein zu behelfen; dasselbe gilt bezüglich junger Hengste bei den ersten Deckproben. Den Hengst während des Deckens an beiden Hüften durch je einen Mann unterstützen zu lassen, halte ich namentlich bei älteren Beschälern ebenfalls für eine sehr empfehlenswerte Maßregel.

Über die Notwendigkeit, sich Sicherheit darüber zu verschaffen, ob das Absamen auch regelrecht erfolgt sei, äußert Graf Lehndorff in seinem so überaus lehrreichen „Handbuch für Pferdezüchter“ folgende wohl zu beherzigende Worte:

„Nach dem alten Schlendrian denkt der das Deckgeschäft leitende Unterbeamte zumeist, er habe sich die unumstößliche Überzeugung von dem stattgehabten Absamen verschafft, sobald er mit überlegenem Kennerblick die wippende Schweifbewegung und das Zucken gewisser Muskeln am After des Hengstes beobachtet hat. Wenn er aber, wie es sich gehört, während des Beschälaktes die Rute des Hengstes über die Hand gleiten ließe, so würde er bald inne werden, wie oft er sich schon hat täuschen lassen. Namentlich ältere und faul deckende Hengste, denen der Beschälakt keine Freude mehr macht, verstehen es bisweilen ganz meisterhaft, ihre Umgebung zu düpiren, indem sie alle Stadien der Extase erheucheln und doch nicht absamen. (Bisweilen ist ein strafender Hieb zur rechten Zeit, d. h. gleich nachdem der Hengst unverrichteter Sache von der Stute gestiegen, die erfolgreiche Kur für solche Simulanten.) Sobald er die Rute in die Scheide dirigirt hat, muß der betreffende Beamte die rechte Hand flach auf das untere Ende der Scheide legen, so daß die Rute des Hengstes bei jedem Vorstoß leicht über den Zeigefinger gleitet. In dieser Weise kann man im entscheidenden Moment jeden Samenzug ganz deutlich fühlen und bei einiger Übung genau unterscheiden, ob der Hengst reichliche oder geringe, kräftige oder matte Samenzüge ausstößt. Oft kann auch der Hengst, wenn er kurz vor dem Absamen aufhört nachzustoßen, durch einen reibenden Druck mit dem Zeigefinger zu erneuter Thätigkeit und somit zum Absamen angefeuert werden. Bei Stuten mit erweiterten Scheiden ist ein solches Unterhalten der Hand (natürlich etwas höher als bei normalem Zustande) oft die einzige Art, wie man den Hengst zum Absamen bringen kann, während er sonst nach wiederholten fruchtlosen Versuchen leicht disgustirt dem ganzen Geschäft den Rücken kehrt."

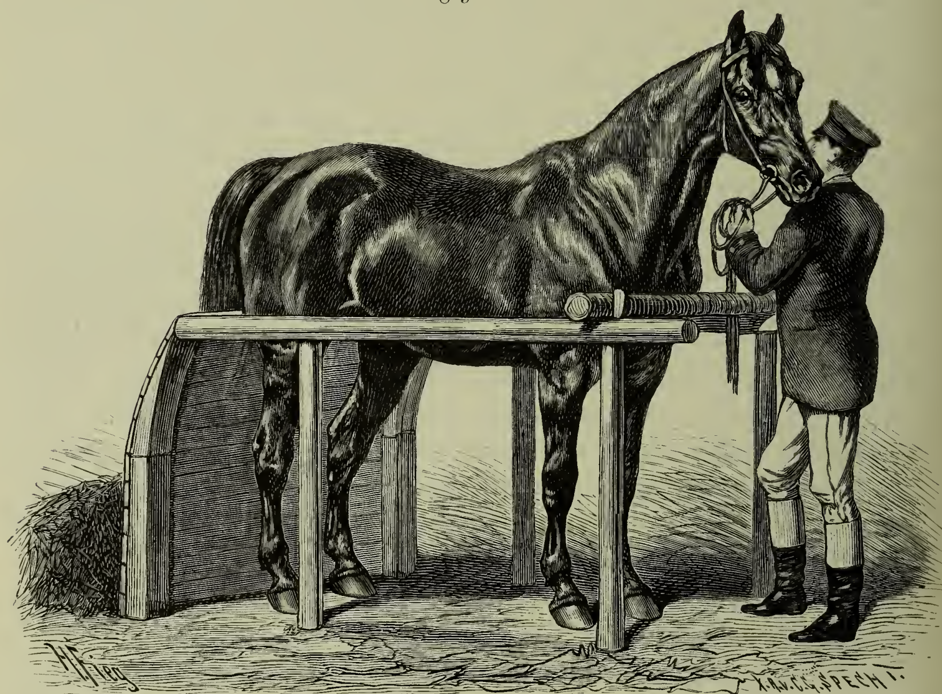
Hengste, welche die üble Gewohnheit haben, sich zu fest in den Hals der Stute einzubeißen, können sehr unbequem werden. Solche grobe Kumpane mit einem Maulkorb zu versehen oder der von ihnen zu deckenden Stute eine zusammengefaltete Decke auf den Hals zu legen, führt oft nur dazu, denselben den Beschälakt zu verleiden. Es bleibt daher oft nichts anderes übrig, als sie, wie auch Graf Lehndorff anrät, hinters Licht zu führen. Zu diesem Zwecke läßt man das Halsstück eines Pferdefells von wenig auffallender Farbe möglichst geruchlos gerben, sodann inwendig polstern und unten mit Schnallen und Strippen versehen. Sollte dieses Fell dennoch nach dem Gerben riechen, muß dasselbe mit etwas Urin der Stute bestrichen werden. Wird das so präparirte Fell der Stute um den Hals und Widerrist geschnallt, so pflegt der Hengst, gerade so wie viele Herren der Schöpfung, das falsche Haar für echtes zu halten.

Alten Hengsten aber, die sich ohne Einbeißen nicht auf der Stute erhalten

können, gewährt man die unentbehrliche Unterstützung, indem man mehrere gepolsterte und mit Leder benähte Stricke um den Hals der Stute schlingt, an denen sich der Hengst mit den Zähnen festhalten kann.

Schließlich sei auch erwähnt, daß Graf Lehndorff zur Erleichterung der Paarung kleiner Hengste und großer Stuten einen eigenen Deckstand konstruirt hat, bei dem die Rampe, auf welche der Hengst tritt, mit Dünger und Erde entsprechend erhöht wird (siehe Fig. 743).

Fig. 743.



Deckstand.

Obwohl der Hengst äußerst selten die Schuld an dem Nichtempfangen der Stute trägt, wird der gewissenhafte Züchter dennoch nicht unterlassen, die Fütterung des Beschälers nach dessen Futterzustand und Dienstleistung zu bemessen, damit derselbe weder entkräftet noch gemästet auf die Station komme. Ist die Fütterung, wie stets der Fall sein sollte, intensiv, so kann die schädliche Fettbildung, zu welcher sich meist noch andere üble Zustände, wie z. B. Verschlag, gesellen, nur durch schweißtreibende Bewegung hintangehalten werden. Solche Bewegung kräftigt alle Organe, fördert die Lebensthätigkeit und regt den Geschlechtstrieb an, was

alles wiederum zur Erhaltung und Entwicklung der Fruchtbarkeit beitragen muß. Leider wird dies selbst bei der Vollblutzucht nur zu oft übersehen, und dürfen wir uns daher nicht wundern, wenn alljährlich eine große Anzahl wertvoller Beschäler an Verschlag elendiglich zu Grunde geht. Das jämmerliche Ende der berühmten Hengste Eclipse, Newminster, Young Melbourne, Lord Lyon, Julius, Blair Athol, John Davis u. a. diene dem Züchter in dieser Hinsicht als warnendes Beispiel.

Wird die Paarung unmittelbar nach erfolgter Bewegung vorgenommen, d. h. läßt man den Hengst, so lange er sich noch in einem gewissen Grade von Transpiration befindet, zur Stute, so steht zu erwarten, daß er mehr Energie entwickeln wird, als wenn seine Lebensgeister unter dem Einflusse anhaltender Stallruhe eingeschlummert sind.

Was hier über die dem Hengste zu gönnende Bewegung geäußert worden, möge indessen keineswegs dahin gedeutet werden, daß ich anstrengende Arbeit als ein Mittel zur Erzielung guter Fruchtbarkeit zu empfehlen beabsichtigte. Wer sich nicht mit mehr oder weniger plausibeln, landläufigen Theorien begnügt, sondern von jedem Lehrsatz verlangt, daß sich derselbe mit den Ergebnissen der praktischen Forschung in Einklang finden lasse, wird nämlich bald von entschiedenem Mißtrauen gegen die oft gehörte Versicherung erfüllt werden, daß man nur von dem arbeitenden Hengste gute Befruchtungsresultate erwarten dürfe. Was soll man z. B. dazu sagen, daß der im jütländischen Zuchtgebiete verwendete englische Carthengst Oppenheim, obwohl derselbe bereits auf dem Transport von Kolding nach Randers an totalem Verschlag erkrankte und infolgedessen 1869 in ganz verkrüppeltem Zustande getötet werden mußte, eine so außerordentliche Fruchtbarkeit entwickelte, daß gegenwärtig 20—50 000 „Oppenheimer“ in Dänemark vorhanden sein sollen, und wie läßt sich das Faktum, daß der berühmte Vollbluthengst Newminster, der ebenfalls durch totalen Verschlag außer Stand gesetzt worden war, sich zu bewegen, seine Fruchtbarkeit bis ins hohe Alter bewahrte, mit dem Gerede von der wunderwirkenden Kraft der Arbeit zusammenreimen? Einen interessanten Beitrag zu der hier angeregten Frage liefert auch die im schwedischen Landgestüte Strömsholm gemachte Erfahrung, daß die Fruchtbarkeit der dortigen Beschäler eher ab- als zugenommen hat, seitdem dieselben in der Militär-Reit- und Fahrschule täglich mehrstündige anstrengende Bewegung erhalten. Ein mehr beschauliches Dasein scheint daher der Fruchtbarkeit des Pferdes ebensowenig wie derjenigen des Menschen Eintrag zu thun.

Ob das in den ungarischen Staatsgestüten übliche Verfahren, den Beschälern während der Deckzeit täglich einige rohe Eier (mit der Schale) zu verabreichen,

den behaupteten wohlthätigen Einfluß auf die Fruchtbarkeit ausübt, wage ich nicht zu entscheiden. Schaden können die Eier jedenfalls nicht.

Die Stute sollte nie sofort nach erfolgter Paarung nach Hause gebracht werden. Erst wenn sich ihre Aufregung durch ruhiges Herumführen und beschauliches Verweilen im Stalle gelegt hat, mag die Heimfahrt angetreten werden.

Nach der hippologischen Tradition sollen 9 Tage sowohl zwischen den verschiedenen Decktagen als auch zwischen dem Abfohlen und der erst darauffolgenden Paarung verstreichen. Ein stichhaltiger physiologischer Grund dürfte sich jedoch kaum zu Gunsten dieser Regel anführen lassen. Sondert die Scheide am 6., 7. oder 8. Tage nach dem Abfohlen reinen weißlichen Schleim ab, so kann die Stute, wenn sie sonst gesund ist, anstandslos gedeckt werden. Oft ist sogar der Sprung 24—48 Stunden vor der reglementirten Zeit vorteilhafter als am 9. Tage. Es hat dies seinen Grund darin, daß die Stute während der ersten Rossigkeit nach dem Abfohlen am leichtesten empfängt. Ist die Stute bereits einmal gedeckt worden, so darf man es ebenfalls nicht als abgemacht betrachten, daß 9 Tage bis zur Wiederkehr der Rossigkeit verstreichen werden, sondern gestaltet sich diese Erscheinung in der Regel sehr verschiedenartig bei den einzelnen Individuen. Graf Lehndorff ist der Ansicht, daß die Anzahl der Tage, welche vom Eintritt der ersten bis zum Eintritt der nächsten Rosse verstreicht, gewöhnlich durch eine Zahl teilbar ist, welche zwischen 7½ und 8 schwankt, und daß, wenn seit der letzten Deckung diese Zahl von Tagen 4 verstrichen ist, ohne daß das Rossen wiederkehrt, man die Stute mit einiger Sicherheit als tragend betrachten kann. Annähernd, jedoch mit sehr viel Ausnahmen, könne man die Zeitbestimmung von 7½ bis 8 Tagen auch auf die Dauer der einzelnen Rossigkeitsperioden anwenden.

Gewöhnlich dauert die Schleimabsonderung bei befruchteten Stuten 3—4 Tage. Sollte nun die Stute später noch Spuren von Rossigkeit zeigen, so kann man, besonders bei Stuten, die schwer empfangen, beinahe mit Sicherheit annehmen, daß dieselbe nicht tragend ist. In solchen Fällen ist es keineswegs notwendig, den 9. Tag zu erwarten, sondern kann dann die Stute an einem der weiter oben genanntem Tage aufs neue zum Hengst geführt werden. Stuten, die den Hengst beim ersten Nachprobiren abgeschlagen haben, müssen denselben jedoch der größeren Sicherheit wegen ein drittes Mal, zwischen dem 18. und 21. Tag nach dem ersten Sprung, besuchen. Sehr förderlich für die Fruchtbarkeit der Stute ist es auch, dieselbe alljährlich decken zu lassen.

Eine allgemein gültige Regel schreibt vor, daß die Mutterstute eher mager als fett gehalten werden solle. Man hat nämlich die Erfahrung gemacht, daß Stuten bei knapper und naturgemäßer Fütterung leichter gebären, als wenn sie in

dem Genuß eines mästenden, erhitzenden Futters stehen. Für die meisten Mutterstuten dürfte es daher das Vorteilhafteste sein, im Sommer eine gute Weide zu beziehen und während der übrigen Zeit des Jahres mit Wiesenheu, Wurzelgewächsen, Weizenkleie und dem Quantum Hafer gefüttert zu werden, welches zur gehörigen Ausnützung der im Rauhfutter enthaltenen Kalkbestandteile erforderlich ist. Da es indessen Stuten gibt, die nicht dazu vermocht werden können, große Heurationen zu fressen und das Heu außerdem nicht überall gleichen Nahrungswert besitzt, wie der verständige Züchter die Fütterung seiner Mutterstuten nicht von der landläufigen Schablone abhängig machen. Ich habe auch mit dem Vorstehenden nur andeuten wollen, daß eine knappere Fütterung im allgemeinen sowohl der Mutter als dem Fohlen am zuträglichsten ist.

Das Prinzip, daß die Zuchtstute ihr Futter durch Arbeit verdienen solle, ist nicht nur ökonomisch richtig, sondern muß auch vom hygieinischen Standpunkte aus gutgeheißen werden. Mit Bezug hierauf besondere Vorschriften mitzuteilen, dürfte demnach überflüssig sein. Was wir zu beachten haben ist nur, daß die Stute während der Arbeit vor Überanstrengung, Druck, Schläge und Stöße gegen den Bauch geschützt werde, daß man ihr nicht zumuthe, schwere Lasten auf tiefem, holperigem oder glattem Boden fortzuschaffen, und daß die Arbeit mit größter Regelmäßigkeit erfolge. Hieraus ergibt sich, daß die tragende und säugende Mutterstute rohen Knechten nicht in die Hand gegeben werden darf. Wer also nicht in der Lage ist, selbst mit seinen Stuten zu arbeiten oder auf andere Weise für die größte Schonung derselben vorzusorgen, der schenke ihnen lieber die in diesem Falle stets mit großen Gefahren verknüpfte Arbeit, selbstverständlich ohne ihnen deshalb auch die zu ihrem Wohlbefinden unbedingt notwendige Bewegung zu entziehen. Arbeit und Bewegung sind eben nicht synonyme Begriffe.

Die oft gehörte Ansicht, daß man tragende Stuten die letzten sechs Wochen vor dem Abfohlen nicht aus dem Stall nehmen dürfe, läßt sich nicht mit den Forderungen der Gesundheitslehre in Einklang bringen. Eine gesunde, kräftige Stute, die kein überflüssiges Fett angesetzt und bis zum letzten Tage der Tragezeit mäßige Arbeit geleistet hat, wird aller Wahrscheinlichkeit nach leichter gebären und dem Fohlen eine bessere Amme werden, als eine andere, die man das Dasein eines Mastviehes hat führen lassen.

Eine Frage, die im nahen Zusammenhang mit der Paarung der Stuten steht, ist, ob es innerhalb des Bereiches der Möglichkeit liegt, auf die Geschlechtsbildung einzuwirken. Daß es eine große Errungenschaft sein würde, das Resultat der Paarung im voraus bestimmen zu können, liegt auf der Hand. Die Wissenschaft ist deshalb auch redlich bemüht gewesen, das Geheimnis der Geschlechts-

bildung zu erforschen. Von den vielen Hypothesen, welche diesen Bemühungen ihre Entstehung verdanken, dürften wohl die vom Professor Thury in Genf aufgestellten das größte Aufsehen erregt haben (siehe „Über das Gesetz der Erzeugung der Geschlechter bei den Pflanzen, den Tieren und den Menschen“ von M. Thury). Nach genanntem Verfasser wäre die Geschlechtsbildung von dem Reifegrad der weiblichen Eier abhängig und zwar in der Weise, daß die vollkommene Reifung eine Entscheidung zu Gunsten des männlichen Geschlechtes bewirke. Bei einer im Beginne der Brunst vorgenommenen Paarung würde somit ein Weibchen und bei dem entgegengesetzten Verfahren ein Männchen zu erwarten sein. Thury hat seine Theorie der Geschlechtsbildung durch George Cornaz, Verwalter des Landgutes Montet im schweizerischen Waadtlande, prüfen lassen. Er gab Cornaz die Anweisung, Kühe im Beginne der Brunst bespringen zu lassen, um Weibchen, und am Ende der Brunst, um Männchen zu erhalten. Cornaz, der diese Anweisung getreulich befolgt hat, erklärte, daß er durchweg, ohne eine einzige Ausnahme, mit den Thury'schen Theorien übereinstimmende Ergebnisse erhalten habe. Auch in Frankreich, England und Amerika haben ähnliche, leider aber nicht mit Pferden vorgenommene Versuche zu denselben Resultaten geführt; anderseits fehlt es nicht an Erfahrungen, welche der von dem Schweizer Professor aufgestellten Behauptung jede Berechtigung absprechen. Die hier angeregte Frage wird daher noch immer als eine offene bezeichnet werden müssen. Wie einleuchtend es auch erscheinen möge, daß die innere Wärme des Muttertieres einen fördernden Einfluß auf den Organisationsstandpunkt des Eies ausübe und das reifere Ei infolge seiner größeren natürlichen Kraft befähigt sei, durchgreifender auf die Richtung der Geschlechtsbildung einzuwirken — irgend ein Beweis für diese Hypothesen läßt sich leider nicht erbringen.

Das Ergebnis der von Professor M. Wilkens in Wien vorgenommenen Untersuchungen über die Gesetze der Geschlechtsbildung ist folgendes:

1) Die Örtlichkeit (Boden und Klima) hat einen Einfluß auf das Geschlechtsverhältnis und die Geschlechtsbildung bei Haustieren, aber wahrscheinlich nur durch Vermittlung der Ernährung der Frucht im Mutterleibe.

2) Das Geschlechtsverhältnis und die Geschlechtsbildung der Haustiere ist abhängig von ihrer Rasse, aber nur insofern diese in Beziehung steht zu einer bestimmten Örtlichkeit und zu dem durchschnittlichen Ernährungszustande der ihr angehörenden Tiere.

3) Die Jahreszeiten, in denen die Haustiere erzeugt werden, haben einen Einfluß auf deren Geschlechtsverhältnisse und Geschlechtsbildung. Die warme Jahreszeit begünstigt die männliche Geschlechtsbildung, die kalte Jahreszeit die

weibliche; jene, weil sie im allgemeinen die Freßlust und die Ernährung der Haustiere herabsetzt, während die kalte Jahreszeit sie steigert.

4) Das Alter der männlichen Erzeuger hat keinen Einfluß auf das Geschlechtsverhältnis und die Geschlechtsbildung ihrer Nachkommen.

5) Die geschlechtliche Energie, bezw. die geschlechtliche Beanspruchung der männlichen Erzeuger, haben keinen Einfluß auf das Geschlechtsverhältnis und die Geschlechtsbildung ihrer Nachkommen. Auch das Alter des Samens hat keinen Einfluß auf die Geschlechtsbildung.

6) Das Alter der weiblichen Erzeuger beeinflußt das Geschlechtsverhältnis und die Geschlechtsbildung ihrer Frucht in der Weise, daß im allgemeinen Erstlings- und junge Mütter verhältnismäßig mehr weibliche Früchte, alte Mütter verhältnismäßig mehr männliche Früchte erzeugen. Dieser Einfluß des Alters läßt sich darauf zurückführen, daß im allgemeinen junge Mütter ihre Früchte besser nähren als alte.

7) Die Ernährung der Frucht im Mutterleibe beeinflußt die Geschlechtsbildung derselben im allgemeinen in der Weise, daß die bessere Ernährung die Entstehung des weiblichen Geschlechtes begünstigt, die schlechtere Ernährung aber die Entstehung des männlichen Geschlechtes.

8) Neben dem Einflusse der Ernährung auf die Geschlechtsbildung der Frucht, müssen sich aber noch andere, bisher nicht erforschte Einflüsse geltend machen, weil ein und derselbe weibliche Erzeuger im gleichen Ernährungszustande nicht immer das gleiche Geschlecht erzeugt.

9) Wegen dieser noch unbekannten Einflüsse ist die bestimmte Voraussage der Geschlechter, bezw. die willkürliche Erzeugung der Geschlechter unmöglich. Nur mit Wahrscheinlichkeit läßt sich voraussagen, daß junge und gut genährte Mütter verhältnismäßig mehr weibliche Junge, alte und schlecht genährte Mütter verhältnismäßig mehr männliche Junge gebären werden.

Mit aller Achtung vor der Erfahrung, Sachkenntnis und Gewissenhaftigkeit des Herrn Professor Wilckens möchte ich dennoch keinem Pferdezüchter empfehlen, obigen Lehrsätzen unbedingtes Vertrauen entgegenzubringen, denn daß dieselben — wenigstens was die Pferdezucht betrifft — ebenso oft widerlegt als bestätigt worden sind, ließe sich unschwer nachweisen. Die Studbooks, welche leider von unseren gelehrten Hippologen viel zu wenig als Quellen benützt werden, stellen dem Forscher gerade mit Bezug auf die hier angeregten Fragen ein ebenso reichhaltiges als zuverläßliches Material zur Verfügung. Band XV des „General Stud-Book“ enthält z. B. folgende offizielle Angaben über das innerhalb der englischen Vollblutzucht von 1881 bis inklusive 1884 erzielte Abfohlungsresultat. Es wurden geboren:

| | 1881 | 1882 | 1883 | 1884 |
|---|---|---|---|---|
| Hengstfohlen . . . | 928 | 920 | 1006 | 1001 |
| Stutfohlen . . . | 1063 | 996 | 958 | 956 |

Also während genannter vierjähriger Periode: 3855 Hengst- und 3973 Stutfohlen. Diese Zahlen erscheinen nicht geeignet, die Behauptung des Herrn Professor Wilckens, daß die bessere Ernährung die Entstehung des weiblichen Geschlechts begünstige, besonderen Nachdruck zu verleihen, denn da das Vollblut mit Bezug auf Ernährung unzweifelhaft besser daran ist als irgend ein anderer Pferdeschlag, müßte, falls Professor Wilckens Annahme berechtigt wäre, das ohnehin bei allen Rassen statistisch nachgewiesene Überwiegen des weiblichen Geschlechts in der Vollblutzucht bedeutende Dimensionen annehmen. Man braucht aber wie gesagt nur in den bisher erschienenen 15 Bänden des General Stud-Book nachzuschlagen, um zu der Überzeugung zu gelangen, daß dies nicht der Fall ist. Ebenso entschieden widerspricht das Stud-Book der von dem Herrn Professor aufgestellten Behauptung, daß in allgemeinen Erstlings- und junge Mütter verhältnismäßig mehr männliche Früchte erzeugen. Gehen wir z. B. die im XV. Band des Gestütsbuches unter dem Buchstaben A aufgeführten 120 neu hinzugekommenen Stuten durch, so finden wir, daß deren Erstlingsprodukte in 63 Fällen Hengst- und in 57 Fällen Stutfohlen gewesen sind. Unter dem Buchstaben B in demselben Band ist das Ergebnis der Erstlingsgeburten 62 Hengst- und 71 Stutfohlen und unter dem Buchstaben C 88 Hengst- und 86 Stutfohlen. 427 Erstlingsmütter brachten demnach 213 Hengst- und 214 Stutfohlen. Wem es nach einem reichhaltigeren Beweismaterial gelüstet, der möge jedes beliebige Gestütsbuch von A bis Z durchblättern, 400 oder 4000 Stuten, das Endresultat wird stets dasselbe bleiben — die mehr oder weniger sinnreichen Theorien über Geschlechtsbildung, mit welchen die Gelehrten uns bisher beschenkt haben, fallen in nichts zusammen, sobald sie einer ernsten Prüfung unterzogen werden. Dies gilt meiner Überzeugung nach auch von der in Amerika in großem Ansehen stehenden Stuyvesant'schen Theorie, welche lehrt, daß jedes folgende Ei, welches zur Reife gelangt, von entgegengesetztem Geschlecht wie das ihm unmittelbar vorhergegangene sei. Zu den Anhängern dieser Theorie, welche besonders in Amerika viel Staub aufgewirbelt hat, gehört auch ein bekannter praktischer Züchter, der kürzlich in einer amerikanischen Zeitschrift folgendes über seine mit dem Stuyvesant'schen Rezepte gemachten Erfahrungen veröffentlicht hat. Er schreibt: „Wer ein Kuhkalb zu erhalten wünscht, hat zuerst festzustellen, welcher Gattung die letzte Brunst der betreffenden Kuh gewesen. Darauf wird die Kuh zum Stier geführt. Sollte dieselbe nun güst bleiben, so muß eine Brunst übersprungen werden, denn diese liefert das Ei zu einem

Stierkalbe. Wird dagegen ein Stierkalb gewünscht, so lasse man die erste Brunst unbeachtet. Es gilt also nur Sicherheit mit Bezug auf die Brunstperioden zu gewinnen, das übrige besorgt die Natur. Zwillinge sind meist die Frucht einer Stierbrunst, wenn dieselben von verschiedenem Geschlecht. In diesem Falle pflegt auch das weibliche Zwillingsprodukt unfruchtbar zu sein. Werden dagegen Zwillinge verschiedenen Geschlechts nach einer Kuhbrunst geboren, so taugt das Stierkalb nicht zur Zucht. Es gehört jedoch zu den größten Ausnahmen, daß die Kuhbrunst zur Geburt von Zwillingen verschiedenen Geschlechts führt; meistens sind sie beide Kuhkälber. Vor einem Jahr basirte ich die Zucht meiner Gallowayheerde ausschließlich auf die Produktion von Kuhkälbern und jede einzelne Kuh ohne Ausnahme brachte mir das gewünschte Kalb weiblichen Geschlechts. Facta docent. Dagegen halte ich nichts von der Methode einiger Züchter, die Kuh während der Begattung mit dem Kopf gegen Norden zu stellen, wenn ein Stierkalb, und gegen Süden, wenn ein Kuhkalb gewünscht wird. Dasselbe gilt von der ziemlich verbreiteten Ansicht, daß bei einer im Beginne der Brunst vorgenommenen Paarung ein Männchen und bei dem entgegengesetzten Verfahren ein Weibchen zu erwarten wäre." (Thury lehrte bekanntlich genau das Gegenteil). So weit der Amerikaner, dessen Mitteilung ich hier wiedergegeben habe, um unsere Züchter zu veranlassen, ebenfalls Versuche in genannter Richtung vorzunehmen. Nützt's nichts, so schadet es wenigstens nicht.

Weitere Theorien, welche mit Bezug auf die Vorherbestimmung des Geschlechts aufgestellt worden sind, lassen sich in folgenden Punkten kurz zusammenfassen:

1. Wenn der Begattungstrieb beim Männchen stärker ist als beim Weibchen, so wird der Nachkomme ein Weibchen sein und umgekehrt.
2. Die Entwicklung des Fötus in der rechten Seite der Gebärmutter wird ein Männchen, in der linken Seite ein Weibchen zeitigen.
3. Das persönliche Übergewicht an Kraft und Energie in einem der Eltern wird in der Nachkommenschaft sein eigenes Geschlecht zur Geltung bringen.
4. Der rechtsseitige Hode oder Eierstock gibt den männlichen, der linksseitige den weiblichen Keim ab.
5. Die Erregung der einen oder anderen Seite des Männchens bei der Ausübung des Coïtus wird das Geschlecht des Jungen bestimmen.
6. Der Ausgangspunkt der Arterie der Hoden von der großen Körperpulsader wird in der Mehrzahl der Nachkommenschaft das Geschlecht

bestimmen. Das männliche Geschlecht wird in dem Verhältnis überwiegen, wie dieser Ausgangspunkt mehr nach vorn liegt.

7. Die bei der Züchtung vorgenommene beharrliche Auswahl von Weibchen, die hauptsächlich ein Geschlecht bringen und von Männchen, die von derselben Art Weibchen abstammen, wird schließlich einen Stamm begründen, der das zu Frage stehende Geschlecht in großer Überzahl produzirt.

Leider halten alle diese schönen Theorien nicht Stand, wenn sie zum Gegenstand einer gewissenhaften, auf die unwiderlegbaren Angaben der Stud- und Herd-Bücher gestützten Prüfung gemacht werden. Der amerikanische Schriftsteller J. H. Sanders hat daher vollkommen Recht, wenn er in seinem überaus lehrreichen, auch ins Deutsche übertragenen Werke „Die Pferdezucht" (Breslau 1888, Verlag von Wilh. Gottl. Korn) das Kapitel „Die Vorherbestimmung der Geschlechter" mit folgenden Worten abschließt:

„Es mag sein, daß wir schließlich die Verhältnisse entdecken werden, unter denen die verschiedenartigen Ursachen auf einander einwirken, so daß es uns möglich sein wird in vielen Fällen ein bestimmtes Geschlecht nach unserem Willen zu erzeugen, aber bis jetzt wissen wir hierüber nur wenig mehr, wenn überhaupt mehr, als unsern Großvätern bekannt war."

In das der Paarung gewidmete Kapitel gehört schließlich noch die Frage, wie oft pro Tag der Beschäler, ohne Schaden an seiner Gesundheit zu nehmen, decken könne.

Nach der Instruktion für die preußischen Landgestüte deckt der volljährige Landbeschäler 2mal am Tage mit Ausnahme des Sonntags, welcher der Ruhe gewidmet ist; die 4jährigen Hengste dagegen decken nur 1mal täglich und haben ebenfalls wöchentlich einen Ruhetag.

In den österreichischen Staats-Hengstendepots gelten folgende Vorschriften:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| 4jährige | Hengste | decken | wöchentlich | 3—4mal, |
| 5—7 | " | " | " | 6—7 " |
| 8—14 | " | " | " | 9 " |
| 15—18 | " | " | " | 6—7 " |
| ältere | " | " | " | 3—4 " |

In England werden die Vollbluthengste vornehmerer Klasse noch mehr geschont. Aus den im Racing-Calendar (Races Past) pro 1887 veröffentlichten Deckanzeigen ist z. B. zu ersehen, daß zu keinem der dort angekündigten besseren Hengste mehr als 40 Stuten angenommen werden, für die meisten ist die Durchschnittszahl sogar nur 30. So deckte Albert Victor 30 Stuten, George Frederick

35, Beaudesert 35, Sir Bevys 30, Xenophon 30 u. s. w. Anderseits werden den zur Halbblutzucht verwendeten, geringeren Vollbluthengsten, den sog. Travelling-Stallions (Reisehengsten) ganz unglaubliche Deckleistungen zugemutet. Viele derselben decken an den Reisetagen 6—8 Stuten. Ähnliches geschieht in Oldenburg, wo die Privatbeschäler im Durchschnitt 4—6mal am Tage decken und der hervorragendste Premienhengst eines Distriktes in Jütland erschien bei der Schau mit einer Deckliste, welche bezeugte daß er im verflossenen Jahre 225 (!) Stuten gedeckt hatte.

Graf Lehndorff ist der Meinung, daß man selbst den scharf deckenden und gut befruchtenden Vollbluthengsten hervorragender Klasse wöchentlich einen ganzen und drei halbe Ruhetage gewähren solle, d. h. also, daß man sie höchstens an 3 Tagen je 2mal und an den 3 anderen Wochentagen nur je 1mal decken lasse, jedoch müßten alle Hengste natürlich noch mehr geschont werden. Graf Lehndorff glaubt in England die Beobachtung gemacht zu haben, daß Vollbluthengste, so lange sie sehr umfänglich benutzt werden, leichte Füllen produziren, sich dagegen wesentlich stärker vererben, nachdem man die Anzahl der ihnen zugeführten Stuten auf 30 herabsetzt. Anderseits geht, wie Sanders bemerkte, aus in Sachsen, Frankreich und Amerika veröffentlichten statistischen Aufzeichnungen hervor, daß die Anzahl der gedeckten Stuten keinen Einfluß auf den Prozentsatz der geborenen Fohlen ausübt, und daß ein gut gepflegter Hengst 80 bis 110 Stuten in der Deckperiode mit einem ebenso großen Durchschnittsprozentsatz an Fohlen decken könne, wie ein Beschäler welcher auf weniger als die Hälfte dieser Anzahl beschränkt wird.

## Die Trächtigkeit der Stuten.

Die ersten Anzeichen, welche vermuten lassen, daß die Stute tragend ist, sind: das Aufhören des Rossens, ein verändertes Benehmen, wie z. B. geringere Empfindlichkeit oder auch gesteigerte Reizbarkeit, zunehmende Freßlust ohne entsprechende Fett- oder Fleischanlage ꝛc. und schließlich die größere Rundung, sowie ein tieferes Senken des Bauches. Sicherere Trächtigkeitszeichen sind jedoch nur die in der zweiten Hälfte der Tragezeit zu beobachtenden Bewegungen der Frucht, welche besonders des Morgens beim Tränken mit kaltem Wasser beim Andrücken der flachen kalten Hand an den Bauch in der rechten Weichengegend fühlbar werden. Allerdings sind, besonders bei Ungeübten, Irrtümer bei diesem empirischen Verfahren nicht ausgeschlossen. Absolute Sicherheit gewährt daher nur die Untersuchung durch den Mastdarm bezw. durch die Scheide. Noch später — gegen den 9. Monat

der Tragezeit — stellen sich nicht selten ödematöse Geschwülste an den Hintergliedmaßen, dem Euter und dem Bauche ein. Schließlich wird das Euter größer und es schießt Milch ein, die anfangs klar und gelblich ist, allmählich aber dicker wird und einige Zeit vor der Geburt an den Zitzen sog. Harztröpfchen bildet. Die Geburt ist dann nahe bevorstehend. Sollte aber das Euter vorzeitig antreten oder sogar Milch zu laufen anfangen, so kann der Züchter sich darauf gefaßt machen, daß die Stute ihm eine arge Enttäuschung bereiten wird; es steht dann mit größter Wahrscheinlichkeit eine Frühgeburt bevor oder auch trägt die Stute Zwillinge, von denen vermutlich keines lebensfähig sein wird. Die Erscheinungen, welche die Vorbereitungen zur Geburt charakterisiren, sind folgende: die breiten Beckenbänder erschlaffen und sinken beträchtlich ein, der Bauch hängt tiefer hinunter, die Flanken fallen ein, das Euter ist stärker geschwollen, aus der angeschwollenen Scheide fließt eine schleimige Flüssigkeit und die Tiere zeigen meist eine gewisse Unruhe. Ungefähr 24—30 Stunden vor der Geburt läßt sich schon etwas Milch aus dem Euter ausziehen. Nun ist der Moment gekommen, die Stute in einer geräumigen, reichlich mit weicher Streu versehenen Box aufzustellen und ihr die Eisen abzunehmen, falls dies nicht bereits geschehen sein sollte. In der Regel trägt die Stute 48 ½ Wochen, 340 Tage oder 11 Monate, jedoch pflegen ältere Stuten bisweilen 12 Monate zu tragen; andere dagegen gebären schon mit 10 ½ Monaten. Die längere Tragezeit ist indessen entschieden vorzuziehen.

Dies ist der normale Verlauf der Tragezeit. Leider ist der Ausgang nicht immer ein so befriedigender.

Die Hauptursache der vielen fruchtlosen Paarungen liegt zweifelsohne in dem Umstande, daß genaue Kenntnis der auf die Befruchtung einwirkenden Faktoren nur selten bei den kleineren Züchtern anzutreffen ist. Diese Unwissenheit ist es auch, die zu dem widrigen und rohen, wenn nicht lächerlichen Verfahren Anlaß gibt, das während der Deckzeit auf so vielen Stationen beobachtet werden kann. Man will die Natur meistern, man handelt aufs Geratewohl und erreicht so gerade das Gegenteil von dem, was man angestrebt. Hierin liegt auch die Erklärung der eigentümlichen Erscheinung, daß die Stutenbesitzer im allgemeinen geneigt sind, dem Hengste die ganze Schuld für die verfehlte Paarung aufzubürden. Sie wollen nicht zugeben, daß die Stute irgend welchen Anteil an der ärgerlichen Enttäuschung haben könnte und noch weniger kommt es ihnen in den Sinn, sich selbst der geringsten Versäumnis anzuklagen. Der Mensch ist nun einmal so, daß er, obwohl er gewiß nicht versäumen wird, seine etwaigen Erfolge an die große Glocke zu hängen, sein Mißgeschick gerne dem Zufall in die Schuhe schiebt. Wir haben immer recht, das Schicksal aber nur dann, wenn es unsere Wünsche erfüllt.

Nun will ich allerdings nicht bestreiten, daß der Hengst häufig genug nicht in der Kondition gehalten wird, die seine Fruchtbarkeit erhält und steigert; anderseits aber hege ich die feste Überzeugung, daß die Klagen über mangelnde Fruchtbarkeit dieses oder jenes Hengstes keinen anderen Grund haben, als daß demselben die betreffenden Stuten nicht im rechten Moment zugeführt worden sind.

Eine andere sehr gewöhnliche Ursache erfolgloser Paarungen ist, daß der Züchter seiner Stute während jener Periode der Tragezeit, wo der Abortus am meisten zu befürchten ist, nicht die erforderliche Pflege angedeihen läßt.

Wie allgemein bekannt, besteht der Abortus darin, daß das Muttertier vor der Zeit eine tote oder lebensunfähige Frucht zur Welt bringt. Die Frucht kann aber auch ausgestoßen werden, bevor sie deutlich ausgeprägte Formen angenommen. Dies geschieht meistens zwischen dem 1. und 20. Tag nach dem Sprunge. Die Franzosen haben für diese Art des Verfohlens den bezeichnenden Namen „coulure“ (von couler = fließen) erfunden. Verfohlt die Stute zwischen dem 21. Tag und dem 4. Monat der Tragezeit, so sind die ersten Konturen des zukünftigen Foetus bereits zu erkennen, weshalb ein solches Verfohlen auch „Verwerfen des Embryos“ genannt wird. Nach genanntem Zeitpunkt entwickelt sich das Embryo zum Foetus. Wird letzterer nicht in lebensfähigem Zustande geboren, so haben wir es mit einem Abortus im gewöhnlichen Sinne des Wortes zu thun. Dieser tritt gewöhnlich im 5. Monat der Tragezeit ein.

Die Ursachen des Verwerfens sind sehr verschiedenartiger und allgemeiner Natur. Die äußeren Verhältnisse, wie z. B. atmosphärische Einflüsse, spielen hier eine sehr große Rolle. Bei anhaltender regnerischer Witterung treten die Fehlgeburten am häufigsten auf, jedoch kommen dieselben auch in trockenen, warmen Frühjahren vor. Und da wir nun wissen, daß die Lebenskraft und Energie unserer grasfressenden Haustiere durch Regen herabgestimmt wird, die Hitze dagegen einen erregenden Einfluß auf die Konstitution des Tieres ausübt, so liegt es nahe zur Hand, anzunehmen, daß die Fehlgeburt sowohl durch allgemeine Erschlaffung (Mangel an Tonus), als auch durch zu große Reizbarkeit des Muttertieres verursacht wird. Die Gesundheitslehre gibt uns Mittel an die Hand, solche Unregelmäßigkeiten zu bekämpfen. Gegen Schlaffheit schreibt sie eine stärkende Diät, gegen Reizbarkeit erfrischende Futtermittel vor.

Die Ausstoßung des Embryos kann indessen auch durch mechanische Insulten hervorgerufen werden. Zur Beobachtung gelangen solche Fälle jedoch selten; der Besitzer nimmt gewöhnlich ohne weiteres an, daß die Stute unbefruchtet geblieben und braucht dann der Hengst für den Spott nicht zu sorgen. Sollte dagegen der Züchter ausnahmsweise dahinter gekommen sein, daß seine Stute das Embryo aus-

gestoßen, so möge er, falls es nicht bereits zu spät dazu ist, versuchen, durch kräftige, erregende Fütterung eine neue Brunst hervorzurufen, damit die Stute womöglich noch einmal zum Hengste geführt werden könne.

Zu den Ursachen des eigentlichen Abortus übergehend, werden wir zunächst zu beachten haben, daß dieselben drei Gruppen bilden und zwar:

1. Ursachen, die ihren Sitz im Mutterleibe oder in den Eiern haben.
2. Die Folgen traumatischer, d. h. durch mechanische Insulte hervorgerufener Einwirkungen.
3. Die Folgen zufälliger, äußerer Verhältnisse.

Die im Mutterleibe wurzelnden Ursachen teilen sich wiederum in solche, welche nachteilig auf die ganze Konstitution des Muttertieres einwirken oder allmählich die Frucht töten, wie z. B. Cachexien (ein durch gestörte Ernährung und fehlerhafte Blutmischung bedingter pathologischer Zustand), oder auch gehören dieselben zu den Fieberkrankheiten und anderen Leiden, welche einen vermehrten Blutzufluß zu den Organen des Unterleibes hervorrufen. Blut, das mit Kohlensäure überladen und an Sauerstoff verarmt ist, kann ebenfalls das Absterben der Frucht veranlassen, und daß chronische Krankheiten, wie z. B. Brustwassersucht, ebenfalls sehr häufig das Verwerfen zur Folge haben, dürfte jedem Züchter bekannt sein. Ebenso ist Entzündung der inneren Fläche der Gebärmutter eine oft vorkommende Ursache des sporadischen Abortus.

Mit einiger Sicherheit diejenigen Ursachen anzugeben, welche mit einer abnormen Beschaffenheit der Frucht im Zusammenhang stehen, ist heute noch ein Ding der Unmöglichkeit, falls man nicht eine übergroße Menge Fruchtwasser, sowie den speziell bei Zwillingsbildung häufig beobachteten gereizten Zustand der Gebärmutter unter dieser Rubrik anführen will.

Es wird allgemein angenommen, daß der Abortus ansteckend sei, und obwohl es schwer halten dürfte, wissenschaftliche Gründe für diese Behauptung anzugeben, wird der erfahrene Züchter dennoch nie unterlassen, eine Stute, die verworfen hat oder augenscheinlich im Begriffe steht, dies zu thun, sofort von anderen trächtigen Stuten zu trennen, denn daß der Stallboden, die mit dem Scheidenausfluß besudelte Streu und sonstige Gegenstände Veranlassung zur Infektion geben können, ist eine über jeden Zweifel erhabene Thatsache.

Die durch mechanische Insulte erzeugten Ursachen des Verwerfens sind meistens: heftige, durch Sprünge, Niederstürzen, Stöße, große Anstrengungen, schnelles Laufen, plötzliches Pariren, wiederholtes Decken während der zweiten Periode der Tragezeit u. s. w. hervorgerufene Erschütterungen.

Unter den zufälligen äußeren Verhältnissen, die Anlaß zum Verwerfen geben

können, verdienen die atmosphärischen Einflüsse in erster Reihe genannt zu werden. In solchen Jahren, wo plötzlicher Temperaturwechsel oder feuchte, neblige Witterung anhaltend vorherrschen, nimmt der Abortus häufig einen seuchenartigen Charakter an. In vielen Fällen liegt die Ursache auch in verdorbenem, gefrorenem, schimmeligem, kraftlosem, mit Rost oder Mutterkorn behaftetem Futter, in plötzlichen Übergängen von einer Fütterung zur andern, zu reichlichen Gaben von Mohrrüben, verdorbenem Getränke, starken Arzneimitteln, Hysterie, Angst, Schrecken, Zorn u. s. w. Schließlich sei auch erwähnt, daß der Aufenthalt in Schafställen, sowie das Fressen des Ranunculus bulbosus und der Herbstzeitlose Verwerfen zur Folge haben kann.

Wollten die Züchter alles, was hier über die gewöhnlichsten Ursachen des Verwerfens mitgeteilt worden, ihrer besonderen Aufmerksamkeit würdigen, so würde ihnen sicher mancher schwer zu verschmerzende Verlust erspart bleiben.

Befindet sich das Tier noch im ersten Dritteile der Trächtigkeit, so erfolgt das Verwerfen oft ohne weitere Vorboten ganz plötzlich nach der stattgefundenen Veranlassung und wird dasselbe dann auch häufig gänzlich übersehen. In den späteren Perioden der Trächtigkeit dagegen treten unmittelbar vor dem Verwerfen schwache Kolikerscheinungen ein. Die Stute stellt sich oft zum Stallen, liegt viel, frißt nicht, krümmt den Rücken, hebt den Schweif, drängt und wird schließlich von den Wehen befallen, worauf die Eihäute platzen, das Fruchtwasser abfließt und die Frucht ausgestoßen wird oder auch gleichzeitig mit den Eihäuten hervortritt. Bei dem infektiösen Abortus pflegt sich mehrere Tage vor der Ausstoßung der Frucht ein geringer, rötlichgelber Scheidenausfluß einzustellen, wobei die Scheide unnatürlich gerötet erscheint.

Hat die Frucht ein Alter von 5—7 Monaten erreicht, so nimmt der Abortus einen ziemlich langsamen Verlauf, was seine natürliche Erklärung in dem Umstande findet, daß das Junge dann schon eine beträchtliche Größe erlangt hat und die Thätigkeit der Gebärmutter weniger kräftig als in den späteren Perioden der Trächtigkeit ist.

Es liegt im Bereiche der Möglichkeit, dem Verwerfen vorzubeugen, wenn man sofort nach Wahrnehmung der ersten Anzeichen Sorge dafür trägt, daß der Stute vollkommene Ruhe gegönnt wird, daß sie Stallung und Umgebung wechselt und außerdem die etwa durch Krankheitszustände hervorgerufenen Mißverhältnisse abgestellt werden. Große Freude wird der Züchter aber selten an einem solchen mit Ach und Krach ausgetragenen Fohlen erleben. Auch bleibt wohl zu berücksichtigen, daß der Abortus in vielen Fällen von der Natur hervorgerufen wurde, um das Muttertier von einer toten, möglicherweise sogar schon in Verwesung übergegangenen Frucht zu befreien und dann absolut nicht verzögert werden darf.

Nachdem die Stute abortirt hat, gebe man derselben stärkendes, leicht verdauliches Futter in kleinen oft wiederholten Gaben und lasse ihr in jeder Richtung die sorgfältigste Pflege angedeihen. Es ist somit auch anzuraten, sie erst in der nächsten Saison wieder zum Hengste zu führen.

Daß einer Stute, die einmal abortirt hat, nie mehr recht zu trauen ist, wird von der Erfahrung öfter bestätigt als widerlegt. Graf Lehndorff empfiehlt, solchen Stuten täglich, allmählich steigend, ein bis höchstens zwei Liter Hanfsamen ins Futter zu geben und damit mindestens 4 Wochen vor der Trächtigkeitsperiode, in welcher das letzte Mal der Abortus eintrat, zu beginnen. Der genannte Verfasser behauptet, daß es ihm gelungen sei, mit diesem Mittel die Wiederholung des Abortus hintanzuhalten, wenn die Stuten vorher nicht mehr als einmal verfohlt hatten. Selbstverständlich gebietet die Vorsicht außerdem, Stuten dieser Kategorie auf das Sorgfältigste vor allen solchen Einwirkungen zu schützen, welche Veranlassung zu erneuertem Verwerfen geben könnten. Ganz besonders sei der Züchter davor gewarnt, die trächtigen Stuten mit nüchternem Magen auf die Weide zu treiben, so lange noch Thau, von Reif gar nicht zu reden, auf dem Grase liegt.

Schließlich glaube ich noch erwähnen zu sollen, daß eine in vielen Staatsgestüten gemachte Erfahrung, die oft als Aberglauben bezeichnete Behauptung, Hengstfohlen würden länger als Stutfohlen getragen, zu bestätigen scheint. Verzögert sich also das Abfohlen 2—3 Tage über die gewöhnliche Zeit, so kann immerhin mit einiger Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß die Stute ein Hengstfohlen bringen wird. Alle übrigen „unfehlbaren" Anzeichen, wie z. B. daß der an der unteren Fläche des Bauches sitzende Haarwirbel eine zottige Beschaffenheit annehme, wenn ein Hengstfohlen und eine glatte, wenn ein Stutfohlen zu erwarten sei, daß die Anschwellung des Euters sich mehr nach rückwärts erstrecke, die rechte Zitze zuerst anschwelle und die Wölbung des Bauches runder erscheine, wenn das Junge männlichen Geschlechts, verdienen ungefähr dasselbe Vertrauen wie die Enthüllungen des „Ägyptischen Traumbuches".

## Die Geburt.

Der Geburt gehen mitunter ein oder zwei Tage hindurch leichte, vorbereitende Wehen voraus. In der Regel ist dies jedoch nicht der Fall, sondern wird der Geburtsakt ohne Vorbereitung durch die eigentlichen Wehen eingeleitet.

Haben sich die Anzeichen der nahe bevorstehenden Geburt eingestellt, so ist

es Pflicht des Wärters, die Stute keinen Moment aus den Augen zu lassen. Doppelt notwendig erscheint dies während der Nachtstunden, da die meisten Stuten während der Nacht gebären und hierbei augenblickliche Hilfe seitens des Menschen zur Verhütung von Unglücksfällen, wie z. B. Erstickung des Fohlens, dringend erforderlich sein kann.

Wenn die entscheidende Stunde naht, wird die Stute unruhig. War sie früher mit Fressen beschäftigt, so hört sie plötzlich hiermit auf und sieht sich um, als ob sie lauschen würde. Gleichzeitig machen sich die ersten Wehen bemerkbar; die Stute wedelt mit dem Schweif, trippelt ängstlich hin und her, legt sich nieder, steht wieder auf und sucht sich ein einsames Plätzchen, falls sie in Freiheit ist. Unterdessen nehmen die Wehen ständig an Intensivität zu, was zur Folge hat, daß sich die Haut mit Schweiß bedeckt und der Puls beschleunigt wird; der Bauch ist gespannt und die Stute setzt öfters Harn und Kot in geringeren Mengen ab.

Meistens folgt nun eine kurze Periode relativer Ruhe, worauf die Wehen sich aufs neue mit größerem Nachdruck und kürzeren Zwischenpausen als zuvor einstellen. Steht die Stute aufrecht — was gewöhnlich nicht der Fall ist — so nähert sie ihre vier Füße unter dem Leibe, krümmt den Rücken, beugt die Sprunggelenke etwas und übt durch kräftige Konzentration der gesamten Rumpfmuskulatur einen energischen Druck auf die Gebärmutter und die Frucht aus, wodurch letztere etwas in das Becken hineingedrängt wird. In diesem Stadium des Geburtsaktes erscheint die von den Eihäuten gebildete Wasserblase in der Scheide und am Wurfe. Mit jeder frischen Wehe wird eine gewisse Menge Fruchtwasser in diese Blase getrieben, so daß deren stark ausgedehnte Wände schließlich bersten (Blasensprung), worauf ein Teil des Fruchtwassers sofort, ein anderer während der folgenden Wehen und der Rest nach vollendeter Geburt entleert wird. Nach dem Blasensprung tritt meistens wiederum eine Pause ein; bald aber erscheinen neue, stärkere Wehen, welche den Fötus mehr und mehr in das Becken hineintreiben, so daß schließlich — bei normaler Lage (s. Fig. 462) — die Vorderfüße und Schnauze desselben zwischen den Schamlippen sichtbar werden. Es dauert nun nicht lange mehr, bevor das Geburtsgeschäft durch vollständige Austreibung des Jungen sein Ende erreicht. Bei Stuten dauert das eigentliche Austreibungsstadium selten länger als 15—30 Minuten. Mitunter, jedoch nicht häufig, kommt die Frucht in die Fruchthüllen eingeschlossen zur Welt; von solchen Geburten pflegt man zu sagen, „das Junge sei in der Glückshaube geboren". In diesem Falle erfolgt das Sprengen der Eihäute entweder von selbst, durch die Bewegungen des Jungen, oder es muß die Eröffnung schleunigst durch die Hand des Menschen geschehen, um das Junge vor dem Ersticken in den Fruchthüllen zu retten.

Die meisten Stuten gebären liegend, nur von wenigen wird die Geburt im Stehen vollendet. In beiden Fällen reißt die Nabelschnur, in welcher noch während der Geburt eine schwache Blutzirkulation stattfindet, von selbst ab. Sollte dies aber ausnahmsweise nicht geschehen, so muß dieselbe abgerissen oder abgeschnitten werden. Das Abreißen möchte ich jedoch nicht empfehlen. Weit besser ist es, die Nabelschnur in einer Entfernung von ca. 3 cm vom Nabel möglichst fest mit einem nicht zu dünnen Bindfaden zu unterbinden und dieselbe sodann unterhalb des Fadens abzuschneiden. Dies hat zu geschehen, nachdem das Pulsiren in der Nabelschnur aufgehört.

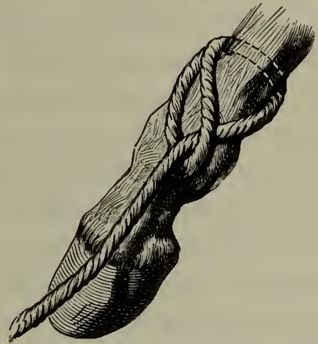
Die Nachgeburt erfolgt meist schon eine Viertel- oder eine halbe Stunde nach der Geburt unter Erscheinungen, welche denen der Geburt gleichen. Es hat indessen nichts auf sich, wenn dieser letzte Akt des Geburtsgeschäftes auch 4 bis 6 Stunden auf sich warten lassen sollte. Geht die Nachgeburt aber nicht binnen 24 bis 36 Stunden von selber ab, so muß die Austreibung derselben auf künstlichem Wege bewirkt werden. Graf Lehndorff empfiehlt zu diesem Zwecke die Einfüllung möglichst großer Mengen warmen Wassers mit ca. 1—2prozentiger Carbollösung in die Gebärmutter vermöge des Damman'schen Klystierapparates (Fig. 695). Sobald die Nachgeburt abgegangen, ist dieselbe zu entfernen und zu vergraben.

Neunundneunzigmal unter hunderten nimmt die Geburt den hier geschilderten regelmäßigen Verlauf. Anderseits aber sind Abweichungen von demselben bei der Stute bedenklicher als bei der Kuh oder dem Schafe, weil es schwieriger hält, ersterer beizustehen, und die Stute außerdem durch Instrumentalentbindung ihres ganzen Wertes beraubt werden kann. Wenn nur irgend möglich, sollte deshalb der in solchen Dingen unerfahrene Züchter bei dem ersten Anzeichen, daß das Geburtsgeschäft seiner Stute auf Hindernisse gestoßen, sich sofort des Beistandes eines geschickten Tierarztes oder gewandten Praktikers versichern. Die gewöhnlichsten Abweichungen von dem normalen Verlauf der Geburt werden hervorgerufen durch mangelnde oder zu schwache Wehen, zu starke Wehen, zu enges Becken, Krampf des Gebärmutterhalses, Verengerung und Verschließung des Gebärmutterhalses, Gebärmuttermundverwachsung, Verengerung der Scheide und der Scham, zu große Dimensionen der ganzen Frucht oder einzelner Teile derselben, Absterben und Fäulnis der Frucht, fehlerhafte Lage der Frucht, Zwillingsgeburten u. s. w.

Wird die Geburt durch zu schwache Wehen übermäßig verzögert, ist es am besten, von dem Gebrauche der unsicher und viel zu langsam wirkenden wehenerregenden Mittel abzusehen und die fehlenden oder zu schwachen Wehen ohne weiteres durch äußere Zugkraft zu ersetzen. Jedoch muß das Ziehen sachte, nicht ruckweise oder stoßweise geschehen und darf dasselbe, falls noch etwelche Wehen vor-

handen sind, nur in den Momenten stattfinden, wo sich diese äußern. Man sucht zu diesem Zwecke die Vorderfüße oder die Köthen des Fohlens mit der Hand zu erfassen und legt um dieselben dort die Geburtsschlinge (Fig. 744). Das andere Ende des vorher in warmes Wasser getauchten Strickes muß noch um ein gutes Stück aus dem Wurfe heraushängen, damit dort ein oder mehrere Gehilfen ordentlich anfassen können. Der Strick soll selbstverständlich möglichst glatt und überdies eingeölt sein. Auch ist darauf zu sehen, daß der Strick möglichst frei verlaufe, d. h. nicht mehr als absolut unvermeidlich an den Rändern des Wurfes anstreife oder gar einschneide, sowie daß nur abwärts nach den Schenkeln der Stute und nicht aufwärts gegen den Rücken gezogen werde, damit der Scheidenrand nicht einreiße. Außerdem lasse man Erstlingsmüttern vor dem Abfohlen die Scham nachdrücklich mit Öl oder noch besser mit Vaselin einreiben. Gegen zu starke Wehen, welche besonders bei schweren Geburten das Muttertier in große Gefahr bringen können, empfiehlt Graf Lehndorff verschiedene betäubende Mittel, wie z. B. 5—6 Gramm Chloroform auf je ein Päckchen Watte oder Schwamm, die in die Nasenlöcher der Stute gesteckt werden, subkutane (d. h. unter die Haut applizirte) Einspritzungen von $0{,}25$—$0{,}30$ Gramm Morphium, oder, falls keines dieser Medikamente zu haben, Besäufen der Stute durch Eingeben von $^1/_2$—1 Liter starkem Branntwein.

Fig. 744.



Lage der Geburtsschlinge.

Die fehlerhaften Lagen lassen sich in drei Kategorien einteilen, nämlich 1) die Kopflage, 2) die Steißgeburt und 3) die Querlage.

Bei der Kopflage liegt das Füllen:

a) mit wagrecht vorgestreckten Vorderbeinen, aber seit- oder rückwärts geschlagenem Kopf;

b) mit regelrechter Beinlage, aber mit zwischen den Vorderbeinen nach unten durchgesunkenem Kopf;

c) mit regelrecht vorgestrecktem Kopf, aber einem oder beiden im Knie zurückgeschlagenen Beinen;

d) mit regelrechter Kopflage, aber einem oder beiden in der Schulter zurückgeschlagenen Beinen;

e) mit regelrechter Kopflage, aber einem oder (was sehr selten) beiden über das Genick geschlagenen Beinen;

f) mit zurückgeschlagenem Hals und beiden (oder auch nur einem) in der Schulter zurückgeschlagenen Beinen;

g) in der Rückenlage, d. h. mit dem Rücken dem Nabel der Mutter und mit den Beinen ihrem Rückgrat zugekehrt;

h) in der Rückenlage mit verschlagenem Kopf und Beinen, d. h. also rückwärts sitzend.

Bei der Steißgeburt liegt das Füllen:

a) mit den hintern Hufen voran;

b) mit den Sprunggelenken voran;

c) mit dem Becken voran;

d) in der Rückenlage mit obigen Variationen.

Bei der Querlage (der mißlichsten von allen) liegt das Füllen:

a) mit Kopf und allen vier Beinen voran;

b) mit dem Rücken quer vor das Becken der Mutter gestemmt.

Alle diese fehlerhaften Lagen, sowie die Hilfeleistungen, welche dieselben erfordern, näher zu beschreiben, würde mehr Raum in Anspruch nehmen als mir zur Verfügung steht. Und da nun außerdem bei der Geburtshilfe die praktische Erfahrung — von der notwendigen Übung in den sehr verschiedenartigen Handgriffen gar nicht zu reden — eine weitaus größere Rolle als das theoretische Wissen spielt, habe ich es für zweckmäßiger erachtet, dieses ohnedies schon sehr umfangreiche Handbuch nicht noch mit einer nur für Spezialwerke passenden Abhandlung über die Aufgaben der Geburtshilfe zu belasten. Diejenigen Leser, welche sich auch auf dem hier in Rede stehenden Gebiete zur Selbständigkeit emporarbeiten wollen, finden in Graf Lehndorff's mehrfach zitirtem „Handbuch für Pferdezüchter", sowie in Franck's „Handbuch der tierärztlichen Geburtshilfe" jene Anleitung, welche sie zu ihren praktischen Studien benötigen.

Einige kurze Andeutungen glaube ich dem Leser aber dennoch schuldig zu sein. Vor allem möchte ich den Anfänger nachdrücklich vor der gerade während des nicht von praktischer Erfahrung geleiteten Studiums der tierärztlichen Handbücher leicht entstehenden Illusion warnen, daß die Geburtshilfe eine ziemlich einfache und leichte Sache sei. Der angehende Züchter möge nur bei den Veteranen der Fachwissenschaft anfragen — alle werden sie ihm den Bescheid erteilen, daß der Erfolg nirgends so selten und so schwer zu erringen sei als auf dem Gebiete der Geburtshilfe. Es gibt allerdings überall einige Praktiker, die infolge besonderer Begabung und langjähriger Übung in genannter Spezialität einen gewissen Ruf erlangt haben, zahlreich sind dieselben aber sicher nicht, und wollten sie aufrichtig sein, würden sie zweifelsohne zugeben, daß ihre Hilfeleistung häufiger zu einem

unbefriedigenden als zu einem befriedigenden Resultate geführt. In der Geburtshilfe sind Erfolge überhaupt nur nach wiederholten praktischen Versuchen, sowie durch Aufwand großer Geduld und genaue Kenntnis aller einschlägigen anatomischen, physiologischen, mechanischen ꝛc. Faktoren zu erreichen. Aber selbst unter den günstigsten Voraussetzungen können wir die Thatsache nicht aus der Welt schaffen, daß das Fohlen die während der Geburtshilfe schwer zu vermeidenden mechanischen Insulten selten zu überleben vermag, und stirbt das Fohlen, so hängt auch das Leben der Mutter meistens nur an einem Faden.

Der größte Züchter wird selbstverständlich nicht unterlassen, sich mit den notwendigsten Instrumenten zur Geburtshilfe, wie Geburtshaken, Geburtskrücke, Bogensonde ꝛc., zu versehen. Wer als Geburtshelfer auftreten will, muß aber nicht nur über die erforderlichen Instrumente, sondern auch über einen langen muskulösen Arm, eine kleine Hand und lange Finger verfügen können, welche im Stande sind, einen Fuß oder einen Fessel, trotz gewaltsamen Drucks der Geburtsorgane, wie in einer Schraube festzuhalten. Die Instrumente sind nur dazu da, um die Hand des Geburtshelfers oder die Anstrengungen der Mutter zu unterstützen. Auch mit den Instrumenten kann man daher eine geübte und geschickte Hand nicht entbehren. Von größter Wichtigkeit ist, daß die Fingernägel vor der Operation ganz kurz und rund geschnitten und die Ringe abgelegt werden, damit bei dem Einführen der Hand und des — natürlich nackten — mit Öl eingeschmierten Armes keine Verletzung der sehr empfindlichen inneren Schleimhäute vorkommen könne. Außerdem empfiehlt es sich, die Schleimhäute durch die Einführung von Öl, Glycerin oder Leinsamenabkochung (im Notfalle thut's auch reines laues Wasser) vor dem Trockenwerden zu schützen, denn die Lage eines von trockenen Häuten umschlossenen Fohlens zu berichtigen, muß als ein Ding der Unmöglichkeit bezeichnet werden.

Um beim Einführen der Hand die Reibung möglichst zu vermeiden, ist mit den Fingern eine Art Keil zu bilden, indem man die Spitzen aller fünf Finger bei vollkommen gestrecktem Daumen sich berühren läßt (Fig. 745).

Fig. 745.



Fingerstellung beim Einführen der Hand.

Die Leine um irgend einen Teil des Fötus zu schlingen, ist indessen nicht immer eine leichte Sache, besonders wenn man sich hierzu der Hand allein bedienen muß. In solchen Fällen leistet der lange Geburtshaken, sowie die Bogensonde gute Dienste.

Im übrigen empfehle ich folgende vom Grafen Lehndorff in seinem berühmten „Handbuch“ aufgestellten allgemeinen Regeln der eingehendsten Berücksichtigung des Lesers:

1) Kann die Stute infolge abnormer Lage des Fohlens nicht gebären und findet der Geburtshelfer bei der Untersuchung das Fohlen bereits so weit an das Becken heran- und hereingeschoben, daß er in seinen Manipulationen dadurch behindert wird, so lasse er die Stute aufstehen. Das Füllen wird dann von selbst wenigstens in den Wehenpausen, mehr in die Bauchhöhle hinabgleiten und dem Arm des Geburtshelfers freien Raum gewähren.

2) Genügt auch das noch nicht, so stelle man die Stute durch Anhäufen von Dünger hinten höher als vorn.

3) Kann oder will die Stute nicht stehen, so lege man wenigstens das Hinterteil höher als das Vorderteil durch Unterstopfen von Stroh oder Dünger.

4) Ist umgekehrt beim Stehen das Fohlen mit der Hand nicht zu erreichen, so lege man die Stute nieder und wenn nötig, vorn höher als hinten.

5) Die Stute muß stets so gelegt werden, daß das Fohlen mit dem verschlagenen Gliede, dessen Lage berichtigt werden soll, nach oben zu liegen kommt.

6) In allen Fällen, wo das Fohlen in der Rückenlage in die Geburt tritt, lege man, nachdem die sonst etwa noch vorhandenen Abnormitäten in der Lage des Füllens berichtigt worden sind, die Stute genau auf den Rücken, mit den Beinen nach oben, da in dieser Lage die Hervorziehung des Fohlens durch den unteren Beckenrand der Stute weniger gehindert wird. Es ist ratsam, bei dieser Lage die Stute, wenn sie nicht ganz ruhig liegen will, zu fesseln, jedoch so, daß nur immer die zwei Beine derselben Seite zusammengeschnürt sind. Man stecke dann quer durch die Beine eine Stange, welche von zwei Leuten auf jeder Seite gehalten wird. Hierdurch werden alle Versuche zum Wälzen wirksam verhindert, die Geburtswege aber in keiner Weise behindert.

7) Muß der Geburtshelfer, was gewöhnlich der Fall, das Füllen in die Bauchhöhle zurückschieben, um die Lage verschlagener Körperteile zu berichtigen, so thut er weise, wenn er die regulär vorliegenden Gliedmaßen vorerst anseilt, denn einerseits steht es dann vermöge dieser Seile in seiner Macht, das Füllen zu jeder beliebigen Zeit wieder an resp. in das Becken vorzuziehen, was von großem Wert, anderseits kommt es nicht selten vor, daß auch die Körperteile, welche anfangs schon regelrecht vorlagen, sich beim Zurückschieben auch noch verschlagen.

8) Die Feststellung, ob das Füllen lebt oder tot ist, läßt sich am sichersten auf folgende Weise ausführen: Liegt der Kopf erreichbar, so sucht man die Zunge seitwärts aus dem Maul zu ziehen. Wird sie zurückgezogen, so kann man mit Bestimmtheit annehmen, daß das Fohlen lebt. Umgekehrt ist die Sache aber nicht so sicher, d. h. auch das lebende Fohlen zieht die Zunge nicht immer zurück.

9) Hat man die Überzeugung gewonnen, daß das Fohlen nicht mehr am Leben, so handelt es sich natürlich nur noch um Erhaltung der Stute.

10) Dagegen ist der Versuch, das Fohlen durch den Kaiserschnitt zur Welt zu bringen und die Mutter zu töten ratsam, wenn die Stute sehr alt ist, die Geburtsschwierigkeiten so groß erscheinen, daß die bereits bejahrte Stute voraussichtlich keine gesunde Fohlen mehr zur Welt bringen wird, überhaupt keine glückliche Geburt möglich ist, sich ein Riß in der Gebärmutter konstatiren läßt oder schließlich infolge einer Zerreißung Eingeweide bei der Geburt mit in die Scheide treten.

Außerdem aber ist dem Geburtshelfer bei seinen Manipulationen die größte Vorsicht anzuraten. Ich erinnere mit Bezug hierauf nur an die Thatsache, daß durch rasches Aufspringen oder Niederlegen der Stute leicht eine Verrenkung oder gar ein Bruch des in der engen Scheide steckenden Armes erfolgen kann.

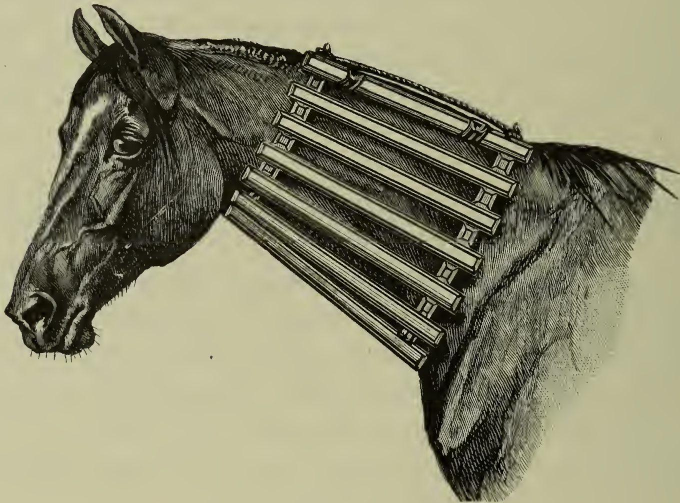
## Pflege der Stute und des Fohlens nach der Geburt.

Es ist stets wünschenswert, daß die Stute sogleich nach der Geburt ihr Junges durch Lecken von dem Schleim reinigt, mit welchem letzteres bedeckt ist. Unterläßt die Stute dies, so sucht man ihren mütterlichen Instinkt dadurch zu erwecken, daß man etwas Mehl, Kleie oder Salz auf den Rücken des Fohlens streut. Sollte aber auch das nicht zu dem gewünschten Ziele führen, so bleibt nichts anders übrig, als das arg besudelte Fohlen mit einem weichen Schwamme abzutrocknen.

Lebensschwache Fohlen erfordern eine besondere Behandlung. Sehr beliebt ist das Übergießen derselben mit kaltem Wasser. Mir erscheint diese Methode äußerst gewagt, denn die von einer solchen Anwendung der Kälte bewirkten Verminderung der Körperwärme dürfte wohl eher eine weitere Herabsetzung der Leistungsfähigkeit des Herzmuskels als eine Anregung desselben hervorrufen. Ein weit günstigerer Einfluß läßt sich von feuchter Wärme erwarten. Man wickle daher das schwache Tierchen mit in Wasser von 28° C getauchten, stark ausgerungenen Leintüchern ein und bedecke diese mit einer leichten wollenen Decke. Die hierdurch entstehende feuchte Wärme trägt zur Erhaltung der Eigenwärme des lebensschwachen Tieres bei, übt einen heilsamen Reiz auf die Haut desselben aus und regt gleichzeitig die Gefäß- und Atmungszentren an. Nachdem die Einwicklung bewerkstelligt worden, gilt es, der gesunden, atmosphärischen Luft Zugang in die Lungen und in das Blut zu verschaffen. Zu diesem Zwecke muß das in der Nasenhöhle ange-

sammelte Fruchtwasser durch Aufsaugung entfernt werden. Ist kein mit den hierzu erforderlichen Instrumenten versehener Tierarzt zur Stelle, so hat der Wärter das etwas unappetitliche Geschäft zu übernehmen, dem Tiere durch das sog. Luftziehen Erleichterung zu verschaffen. Das Tier wird in die Seitenlage gebracht, der Wärter legt den Mund an das eine Nasenloch desselben, während er die andere Nasenöffnung mit der Hand verschließt, und zieht sodann die Luft an. Dem lebensschwachen Fohlen Luft einzublasen, wie in vielen Lehrbüchern angeraten wird, kann nicht empfohlen werden. Mit dieser Methode ist nämlich stets die Gefahr ver-

Fig. 746.



Halskragen zur Verhütung des Beißens.

knüpft, daß Schleim und Fruchtwasser in die feineren Hohlräume der Lunge eingetrieben werden.

Ein kräftiges Fohlen erhebt sich bald nach der Geburt und sucht nach dem Euter der Mutter. Wenn die Stute fromm ist, kann man, falls dies erforderlich, das Fohlen dabei unterstützen; sollte aber die Mutter kitzlich sein oder das Junge nicht saufen lassen wollen, so lasse man das Fohlen mit der Stute allein. In der Regel siegt dann die Mutterliebe, wodurch alle weiteren Maßregeln überflüssig werden. Nur wenn das Fohlen so schwächlich ist, daß es nicht allein stehen kann, oder wenn die Stute ihren Widerwillen gegen das Ammengeschäft nicht aufgibt, empfiehlt es sich, ihr eine Bremse anzulegen, einen Vorderfuß aufzuheben, das Fohlen an die Zitzen der Stute zu hängen und ihm nötigenfalls Milch einzumelken. Ich hatte indessen vor einigen Jahren eine Stute, die erst nach Anwen-

dung eigenartiger Zwangsmaßregeln dazu vermocht werden konnte, ihre Mutterpflichten zu erfüllen. Diese Stute war ein sehr frommes Tier. So lange sie Jemand beim Kopf hielt oder neben ihr stand, ließ sie das Fohlen ruhig saugen, aber sobald sie allein blieb, schlug sie nach dem Jungen. Um dem vorzubeugen, schlang ich um ihren Hals ein Seil, dessen beide Enden, zwischen die Vorderbeine durchgezogen, an die Hinterfesseln derart befestigt wurden, daß die Stute sich nur mit kleinen Schritten vorwärts bewegen konnte. Nun mußte sie allerdings das Schlagen aufgeben, aber statt dessen begann sie das Fohlen zu beißen. Gegen diese Unart half ein Halskragen der in Fig. 746 abgebildeten Form, notabene genau so lange, als man ihr denselben anließ. Wurde der Kragen versuchsweise abgenommen, so begann auch das Beißen wieder von Neuem. Dem Fohlen würde diese unzarte Behandlung der Mutter sicher das Leben gekostet haben, wenn ich nicht tüchtig mit Kuhmilch nachgeholfen hätte. Schließlich schickte ich die unvernünftige Mutter auf eine nahegelegene Weide und ließ sie nur dreimal täglich zum Fohlen führen. Von dem Momente an war ihr Widerwille gegen das Junge gebrochen. Sie war augenscheinlich froh, von dem Milchüberfluß befreit zu werden und schon nach Verlauf von drei Wochen hatte ich die Genugthuung, die unnatürliche Mutter in eine sorgsame, zärtliche Amme verwandelt zu sehen.

Ist das Euter zu voll und deshalb schmerzhaft, so muß es sanft ausgemolken werden. Gegen Anschwellung des Euters (oberflächliche Euterentzündung) hilft Einreiben mit frischer, ungesalzener Butter, sowie Waschen des Euters mit frisch ausgezogener Milch. Nach den Einreibungen ist das Euter gut nach abwärts zu streichen.

Die erste nach der Geburt abgesonderte Milch der Stuten hat eine heilsame, gelind abführende Wirkung und ist von der Natur dazu bestimmt, das Fohlen von dem sog. Fohlenpech oder Erbkot zu befreien, der sich vor der Geburt in den Gedärmen angesammelt hat. Sollte indessen die Milch diese Wirkung nicht hervorbringen, so applizire man dem Fohlen einige lauwarme Klystiere oder auch gebe man demselben einen Eßlöffel von der wässerigen Rhabarbertinktur, falls man nicht vorzieht, ihm zur Vermeidung von Medizinen eine dünne Talgkerze in den After zu stecken, welch' letztere Methode, besonders bei erfolglosem Drängen des jungen Tieres, beinahe immer zum Ziele zu führen pflegt.

Gleich nach dem Abfohlen wird der Stute ein Mehltrank sehr gut thun. Die Zubereitung dieses Getränks geschieht am zweckmäßigsten nach folgendem englischem Rezepte: „200 Gramm Hafermehl, welches vorher mit so viel kaltem Wasser angerührt worden, daß das Ganze die Konsistenz dicken Rahms angenommen, werden 5 Minuten in 4,5 Liter Wasser gekocht und darauf bis zur erfolgten Abkühlung stehen gelassen." Drei Stunden später gebührt der Stute ein

gutes Haferfutter. Als Getränke reiche man derselben überschlagenes, mit etwas Mehl versetztes Wasser. In der Regel zeigen die Stuten nach dem Abfohlen großes Verlangen nach Wasser. Dieser Naturtrieb darf nicht bekämpft werden. Ist nur das Wasser rein und nicht zu kalt, so kann man die Stute nach Belieben saufen lassen. Im übrigen halte man die Stute warm, hüte sie vor Zugluft und füttere sie — wenigstens während der ersten vier Wochen — eher knapp als stark. Nur wenn die Milchabsonderung eine zu spärliche sein sollte, ist eine kräftige Fütterung am Platz. Gerstenmehl ins Getränk gemischt, sowie gekochter Leinsamen, Mohrrüben und Kleie sind Mittel, welche erfahrungsgemäß fördernd auf die Milchabsonderung einwirken.

Es ist vielfach versucht worden, die Fohlen schlecht säugender Stuten mit verdünnter Kuhmilch zu tränken. Die Fohlen nehmen aber nur in seltenen Fällen die Kuhmilch an und jedenfalls erfordert es große Mühe und Sorgfalt, in der Regel auch längere Zeit, sie daran zu gewöhnen. Dagegen nehmen fast alle Fohlen gekochte Gerstengrütze mit etwas frischer Kuhmilch versetzt und lauwarm gegeben sofort an. Diese Suppe von Gerstengrütze scheint sowohl in ihrem Geschmack als auch in ihren Wirkungen so viel Ähnlichkeit mit der Stutenmilch zu haben, daß die Fohlen dieselbe nicht nur gern nehmen, sondern bei dieser Zugabe ebenso gut gedeihen als die Fohlen vorzüglicher Ammen. Das Füttern mit Gerstensuppe hat aber auch unter Umständen bei gutsäugenden Stuten große Vorteile. Durch dieses Beifutter kann man nämlich 1) die Fohlen daran gewöhnen, während der Arbeitszeit auf die Muttermilch zu verzichten und 2) die an dasselbe gewöhnten Fohlen früher von der Stute entwöhnen als sonst möglich gewesen wäre.

Sollte die Mutter während oder nach der Geburt darauf gehen, so bleibt natürlich nichts anderes übrig, als das Junge an der Flasche aufzuziehen. Die hierzu benützte abgerahmte Kuhmilch (im Notfalle thut's Ziegenmilch auch) wird auf ca. 28 ° C gebracht, mit etwas Zucker — auf 1 Liter Milch einen Eßlöffel Zucker — versetzt und dem Fohlen fünf bis sechsmal täglich entweder in einer Saugflasche oder in einem offenen Gefäß gereicht. Hierbei ist stets darauf zu sehen, daß das Fohlen sich satt trinkt. Was nicht getrunken wird, darf aber nie bis zum nächstenmale stehen bleiben, denn im kalten und abgestandenen Zustande ist die Milch dem Fohlen nicht zuträglich. Sehr erleichtert wird die Aufzucht an der Flasche, wenn man das Fohlen daran gewöhnt, an einen Gummisauger zu saugen. Daß die absolute Sauberkeit des letzteren stets mit pedantischer Genauigkeit zu überwachen ist, braucht wohl kaum betont zu werden. Am besten ist es denselben nach erfolgter gründlicher Reinigung in reines Wasser zu legen. Außer der Kuhmilch gebe man aber dem Fohlen auch die oben erwähnte Gerstensuppe.

## Die Aufzucht des Fohlens.

Während der ersten drei Wochen seines Erdenwallens hält sich das Junge ausschließlich an die natürliche Milchquelle. Dann aber kann und muß dasselbe daran gewöhnt werden, außer der Muttermilch auch etwas gequetschten Hafer, feines Heu und — falls die Mutter eine schlechte Amme sein sollte — Gerstengrütze zu fressen. Dieses Extrafutter wird in eine kleine niedrige Krippe gelegt, welche durch aufgenagelte Latten gegen Brandschatzungen der Stute geschützt werden muß. Gesunde Fohlen pflegen schon in einem Alter von 14 Tagen einige Haferkörner aufzunehmen; einige Wochen später fressen sie schon 2,5 Liter. Es ist indessen anzuraten, diesen Hafer zu quetschen, denn einerseits sind die Verdauungsorgane eines so jungen Tieres noch nicht im Stande, ganzen Hafer auszunützen, und anderseits wird die mit dem Kauen der harten Haferkörner verknüpfte Anstrengung sehr bald eine schmerzhafte Empfindung in den zarten Kaumuskeln hervorrufen und dem Fressen hierdurch ein baldiges Ende bereitet werden.

Die gewöhnlichsten Krankheiten, von denen das Fohlen während der Säugeperiode heimgesucht werden kann, sind Diarrhöe, Fohlenlähme und Würmer. Gegen das erstgenannte Übel helfen rohe, mit der Schale gereichte Eier und ein Zusatz von Glycerin zum Trinkwasser; was dagegen die Fohlenlähme betrifft, so stellt dieselbe einen ebenso ernsten als entwickelten Krankheitsprozeß dar, der eine nähere Beschreibung erfordert.

Die Fohlenlähme tritt im allgemeinen in zwei verschiedenen Formen auf, nämlich als Gelenksentzündung und als Fettdegeneration der Muskeln und Organe des jungen Tieres.

Die Gelenksentzündung soll nach den, von Professor Dieckerhoff acceptirten, von Graf Lehndorff aber bestrittenen, Behauptungen des Prof. Bollinger durch eine Nabelvenenentzündung resp. eine Nabelentzündung mit jauchig-eitrigen Absonderungen verursacht werden. Die Symptome und der Verlauf dieses Leidens sind folgende: In den ersten Tagen oder Wochen nach der Geburt bemerkt man an den Fohlen bereits Traurigkeit und Unlust zum Säugen; ihr Nabel ist schmerzhaft angeschwollen und eitert, ihre Bewegungen sind träge, kratflos und öfter auch gespannt. Die Bauchdecken sind gegen Druck empfindlich; beim Drücken vermehrt sich der Abfluß einer stinkenden Jauche aus der fistelartigen Öffnung des Nabels. Nach vorne zu kann man die angeschwollene Nabelvene als einen fingerdicken Strang durch die Bauchdecken hindurchfühlen. Die kleinen Patienten bleiben bei mangelhafter Freß- und Sauglust in ihrer Entwicklung zurück, der Übertritt der Jauche in das Blut ruft

Fieber und Atemfrequenz hervor, desgleichen Schwellung der Drüsen, namentlich der Kehlgangs-, Achsel-, Leistendrüsen, sowie warme, schmerzhafte Geschwülste an den Knie-, Sprung- und Fesselgelenken. Gleichzeitig werden die Bewegungen schmerzhaft; die Tiere hinken, liegen viel und stöhnen. In der weiteren Entwicklung der Krankheit brechen die Anschwellungen der Gelenke auf und entleeren Eiter und trübe, gelbliche Jauche. Endlich werden die Gelenksknochen und die Gelenkenden der Röhrenknochen kariös, die Jauche versenkt sich und zerstört auch die Gelenksbänder, ja selbst Muskelbündel, Lungenaffektionen treten hinzu und der Tod erfolgt innerhalb 8—14—21 Tagen. Einzelne Patienten verenden jedoch schon innerhalb 24—48 Stunden.

Der Verlauf kann zu vollständiger Genesung führen (die Mortalität beziffert sich auf 72—73%), meistens hat aber der genesende Prozentsatz noch lange mit Siechtum zu kämpfen, und besonders pflegen Gelenksdegenerationen noch lange Zeit als Folgeübel zurückzubleiben. Die Fohlenlähme ist daher ein sehr folgenschweres und ungünstig zu beurteilendes Leiden.

Die Behandlung dieser Krankheit läßt leider wenig Erfolge erwarten. Die Hauptsache bleibt deshalb die Vorbeugung. Im königl. württembergischen Hauptgestüte Marbach wurden nach den Mitteilungen des dortigen Stutenmeisters (siehe „Wochenblatt für Landwirtschaft" Nro. 44) im Jahre 1888 folgende Maßregeln gegen die Fohlenlähme ergriffen:

„Das beim Geburtsgeschäft thätige Personal beobachtet die peinlichste Reinlichkeit; Hände und Arme werden 5 Minuten lang mit Sublimatseife gewaschen und hierauf mit 5prozentigem Karbolwasser desinfizirt. Die nötigen Instrumente liegen in einer 5prozentigen Karbolsäurelösung parat und werden erst unmittelbar vor dem Gebrauch aus derselben entnommen.

Ist das Fohlen zur Welt gekommen, so wird die Nabelstrangscheide in der Gegend, wo die Trennung stattfinden soll, mit 5proz. Karbolwasser abgewaschen. Nach Beendigung der Pulsation wird der Nabelstrang ca. 6 cm vom Bauch des Fohlens entfernt, mit einem mindestens 1/2 cm breiten leinenen Band, das bei den Instrumenten im Karbolwasser lag, unterbunden und unterhalb desselben mit der Schere abgeschnitten. Darauf wird der ganze Nabelstumpf, namentlich die Schnittfläche, sofort mit 5proz. Karbolwasser desinfizirt und hierauf Jodoformpulver, mit Tannin- oder Kaffeepulver zu gleichen Teilen gemischt, aufgestreut, so daß eine Kruste entsteht, welche den Nabel nach außen vollständig schützt.

Eine gewöhnliche Schnur zur Unterbindung des Nabels zu nehmen, ist fehlerhaft; dieselbe schneidet beim Anziehen in die Nabelstrangscheide und in die Gefäße ein und öffnet auf diese Weise den Weg zur Infektion.

Bis zur völligen Abheilung des Nabels wird derselbe täglich 2mal mit 5proz. Karbolwasser betupft und hierauf Jodoform-Tanninpulver aufgestreut, wozu sich der Karbol- und Pulverzerstäuber am besten eignet.

Die Abstoßung des Nabelstumpfes erfolgt gewöhnlich mit 4—8 Tagen, die Vernarbung resp. völlige Verteilung mit 14—28 Tagen.

In Marbach fohlt die Mutter in ihrem gewöhnlichen Laufstand ab. Sobald aber die Nachgeburt abgegangen ist, wird sie samt dem Fohlen in eine mit Torf belegte Box gebracht, worin dieselben ca. 4 Wochen verbleiben. Torf ist für die Fohlen ein weiches, reinliches Lager, das zugleich einer Infektion vorbeugt.

Die Streu der Box, in welcher die Stute abgefohlt hat, wird aus dem Stalle entfernt und Wände und Boden, welch letzterer betonirt ist, gründlich gereinigt und desinfizirt."

Hierzu bemerkt der württembergische Oberland-Stallmeister v. Hofacker in einem ursprünglich für die seither eingegangene „Hippologische Revue" bestimmten Artikel, daß die antiseptische Kraft des Torfs wesentlich mit dessen Aufsaugungsvermögen zusammenhänge. Ein solches besitzt Stroh nur in geringem Maße wegen seiner harten, glasirten Oberfläche. Außerdem leiste Stroh der Gefräßigkeit der Mutterstuten allzuviel Vorschub. In Marbach werde daher dem Stroh das Laub von Buchen und Eichen vorgezogen, welches rasch zertreten werde und so eine Feuchtigkeit und Gase absorbirende Lohe bilde. Torf enthalte jedoch oft bis zu 54% Wasser und müsse daher vor der Verwendung in geheizten Räumen gründlich getrocknet werden.

Mit der oben angegebenen Behandlung soll sich die Zahl der Erkrankungen an Füllenlähme im Jahr 1888 bei 37 lebend geborenen Fohlen auf Eine reduzirt haben. Dieser eine Patient aber ging trotz der angewendeten Desinfektion nach 7 Wochen ein, wie Herr von Hofacker meint, weil die desinfizirende Behandlung zu spät vorgenommen wurde.

Was mich betrifft, möchte ich die hier angeratene, im Graditzer Halbblutgestüte aber ohne jeden Erfolg versuchte Desinfektionsmethode, bezw. die Anwendung von Karbol und Jodoform keineswegs empfehlen. Ich bringe nämlich den sog. antiseptischen Mitteln ein entschiedenes Mißtrauen entgegen. Der Zweck der fäulniswidrigen Behandlung oder im vorliegenden Fall die Fernhaltung von Wundfäulnis und Blutvergiftung kann sicher auch ohne ätzend und zerstörend einwirkende Chemikalien erreicht werden und zwar mittelst eines wassergenäßten Verbandes. Man belege die beim Abschneiden des Nabels entstandene Schnittfläche mit einer in Wasser von 25° C. getauchten und sodann mäßig ausgerungenen Leinewandkompresse und bedecke letztere in möglichst großer Ausdehnung mit Wolle. Das Festhalten dieses

Verbandes läßt sich am leichtesten mit einer der bekannten Bruchbandage nachgebildeten schnallbaren Vorrichtung erzielen und ist hierbei darauf zu achten, daß die wollene Bedeckung fest anliege. Die Erneuerung der Kompresse erfolgt, sobald sich zunehmende Wärme in derselben fühlbar macht. Septische Vergiftungen kommen unter einem solchen Verbande nicht vor, die Wunde bleibt stets frisch und die Verheilung derselben tritt außerordentlich schnell ein. Beim jedesmaligen Erneuern der Kompresse ist die Wunde mit temperirtem (20 ° C) reinem Wasser unter Anwendung eines reinen, weichen Schwämmchens abzuwaschen.

Wer näheres über die Gefahren der antiseptischen Wundbehandlung erfahren will, den verweise ich auf Oberstlieutenant Spohr's lehrreiche Schrift „Die Behandlung von Wunden nach den Grundsätzen der Naturheilkunde" (Berlin, Wilhelm Ißleib, Gustav Schuhr, 1888). Ich glaube kaum, daß jemand nach dieser Lektüre noch Lust verspüren wird, die Wirkung des Karbols, des Jodoforms oder des Sublimats an seinen Tieren, geschweige denn an dem eigenen Körper, zu erproben.

Die ersten Symptome der als Fettdegeneration der Muskeln und Organe auftretende Fohlenlähme sind: Mattigkeit, schwerfällige Bewegungen, vieles Liegen, ungeschicktes Erheben vom Lager und verminderte Saug- und Freßlust. Bald tritt Lahmen auf einem oder mehreren Füßen zugleich ein. Öfter wird ein Fuß förmlich nachgeschleppt; später erscheinen alle vier Extremitäten paralytisch geschwächt, die Patienten vermögen sich nicht mehr auf die Beine zu bringen, sie liegen fast beständig mit geschlossenen Augen. Die Schleimhäute röten sich mehr und markiren einen Stich ins Gelbliche. Puls und Atemzüge steigern sich, und damit verlieren die Tiere mehr und mehr ihre Munterkeit und Freßlust. Stöhnen und Zähneknirschen deuten auf gastralgische Schmerzen hin. Diese Symptome kompliziren sich außerdem mit Diarrhöe oder Verstopfung, krankhafter Gasentwicklung im Magen, Husten, Atemnot und Krämpfen und unter Abmagerung und Verfall aller Kräfte tritt der Tod nach einer Krankheitsdauer von 8—21 Tagen ein.

Auch gegen diese Form der Fohlenlähme vermag die Tierarzneikunst nur wenig auszurichten. Das Hauptgewicht ist daher auf die vorbeugenden Maßregeln zu legen. Zu diesem gehören in erster Reihe: Ausmerzung der Zuchttiere, welche die Disposition zu der hier in Rede stehenden Krankheit erkennen lassen, Kreuzung mit gesundem Zuchtmaterial, Sorge für ausreichende Bewegung in freier Luft und für gute frische Luft in den Stallungen, rationelle Ernährung, Vermeidung schwer verdaulicher und mangelhafter Futtermittel und einer zu fetten Muttermilch, sofortige Regulirung von Verdauungsstörungen, sowohl bei der Mutter als bei dem

Säugling u. s. w. (Siehe Prof. Dr. Anacker's Artikel über Fohlenlähme in Lieferung 24 der „Encyklopädie der gesamten Tierheilkunde und Tierzucht".)

Im Zusammenhang mit obigem sei schließlich noch erwähnt, daß nach einer in vielen Gestüten gemachten Erfahrung die zeitig, Ende März und Anfang April, geborenen Fohlen weniger oft als die später geborenen, von der Fohlenlähme heimgesucht werden sollen.

Was nun die unter den Krankheitsursachen aufgeführte fehlerhafte Beschaffenheit der Muttermilch betrifft, ist wohl zu beachten, daß die Milch leicht säuert, wenn sie zu lange im Euter zurückgehalten wird oder die Stute sich während der Arbeit sehr erhitzt. Ähnliche Veränderungen zeigt die Milch nach heftiger Aufregung der Stute, während der Rossigkeit, sowie auch im Verlaufe von Fieberkrankheiten und Euterentzündungen. Sollte die Milch zu fett sein, so muß die Mutter ein stickstoffärmeres, erfrischendes und gelind abführendes Futter erhalten. In den übrigen hier erwähnten Fällen bleibt dagegen nichts anderes übrig, als das Euter auszumelken. Hieraus ergibt sich auch, daß man während der ersten 2—3 Wochen nach der Geburt die Stute nicht lange von dem Fohlen trennen darf, denn erstens wirkt die Sehnsucht nach dem Fohlen ungünstig auf die Qualität der Milch und zweitens hat sich in dem Euter einer von länger andauernder Arbeit heimkehrenden Stute meistens eine beträchtliche Menge Milch angesammelt, welche, von dem durstigen Fohlen mit großer Gier genossen, dem jungen Tiere leicht schädlich werden kann.

Ein sicher wirkendes und zugleich unschädliches Wurmmittel ist leider noch nicht entdeckt worden. Der bekannte französische Hippolog Du Hays behauptet mit folgendem Mittel vorzügliche Erfolge erzielt zu haben: 20 Liter Roggen werden im Backofen gedörrt, bis die Körner die Farbe der Kaffeebohnen angenommen. Hierauf läßt man den Roggen mit einem Zusatz von 500 Gramm Salz in kochendem Wasser anquellen. Von dem so zubereiteten Getreide erhält das Fohlen ein kleines, mit Hafer, Kleie oder Mehl vermischtes Quantum zu jedem Futter. Du Hays versichert, daß darnach schon binnen weniger Tage große Mengen Würmer abgehen. Versucht habe ich dieses Mittel nicht; da der genannte französische Schriftsteller aber als praktischer und erfahrener Mann bekannt ist, sei der Leser trotzdem hiermit auf die von demselben befürwortete Kurmethode aufmerksam gemacht. (Siehe auch die Fußnote Band II Seite 250.)

Über die Behandlung der Druse habe ich mich bereits Seite 250—253 Band II eingehend ausgesprochen.

Daß das Absetzen einen bedeutenden Einfluß auf die Entwicklung des Fohlens ausüben kann, liegt auf der Hand, denn jede Veränderung in der Fütterung setzt

den jugendlichen Organismus auf eine harte Probe und vermag somit eine länger oder kürzer andauernde Pause in der allgemeinen körperlichen Entwicklung hervorzurufen. Dies muß selbstverständlich, wenn irgend möglich, verhindert werden. Anderseits darf aber auch nicht übersehen werden, daß die Muttermilch von unschätzbarem Nutzen für das Wohlbefinden und Gedeihen des Fohlens ist. Ist die Säugezeit zu kurz, so können die wichtigsten Lebensquellen bedroht werden, ist dieselbe zu lang, so erschwert sie die Anordnung einer der fortschreitenden Entwicklung des Fohlens entsprechenden Fütterung. In beiden Fällen aber wird der zarte Organismus von einem bestimmten Verluste betroffen.

Es ist indessen nicht recht möglich, die Frage, wann der passendste Zeitpunkt für das Absetzen gekommen, mit einer für alle Verhältnisse passenden Regel zu beantworten. Die Säugezeit muß sich nach dem Gesundheitszustand der Mutter, der Quantität und Qualität der Milch, der Entwicklung und den Bedürfnissen des Fohlens und schließlich auch nach der mehr oder weniger fortgeschrittenen Trächtigkeit der Stute richten.

Dies wären die allgemeinen Grundsätze, welche bei der Regulirung der Säugezeit in Betracht kommen. Weitere Aufschlüsse erteilt uns die praktische Erfahrung.

Wie eben erwähnt, ist es eine unbestrittene Thatsache, daß eine allzu kurze Säugezeit hemmend auf das Wachstum des Fohlens einwirkt und letzterem einen Teil seiner Energie, sowie auch seines Marktwertes raubt. Die zu lange Säugezeit hat aber ebenfalls ihre Nachteile. Vor allem nimmt sie zu viel von der Mutter und bietet trotzdem dem Fohlen zu wenig. Sobald nämlich das Junge im Stande ist, anderes Futter zu verdauen, wird seine Konstitution durch die Milchdiät, die nun den Anforderungen und Bedürfnissen nicht länger entspricht, auch den Verdauungsapparat nicht in voller Thätigkeit halten kann, langsam aber sicher untergraben. Der tierische Mechanismus arbeitet dann sozusagen mit halber Kraft und dies muß naturgemäß zur Folge haben, daß die einzelnen Organe — wenn ich mir diesen Ausdruck erlauben darf — nur zu einer halben Entwicklung gelangen. Außerdem bleibt wohl zu beachten, daß die Trennung von der Mutter desto schmerzlicher und nachhaltiger auf das Fohlen einwirken wird, je später das Absetzen erfolgt. Vordem glaubte man, daß die Säugezeit kaum zu lange währen könnte. Diese Ansicht gehört jedoch nun zu den überwundenen Standpunkten. Sie war das Erzeugnis einer Zeit, die nur spätreife Rassen kannte. Gegenwärtig gilt die Regel, daß der Züchter und die Stute vereint auf eine schnelle Entwicklung des Fohlens hinzuarbeiten haben. Möglich ist dies nur, wenn man das Fohlen so früh wie möglich daran gewöhnt, Hafer, Gerstengrütze und Heu zu

fressen. In diesem Bestreben liegt der Schwerpunkt der ganzen Aufzucht. Je früher das Fohlen Hafer zu fressen beginnt, desto schneller wird dasselbe sich nach allen Richtungen hin entwickeln, desto zeitiger wird es auch von der Mutter getrennt werden und letztere wieder die gewohnte Arbeit verrichten können.

Die Erfahrung lehrt außerdem, daß das Säugegeschäft weit anstrengender für die trächtige als für die güste, arbeitende Stute ist. Es wäre demnach ein Fehlgriff, der trächtigen, müßig gehenden Stute das Fohlen länger als einer nicht befruchteten, arbeitenden Stute zu belassen.

Meiner Ansicht nach ist unter normalen Verhältnissen eine Säugezeit von 150 bis höchstens 160 Tage vollkommen genügend für die gedeihliche Entwicklung des Fohlens. Innerhalb dieser Grenzen schadet das Säugen der Mutter ebenso wenig wie der Frucht einer neuen Paarung.

Eine andere wichtige Frage ist, ob die Trennung von der Mutter ohne Vorbereitung oder ganz allmählich erfolgen solle. Die Erfahrung der neueren Zeit ist unbedingt für die plötzliche Trennung, selbstverständlich unter der Voraussetzung, daß das Fohlen von seiner frühesten Jugend an Hafer zu fressen bekommen. Wir wollen beispielsweise annehmen, daß wir es mit einem Fohlen zu thun haben, welches 5 Monate alt geworden. Das junge Tier ist groß, stark, kräftig entwickelt, frißt für zwei und zeigt bereits eine gewisse Selbständigkeit. Wird dasselbe nun plötzlich von der Mutter getrennt, so muß man allerdings auf Äußerungen großer Sehnsucht und Bangigkeit gefaßt sein. Dieses Sehnen wird aber bestimmt, sowohl was die Dauer als die Heftigkeit betrifft, mildere Formen annehmen, als wenn das Fohlen täglich nach allmählich zunehmenden Perioden beunruhigenden Alleinseins wieder zur Mutter gelassen wird, denn in letzterem Falle gibt sich das leicht erregbare junge Tier stets der Hoffnung auf das ersehnte Wiedersehen hin und ist es unter solchen Umständen nicht zu verwundern, wenn es während des Alleinseins auch das leckerste Futter verschmäht. Will der Züchter indessen durchaus die veraltete orthodoxe Methode des Absetzens befolgen, so muß das Fohlen täglich einige Zeit von der Mutter getrennt und in einen entlegenen Stall gebracht werden, wo ihm ein passendes Extrafutter zu reichen ist. Von Tag zu Tag wird nun die Zeit, welche das Fohlen fern von der Mutter zubringt, verlängert, bis dasselbe den ganzen Tag allein bleibt und nur zu gewissen Stunden — Morgen, Mittag und Abend — zur Stute gelassen wird. Anfangs bleiben sie jedoch nachts beisammen. Erst wenn die bei Tag stattfindenden Zusammenkünfte ihr Ende erreicht haben, wird auch das nächtliche Beisammensein eingestellt. Während des Absetzens muß natürlich dafür gesorgt werden, daß sich die Stute und das Fohlen, so lange sie voneinander getrennt sind, weder sehen noch hören können.

Welche von diesen beiden Methoden aber auch befolgt werden möge, ist die Extraration des Fohlens während des Absetzens allmählich zu vergrößern und dem nun auf sich selbst angewiesenen Tiere in Mehl- und Leinsamensuppen genügender Ersatz für die Muttermilch zu geben. Was die Stute betrifft, kommt es häufig vor, daß dieselbe nach der Trennung von einer schmerzhaften Anschwellung des Euters befallen wird. Ein ebenso einfaches wie sicheres Mittel gegen dieses durch den Milchüberfluß hervorgerufene Leiden ist, das Euter mit der frisch ausgezogenen Milch einzureiben. Falls erforderlich, wird dies nach Verlauf von 24 Stunden wiederholt. Das Euter mit einem aus Essig und Kreide bestehenden Brei anzustreichen, pflegt ebenfalls Linderung herbeizuführen. Außerdem ist die Stute auf knappere Diät zu stellen.

Das Futter des abgesetzten Fohlens besteht am zweckmäßigsten aus Hafer, Leinsamen, Kleien und gehackten Mohrrüben. Merkt der Züchter, daß das Fohlen dem Hafer nicht mit gewohnter Freßlust zuspricht, möchte ich ihm anraten, die Wirkung gekochter Gerste zu erproben. Dieses Futter wird auf die Art zubereitet, daß man die Gerste 2—3 Stunden in ganz wenig Wasser kochen läßt, wobei genau darauf zu sehen ist, daß das Wasser in demselben Maße wie es einkocht durch frisches ersetzt wird und die Körner behufs Vermeidung ungleichen Kochens resp. Anbrennens beständig umgerührt werden. Sobald jedes einzelne Körnchen geplatzt, ist der mit dem Kochen verfolgte Zweck erreicht. Man läßt nun das Futter gehörig abkühlen und setzt es dann dem Fohlen mit etwas Kleie und feinem Strohhäcksel gemischt vor.

Mit Bezug auf die weitere Fütterung des Fohlens kann ich kaum nachdrücklich genug betonen, daß ein edles Fohlen ganz anders genährt werden muß, als eines, welches den kaltblütigen Schlägen angehört. Der Wert des ersteren liegt hauptsächlich im Hafersack, das letztere dagegen würde sich aller Wahrscheinlichkeit nach zu einer Mißgeburt entwickeln, falls man es nach den im Rennstalle geltenden Prinzipien aufziehen wollte. Ein bekannter englischer Fachschriftsteller und Züchter schwerer Pferde (Carthorses), Mr. Alfred Saunders, läßt sich über dieses Thema wie folgt vernehmen: „Ich sehe recht gut ein, daß Fohlen, welche als zweijährige die Bahn betreten sollen, so gefüttert werden müssen, daß ihr Verdauungsapparat während der Entwicklungsperiode zusammenschrumpft; anderseits habe ich aber auch gefunden, daß zusammengeschrumpfte Verdauungsorgane die gewöhnlichen Begleiter zusammengeschrumpfter Körperformen sind. Ich könnte mich daher nie dazu entschließen, einem Fohlen, welches sich in der Breite entwickeln soll, konzentrirtes Futter zu reichen. Es ist mir gelungen, zahlreiche Preise mit Karrenpferden eigener Aufzucht zu erobern; diese Erfolge verdanke ich aber nicht etwa einer reichlichen

Haferfütterung, sondern dem Wurzelfutter und dem guten Gras, welche die Hauptbestandteile der Ernährung meiner Fohlen ausmachen. Meine Ansicht ist daher, daß Fohlen schwerer Schläge wenig oder gar keinen Hafer bekommen sollten, bevor sie das Alter von 3 Jahren erreicht haben."

Genau dieselbe Erfahrung ist in Frankreich, Belgien und Deutschland gemacht worden. Es läßt sich demnach nicht bezweifeln, daß Fohlen schwerer Gattung nur während ihres ersten Lebensjahres Hafer benötigen. Außerdem gebe man denselben gutes Heu, Kleie und Mohrrüben. Während des zweiten Jahres wird zu einer extensiveren Fütterung übergegangen. Das Fohlen erhält nun in Wasser aufgeweichte Malzkeime, gleiche Teile Gersten- und Bohnenschrot zusammengemischt, gehackte Mohrrüben oder Futterrüben mit einem Zusatze von Häcksel u. s. w. Im Sommer wird mit gutem Gras und grünem Klee gefüttert. Während des dritten Jahres, wo das Fohlen schwerer Rasse unbedingt zu leichterer Arbeit herangezogen werden muß, gebe man demselben jedoch wenigstens einmal täglich, z. B. mittags, ganzen Hafer mit Häcksel gemischt.

Ich brauche wohl kaum hervorzuheben, daß ich die Bedeutung des Hafersacks bei der Aufzucht keineswegs unterschätze. Die dem Hafer eigentümliche Verbindung der wichtigsten Nährstoffe in einer bequemen, wenig voluminösen Form bringt es mit sich, daß derselbe stets als ein höchst wertvolles, blut- und muskelbildendes Futter angesehen werden wird. Es muß daher als vollkommen rationell bezeichnet werden, daß der Hafer bei der Aufzucht hochedler Pferde nahezu das einzige zur Anwendung gelangende Kraftfutter ist. Bei diesen Pferdeschlägen kommt es nämlich hauptsächlich darauf an, eine schnelle, energische Blutbildung, ein gut entwickeltes Nervensystem und trockene, harte Muskeln zu schaffen, ohne deshalb das Skelett die der zukünftigen Arbeitsleistung entsprechenden Dimensionen überschreiten zu lassen. Anders verhält es sich bei der Produktion von Pferden der schweren Rassen. Von diesen Tieren verlangen wir vor allem große Körpermasse, starke Gliedmaßen und ein frommes Temperament, lauter Eigenschaften, welche nicht zu erzielen sind, ohne daß es dem lymphatischen Temperamente gestattet wird, etwas in den Vordergrund zu treten. Bei der Aufzucht solcher Typen ist es daher nicht nur zweckmäßig, sondern auch ökonomisch richtig, nebst dem Hafer anderes Kraftfutter anzuwenden, das teils billiger, teils geeigneter ist, die Entwicklung der angestrebten Masse zu fördern.

Einen hervorragenden Platz unter den extensiven Kraftfuttermitteln nehmen Kleie, Rollgerstenabfälle und Malzkeime ein. Die chemischen Analysen ergeben, daß dieselben im Verhältnis zu anderen Futtermitteln einen großen Nährwert besitzen, daß sie einen hohen Prozentsatz an leicht verdaulichen Proteïnstoffen und

Kohlehydraten, ferner reichlich Stickstoff und phosphorsaure Salze enthalten und deshalb geeignet sind, im Verein mit Hafer eine billige und zugleich rationelle Aufzucht zu ermöglichen. Nach Wolf finden wir in diesen Futterstoffen alle jene Nährelemente in hohem Maße vorhanden, welche bestimmt sind, jene Körperelemente auszubilden, welche ein gut entwickeltes Skelett, massige und kompakte Knochen und entsprechende Muskelsubstanz ausmachen.

Bezüglich der Form, in welcher diese Futtermittel gereicht werden sollen, sei bemerkt, daß die Malzkeime vor dem Verfüttern aufquellen müssen und deshalb eine Stunde vor der Futterzeit mäßig mit Salzwasser anzufeuchten sind, und unmittelbar vor der Mahlzeit die Kleie, die Rollgerstenabfälle, sowie der gequetschte Hafer oder Mais, nebst einer entsprechenden Menge kurzen Strohhäckerlings gut durch einander gerührt werden müssen. Dieses Gemengsel wird von den Tieren gerne gefressen.

Was die Zusammenstellung der Rationen betrifft, hat die praktische Erfahrung gezeigt, daß beispielsweise bei einer Tagesration von 4 Kilo Kraftfutter, die aus 1,5 Kilo Hafer, 2,5 Kilo Gerstenabfällen oder Kleie und 0,5 Kilo Malzkeimen bestehende Mischung bei Fohlen des schweren Schlages, besonders in der ersten Entwicklungsperiode einen ganz außerordentlichen Nähreffekt hervorbringt.

Um die erzielten Resultate bei der hier besprochenen Fütterungsnorm in präzisen Zahlen auszudrücken, lasse ich nebenstehend eine Tabelle folgen, welche vom Grafen Josef Attems nach genauen Aufzeichnungen und Abwägungen der Tiere von 14 zu 14 Tagen verfaßt, im „Pferdezüchter" veröffentlicht worden ist.

Die betreffenden Individuen waren 12 Fohlen, abstammend aus Landstuten des norischen Schlages und kaiserlichen Landbeschälern, welche mit 5 bis 6 Monaten in den Fohlenhof zu Murhof eingestellt wurden. Die Tabelle weist das Durchschnittsresultat bezüglich Gewichtszunahme und Körperentwicklung obiger 12 Fohlen in 16monatlicher Aufzuchtsperiode und zwar vom 6.—23. Monat nach.

Die Kosten der Fütterung betrugen während der

| | | | |
|---|---|---|---|
| I. Aufzuchtsperiode . . . . . . . . . . . . . | 349 fl. | 72 kr. |
| II. „ . . . . . . . . . . . . . | 111 „ | 30 „ |
| III. „ . . . . . . . . . . . . . | 182 „ | 94 „ |
| Hierzu die allgemeinen Regieauslagen auf 3 Jahre | 150 „ | — „ |
| Summe der Selbstkosten eines 3½jährigen Pferdes | 793 fl. | 96 kr. |

Das Grünfutter ist auf Trockensubstanz reduzirt, das Streustroh mit dem gelieferten Dünger ausgeglichen.

| Monat | Gereichte Futtermittel per Stück täglich | Durchschnittliches Gewicht eines Fohlens am 1. | Durchschnittliche Gewichtszunahme eines Fohlens in 30 Tagen | Körpermaße | | | Anmerkung |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | | Höhe | Gürtel | Brustbreite | |
| | | Kilo | Kilo | Centimeter | | | |
| 1874 September | 1 K. 12 Dg. Gerstenabfälle, 56 Dg. Hafer, 12 Dg. Malzkeime, 28 Dg. Rapskuchen, 4 K. 48 Dg. Heu . . . . . . . . | 235,24 | 21,24 | 135 | 138 | 32 | |
| Oktober | 1 K. 12 Dg. Gerstenabfälle, 56 Dg. Hafer, 12 Dg. Malzkeime, 28 Dg. Rapskuchen, 4 K. 48 Dg. Heu . . . . . . . . | 256,62 | 22,74 | | | | |
| November | 1 K. 40 Dg. Gerstenabfälle, 56 Dg. Hafer, 18 Dg. Malzkeime, 28 Dg. Rapskuchen, 5 K. 60 Dg. Heu . . . . . . . . | 278,87 | 21,48 | | | | |
| Dezember | 1 K 40 Dg. Gerstenabfälle, 56 Dg. Hafer, 18 Dg. Malzkeime, 28 Dg. Rapskuchen, 5 K. 60 Dg. Heu . . . . . . . . | 300,35 | 23,30 | | | | |
| 1875 Januar | 1 K. 68 Dg. Gerstenabfälle, 56 Dg. Hafer, 28 Dg. Malzkeime, 5 K. 60 Dg. Heu | 322,92 | 16,54 | | | | Zahnungsperiode |
| Februar | 1 K. 96 Dg. Gerstenabfälle, 56 Dg. Hafer, 28 Dg. Malzkeime, 6 K. 72 Dg. Heu | 339,52 | 22,40 | | | | |
| März | 2 K. 24 Dg. Gerstenabfälle, 56 Dg. Hafer, 28 Dg Malzkeime, 28 Dg. Mais, 6 K. 72 Dg. Heu . . . . . . . . . . | 361,93 | 19,14 | | | | |
| April | 2 K 24 Dg Gerstenabfälle, 56 Dg. Hafer, 28 Dg. Malzkeime, 28 Dg. Mais, 6 K. 72 Dg. Heu . . . . . . . . . . | 381,06 | 20,82 | | | | |
| Mai | 1 K. 96 Dg. Gerstenabfälle, 56 Dg. Hafer, 28 Dg. Malzkeime, 56 Dg. Mais, 7 K 84 Dg. Heu . . . . . . . . . . | 401,89 | 15,51 | | | | |
| Juni | 1 K. 40 Dg. Gerstenabfälle, 84 Dg. Hafer, 28 Dg. Malzkeime, 56 Dg. Mais, 7 K. 84 Dg. Heu . . . . . . . . . . | 417,47 | 11,65 | | | | |
| Juli | 84 Dg. Gerstenabfälle, 1 K. 12 Dg. Hafer, 28 Dg. Malzkeime, 56 Dg. Mais, 7 K. 84 Dg. Heu . . . . . . . . . . | 429,18 | 17,80 | | | | |
| August | 56 Dg. Gerstenabfälle, 1 K. 12 Dg. Hafer, 28 Dg. Malzkeime, 56 Dg. Mais, 8 K. 86 Dg. Heu . . . . . . . . . . | 447,06 | 13,69 | | | | |
| September | 2 K. 24 Dg. Gerstenabfälle, 8 K. 86 Dg. Heu | 460,75 | 0 | | | | Starke allg. Drüse |
| Oktober | 1 K. 68 Dg. „ 1 K. 12 Dg. Hafer, 8 K. 86 Dg. Heu . . . . . . . | 460,75 | 8,65 | | | | |
| November | 1 K. 12 Dg. Gerstenabfälle, 1 K. 68 Dg. Hafer, 28 Dg. Malzkeime, 10 K. 86 Dg. Heu | 469,46 | 15,42 | | | | |
| Dezember | 56 K. Gerstenabfälle, 1 K. 68 Dg. Hafer, 28 Dg. Malzkeime, 10 K. 86 Dg. Heu | 484,88 | 12,52 | 163 | 176 | 42 | |
| | **Körpergewicht am 31. Dezember 1875** . | 497,47 | | | | | |

Durchschnittliche Körpergewichtszunahme während der Zeit vom 6. bis 23. Monat = **54** Dg. täglich.

Ich habe mich absichtlich etwas länger bei der Schilderung der für Fohlen schweren Schlages passenden Fütterung aufgehalten, denn nur zu verbreitet ist die irrige Meinung, daß zu einem erfolgreichen Betriebe der Zucht schwerer Pferde nichts anderes erforderlich sei als ein umfassender Import massigen Zuchtmaterials.

Daß die von uns importirten schweren Zuchtpferde mit massigen Körperformen ausgerüstet sind, ist die natürliche Folge des Umstandes, daß die Natur und die Züchter vereint auf die Erreichung dieses Zieles hingearbeitet haben. Der Züchter möge daher wohl im Auge behalten, daß es im Bereiche der Möglichkeit liegt, einem Pferdeschlage nur durch eine zweckentsprechende Aufzucht größere Masse zu verleihen. Wir haben uns, um diesen Prozeß zu beschleunigen, die mit dem Importe schweren Zuchtmaterials verknüpften Opfer auferlegt und niemand wird bestreiten, daß dies eine vernünftige Maßregel gewesen. Legen wir aber bei der Aufzucht nicht genügendes Gewicht auf die Erfahrung, „daß die Natur das Fohlen und der Züchter das Pferd schafft", so werden wir bald zu der betrübenden Einsicht gelangen, daß das schließliche Resultat der kostbaren Importe ein Pferdeschlag ist, der ohne deshalb größere praktische Verwendbarkeit zu besitzen, sich weniger hart und bedeutend anspruchsvoller als unsere einheimischen Schläge erweist.

Zu der Aufzucht der veredelten Schläge übergehend, erlaube ich mir im Gegensatz zu der Mehrzahl unserer hippologischen Lehrbücher zu behaupten, daß die bis zum Überdruß wiederholte Ermahnung „Sparet den Hafer nicht", nur dann berechtigt ist, wenn es sich um die Fütterung des noch nicht einjährigen Fohlens handelt. Da das Fohlen während des ersten Lebensjahres mehr wächst als während der ganzen übrigen Entwicklungsperiode, liegt es auf der Hand, daß das Kraftfutter während dieser Zeit des schnellsten Wachstums einen besonders vorteilhaften Einfluß auf die naturgemäße Entwicklung des zarten Organismus ausüben muß. Hierzu kommt außerdem, daß die Muttermilch durch kein anderes Futter als den Hafer ersetzt werden kann. Es ist demnach thatsächlich eine Lebensfrage für das Fohlen, daß der Züchter während des ersten Jahres **nicht** mit dem Hafer spart. Von der Geburt bis zum Alter von 6 Wochen ca. 350 Gramm, später in allmählich gesteigerten Rationen 1 Kilo und nach dem Absetzen bis zum zweiten Jahre 3 Kilo Hafer nebst gutem Heu und möglichst nahrhaftem Stroh, ist die geringste Ration, deren ein Fohlen edlerer Rasse zu seiner ungestörten Entwicklung bedarf. Während des zweiten und dritten Lebensjahres ist der Hafer dagegen nicht nur überflüssig, sondern geradezu schädlich für das Fohlen, von den ökonomischen Verlusten, welche die Fütterung desselben dem Züchter bereitet, gar nicht zu reden. Der Schaden für das Fohlen liegt darin, daß dies übermäßig in

die Höhe schießt und von einem Stallmute erfüllt wird, der nur durch sehr starke Bewegung innerhalb angemessener Grenzen gehalten werden kann. Da wir aber auch vom Halbblutpferde ein gewisses Maß von Breite und Tiefe verlangen müssen und es außerdem für die meisten Züchter mit nahezu unüberwindlichen Schwierigkeiten verknüpft ist, den Fohlen jene Bewegung zu geben, die Sicherheitsventile für den vom Haferfutter hervorgerufenen gährenden Lebensmut schafft, ist es ein Gebot der Vorsicht, bei der Fütterung der zwei- und dreijährigen Fohlen mit dem Hafer zu sparen. Geschieht das Gegenteil und erhalten die Fohlen auch im zweiten und dritten Lebensjahre reichlich zugemessene Haferrationen, so entwickeln sich dieselben meistens zu dünnen, hochbeinigen und nervösen „Schwerenötern", welche infolge des bei ihnen immer schärfer hervortretenden Mißverhältnisses zwischen „dem Geiste und der Materie" gewöhnlich auch mit allerhand Knochenfehlern und Gallen behaftet werden, und später, wenn die Arbeit beginnt, dem betreffenden Reiter oder Kutscher tausend Schwierigkeiten bereiten. Daß die Aufzucht außerdem mehr gekostet, als ihr Marktwert hereinzubringen vermöchte, ist allerdings ein Umstand, der nur ihren Züchter angeht, jedoch werden wir nicht übersehen dürfen, daß die Pferdezucht ebenso wie jede andere Industrie nur dann gedeihen kann, wenn ihr Betrieb zu keinem Defizit führt.

Mit Berufung auf die hier angeführten Gründe und in voller Übereinstimmung mit der praktischen Erfahrung, empfehle ich folgende Rationen für das 2—3 jährige Halbblutfohlen: 8 Kilo Heu, Strohhäcksel und Streu, 4 Kilo Mohrrüben oder Runkelrüben und 2 Kilo Kleie, welch letztere anzufeuchten ist, so daß dieselbe an dem beigemischten Häcksel anklebt. Dann und wann gebe man dem Fohlen auch etwas Salz und Leinsamen. Eine Haferzubuße ist nur dann notwendig, wenn Heu bester Qualität nicht erhältlich. Sollten besonders gierige oder stark entwickelte Fohlen voluminöseres Futter zur Füllung des Magens bedürfen, so ist denselben Stroh in nur von ihrer Freßlust begrenzter Quantität vorzulegen.

Hieraus ergibt sich, daß ich keineswegs die Absicht gehabt, einer Hungeraufzucht das Wort zu reden. Den Rippen soll im Gegenteil durch reichliches Futter die rechte Wölbung verliehen werden, so daß der Rumpf, gleich wie ein Keil wirkend, den Brustkorb und die Kruppe erweitern kann, ohne deshalb dem Fohlen übermäßige Schwere zu verleihen. Auf diese Art werden Pferde aufgezogen, deren Rumpf und Pedal in einem harmonischen Verhältnis zu einander stehen, wohingegen Fohlen, deren Aufzucht hauptsächlich auf starke Haferfütterung ohne entsprechende Gymnastik basirt gewesen, immer zu schwache Beine im Vergleich zum Rumpfe erhalten.

Während des Sommers ist es den Fohlen — welchem Schlage sie auch an-

gehören mögen — am zuträglichsten, tags über auf der Weide zu verweilen und die Nacht im Stalle zuzubringen. Daß den abgesetzten Fohlen der Hafer darum nicht entzogen werden darf und daß ein Extrafutter erforderlich wird, so bald die Weide sich verschlechtert, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Ebenso wichtig ist es, die jungen Tiere des Morgens nicht früher auf die Weide zu treiben, bevor sie etwas trockenes Futter zu sich genommen. Außer der Weidezeit empfiehlt es sich, das tägliche Futter in 4—6 Portionen zu verteilen, damit dem Verdauungsapparat der jungen Tiere keine zu anstrengende Aufgabe zugemutet werde.

Im nächsten Zusammenhang mit der Fütterung der jungen Aufzucht steht die Frage, wie der Nähreffekt des Futters am genauesten kontrollirt werden könne.

Es ist nun ungefähr 60 Jahre her, als der bekannte deutsche Hippologe Ammon in einer unter dem Titel: „Das sicherste Mittel nur große und gut ausgebildete Pferde zu erziehen" veröffentlichten Broschüre den Züchtern folgende Ratschläge erteilte: „Das Geheimnis, große und schöne Pferde zu erziehen, beruht auf einer genauen Beobachtung der Entwicklungsperioden junger Tiere und in dem, was hier durch Pflege zu rechter Zeit erreicht werden kann; besonders in der Kenntnis des Wachstums und wie sich solches in den verschiedenen Stufen des Alters bis zur vollen Ausbildung in jedem Zeitpunkte verhält und wie viel hier durch Pflege zu rechter Zeit zu erreichen ist. So nahe diese Beobachtung liegt, so wird sie nicht leicht mit allen Einzelnheiten allgemein erkannt, ist auch vom Verfasser genauer untersucht worden; sie beruht auf genauen Messungen der Füllen von der Geburt an bis zum vollendeten Wachstume. Aus diesen Messungen ergibt sich, daß das Wachstum des ersten Jahres, ja der ersten Tage und Wochen nach der Geburt am beträchtlichsten ist und in einer schnellen Progression abnimmt. Aus wiederholten Messungen und in einer Durchschnittsberechnung hat sich dasselbe, auf Jahre verteilt, folgender Art ergeben; jedoch nur bei edlen Gestütspferden. Bei andern größeren oder unedlen, oder auch noch kleineren Rassen wird sich bei Messung ein anderes Verhältnis finden, als diese Zahlen angeben, aber man wird immer eine ähnliche Progression der Abnahme finden.

„Das Wachstum der Füllen im ersten Jahre nach der Geburt beträgt

| | | |
|---|---|---|
| demnach . . . . . . . . . . | 15 Zoll | (= 39 cm) |
| im zweiten . . . . . . . . . . | 5 „ | (= 13 cm) |
| im dritten . . . . . . . . . . | 3 „ | (= 7,8 cm) |
| im vierten . . . . . . . . . . | $1\frac{1}{2}$ „ | (= 3,9 cm) |
| im fünften . . . . . . . . . | $\frac{1}{2}$—$\frac{3}{4}$ „ | (= 1,3—1,8 cm) |

„Hieraus ergibt sich, daß für die künftige Größe des ausgewachsenen Pferdes fast alles im ersten Jahre, ja, in den ersten Wochen und Monaten nach der Geburt

geschieht; daß das Wachstum des ersten Jahres 15 Zoll beträgt und das der übrigen 4 Jahre zusammen nur noch 10 Zoll, und daß das Wachstum des letzten Jahres, nämlich vom vierten bis fünften Jahre, nur noch ½ Zoll, mithin nur $^1/_{30}$ Teil von dem Wachstume des ersten Jahres ausmacht.

„In einer ähnlichen Progression der Abnahme findet man das Wachstum des ersten Jahres auf die 12 Monate verteilt, so daß das Wachstum im ersten Monat nach der Geburt, das im letzten um vieles übersteigt. Der Verfasser hat aus mehreren Messungen 3—4 Monate nach der Geburt gefunden, daß gesunde und gut genährte Füllen von der Geburt an 8—10 Zoll schon fortgewachsen waren, woraus sich ergibt, daß auf die 8 oder 9 letzten Monate des ersten Jahres, nach obiger Angabe nur 5 Zoll oder $^1/_3$ des ersten Jahres zu wachsen bleiben.

„Man wird indessen bei verschiedenen Maßen und bei verschiedener Pflege der Füllen auch Abweichungen finden. Man wird bei einer großen Wagenrasse noch mehr Wachstum im ersten Jahre nach der Geburt und eine schnellere Progression in der Abnahme desselben, sowie bei schlecht genährten Füllen weniger Wachstum, wie wir angegeben haben, vorfinden; aber immer wird sich ein ähnliches schnelles Abnehmen des Wachstums im Fortgange der Zeit bemerklich machen, unter allen Verhältnissen und bei jeder Fütterung; und man wird finden, daß das, was im ersten Jahre, ja, in den ersten Wochen nach der Geburt nicht erreicht worden ist, in späterer Zeit selbst durch reichliches Futter nicht mehr vollständig erreicht werden kann."

Diese Angaben Ammon's enthielten überaus wertvolle Fingerweise für die Züchter. Seine Methode, die Füllen zu messen, ließ jedoch manch' wichtige Frage im Dunkeln. Die vom Widerrist aus vorgenommene Messung schenkt uns z. B. keine Aufklärung in Bezug auf die normale Entwicklung des Körpers nach allen Richtungen hin. Wir haben beispielsweise ein Fohlen vor uns, das sehr schnell in die Höhe schießt. Was hat nun dieses Wachstum zu bedeuten? Eine normale und befriedigende Entwicklung oder nur eine Zunahme im Längenmaße der Beine? — Mit Ammon's Methode als alleinige Richtschnur dürfte es schwer halten, diese Frage zu beantworten. Hält man sich nur an die Ergebnisse einer so oberflächlichen Messung, kann man somit nicht immer im rechten Augenblick solche Veränderungen in der Fütterung und Wartung der Fohlen vornehmen, die erforderlich wären, um das Wachstum in einer den Bedürfnissen des betreffenden Typus entsprechenden Weise zu reguliren. Ist z. B. ein Fohlen, das im Alter von fünf Monaten 1,30 m mißt, zu groß? Ja, falls die Breite und Tiefe nicht mit der Höhe harmoniren, denn ein schmaler Körperbau pflegt mit schlaffen Sehnen,

schwachen Gelenken und eben solchen Atmungsorganen versehen zu sein; nein, falls alle Körperteile in einem harmonischen Verhältnis zu einander stehen.

Das Höhenmaß ist außerdem nicht immer ganz korrekt. Erstens steht das Fohlen meistens mehrere Tage nach der Geburt mit krummen Knien, und pflegen die Gliedmaßen erst unter dem Einfluß einer milderen Witterung und des kräftigenden Effekts der Muttermilch eine geradere Stellung anzunehmen. Dieser Umstand wird aber bei der Messung der Höhe gewöhnlich übersehen. Ebenso verhält es sich mit der Thatsache, daß die Abnutzung der Hufe des Fohlens vielfach geringer ist, als das Wachstum derselben. Hierdurch erlangt das Fohlen ein Höhenmaß, welches dem faktischen Wachstum nicht entspricht. Werden dann die Hufe beschnitten, so zeigt das Meßband einen Stillstand in der Entwicklung, der thatsächlich nie stattgefunden.

Diese und andere Schwierigkeiten haben einen der hervorragendsten Hippologen Frankreichs, E. Gayot, veranlaßt, eine andere Messungsmethode zu adoptiren. Gayot mißt den Brustumfang der jungen Tiere hinter den Ellbogen mit einem nach dem Metersystem eingeteilten Meßbande. Daß diese Methode die einzig richtige ist, unterliegt keinem Zweifel. Man kann nämlich von dem Umfange des Brustkorbes mit großer Sicherheit auf die Entwicklung der übrigen Körperteile schließen. Zeigt das Meßband eine hohe Ziffer für den Brustumfang, so haben auch die Gliedmaßen, die Muskeln, die Sehnen, oder mit anderen Worten sämtliche Organe des Körpers an den physiologischen Vorgängen partizipirt, welchen es zu verdanken ist, daß der Brustkorb an Umfang gewonnen. Ist dagegen das um die Brust genommene Bandmaß richtig, so deutet dies mit ebenso großer Sicherheit auf eine mangelhafte Entwicklung der wichtigsten Körperteile.

Gayot hat die Zuverlässigkeit seiner Methode an vielen arabischen, angloarabischen und englischen Fohlen erprobt. Die Resultate, zu welchen er durch die Messung dreier Generationen gekommen, sind folgende:

| | | | |
|---|---|---|---|
| **Höhe:** | | | |
| Bei der Geburt . . . . . | 0,96 m | 1,01 m | 0,98 m |
| 5 Monate später (150 Tage) . | 1,26 m | 1,28 m | 1,26 m |
| Der Zuwachs war . . . . . | 0,30 m | 0,27 m | 0,28 m |
| **Brustumfang:** | | | |
| Bei der Geburt . . . . . | 0,81 m | 0,84 m | 0,84 m |
| 5 Monate später . . . . . | 1,23 m | 1,29 m | 1,32 m |
| Der Zuwachs war . . . . . | 0,42 m | 0,45 m | 0,48 m |

Hieraus ergibt sich, daß die Fohlen, welche bei der Geburt das geringste Höhenmaß zeigten, während der Säugezeit am meisten gewachsen sind — 0,30 m

gegen 0,27 m und 0,28 m. Anderseits haben dieselben den geringsten Brustumfang erzielt — 0,42 m gegen 0,45 m und 0,48 m.

Denkende Züchter werden nicht unterlassen, wichtige Schlußsätze aus diesen Beobachtungen zu ziehen. Während der Zeit des intensivsten Wachstums entwickeln sich die kleinen Fohlen mehr in der Höhe als in der Breite und Schwere; sie verbleiben demnach hochbeinig, platt und leicht. Im Alter von 5 Monaten besteht zwischen den beiden Maßen noch ein Unterschied von 0,03 m zu Gunsten der Höhe. Unter solchen Verhältnissen kann das Tier nie in den Besitz eines befriedigenden Fundaments gelangen; es wird demselben stets an Masse fehlen. Der Besitzer wird es sich daher nicht beikommen lassen dürfen, ein solches Exemplar zu Zuchtzwecken zu verwenden.

Bei den beiden anderen Generationen war die Zunahme im Höhenmaße weniger überstürzt, also normaler. Das betreffende Tier schoß nicht in die Höhe wie eine Treibhauspflanze, sondern zeigte andauernd harmonischere Proportionen. Die Zunahme im Höhenmaße erlitt jedoch darum keine Unterbrechung. Wohl aber nahm der Brustkorb teil an der allgemeinen Entwicklung. In dieser Kategorie wird der Züchter daher seine zukünftigen Zuchttiere zu suchen haben. Dieselben werden ihm, Unglücksfälle ausgenommen, keine Enttäuschungen bereiten.

Trotzdem gewährt auch die Gayot'sche Messungsmethode keine vollständige, nach allen Richtungen hin befriedigende Kontrolle über die Entwicklung der jungen Aufzucht. Eine solche ist nur dann erreichbar, wenn die vermittelst des Meßbandes gewonnenen Aufschlüsse durch periodisch wiederkehrende Wägungen komplettirt werden.

Wir haben gesehen, daß der Zuwachs im allgemeinen ziemlich gleichmäßig abnimmt, je mehr das Tier sich seiner vollen Reife nähert. Diese Abnahme erfolgt jedoch nicht immer gleichmäßig. Oft treten Pausen ein, auf welche ein sehr beschleunigtes Wachstum zu folgen pflegt; auch geht der Zuwachs bald mehr in die Höhe, bald mehr in die Breite. Hieraus ergibt sich für den Züchter die Möglichkeit, vermittelst der Fütterung auf die Bildung breiter Formen hinzuarbeiten. Ein Füllen, das z. B. Anlage zeigt zu schnell in die Höhe zu schießen, wird demnach durch eine schwächere Fütterung zurückgehalten werden können, wohingegen sich ein anderes, welches sichtlich in die Breite zu gehen beginnt, durch eine reichlichere und intensivere Fütterung möglicherweise noch mehr in diese Richtung treiben lassen wird. Die Messung allein schenkt uns keinen zuverlässigen Einblick in die hier angedeuteten Verhältnisse. Dazu sind außerdem gewissenhaft ausgeführte Wägungen erforderlich.

Die im Landgestüt der livländischen Ritterschaft zu Torgel vorgenommenen

Wägungen der daselbst zahlreichst vertretenen Hauptrassen und Hauptkreuzungen (Klepper, Finnen, Ardennen, Ardenn-Klepper und Klepper-Ardennen) ergaben folgendes Resultat:

Durchschnittszuwachs aller Füllen

während des

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| ersten | Lebensmonats | betrug | 40,5 | Kilo |
| zweiten | „ | „ | 33,5 | „ |
| dritten | „ | „ | 28,5 | „ |
| vierten | „ | „ | 23 | „ |
| fünften | „ | „ | 20,5 | „ |
| sechsten | „ | „ | 22,5 | „ |
| siebenten | „ | „ | 24 | „ |
| achten | „ | „ | 20,5 | „ |
| neunten | „ | „ | 24 | „ |
| zehnten | „ | „ | 12,5 | „ |
| elften | „ | „ | 11 | „ |
| zwölften | „ | „ | 12 | „ |
| dreizehnten | „ | „ | 6 | „ |
| vierzehnten | „ | „ | 6 | „ |

Die drei ersten Lebensmonate sind somit die entscheidenden für sowohl die Gewichtszunahme als den Höhenwuchs. Da darf also nichts versäumt werden. Im vierten und fünften Lebensmonat läßt sich durch die Fütterung mehr für den Höhenwuchs als für das Gewicht, d. h. für die Breitenzunahme thun. Sollte dagegen während der späteren Hälfte des ersten und während des zweiten Lebensjahres eine stärkere Gewichtszunahme bei dem jungen Tiere konstatirt werden, so kann eine gleichzeitig beginnende reichliche Fütterung mit Bezug auf die Entwicklung der Breite und Masse Wunder wirken, denn auf den Höhenwuchs übt die Fütterung dann keinen nennenswerten Einfluß mehr aus.

Die in Torgel ausgeführten Wägungen gaben zu folgenden Beobachtungen Anlaß. Während der ersten 7—10 Monate ist die Intensität des Wachstums so groß, daß sie Gewichtspausen nicht zuläßt; außer bei außerordentlichen Eingriffen, wie z. B. die schroffen und feuchten Witterungsverhältnisse im April und Oktober, sowie das Entwöhnen, die Insektenplage und die gewöhnlich gleichzeitig herrschende Dürre im Juni. Diese letzten Übel greifen so sehr ein, daß sie etwa viermal mehr Füllen im Wachstum schädigen, als jene Witterungseinflüsse. Bei abnehmender Intensität des Wachstums wird nun der schwierige Übergang zur winterlichen Stallfütterung noch viel hinderlicher für die Entwicklung. Im November zeigt eine

gleiche Anzahl Füllen, wie im Juni, Gewichtspausen. Offenbar durch Nachwirkung gesteigert, wächst diese Anzahl im Dezember und Januar um mehr als das Doppelte der Juni-November-Anzahl, sinkt im Februar und März auf $^2/_3$ zurück, erhebt sich im April und Mai (des zweiten Lebensjahres) auf den früheren Gipfel, um dann im Juni plötzlich zu verschwinden.

Wir ersehen hieraus, von welch' außerordentlicher Bedeutung die herbstliche Einstallung der Füllen ist. Hier kann an vorsorglicher Erleichterung des Überganges vom Sommer- zum Winterfutter nicht genug geschehen. Es tritt uns hier dasselbe vor Augen, was in Betreff der Milchherde uns aus dem Milchkeller so wohl bekannt ist. Wie die Milchgabe, so mag auch der Gesundheitszustand der Füllen durch naßkalte, zumal windige Frühjahrs- und Herbstwitterung mehr gefährdet sein; allein der Zuwachs wird durch dieselbe unerwartet wenig beeinträchtigt. (Siehe „Das Landgestüt der livländischen Ritterschaft zu Torgel", berichtende Züchtungsstudie von A. von Middendorff.)

Die Hauptsache ist und verbleibt indessen, daß sich der Züchter vermittelst genauer Messungen und Wägungen einen genauen Einblick in die Entwicklung jedes einzelnen Individuums verschafft und sich so die Möglichkeit bereitet, je nach dem Ziele, das er sich gesteckt, die vom Meßbande und der Wage bezeichneten individuellen Anlagen seiner Fohlen bald zurückzuhalten, bald nach Kräften zu fördern.

In der Zeitschrift „Landw. Versuchsstationen" 1888, Heft 4, wurden nachträglich aus der Feder des im Mai 1887 verstorbenen Docenten am landw. Institut zu Nowo-Alexandria (Rußland), W. Chludinsky, anregende Studien über das Lebendgewicht der Pferde veröffentlicht. Am Schlusse seiner Abhandlung gelangt der Herr Verfasser zu nachstehenden Folgerungen:

„1. Da das Schätzen des Lebendgewichtes des Pferdes durch Augenschein noch sehr unbearbeitet ist und man nicht überall der Wage zur Bestimmung des Lebendgewichtes eines Pferdes sich bedienen kann, so verdient die Methode der Bestimmung des Lebendgewichtes aus Abmessungen am Pferdekörper selbst durchaus volle Beachtung.

2. Hierbei werden diejenigen Methoden genauere Resulate geben, die sich auf Abmessungen gründen, welche wenigstens an zwei durch größere Beständigkeit sich auszeichnenden Stellen des Körpers ausgeführt sind. Dabei ist es aber zur Erlangung genauer Resultate sehr wichtig, die nötigen empirischen Coefficienten nicht nur für die einzelnen Rassen, sondern auch für die verschiedenen Körperkonstitutionen einzeln zu bestimmen.

3. Wenngleich auch auf diesem Wege das Lebendgewicht eines einzelnen

Pferdes nur sehr genähert bestimmt werden kann, so ist doch die durch dieses Verfahren bestimmte Summe des Lebendgewichtes einer ganzen Partie Pferde sehr nahe der Summe des wirklichen Lebendgewichtes dieser Pferde.

4. Angenähert kann das Lebendgewicht eines Pferdes in Kilo gefunden werden, wenn man die in Centimetern ausgedrückte Widerristhöhe des Pferdes multiplizirt mit 2,2 bei Pferden von zartem Bau und leichter Körperkonstitution, dagegen mit 2,8 bei Pferden von schwerem, massivem Bau; bei Pferden von mittlerem Bau nimmt man ein Mittel zwischen diesen Extremen.

5. Das Verhältnis des Lebendgewichtes des eben geborenen Füllens zu dem der Stute ist nur wenig größer, als das entsprechende Verhältnis beim Rinde.

6. In den ersten Lebensmonaten geht bei dem Füllen das Wachsen in die Höhe und die Zunahme an Lebendgewicht viel schneller vor sich, als in den folgenden Monaten. Dabei aber nimmt die Zunahme des Lebendgewichtes langsamer ab, als das Wachsen in die Höhe; hieraus ersieht man den allmählich sich steigernden Einfluß der Kräftigung der Knochen und überhaupt des ganzen Rumpfes des Pferdes.

7. Indem ein Füllen bei der Geburt ungefähr 10 % des Lebendgewichtes in erwachsenem Zustande wiegt, erlangt es bis zum Ende des ersten Lebensjahres beinahe 70 % dieses Lebendgewichtes, so daß es im ersten Lebensjahre um mehr als 50 % des Lebendgewichtes im erwachsenen Zustande zunimmt. Drückt man die Widerristhöhe des Pferdes im erwachsenen Zustande durch 100 aus, so fallen davon 60 % allein auf das erste Lebensjahr. Aus diesem ersieht man, daß in Bezug auf die Entwicklung des Pferdes das erste Lebensjahr das wichtigste ist.

8. Die schwerste Pferderasse ist beinahe fünfmal schwerer als die leichteste. Ein solcher enormer Unterschied wird weder beim Rinde noch beim Schafe, noch auch beim Schweine angetroffen und er weist entschieden auf bedeutende Veredlungsfähigkeit und Plastizität des Pferdes hin."

Kaum weniger wichtig als die Fütterung ist die Bewegung. Gegen die hier vorgeschlagene kräftige Ernährung des Fohlens im ersten Jahre habe ich oft den Einwand machen hören: „Ja, wenn wir unsere Fohlen so füttern wollten, dann schlägt ihnen das Futter in die Knochen; sie kriegen Spat, Hasenhacken und Gallen, und werden lauter Krüppel."

Dieser Einwand ist richtig, und er ist grundfalsch. Das Sprichwort: „Wie man's treibt, so geht's", scheint ausdrücklich für denselben gemacht zu sein. Der Einwand ist richtig, habe ich gesagt, wenn man das Fohlen, nachdem es abgesetzt ist, im Stalle stehen läßt, obendrein wohl gar noch anbindet, und dann, wie vorher angegeben, reichlich füttert. Es kommt dann in einen Zustand, wie jedes an-

dere gemästete Tier, der Wanst wird durch reichliches Futter ausgedehnt, der ganze Körper mit Fleisch und Fett überladen; die Beine aber, welche dazu bestimmt sind, nicht allein den Körper zu tragen, sondern auch Lasten zu tragen oder fortzuziehen, werden bei gänzlichem Mangel an Übung ihrer Kräfte nicht ausgebildet.

Wird nun nach langer Zeit das Fohlen aus dem Stalle gelassen, so ist es mutig, springt und tummelt sich; die schwachen Beine aber können die Last des schweren Körpers, welcher noch dazu durch kurze Bewegung und plötzliches Umdrehen ruckweise bald auf diesen, bald auf jenen Fuß gelegt wird, nicht tragen. Spat, Gallen oder Hasenhacken treten hervor, oder das Fohlen verfängt sich, wird steif an allen Gliedern und der Krüppel ist fertig. Ist ein solches Verfahren aber vernünftig? Warum hat der Zimmermann und der Schmied mehr Armkräfte als der Schneider? Weil erstere ihre Arme durch Übung täglich stärken, während der Schneider seine Arme nie anstrengt. Warum läuft das Faselschwein, welches den ganzen Tag auf die Weide geht, des Abends im schlanken Trab vergnügt nach Hause, während dasselbe Schwein, wenn es ein Vierteljahr auf dem Koben gelegen hat und gemästet ist, kaum einen Fuß vor den anderen setzen und kaum die Last seines Körpers tragen kann? Weil das Faselschwein beim Weidegange täglich seine Beine übt und durch die Übung stärkt, während das Mastschwein nur seinen Wanst und sein Fett ausgebildet hat, die Beine aber durch lange Entwöhnung von aller Anstrengung schwächer geworden sind. Ist es aber vernünftig, frage ich, ein Pferd, dessen Bestimmung es ist, durch die Anstrengung und die Kraft seiner Beine sein Brot zu verdienen, ebenso zu behandeln wie ein Mastschwein, dessen einzige Bestimmung es ist, möglichst viel Fleisch und Fett anzusetzen? Nicht das Futter schlägt dem Fohlen in die Knochen, sondern die verkehrte Behandlung seines Herrn. Das Pferd, dessen vorzüglichster Wert in der Stärke seiner Knochen, Muskeln und Sehnen besteht, kann diesen Wert nur erreichen, wenn die Stärke seiner Knochen, Muskeln und Sehnen durch tägliche Übung in angemessener Weise entwickelt wird. Darum lasse man bereits das Saugfohlen, sobald es etliche Wochen alt ist, täglich einige Zeit neben der Mutter herlaufen, bringe es nach dem Absetzen in einen geräumigen Stall, in dem es unangebunden sich frei bewegen kann, und sorge außerdem dafür, daß es alle Tage mehrere Stunden hinauskomme. Eine Ausnahme von letzterer Regel ist nur bei ungünstiger — feuchter oder windiger — Witterung gestattet. Während des auf das Absetzen folgenden Winters lasse man die Fohlen täglich von 10—11 vormittags und, falls die Witterung es gestattet, auch von 3—4 nachmittags hinaus. Tiefer Schnee bildet kein Hindernis für diese Bewegung; im Gegenteil, es bekommt den jungen Tieren ganz vortrefflich, sich in den Schneemassen herumzutum=

meln und zu wälzen. Schädlich wirken nur Nässe und rauhe Winde. Selbstverständlich ist auch dafür zu sorgen, daß der Boden des Laufhofes nicht eine holperige, glatte oder sumpfige Beschaffenheit annehme, sowie daß auf denselben keine Gegenstände geduldet werden, an welchen die Fohlen sich beschädigen könnten. Bei Frost oder Tauwetter bietet strohreicher Dünger ein ebenso einfaches als wirksames Mittel, die Bodenbeschaffenheit der Bahn entsprechend zu reguliren. Selbstverständlich muß außerdem darauf gesehen werden, daß die Fohlen, wenn sie herauskommen, sich auch tüchtig bewegen und nicht unthätig in den Ecken stehen. Sind mehrere Fohlen beisammen, so pflegen dieselben sich auch ohne Zuthun des Wärters gehörig warm zu halten. Sich blind hierauf zu verlassen, ist jedoch nicht anzuraten, sondern sollte stets ein mit einer langen Peitsche bewaffneter Junge auf der Bahn anwesend sein, um mittelst effektvollem Schnalzen Leben in die kleine Gesellschaft zu bringen, sobald dies geboten erscheint. Gegen das Frühjahr zu können die Fohlen früher hinausgelassen und später hereingenommen werden.

Während des Sommers ist ein etwas kupirter, geräumiger, möglichst steinfreier, mit gutem Gras, schattigen Bäumen und frischem Wasser versehener Paddock oder Weideplatz der geeignetste Aufenthaltsort für die Fohlen.*) Absolut unentbehrlich ist die Weide jedoch nicht bei der Pferdezucht, sondern läßt sich dieselbe mit Erfolg durch Grünfütterung und einem nahe beim Stalle gelegenen schattigen Laufhof ersetzen, wo die Fohlen sich den ganzen Tag in vollständiger Freiheit aufhalten können. Während der Periode der größten Hitze werden die Fohlen bei dieser Aufzuchtsmethode von 5—10 vormittags herausgelassen, bleiben aber dann bis gegen 4 Uhr nachmittags in den möglichst kühl gehaltenen Ställen, worauf ihnen gestattet wird, wieder bis 8 oder 9 Uhr abends draußen zu verweilen.

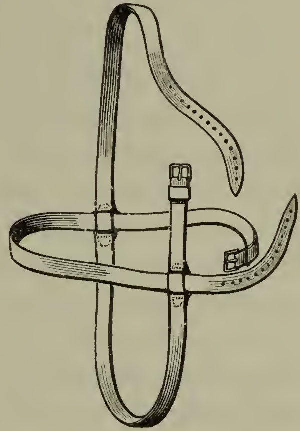
Das Gedeihen des Fohlens ist weiter an die Bedingung geknüpft, daß sich dasselbe während der Zeit, die es im Stalle zubringen muß, in einem geräumigen, lichten, gut ventilirten und mit reichlicher, reiner Streu versehenen Lauf- oder Boxstalle frei bewegen könne. Wem es zu mühsam oder kostspielig erscheint, für die Anlagen solcher Ställe, sowie eines zweckmäßigen Laufhofes zu sorgen, der möge lieber gleich die Pferdezucht an den Nagel hängen, denn auch die beste Fütterung kann den Schaden nicht wett machen, welcher dem jungen Tiere durch andauerndes Stillstehen zugefügt wird.

Das Fohlen darf somit im Stall nicht angebunden werden. Nichtsdestoweniger gewöhne man dasselbe nach dem Absetzen daran, sich an der Halfter führen

*) Auf kalkreichem Boden gedeiht die Zucht edler Pferde am besten. Roter Sandstein hat ebenfalls einen günstigen Effekt auf die Entwicklung der jungen Aufzucht.

zu lassen und während des Fressens angebunden bei der Krippe zu stehen. Dadurch legen wir den Grund zu dem Gehorsam, den wir vom Pferde verlangen müssen. Eine praktische Fohlenhalfter ist in Fig. 747 abgebildet. Dieselbe besteht aus zwei Riemen, von denen einer vom Genick bis unter den Ganaschen und der andere um den Ober- und Unterkiefer reicht. Der letztgenannte Riemen läuft durch an dem ersten Riemen angebrachte Schleifen. Wenn diese Halfter dem Fohlen aufgelegt werden soll, wird der Nasenriemen zugeschnallt, und zwar loser, als späterhin erforderlich ist. Der Nackenriemen dagegen bleibt offen. Darauf nähert sich der Wärter dem Fohlen, die Halfter, bei den losen Riemenenden gehalten, in der linken Hand und eine Peitsche in der rechten. Die Peitsche ist hierbei mit dem Stielende dem Daumen und mit dem Schlag dem kleinen Finger zugerichtet zu halten. Hierdurch wird dieselbe in der rechten Richtung über der Hinterhand des Fohlens erhalten und der Daumen und Zeigefinger sind unverhindert, das Schnallen des Nackenriemens zu besorgen, sobald die Halfter aufgelegt ist. Der Wärter schreitet nun mit ausgestreckten Armen, die Peitsche dem Schweife des Fohlens zugewendet, auf dasselbe zu. Am zweckmäßigsten ist, daß das Tier hierbei mit der Brust vor der Krippe steht. In dieser Stellung kann es nämlich nicht nach vorwärts drängen und sollte es nach rückwärts ausweichen wollen, so wird der Wärter, der bei der Schulter des Fohlens stehen bleibt, dasselbe leicht mit dem Peitschenende vortreiben. Vorausgesetzt, daß das Fohlen keine Angst zeigt, kann der Wärter demselben getrost einige Hiebe über den Sprunggelenken versetzen, falls es Widerstand leisten oder schlagen sollte. Sobald das Fohlen aber seinen Kopf dem Wärter zuwendet, hat dieser unbeweglich stehen zu bleiben. Nach einer Weile gibt er dann die linke Hand behutsam unter den Hals des Fohlens, streckt die rechte Hand, ohne die Peitsche deshalb loszulassen, über die Mähne und erfaßt das Strupfenende des Nackenriemens, während das Schnallenende von der linken Hand festgehalten wird. Nachdem nun beide Hände so weit vorgegeben worden, daß das untere Ende der Halfter unter den Ganaschen des Fohlens gebracht ist, wird die Halfter allmählich in die Höhe geschoben, bis der Nasenriemen in die richtige Lage gekommen. Es erübrigt dann nur noch, den Nackenriemen zuzuschnallen und den Nasenriemen so fest zuzuziehen, als erforderlich ist. Nach-

Fig. 747.



Fohlenhalfter.

dem die Halfter auf diese Art aufgelegt worden, wird ein starker aber dünner Strick durch den hinteren Teil des Nasenriemens gezogen und kann das Fohlen nun losgelassen werden. Dieser Strick muß so lang sein, daß der Wärter das Fohlen bis an die entgegengesetzte Wand der Box gehen lassen kann. Er wird dann das Tier leicht mit der Peitsche berühren und es an der Leine zu sich heranziehen. Pferde können mit großer Kraft rückwärts und vorwärts, aber nicht seitwärts ziehen. In obiger Stellung wird es dem Wärter somit ein Leichtes sein, das junge Tier daran zu gewöhnen, an dem Strick in der Box herumgeführt zu werden. Sobald es dies gelernt, kann es auch auf den Hof hinausgenommen werden. Damit ist dann ein gutes Stück der ersten Dressur erledigt.

Im Zusammenhang mit obigem sei auch erwähnt, daß die Bedeutung der Erziehung, welche der Mensch dem Fohlen zu teil werden läßt, nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Das Pferd ist von Natur aus weder sehr mutig noch besonders intelligent. Es gilt also vor allem, dessen Vertrauen zu gewinnen. Dies erreicht man am sichersten durch eine milde, aber zugleich ernste Behandlung. Wir dürfen nämlich nicht übersehen, daß das Fohlen allerdings keine Furcht vor dem Menschen hegen, anderseits aber auch diesen als seinen Herrn anerkennen soll. Man vermeide daher, das leicht erregbare junge Tier zu necken, denn es ist zu viel verlangt, daß dasselbe im Stand sein solle, Spaß von Ernst zu unterscheiden. Infolgedessen wird es auch vorkommen, daß das Fohlen energisch zurückweist, was es eigentlich als eine Äußerung besonderen Wohlwollens hätte aufnehmen sollen. Dies darf natürlich nicht geduldet werden. Das Ende vom Lied ist daher in solchen Fällen häufig, daß das Spiel in bitteren Ernst ausartet. Wiederholt sich dies aber nur einige wenige Male, so ist es auch meistens aus mit dem vertraulichen Verhältnisse — das „liebe Tierchen“ hat sich dann in einen scheuen, heimtückischen Gesellen verwandelt, der bei dem geringsten Anlaß kräftigen Gebrauch von seinen natürlichen Waffen macht.

Der ruhige Ernst, der stets bei der Erziehung des Fohlens zu Tage treten soll, schließt selbstverständlich keineswegs eine milde, freundliche Behandlung aus. Der Züchter sollte sich im Gegenteil nie dem Fohlen nähern, nie etwas von demselben begehren, ohne ihm schön zu thun oder es durch eine kleine Belohnung, z. B. eine Mohrrübe, eine Hand voll Hafer, ein Stückchen Brot oder ähnliches zu erfreuen. Bei konsequenter Befolgung dieses Prinzips werden die Fohlen ihrem Züchter, resp. Wärter wiehernd entgegeneilen, wenn derselbe den Stall oder Paddock betritt und sich auch ohne die geringste Scheu sowohl vorne als hinten von ihm anfassen lassen. Dieses durch freundschaftliches Beisammensein begründete Vertrauen benütze der Züchter dazu, dann und wann nachzusehen, ob die Zahn-

bildung der jungen Tiere einen normalen Verlauf nimmt, sowie er auch darauf bedacht sein wird, dem Fohlen durch Aufheben der Füße desselben, vorsichtiges Klopfen auf die Sohle u. s. w. jede Furcht vor den mit der Hufpflege verbundenen Manipulationen zu benehmen. Eine allgemeine Befolgung dieser Regel würde dem Schmiede manche Mühe und Sorge beim Beschlagen ersparen.

Erhalten die Fohlen die auch in anderer Beziehung absolut notwendige, regelmäßige und andauernde Bewegung im Freien, so werden ihre Hufe sich meistens normal entwickeln. Die belebende Einwirkung der Sonne und der äußeren Atmosphäre, sowie die Feuchtigkeit, welche der Huf dem durch Regen, Schnee oder Tau benetzten Boden entzieht, fördern das Wachstum des Hufhornes und bewirken, daß dasselbe eine elastische Beschaffenheit annimmt. Gleichzeitig wird der Huf durch die Berührung mit dem Erdboden erweitert und abgenützt, so daß das Abwirken mehr oder weniger überflüssig wird. In welch' hohem Grade andauernde Bewegung im Freien auf die normale Entwicklung des Hufes einwirkt, geht unter anderem daraus hervor, daß manches ältere, mit einem Hufleiden behaftete Pferd nur durch Barfußgehen auf Wiesen- oder Ackerboden wieder hergestellt worden ist. Ich kann es daher dem Züchter nicht genug ans Herz legen, auch dieser Einwirkung der Bewegung genügende Beachtung zu schenken.

Beim Auswirken der Hufe eines Fohlens wird häufig der Fehler begangen, daß man das überflüssige Horn an der Zehe und an den Trachten wegschneidet, ohne gleichzeitig von unten nachzuwirken. Dies führt leicht dahin, daß die Verbindung zwischen der Wand und der Sohle zerstört wird, was wiederum die Entstehung von Lähmungen und Platthufen veranlassen kann. Das über die Sohle hervorragende Hufhorn muß also von unten weggeschnitten werden, bis die Hornwand in gleicher Höhe mit der Sohle gelangt ist.

Bei Fohlen, die aus irgend einer Ursache keine angemessene Bewegung im Freien erhalten haben und bei denen aus diesem Grunde das Abschleifen des überflüssigen Hornes nicht von der Natur hat besorgt werden können, muß das Auswirken wenigstens alle 6 Wochen vorgenommen werden.

In solchen Fällen, wo die Abnützung der Hufe trotz regelmäßig erfolgter Bewegung keinen normalen Verlauf nimmt, werden die diesbezüglichen, von der Hufbeschlagskunst vorgeschriebenen Maßregeln ergriffen.

Eine rationelle Hufpflege nimmt wenig Zeit und noch weniger Kosten in Anspruch, erhöht und bewahrt aber den Wert einer Produktion, auf die beträchtliche Summen niedergelegt worden sind. Ich wage daher zu behaupten, daß das Vorkommen von Huffehlern in den meisten Fällen als ein Beweis dafür zu betrachten ist, daß sich der Züchter schwere Unterlassungssünden hat zu Schulden kommen lassen.

Mit Bezug auf die Hufpflege der jungen Aufzucht bleibt außerdem noch zu beachten, daß sandiger Lehmboden der Bildung von gesunden, normalen Hufen am zuträglichsten ist, wohingegen Sandboden die Entstehung von Zwanghufen und sumpfiger Boden jene von Platthufen begünstigt.

Unentbehrlich für das Gedeihen der Fohlen ist schließlich auch eine sorgfältige Hautpflege. Die Gründe, weshalb dies der Fall sein muß, sind im zweiten Kapitel des I. Bandes ausführlich dargelegt worden und brauchen deshalb hier nicht noch einmal zur Erörterung zu gelangen. Dagegen halte ich es nicht für überflüssig hervorzuheben, daß diese Hautpflege bei Fohlen keineswegs so umständlich und nachdrücklich zu sein braucht, wie diejenige, welche wir dem volljährigen Pferde zu teil werden lassen. Eine so fleißige Anwendung der Kardätsche würde nämlich der Haut des jungen Tieres eine weit größere Empfindlichkeit verleihen, als mit dem vernünftigen Abhärten desselben vereinbar erscheint. Wir beschränken uns daher darauf, ein Zusammenkleben des Deckhaares, sowie ein Verschließen der Poren durch allerhand Unreinlichkeit zu verhüten; für das übrige sorgen schon die Fohlen selbst durch Wälzen im Paddock oder auf der Weide, wobei sie außerdem noch durch Regen und Wind unterstützt werden. Die Fohlen müssen somit kräftig mit Stroh abgerieben werden, wenn sie kotig nach Hause kommen und werden wir auch dafür zu sorgen haben, daß ihr Stall stets reichlich mit frischer, reiner Streu versehen ist. Die regelmäßige Putzpflege dagegen beginnt erst mit dem Aufstallen, oder mit anderen Worten, wenn das junge Pferd die nötige Reife erlangt hat, sich sein Futter zu verdienen.

Ich äußerte soeben etwas über die Notwendigkeit, die junge Aufzucht abzuhärten. Nichts ist schädlicher für die spätere Zeit, als die junge Gesellschaft zu verzärteln. Stehen diese vierbeinigen Kinder in warmen Ställen, so sind sie, besonders wenn ihre Bewegung nicht gehörig überwacht wird, viel leichter Erkältungen ausgesetzt, als volljährige Pferde. Druse und sonstige Krankheiten, die nicht allein das Wachstum oft längere Zeit stören, sondern sogar für die ganze Lebenszeit Nachwehen hinterlassen, sind die unangenehmen Folgen davon. In einem bedeutenden Gestüte Österreichs hatte man vor Jahren die Fohlen so kalt eingestellt, daß dieselben fast dem Erfrieren nahe waren. Das Abhärten so weit zu treiben, kann selbstverständlich nicht empfohlen werden, denn alles hat seine Grenzen. Daß die Ausdauer und Widerstandsfähigkeit der Steppenpferde aber viel die Folge ihrer harten Jugenderziehung ist, steht wohl fest. Es dürfte daher den Leser interessiren, folgende vor mehreren Jahren in den seither eingegangenen „Blätter für Pferdezucht“ veröffentlichten Mitteilung aus der Praxis zu vernehmen:

„Der diesjährige Winter hat uns die Erfahrung gebracht, daß Fohlen recht

viel von der Kälte vertragen und sich dabei äußerst wohl befinden können. Wir hatten in einem großen Stalle, der eigentlich Schafstall, der schlechten Wollpreise und daher erfolgter Reduzirung wegen, aber zur Disposition gestellt war, 3 Fohlen von zwei Jahren, die nicht anderweitig untergebracht werden konnten.

Jedes Fohlen hat darin eine große Box von 12′ im Quadrat und der ursprünglich für 400 Schafe berechnete Raum enthielt außer einigen Schafraufen in der entgegengesetzten Ecke nichts; die Höhe des Stalles beträgt 14′. Die Wände der Boxes sind durch Schlote hergestellt, also offen, und bieten deshalb keinen Schutz gegen die Kälte. Für den Sommer und auch für einen zivilen Winter ist nun diese Stallung der Räumlichkeit und der guten Luft wegen sehr praktisch, für einen Winter jedoch, wie er uns diesmal beschert wurde, mit seinen — 18—20°, wohl aber nicht ganz genügend. Es wurden deshalb alle Ritzen der Thüren mit Stroh und alten Säcken ausgestopft, um die Boxes herum Strohbunde aufgestellt, sowie vor allem für gute Streu gesorgt, der Dünger jedoch nicht aus dem Stall genommen, sondern das Stroh immer oben darüber gestreut. Des Platzes wegen hätte man die Fohlen, um sie wärmer zu betten, recht gut zusammenstellen können, die Racker wollten sich aber trotz naher verwandtschaftlicher Bande bei einem gemachten Versuche nicht recht vertragen. Trotz aller dieser Vorkehrungen zeigte das Thermometer bei einer Kälte von 12° draußen noch 3° Kälte im Stall; es ist also anzunehmen, daß bei der noch viel größeren Kälte, wie wir sie öfter gehabt, dasselbe nicht unbedeutend tiefer gestanden haben wird und gewiß — 5° im Stalle gewesen sind.

Getränkt wurden die Fohlen aus einem, des Tages vorher gefüllten Fasse (Wasser mit Leinkuchenzugabe), dessen Inhalt man nur durch stete Zugaben von heißem Wasser im Gang halten konnte. Wenngleich nun die armen Tiere oft herzlich gefroren haben mögen, so waren sie doch kreuzfidel. Bei ihrem Ausgange, den sie täglich, wenn das Wetter auch noch so schlecht war, erhielten, bewiesen sie den besten Gesundheitszustand und die vergnügteste Laune und gaben den, in etwas wärmeren Stallungen stehenden Kameraden nichts nach. Bei der Bewegung wurde noch darauf gesehen, daß ihnen solche gradatim, also vom Schritt bis zum Canter, sowie ab und zu über für diesen Zweck aufgestellte Hürden in kurzen Reprisen zu teil wurde. Das bloße Herumstehen in den Ecken wurde besonders bei rauhem Wetter nicht geduldet.

Nach gethaner Arbeit dann ordentlich abgerieben, die Füße besonders vom Schnee gereinigt, zur gehörigen Zeit gefüttert wie getränkt — und die Fohlen schauen munter, wenn auch mit langem aber blankem Haare in die Welt. Das Futter mag allerdings wohl in den ganz kalten Tagen nicht recht gut verwertet

worden sein, da der Magen längere Zeit zur Erwärmung nötig hat und dazu einen Teil des Futters benützt, ehe das übrige dem Körper zu gute kommt. Bei den Fohlen, die wir gezogen, hat bis heute (d. h. dreimal unberufen drei Kreuze machen und dreimal ausspucken) noch keins die Druse gehabt und sind die Tiere auch bei nachherigem Gebrauch davon verschont geblieben, was wir teilweise der Abhärtung, dann aber auch der über Winter gegebenen Mohrrübenzugabe zuschreiben. Wir halten es daher nicht mit den Leuten, die da meinen, daß alle Pferde die Druse haben müßten. Zum Schluß noch die Bemerkung, daß wir nicht gerade behaupten wollen, — 5° sei die beste Stalltemperatur, wohl aber sind wir der bestimmten Ansicht, daß möglichste Abhärtung der Fohlen gegen die Witterung als eine Grundbedingung zur Erlangung guter und brauchbarer Pferde zu betrachten ist."

Die Frage, wann das junge Pferd in die Arbeit genommen werden soll, kann aus nahe liegenden Gründen nicht mit einer für alle Individuen und alle Verhältnisse geltenden Regel beantwortet werden. Soll die Arbeit die Entwicklung fördern und nicht hemmen, so muß die ganze Konstitution der jungen Tiere, sowie alle dessen Organe eine gewisse Widerstandsfähigkeit erworben haben, letztere aber ist wiederum von zahlreichen Nebenumständen abhängig, unter welchen die individuellen Anlagen, die Rasseeigenschaften und die genossene Erziehung am meisten in die Wagschale fallen. Als eine allgemein zutreffende Erfahrung möge jedoch festgehalten werden, daß die Sprößlinge der schweren Arbeitsrassen im Alter von 2—2½ Jahren so weit entwickelt zu sein pflegen, daß sie mit gebührender Schonung zu leichteren Arbeiten verwendet werden können, wohingegen edlere Pferde selten vor 3½—4 Jahren im Besitz derjenigen Reife sind, welche den Menschen berechtigt, sich ihrer Arbeitskraft zu bedienen. Hier wie überall in der Zucht heißt es also individualisiren, denn eines paßt nicht für alle und jenes Arbeitsmaß, welches geradezu als eine notwendige Bedingung zur normalen Entwicklung des jungen Pferdes schweren Schlages bezeichnet werden kann, würde voraussichtlich den gleich alten Halbbluter zum Krüppel machen.

Schließlich wollen wir auch der Kastrirung einige Worte widmen. Meiner Ansicht nach traf der französische Hippologe den Nagel auf den Kopf, als er mit folgender Behauptung vor die Öffentlichkeit trat: „Geschieht diese Operation im Alter von 4 oder 5 Jahren, so kann man nicht mehr von Kastrirung im eigentlichen Sinne des Wortes reden, sondern verdient dieselbe dann Verstümmelung genannt zu werden." Wir dürfen nämlich nicht vergessen, daß das Tier im genannten Alter, sowohl was die Körperform als auch die Kraft und das Temperament betrifft, seine vollständige Reife erreicht hat. Der Zuwachs hört auf, alle Eigenschaften des Organismus sind völlig entwickelt. Eine in diesem Zeitpunkt

vorgenommene Kastrirung muß daher tiefgreifende Störungen hervorrufen, welche zunächst in einem auffallenden Mangel an Harmonie zwischen der Vorder- und Hinterhand, sowie in einer merkbaren Abnahme der Energie zu tage treten werden. Das einzigste, was bisweilen unverändert bleibt, ist das Temperament; desto schlimmer also, wenn dasselbe schon vor der Operation ein bösartiges gewesen.

Die Frage, welches Alter zur Vornahme der Kastrirung am meisten zu empfehlen sei, läßt sich indessen nicht so ohne weiteres beantworten. Mancher Verfasser oder Praktiker behauptet, daß es am vorteilhaftesten wäre, die Hengstfüllen zu kastriren, sobald die Eier zum erstenmale in den Hodensack heruntergesunken, d. h. im Alter von ungefähr 2 Monaten. Andere sind dagegen der Ansicht, daß man das Ende des ersten oder sogar des zweiten Lebensjahres abwarten solle.

Die im Alter von zwei Monaten kastrirten Fohlen leiden wenig von der Operation; steht ihnen doch zur Bekämpfung des unvermeidlichen Reaktionsfiebers ein vorzügliches Heil- und Nährmittel, nämlich die Muttermilch, zur Verfügung. Außerdem gestattet diese Methode, die beiden Geschlechter auf der Weide bei einander zu lassen. Selbstverständlich erzielt man so auch das Maximum der Wirkungen, welche durch die Kastrirung zu erreichen sind, wobei allerdings nicht übersehen werden darf, daß die betreffenden Füllen häufig in ihrer Entwicklung zurückbleiben und weder die Größe noch die Energie und Leistungsfähigkeit zeigen welche ihnen von der Natur zugedacht gewesen.

Meistens schiebt man daher die Kastrirung bis zum erreichten zweiten Lebensjahre auf. Wie bereits erwähnt, läßt sich jedoch kein für alle Rassen, Verhältnisse und Gebrauchszwecke passender Zeitpunkt für die Vornahme dieser Operation angeben. Will man ein leichteres Pferd haben, empfiehlt es sich, das Füllen schon im Alter von 2 Monaten zu kastriren, strebt man nach Masse bei der Produktion, wird man gut thun, bis zum erreichten zweiten Jahre zu warten, bei den schweren Rassen darf die Operation ebenfalls nicht früher ausgeführt werden u. s. w.

Die beste Jahreszeit zum Kastriren ist zweifelsohne das Frühjahr, wo die Temperatur weder zu hoch noch zu niedrig zu sein pflegt und den jungen Tieren der Genuß des den Heilungsprozeß beschleunigenden Grünfutters gewährt werden kann. Nichtsdestoweniger bleibt wohl zu beachten, daß die Operation nur an einem vollkommen gesunden Tiere vorgenommen werden darf. Sollten daher im Frühjahre sanitäre Bedenken gegen dieselbe vorwalten, so wird man während des Sommers darnach zu trachten haben, die Gesundheit des betreffenden Tieres zu festigen und erst im September zur Kastrirung schreiten.

Sonstige Vorsichtsmaßregeln sind:

1) Feuchte Witterung, besonders bei Ostwind, zu vermeiden.

2) Das Fohlen einige Wochen vor der Operation kräftiger zu füttern und fleißiger zu bewegen.

3) Die Operation nicht vorzunehmen, wenn ansteckende Krankheiten in der Gegend herrschen oder kürzlich geherrscht haben und die Fliegenplage bereits begonnen.

4) Mit peinlicher Genauigkeit für die Verwendung reiner Instrumente zu sorgen.

5) Das betreffende Tier auf die Operation vorzubereiten, indem man demselben am Abend vorher weniger Wasser als gewöhnlich und nur so viel Futter reicht, daß der Magen und die Gedärme nicht belastet werden. Heu, Stroh, Gras, Spreu u. s. w. darf dem Tiere also nicht vorgelegt werden, wohingegen ein gutes Haferfutter nicht nur erlaubt, sondern geradezu unentbehrlich ist.

Die nächste Behandlung nach der Operation ist dem Tierarzte zu überlassen. Während der ersten Tage müssen die Wunden fleißig gereinigt, dem Patienten wiederholt Bewegung im Schritt gegeben und für leicht verdauliches Futter, wie Kleienmasch, frisches Gras, gutes Stroh u. dergl. gesorgt werden. Nach Verlauf von 5—6 Tagen kann man dann ganz allmählich wieder zur Haferfütterung übergehen und nach 14 Tagen wieder das gewohnte Futter geben.

Die Krönung der Aufzucht besteht in einer gelungenen Dressur zu der Arbeit, welche dem Typus des betreffenden Fohlens entspricht. Da indessen die Dressur zu verschiedenen Gebrauchszwecken bereits in einem besonderen Kapitel ausführlich geschildert worden ist, glaube ich berechtigt zu sein, meine umfangreiche Arbeit hiermit zum Abschluß zu bringen.



Druck von Carl Hammer in Stuttgart.



